This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Schweizerische Erzählungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Kurz.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1860.

Salomon Geßner.

Idas und Mycon.

Sei mir gegrüßt, Mycon! du lieblicher Sänger! Wenn ich dich ſehe, dann hüpft mir das Herz vor Freude; ſeit du auf dem Stein beim Brunnen mir das Frühlingslied ſangeſt, ſeitdem hab' ich dich nicht geſehen.

Mycon. Sei mir gegrüßt, Idas! du lieblicher Flötenſpieler! Laß uns einen kühlen Ort ſuchen, und in dem Schatten uns lagern.

Idas. Wir wollen auf dieſe Anhöhe gehen, wo die große Eiche des Palemons ſteht; ſie beſchattet weit umher, und die kühlen Winde flattern da immer. Indeß können meine Ziegen an der jähen Wand klettern und vom Geſträuche reißen. Sieh, wie die große Eiche die ſchlanken Aeſte umherträgt nnd kühlen Schatten ausſtreut; laß hier bei den wilden Roſengebüſchen uns lagern, die ſanften Winde ſollen mit unſern Haaren ſpielen. Mycon! dieß iſt mir ein heiliger Ort! O Palemon! dieſe Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal. Palemon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele Schafe. O Pan! bat er, laß meine Heerde ſich mehren, ſo kann ich ſie mit meinem armen Nachbar theilen. Und Pan machte, daß ſeine Heerde in einem Jahr um die Hälfte ſich mehrte; und Palemon gab dem armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem Pan auf dieſem Hügel und pflanzt eine Eiche und ſprach: O Pan! immer ſei dieſer Tag mir heilig, an dem mein Wunſch ſich erfüllte; ſegne die Eiche, die ich hier pflanze; ſie ſei mir ein heiliges Denkmal; alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern. Mycon! ſoll ich dir das Lied ſingen, das ich immer unter dieſer Eiche ſinge?

Mycon. Wenn du mir das Lied ſingeſt, dann will ich dieſe neunſtimmige Flöte dir ſchenken; ich ſelbſt habe die Rohre mit langer Wahl am Ufer geſchnitten, und mit wohlriechendem Wachs vereint.

Idas ſang itzt:

Die ihr euch über mir wölbt, ſchlanke Aeſte! ihr ſtreut mit euerm Schatten ein heiliges Entzücken auf mich. Ihr Winde! wenn ihr mich kühlt, dann iſt's, als rauſcht' eine Gottheit unſichtbar neben mir hin. Ihr Ziegen und ihr Schafe! ſchonet, o ſchonet! und reißt das junge Epheu nicht vom weißen Stamme, daß es emporſchleiche und grüne Kränze flechte rings um den weißen Stamm. Kein Donnerkeil, kein reißender Wind ſoll dir ſchaden, hoher Baum! Die Götter wollen's, du ſollſt der Redlichkeit Denkmal ſein. Hoch ſteht ſein Wipfel empor; es ſiehet ihn fernher der Hirt, und weiſet ihn ermahnend dem Sohn; es ſieht ihn die zärtliche Mutter und ſagt Palemons Geſchichte dem horchenden Kind auf dem Schooß. O! pflanzt der Redlichkeit ſo manch Denkmal, ihr Hirten! daß wir einſt voll heiligen Entzückens in dunkeln Hainen einhergehn.

So ſang Idas; er hatte ſchon lange geſchwiegen, und Mycon ſaß noch wie horchend. Ach, Idas! mich entzückt der thauende Morgen, der kommende Frühling entzückt mich; noch mehr des Redlichen Thaten.

So ſprach Mycon, und gab ihm die neunſtimmige Flöte.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in ſeiner Rechten. Er hatte ſich Stäbe geſchnitten zu einem Zaun und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter. Da ſah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden Bach; und

der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößet; und der Baum stund da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein! Itzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Itzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit Erde bedeckt; dann nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen. Aber die Dryas[1] rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt; mein Nachbar Palemon ist seit der Ernte schon krank; laß ihn gesund werden!

So bat der Redliche; und Palemon ward gesund. Aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf

---

1 Die Dryaden waren Schutzgöttinnen der Eichen; sie entstunden und starben auch wieder mit dem Baume.

dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles iſt munter und jede Pflanze hat ſich im Thau verjüngt. Auch ich, auch ich ſcheine verjünget; mein Stab ſoll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber ſetzen und über die grünen Wieſen hinſehn. O wie ſchön iſt Alles um mich her! Alles, was ich höre, ſind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde ſingen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwäſſerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! ſoll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge ſein? Neunzig Male hab' ich itzt den Wechſel der Jahreszeiten geſehen; und wann ich zurückdenke, von itzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Ausſicht, die ſich am Ende, mir unüberſehbar in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Iſt das Entzücken, das meine Zunge nicht ſtammeln kann — ſind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu ſchwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurückſehe, dann iſt's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; ſie erfriſchen die Felder und beleben die Pflanzen. Nie haben ſchädliche Seuchen unſre Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unſre Bäume verderbt, und bei dieſer Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt ſah ich in die Zunkunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm ſpielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen ſah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich dieſe jungen Sproſſen aufkeimen ſah. Ich will ſie vor Unfall ſchützen, ich will ihres Wachsthums warten, ſprach ich; die Götter werden die Bemühung ſegnen; ſie werden emporwachſen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein ſchwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So ſprach ich und drückte ſie an meine Bruſt; und jetzt ſind ſie voll Segen emporgewachſen,

und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchſen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzet habe, hoch empor; ſie tragen die alten Aeſte weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigſter Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Bruſt in meinen Armen ſtarbeſt. Zwölfmal hat itzt ſchon der Frühling dein Grab mit Blumen geſchmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich ſeh' es mit Luſt, wie mein grauer Bart ſchneeweiß über meine Bruſt herunter wallet. Ja, ſpiele mit dem weißen Haar auf meiner Bruſt, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfeſt; es iſt es ſo werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieſer Tag ſoll mir ein Tag der Freude ſein! Ich will meine Kinder um mich her ſammeln, bis auf den kleinen ſtammelnden Enkel, und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte ſei der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein ſchwacher Arm ſoll die Leyer nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder ſingen. Dann will ich Blumen über meine Tafel ſtreuen, und unter frohen Geſprächen das Opferfleiſch eſſen.

So ſprach Palemon und hub ſich zitternd an ſeinem Stab auf, und rief die Kinder zuſammen, und hielt den Göttern ein frohes Feſt.

Mirtil und Daphne.

Schon ſo frühe, meine Schweſter! noch iſt die Sonne nicht hinterm Berg hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Geſang ange-

fangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt, und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daß du so frühe dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Sei mir gegrüßt, geliebter Bruder! woher am feuchten Morgen? Was beginnest du in der stillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen gesucht und Maiblumen und Rosen, und will itzt, da unser Vater und unsere Mutter noch schlafen, will ich sie auf ihre Bette hinstreuen; dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen und sich freuen, wenn sie mit Blumen sich umstreuet sehn.

Mirtil. O du geliebte Schwester! mein Leben lieb' ich nicht so sehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weißest es, Schwester! gestern beim Abendroth, als unser Vater nach unserm Hügel hinsah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, so sprach er, stünd' eine Laube dort, die uns in ihren Schatten nähme. — Ich hört' es, und that als hätt' ich's nicht gehört; aber früh vor der Morgensonne ging ich hin und baute die Laube, und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O meine Schwester! sieh' hin, die Arbeit ist vollendet. Verrathe nichts, bis er es selbst sieht; der Tag soll uns voll Freude sein!

Daphne. O mein Bruder! wie angenehm wird er erstaunen, wenn er die Laube von ferne sieht! Itzt geh' ich hin, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin, und streue die Blumen um sie her.

Mirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden sie mit freundlichem Lächeln sich ansehen und sagen: Das hat Daphne gethan: Wo ist sie, das beste Kind? Sie hat für unsere Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder! wenn er dann vom Fenster her die Laube sieht: Wie, trüg' ich mich? so sagt er dann; eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügels! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Gesegnet sei er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für

unſers Alters Freude zu ſorgen! Dann, Bruder! dann iſt uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt Alles beſſer, und auf jeder Stunde wächst ihm Freude.

Das hölzerne Bein.

Eine Schweizer-Idylle.

Auf dem Gebirge, wo der Rautibach ins Thal rauſchet, weidete ein junger Hirte ſeine Ziegen. Seine Querpfeife rief den ſiebenfachen Wiederhall aus den Felsklüften, und tönte munter durchs Thal hin. Da ſah er einen Mann von der Seite des Gebirges heraufkommen, alt und von ſilbergrauem Haar; und der Mann, langſam an ſeinem Stabe gehend, denn eines ſeiner Beine war von Holz, trat zu ihm, und ſetzte ſich an ſeiner Seite auf ein Felſenſtück. Der junge Hirte ſah ihn erſtaunt an und blickt' auf ſein hingeſtrecktes hölzernes Bein. Kind, ſagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkſt, mit ſo einem Beine blieb ich wohl unten im Thal? Dieſe Reiſe aus dem Thal mach' ich alle Jahr einmal. Dieſes Bein, ſo wie du es da ſiehſt, iſt mir ehrenhafter als Manchem ſeine zwei guten; das ſollſt du wiſſen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es ſein, erwiederte der Hirte; doch ich wette, die andern ſind bequemer. Aber müde mußt du doch ſein. Willſt du, ſo geb' ich dir einen friſchen Trunk aus jener Quelle, die dort am Felſen rieſelt.

Der Alte. Du biſt ein guter Knabe; ein Trunk friſches Waſſer wird mich erquicken. Gehſt du und holeſt ihn, ſo erzähl' ich dir dann die Geſchichte von meinem hölzernen Beine. — Der junge Hirt lief, und ſchnell bracht' er einen friſchen Trunk aus der Quelle zurück.

Der Greis hatte ſich erquickt. Daß mancher eurer Väter, ſo ſprach er, voll Narben und zerſtümmelt iſt, das ſollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, ſtatt jetzt an der Sonne froh zu ſein und mit muntern Liedern den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durchs Thal und frohe Lieder hört man von einem Berge zum andern; Freiheit, Freiheit beglückt das ganze Land! Was wir ſehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unſer Eigenthum, und was wir ſammeln, das ſammeln wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirte. Der iſt nicht werth ein freier Mann zu ſein, der je vergeſſen kann, daß unſre Väter es erfochten.

Der Alte. Und der's nicht eben ſo thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag gieng ich alle Jahr einmal auf dieſe Höhe aus dem Thal herauf; aber ich ſpür' es, dieß wird wohl das letztemal ſein. Von hier ſeh' ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unſere Freiheit gewannen[1]. Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viel tauſend Spieße blitzten daher und wohl zweihundert Ritter in prächtiger Rüſtung; Federbüſche ſchwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unſer kleine Haufe zertrennt; nur wenig Hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal und ſchlich fürchterlich an den Gebirgen hin. Aber am Fuß des Berges ſtund jetzt unſer Hauptmann; dort ſtund er, wo die beiden Weißtannen auf dem Felſen ſtehen; nur Wenige ſtunden bei ihm. Mir iſt's, ich ſeh' ihn noch muthvoll daſtehen, wie er die zerſtreuten Haufen zuſammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft ſchwingt, daß es rauſcht wie ein Sturmwind vor einem Gewitter. Von allen Seiten her liefen die Zerſtreuten zu. Siehſt du vom Felſen herunter jene Quellen?

---

1 Die Schlacht bei Näfels, im Kanton Glarus, im Jahr 1388.

Steine, Felſen und umgeſtürzte Bäume mögen ſich ihnen entgegenſetzen; ſieh', ſie dringen durch; ſie ſtürzen ſich weiter und ſammeln ſich dort im Teiche. So war's, ſo eilten die Zerſtreuten herbei und ſchlugen durch die Feinde ſich durch; ſtunden um den Held her und ſchwuren: Wir kleiner Haufe, ſteht Gott uns bei, wollen ſiegen oder doch ſterben! In gedrängter Schlachtordnung ſtürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal ſchon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns ſchützenden Berg zurück. Ein enge geſchloſſener Haufe ſtunden wir wieder da, undurchdringlich wie der hinter uns ſtehende Fels. Aber itzt, itzt fielen wir, durch dreißig Tapfere von Schwyz verſtärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborſtener Fels hoch hinunter in einen Wald ſich wälzt, und vor ſich her die Bäume zerſplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, ſtürzten einander ſelbſt, indem ſie unſrer Wuth wichen. So wütheten wir unter den Feinden und drangen über Todte und Zerſtümmelte vorwärts, um weiter zu tödten. Ich auch; aber im Gewühl ſtürzt' ein feindlicher Reuter mich zu Boden und ſein Pferd zertrat das eine meiner Beine. Einer, der neben mir focht, ſah rückwärts, rafft' auf ſeine Schulter mich und lief mit mir aus der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Felſen um unſern Sieg: Pflege dieſen, Vater! er hat gefochten wie ein Mann. Er ſprach's und lief in die Schlacht zurück. Sie wurd' gewonnen. Kinder, ſie wurd' gewonnen! Mancher der Unſern lag da, über einem Haufen Feinde ausgeſtreckt, ſagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er ſelbſt geſchnitten hat. Ich wurde gepflegt, ich wurde geheilt: Aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich hab' ihn umſonſt geſucht; umſonſt Gelübde, umſonſt Wallfahrten gethan, daß irgend ein Heiliger oder ein Engel mir's offenbare. Ach! umſonſt. Ich ſoll ihm in dieſem Leben nicht danken.

Der junge Hirte hatte mit Thränen im Aug' ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst's in diesem Leben ihm nicht mehr danken! Erstaunt rief der Alte: Wie? was sagst du? weißt du denn, wer er war?

Der junge Hirte. Mich müßte Alles trügen, oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: Lebt wohl der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?

Der Alte. O Gott und ihr Heiligen! der Redliche sollte dein Vater sein?

Der junge Hirte. Eine Narbe hatt' er hier (er wies auf die linke Wange); der Splitter eines Spießes hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

Der junge Hirte. Vor zwei Jahren starb er; und jetzt hüt' ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt' ihn. Gott sei's gedankt, so kann ich seine Wohlthat in dir ihm wieder vergelten! Komm, Sohn, komm in meine Wohnung; ein Anderer kann diese Ziegen hüten. Und sie gingen hinunter ins Thal, nach seiner Wohnung. Reich war der Greis an Feld und an Heerden und eine einzige schöne Tochter war seine Erbin. Kind! so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Knaben. Könntest du ihm gut sein, ich gäb' ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe; gelbe Locken kräuselten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle doch bescheidene Augen blinkten draus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drei Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen, und sprach: Seid mir gesegnet, itzt, itzt bin ich der glücklichste Mann!

Franz Xaver Bronner.

Die belohnte Wohlthat.

Thebe, die arme Fischerin, war vor der Zeit zur Wittwe geworden. Auf ihren Wangen blühte zwar noch der Gesundheit Roth, und auf ihrem Antlitz fast jugendliche Reize. Aber keiner der Jünglinge mochte sie freien; denn sie war arm. Da kam sie zu Kerias, dem reichen Fischer. „Ich habe sieben Kinder," sagte sie traurig, „sie sind noch klein, und ich kann ihnen nicht Brod genug schaffen. Aber dir hat der Himmel Reichthum beschceret, guter Mann! . . Habe doch Mitleid mit armen hungernden Kindern, und mit einer armen hilflosen Mutter! Nimm ein paar Knaben zu dir, und lehre sie den Hamen und die Netze gebrauchen, daß sie im Alter einst ihre Nahrung gewinnen mögen, und dir tausendfach danken! O! nimm sie zu dir, sei ihr Vater, und nähre sie!" So bat sie, und eine Zähre glänzte in ihrem Auge. Stillschweigend stand sie da, und sah dem Fischer so sehnlich ins Antlitz, so sehnlich, daß ihr Blick ihm tief in die Seele drang.

„Du bist eine gute Mutter," sprach er mit freundlicher Miene, „sei getrost! Morgen werde ich deine Hütte besuchen, und mir die Knaben wählen, die ich künftig ernähren will. Hier hast du ein Körbchen voll Wasserbirnen, hier Brod! Nun esset euch satt, meine Lieben!" Und er gab ihr ein Körbchen voll Wasserbirnen und Waizenbrod. Unter Thränen der Freude schluchzte ihm Thebe ihren Dank, und eilte nach Hause, den sehnlich wartenden Kindern Speise zu reichen. Wie naschten da die schmachtenden Kleinen im frischen Obste! wie assen sie begierig, ihren quälenden Hunger zu stillen, das Brod

hinunter! Alle hoben dann ihre unschuldigen Händchen empor, und beteten mit ihrer lieben Mutter für den wohlthätigen Fischer.

Am folgenden Tage, da sie eben der aufgehenden Morgensonne gegenüber im Grase spielten, kam Kerias den Fluß herabgefahren, lächelte die Kinder freundlich an, und stieg ans Land. „Was macht ihr hier, meine lieben Kleinen?“ fragte er liebreich, und trat in ihre Mitte: „Sage mir, Töchterchen! Was soll der Stab in deiner Hand?“ — „Ach, dort steht eine Blume am Ufer,“ antwortete das Mädchen, „sie steht traurig, mit niedergesenktem Haupte, und drohet vor der Zeit zu verwelken. Es dauert mich das arme Blümchen; es soll nicht vor der Zeit verwelken; an diesem Stabe will ich es festbinden, daß es die Sonne anblickt, und wieder aufblüht: es wird mir dann noch süßer riechen.“

Kerias. Laß dich küssen, frommes Mädchen! Ich lobe dich! .... Und ihr dort an der versiegten Quelle, ihr vier muntere Knaben, mit dem Grabscheit und der Hacke am Arme, was macht ihr da?

Die Knaben. Siehst du den schönen Apfelbaum, der einsam dort in der Wiese steht? Wir leiten einen kleinen Bach aus dem Flusse zu ihm; er trägt gar so gute Aepfel, und jetzt dürstet der arme Baum schon lange: Er müßte verdorren, bekäm er nicht Wasser zu trinken. Aber er soll nicht verdorren: denn sieh! wir haben den Rinnsal bald fertig.

Kerias. Gut, recht gut, meine Lieben! Ihr seid wackere, unternehmende Kinder. Bleibt so! Wie sehr verdienet ihr glücklich zu sein! .... Und du, Mädchen! mit den zwei Kleinen neben dir im Grase! Ihre Augen sind ja noch von Thränen roth. Du pflücktest ihnen gewiß Blumen in den Schooß, daß sie stillschweigen mögen?

Das Mädchen. Sie haben eben geweint, die kleinen Närrchen; denn sie hungerten so sehr; da pflückt' ich Grasblumen in ihren Schooß, und sie weinen nun eine Weile nicht mehr.

Kerias. Wartet, ihr ſollt gleich zu eſſen bekommen, ihr lieben Kleinen!

Da holte er behende ſeine Fiſchkägel aus dem Nachen, und trat zu Thebe in die Hütte. „Meine liebe Fiſcherin,“ ſagte er, „hier bring ich Fiſche; koche ſie deinen Kindern, daß ſie eſſen und ſatt werden; die armen Jungen hungern ſchon wieder.“ Und Thebe dankte ihm, und kochte fröhlich den Kindern die Fiſche.

„Eben ſah ich ſie draußen im Grünen ſpielen“, fuhr Kerias fort, „es ſind aber nicht ſieben, wie du mir geſtern ſagteſt; ich zählte ſie genau, es ſind achte. Geſteh mir's, warum verhehlteſt du's?“

Thebe. Fiſcher! ich verhehlte dir Nichts; ich habe nur ſieben Kinder; das achte iſt ein fremdes Mädchen, das ich halb verhungert im Walde fand. Ich kam in den Wald, und ſuchte mir Brombeeren zum Nachtmal. Da ſaß das Mädchen am Sumpfe, und weinte, und klagte laut ihre Noth, daß ſie keinen Vater und keine Mutter mehr hätte, und daß ſie nun kränklich wäre, und im ganzen Walde keine Speiſe für ihren Hunger fände. Da hatte ich Mitleid mit dem Mädchen; wo meine Kinder eſſen, dachte ich, mag ſie auch eſſen, und nahm ſie mit nach meiner Wohnung. Sie hat das beſte Herz, und wird mir einſt tauſendmal für dieſe kleine Wohlthat danken.“

„O meine Thebe, wie empfindſam, wie ſchön iſt deine Seele!“ rief Kerias, und drückte ſanft ihre Hand in die ſeinige: „Ich kam her, von deinen Kindern zu wählen, welche ich nähren will; aber ich mag nicht wählen . . . Sage, wollteſt du mir wohl auch eine Bitte gewähren?“

Thebe. Du biſt reich, was kann ich dir geben?

Kerias. Dich — dich kannſt du mir geben, göttliches Weibchen! .. Magſt du nicht meine Gattin werden? .. Ich liebe dich, Thebe, recht herzlich liebe ich dich .... Du ſchweigſt, und deine Hand bebt in der meinen. O ſage mir, ſage mir, kannſt du mich wiederlieben?

„Mein Kerias, was du für Fragen thueſt!“ antwortete ſie mit

zagender Stimme, und zog behutſam ihre Hand zurücke: „Ich bin ja ſo arm, du weißt es, bin ſo arm, und habe ſo viele Kinder; bedenke nur, guter Mann, bedenk es nur! Gewiß du wirſt mich nicht lieben können.“

Kerias. Warum nicht, beſte Thebe? .... Willſt du mich? O dann ſind deine Kinder auch meine.

Thebe. Ach! wer liebet dich nicht? .. Doch, ich bin arm, du wirſt nicht glücklich ſein.

Kerias. Und wäreſt du noch ärmer, ſo hätte ich dich dennoch lieb; Dein fühlendes Herz achte ich höher, als alle meine Habe, meine Fiſchteiche und Wieſen. O laß mich das erſtemal dich küſſen, du meine Geliebte, meine künftige Gattin.“

Da küßte er ſchmachtend ſie, und drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und Thebe weinte. „Weine nicht, meine Liebe,“ ſprach er, und trocknete ihr ſanft die Thränen von der Wange; „komm vielmehr, laß uns unſere Kinder verſammeln, und den Nachbar Aſphalion herüberrufen, daß ich dir vor ſeinen Augen Liebe ſchwöre und unverbrüchliche Treue.“

Und er lief hurtig hinaus, und rief die Kleinen herein, und holte den Nachbar Aſphalion herüber; dann gaben ſie ſich in ſeiner Gegenwart die Hände, und ſchwuren ſich Liebe, daß der Alte vor Freude hüpfte, und dieſen Tag ewig ſelig pries, der beſtimmt war, ſo viele glücklich zu machen. „Sieh, meine Nachbarin“, ſprach er, „ſo lohnet der Himmel die Wohlthat, die du mitleidig einem armen verwaisten Mädchen erzeigteſt!“

J. C. Appenzeller.

Ein Tag in der Diligence,

oder

Scene aus dem Grauholz bei Bern, am Montag Morgen des 5. März 1798.

Der Kirchthurm von Heilig-Kreuz — in der weiten, ungeheuren Ebne zwischen Mühlhausen und Kolmar — erhob sich am Horizonte, des sinkenden Tages, gleich einem schwarzen Obelisk, in ruhiger, stiller Majestät. Delerois und ich saßen allein draußen in der Chaise des Postwagens; der Postillon schwankte auf seinem Pferde in unruhigem Schlummer: auch von denen, die drinnen im Wagen saßen, unterbrach kein Laut die einförmige Rädermelodie der Diligence.

Aber die Sterne, die allmälig hervortraten, beschäftigten mein Auge. Ich vergaß beim Aufblick zu ihrem Schimmer und Glanze, das Dämmernde des Heerweges, der vor uns sich unabsehlich hinzuziehen schien, und aus der sichtbaren Welt erhob sich mein Herz zur unsichtbaren hinauf; dorthin, wo die Sterne mir freundlich hinzuwinken schienen, wo so manche schon hingegangen sind, in deren Busen ich einst die heiligsten Gefühle der Freundschaft und Liebe ausgoß.

Wie tief empfand ich jetzt Kosegartens schönes Lied:

„Selig, wessen Flug das Land erflieget,
Wo der Seelen Scheidewand zerfällt,
Wo sich Herz an Herz vertraulich schmieget,
Und gesellig Geist an Geist sich hält!

Wo kein Vorurtheil die Treuen tadelt,
Wo kein Wahn sie auseinander reißt,
Wo nur Güte hebt, wo Kraft nur adelt,
Und der Trefflichste der Erste heißt."

Delerois riß mich aus meiner göttlichen Versunkenheit — seine Frage: „Rauchen Sie denn nicht mit?" machte — indem er mir seinen Tabakbeutel hinhielt, einen seltsamen Contrast mit meinen Betrachtungen und meiner Geistesabwesenheit, in welche ich so ganz verloren war, daß ich zum zweiten Male fragte: „Was sagen Sie, mein Herr?" —

Ich nahm das Anerbieten mit der Herzlichkeit an, mit der er es mir machte. Noch fragte er mich mit zarter Höflichkeit, woher ich sei und wohin ich zu reisen gedenke? Er schien nachdenkend und ernst, als ich ihm sagte, daß ich ein Schweizer sei. — Er suchte nach seinem Feuerzeuge, nahm dann mit der einen Hand seinen Hut ab, und fuhr mit der andern über sein Gesicht. „Kennen Sie Bern — Fraubrunnen — Grauholz?" fragte er dann in einem Athemzuge nach einander fort — und als ich's ihm bejahte, wandte er sich gegen mich hin und erzählte mir eine That, die ich der Vergessenheit zu entreißen schuldig bin, weil sie jenen hohen Grad von Muth und Heldensinn bezeichnet, mit welchem das alte Bern seinem letzten — wenn gleich nicht glorreichen, doch auch nicht ruhmlosen oder schmachvollen Tag — entgegen sah.

Es ist gewiß, daß solcher Scenen viele angeführt werden könnten, wenn die Personen, welche in denselben handelten, nicht entweder den Tod dabei gefunden hätten, oder diejenigen, welche Zeugen davon waren und das tragische Schauspiel- überlebten, davon schwiegen. Manche Erzählungen aus jenen schicksalsvollen Tagen sind zwar aufgetischt, nacherzählt und nachgeschrieben worden, aber den meisten fehlt jene historische Glaubwürdigkeit, ohne welche die schönste That nur einen sehr zweideutigen Werth hat. Ich glaube bei dieser Erzählung

behaupten zu dürfen, daß sie eben so treu und wahrhaft, als für alle die neu und interessant sein muß, die von derselben nie einige Kenntniß erhalten konnten, da Delerois der Einzige am Leben übrig gebliebene ist, der in dieser Scene des Todes handelte.

Ehe ich indeß diese Erzählung des französischen Offiziers anführe, erlaube man mir über die Veranlassung zu derselben etwas weiter auszuholen.

* * *

Es war am 26. Oktober 1808, Nachmittags gegen zwei Uhr, als ich vor dem Postbureau zu Mühlhausen diesen Offizier in einem heftigen Wortwechsel mit der Wittwe D** von Nancy und dem Kaufmanne F*** von Belfort, antraf. Die Postillons, die uns diesen Abend noch bis Kolmar bringen sollten und längst ihre Pferde vorgespannt hatten, hörten ungeduldig dem Zanke zu; mehrmals schwangen sie fluchend ihre kurzen Peitschen — aber dann gebot die drohende Miene des Mannes mit dem goldgestickten Kleide und dem rothen Bande im Knopfloche, Ruhe und Stille. Die Wittwe und der Kaufmann saßen schon im Postwagen, jene mit einem Knaben von vier Jahren auf dem mütterlichen Schooße, dieser bis über die Ohren hinauf in einen Mantel vermummt, neben ihr sitzend: der Offizier stand am Kutschenschlage — eine hohe, schöne Gestalt, aber ganz Soldat in Miene und Sprache — Narben schmückten Stirn' und Wange und vorn an der Nasenspitze war eine Schramme, die diesem wichtigen Theile seines sonst schönen Gesichtes einen gräßlichen Anstrich gegeben, wenn nicht ein sanfter Mund das Unangenehme gemildert hätte.

Ohne mich anfänglich um diesen Streit sonderlich zu kümmern, stieg ich in den Wagen. Aber, da das Volk anfing herbeizulaufen und der Postdirektor aus seiner Stube trat und zur Abreise ermahnte; als der Offizier und der Kaufmann immer hitziger wurden; jener an seinen Säbel, dieser nach seinen Terzerolen griff: da stand

ich von meinem Sitze auf, um an der entgegengesetzten Seite des Wagens mir Luft zu machen. Ich erinnerte noch die Wittwe, sich ruhig zu verhalten, und wollte ihr eben sagen, daß sie mit mir austreten möchte, bis dieser Zwist beendigt sei — als der Kaufmann blaß vor Ingrimm nachgab und sich in den Winkel des Rücksitzes neben mich hinschmiegte. Der Offizier mit dem Bande der Ehrenlegion nahm sogleich den Platz neben der Wittwe ein. Jetzt rasselten die schweren Räder über die gepflasterte Straße. Im Postwagen aber herrschte Todtenstille.

Der ganze Streit bestand darin, daß der Kaufmann wie der Offizier den Platz neben der Wittwe inne haben wollte. Ich kam in demselben Postwagen von Basel und hatte von dortaus den ersten Platz bis Nancy angewiesen. aber schon in Bourg-libre trat ich denselben an den dortigen Generalinspektor der Douanen und seine Gemahlin, die nach Müllhausen reisen wollten, ab. Dort, dachte ich, wirst du deinen Platz wieder einnehmen können; aber, wie ich nun sah, welches Recht in den Diligencen gehandhabt werde, that ich mit einem Male, nicht blos aus Diskretion gegen die Wittwe, die hier in denselben einstieg, sondern um allen Zwist mit irgend jemand auszuweichen, auf denselben Verzicht, und duldete mich auf jedem Plätzchen des engen, ängstlichen Kastens.

* * *

Im Gasthause zu Ensisheim, wo wir einen Augenblick abtraten, gesellte sich zu unsrer Gesellschaft noch die ungeheure dicke Wirthin mit einem zehnjährigen Buben. Bald wurde mir die Atmosphäre im Wagen zu drückend. Der Abend war kühl. Ich suchte beim Konducteur um einen Platz in der Chaise nach: draußen, dacht' ich, kannst du freier athmen und auch eine Pfeife Tabak anzünden.

Kaum merkte Delerois, so nannte sich der Offizier, mein Vorhaben, als er mich fragte, ob er mir nicht Gesellschaft leisten dürfte, auch er fühle sich im Wagen so beengt. Der höfliche Franzos meinte,

man dürfe bei der erkältenden Nachtluft, wegen der Dame und ihrem Kleinen die Gläser am Kutschenschlage nicht herunterlassen — doch, wie ich nachher mich überzeugte, wars eigentlich auch bei ihm das Bedürfniß einer Pfeife Tabak, was ihn heraus trieb.

Wie hätte ich nein sagen dürfen! obschon ich's gerne gesagt hätte, denn ich wußte wohl, daß ich als »un Allemand« wenig Interesse bei ihm erwecken würde. Mein Gemüth war ohnehin von düstern Bildern umlagert, ich hatte diese Reise zu meiner bloßen Zerstreuung unternommen — in dieser Jahreszeit unternommen, wo die kühlen Herbstwinde in den bunten Blättern der Bäume wie Geister rauschen und die hinsterbende Natur nur Tod und Verwesung predigt.

Und doch gewannen wir uns gegenseitig lieb, als wir einander näher kennen lernten. O welche Scheidewand stellen oft die Ungeheuer des Vorurtheils zwischen die besten Menschen. Delerois war freilich ein Franzose, flatterhaft im ganzen Sinne des Wortes, aber ich lernte edle Züge und treffliche Eigenschaften des Herzens an ihm kennen. Auch er war Gatte und Vater, hatte sich eben aus den Umarmungen der Seinigen losgerissen und ihnen vielleicht sein letztes Lebewohl gegeben. Sein Semester war zu Ende und er eilte zu seinem Regimente nach Spanien, das vor Saragossens Schutthaufen stand.

* * *

Der Wagen hielt; Delerois und ich halfen einander in die Chaise. Der Kaufmann warf sich eilig hinüber in die Ecke neben die Wittwe und der Kondukteur stieg auf den Korb.

Wie freu' ich mich jetzt noch dieses zufälligen Umstandes, dem ich diese Erzählung zu verdanken habe. Ohne Delerois Gesellschaft hätt' ich nimmermehr eine That vernommen, die jetzt noch in der Erinnerung mein ganzes Herz mit Entzücken erfüllt.

* * *

Ich habe gleich im Anfange dieser Erzählung bemerkt, daß meine

Seele ſich mit ganz andern Dingen beſchäftigte, als mit Poſtwagengeſprächen. Delerois bot mir Tabak an, als ich ſo hinausſtaunte in die Nacht und weckte mich aus den goldenen Träumen über die ewigen Sterne, die über uns leuchteten. Ich konnte darüber nicht mürriſch werden: was wußte er von meinen Leiden! O daß Leidende doch eben dieſelbe zarte Schonung gegen harmloſe, frohe Menſchen beobachten möchten, die ſie für ſich ſo oft von andern erwarten und fordern!

Delerois begann jetzt:

„Ich war bei der Invaſion in die Schweiz unter der Avantgarde, welche Schauenburg von Solothurn aus über Jegenſtorf durch das Gehölz gegen Fraubrunn längs der Heerſtraße auf Bern loszugehen detaſchirte. Wir hatten bei der Verwirrung und Unordnung, in welchen ſich die berneriſchen Truppen befanden, bei unſerer Uebermacht und beſonders durch die Unterſtützung unſerer reitenden Artillerie, von Fraubrunn an bis zum Grauholzwald [1] aufgeräumt — allein — hier ſchienen unſerem Siege und Vorwärtsrücken auf einmal Schranken geſetzt zu werden. Die Vaterlandsliebe eines biedern Volkes ſchien jetzt manchem gemeinen Soldaten und manchem Anführer unſerer Feinde übermenſchliche Kräfte zu leihen. Wir mußten unerwartet Halt machen. Mit einem Trupp meiner Leute — der Hauptmann war gefallen — ſuchte ich von der Straße ab feldeinwärts gegen das Gehölz zu kommen, um theils Schutz gegen die Feinde zu ſuchen, theils einige Verſtärkung abzuwarten, oder wenn wir auch dort fechten müßten, es mit größerm Vortheil en Tirailleurs zu thun.

Aber kaum waren wir im Walde eingerückt, ſo wurden wir angegriffen, geworfen und einer verſcheuchten Heerde gleich auseinander

1 Ein Wald zwiſchen Bern und Hindelbank, durch welchen die Chauſſee nach Zürich und zum Theil auch die nach Solothurn führt.

gesprengt. Eine Menge Schüsse fielen hinter uns her — wir liefen was wir laufen konnten. Endlich ward's stille.

Da fing ich an, mich umzusehen und etwas freier zu athmen. Eine halbe Viertelstunde mochte ich da gestanden haben, als ich aus dem entfernten Geschrei unserer Soldaten — die ich, abgeschnitten von meinen Leuten, verloren im Dickicht des unbekannten Waldes, nicht sehen konnte — schließen mußte, daß unsere Armee vorgedrungen sei. Was mich in dieser Meinung bestärkte, war, daß ich Nichts von einem Feinde mehr rund um mich her erspähen konnte; ich schloß ferner, daß dieselben, die auf meine Kompagnie losgegangen waren und uns in die Flucht geschlagen hatten, höchst wahrscheinlich ihren bedrängten Kameraden zu Hülfe geeilt wären, und daß ich also ruhig wieder vorwärts könne. Von allen den Leuten, die ich angeführt hatte — es waren gegen achtzig Mann — blieben nur drei mir zur Seite; mehrere waren getödtet, viele hatten sich zerstreut, und ich fand sie erst lange nachher wieder.

Mit diesen Dreien bahnte ich mir den Weg durch die Gebüsche des Grauholzes, indem wir hofften, in kurzer Zeit die Heerstraße zu gewinnen oder Jemand der Unserigen zu finden. Das Geräusche, welches bald der entfernte dumpfe Donner eines Kanonenschusses überrollte, bald von einem lauten Ruf, den das Echo wiedergab, blieb uns immer hörbar, ohne daß wir wußten, woher es eigentlich kam, und brachte uns bei allem aufmerksamen Lauschen immer mehr in Verwirrung. Bald wandten wir uns rechts, bald links — bald vor- und dann wieder rückwärts, je nachdem einer vermuthete, daß der Schall von dieser oder jener Seite herkomme.

So irrten wir beinahe eine Stunde in diesem Walde umher, ohne weiter mehr Etwas von Freund oder Feind zu sehen. Es war ein schöner Tag geworden, die Nebel zogen zu den Lüften empor und die Sonne beleuchtete die Gipfel der Tannen."

* * *

Hier nahm Delerois seine Pfeife aus dem Munde und schien in seiner Erzählung eine Pause machen zu wollen. Sein Blick starrte in die verworrenen Gestalten der Nacht hinaus: „Was ist wohl dort?“ fragte er mich hastig und deutete über die Straße hin — „Wie es so scheußlich da steht, das Monstre!“

Ich sah hin, bemerkte aber Nichts als einen Baumstamm, der gestückt schien und der einer lebhaften Phantasie leicht eine seltsame Figur vorgaukeln konnte; ich sagte es dem Offizier, der vielleicht in diesen Momenten die Schatten seiner im Grauholz gefallenen Brüder witterte.

Erzählen Sie doch weiter, sagte ich im bittenden Tone zu Delerois. Da fuhr er wieder mit der Hand über seine Stirne; es schien, als wüßt er nicht mehr, wo er den Faden der Erzählung fallen ließ, als ihn das Phantom störte.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort, „ich sprach vom schönen Tage und wie wir uns im Grauholz verloren hatten — ja, denken Sie sich“ — hier veränderte er seine Stimme zum leisen, bebenden Ausdrucke des Entsetzens — „wie wir so allein und unbesorgt weiter gehen und nur noch fernher einzelne Schüsse vernehmen — sehe ich mit einem Male hinter einer Tanne Jemand auf mich anschlagen. Ich machte in der Bestürzung eine Wendung gegen meine Begleiter und sprang mit gebeugtem Oberleibe auf die Seite — die Kugel ging über mich weg, verwundete aber einen meiner Begleiter in den linken Arm.

Wir hatten uns zu sicher geträumt, als daß wir jetzt mit Besonnenheit und Vorsicht bei dieser überraschenden Scene hätten handeln können. Der Mann, der auf mich gefeuert hatte, war kaum vierzig Schritte vor uns, war allein, und hatte zudem seine Stirne mit dem Schnupftuche umwunden — ich dachte in diesem Momente, daß er nur mich allein gesehen hätte, und daß er wahrscheinlich nicht auf mich abgedrückt haben würde, wenn er bemerkt hätte, daß unser

viere wären — ich dachte ihn zum Gefangenen zu machen und rief ihm Pardon zu.

Während mir dieser Gedanke durch den Kopf fuhr und ich im Begriff war, ihn auszuführen, feuerten meine Leute ihre Flinten gegen ihn los: sie mußten mich nicht verstanden haben, als ich ihm Pardon zurief.

Einem hatte das Gewehr versagt — die Kugeln der beiden andern schienen ihren Mann ganz verfehlt zu haben.

Denn — stellen Sie sich den Anblick vor — fuhr Delerois mit erhöhter Stimme fort — wie ein Rasender kömmt er auf uns viere angestürmt — das umgekehrte Gewehr in seinen gehobenen kraftvollen Armen. Zum Laden konnte weder er noch wir Zeit mehr finden. — Umsonst, daß wir ihm laut Pardon, Pardon entgegen riefen, und es ihm zu verstehen gaben, er solle sich nur ergeben — er drang auf uns ein. Meine Kameraden und ich hatten kaum Zeit, uns in Verfassung zu setzen, um den ersten Anlauf des Wüthenden zu pariren. Ich ergriff in der Bestürzung die Flinte von einem meiner Schicksalsgenossen, um mir mit dem Kolben oder Bajonette zu helfen.

Zwei meiner Gefährten lagen ausgestreckt, eh' ich mich recht umsehen konnte, neben mir und hauchten ihren letzten Athemzug aus. Der Kühne hatte ihre Schädel mit unbegreiflicher Schnelligkeit zerschmettert und dann seine Flinte von sich geworfen.

In diesem verzweifelten Moment versuchte ich und mein einziger noch übriger Gefährte Alles, um ihm beizukommen; aber im Nu hatte er diesen Unglücklichen durch einen so behenden Sprung unterlaufen, daß dieser über ihn hinstürzte; ein hochgefaßter Fußtritt, den der große Mann auf die Brust des Ueberworfenen that, pumpte meinem letzten Gehülfen das Blut des Herzens aus Mund und Nase; unnütz für jede Art von Hülfe lag der Dritte da. — Ich war nun allein.

Was ich in diesen Augenblicken Alles that — und womit sich meine ganze Seele beschäftigte, das weiß ich nicht mehr recht. Meine Sinne schwanden. Ein Säbelhieb, den der Schweizer gleich Anfangs mit der rechten Hand von seinem Körper abfangen wollte, zerschnitt ihm die Finger derselben bis an den Daum, da ihm durch jenen meiner Kameraden, dessen Flinte ich genommen hatte, der Säbel durch die Hand wieder weggezogen wurde — ein Bajonettstich, den ich gegen ihn geführt hatte, schlitzte ihm an der Lende die Beinkleider auf. Es galt meine letzte Anstrengung!

Umsonst. Der Unbewaffnete war an mir — er umklammerte mich so fest mit seinen Armen und drückte mich so an seine Brust — daß ich dem Ersticken nahe war. Jetzt stürzen wir beide zu Boden.

Ich glaubte — Delerois holte einen tiefen Athemzug — ich glaubte meines Todes gewiß zu sein, fuhr er fort — Alles was da vorgegangen war, war das unbegreifliche Werk einer Minute. Ich bot jetzt meinen letzten Kräften auf. Die Kopfbinde war meinem Feinde herunter gefallen — ich sah die furchtbare Wunde, das geronnene Blut und die Blässe des Verzweifelten. Ich schöpfte Muth und dachte, er werde wohl ablassen. Bald aber raffte er sich zusammen, er lag unter mir, und indem er mich mit dem rechten Oberarm fest niederhielt, fuhr er mir mit der linken Hand durch meine enge Halsbinde so schrecklich dem Halse nach herunter, daß ich glaubte, ersticken zu müssen. Keins von allen den Mitteln, die ich in Anspruch nahm, um mich zu befreien — wollte helfen. Vergebens suchte ich mit meiner Linken den Säbel zu gebrauchen — vergebens ihm mit dem Knie an den Unterleib zu kommen! In diesem Momente, wo ich erschöpft an Kräften — auf ihm lag — keinen Athem mehr holen und nichts mehr thun konnte, kam er durch seine Anstrengung auf mich zu liegen — aber bei dieser glücklichen Bewegung glitt auch seine Hand aus meiner Halsbinde heraus; ich glaubte mich nicht mehr des Todes, wenn ich schon unten lag.

Nun ergriffen wir uns bei den Haaren und rissen uns gegenseitig beinahe alle aus dem Kopfe. Meine Nase, die Sie so zerstümmelt sehen, zerfleischte er mir mit seinen Zähnen, und diese Narben alle in meinem Gesicht (er fuhr wieder mit der Hand darüber) sind von einem eisernen großen Ringe[1], den er trug und mit welchem er mir so viele Löcher in den Kopf beibrachte, als er seine Faust gegen mich führen konnte.

Ich versuchte es in dieser verzweiflungsvollen Lage, ihm zu verstehen zu geben, daß wir uns selbst erhalten und von einander ablassen wollten. Der herzzerreißende Anblick der um mich her liegenden Leichname meiner Gefährten, wenn ich mein Auge nur ein wenig aufschlagen konnte, erfüllte mich mit Schauer. Aber entweder schien er mich nicht zu verstehen, oder wollte mich nicht verstehen. Sein Blick sagte aber das Letztere.

Auch meine Kräfte schwanden. Oft wollte ich laut rufen, aber besorgt, daß Feinde mich so gut hören könnten, als Freunde — wagte ich's nicht.

Beinahe eine Stunde waren wir so über und untereinander gelegen, als meine Erlösung nahte. Ich hörte von ferne Stimmen und unsre Sprache — da rief ich so laut ich konnte, rief lange umsonst und hoffnungslos. Noch seh ich immer das Hohnlächeln, mit welchem er meines Rufes spottete.

Doch es war endlich genug, man fand mich halbtodt unter dem Feinde; man bot ihm Pardon, als man uns trennen wollte, er verschmähte ihn mit drohendem Blick und ließ mich nicht los.

Da wühlten die Bajonette meiner Befreier in seinen Eingeweiden — ich schüttelte die blutende Bürde von mir ab — und kam wieder auf ihn."

---

1 Wahrscheinlich ein sogenannter Schlagring, den Metzgerknechte auch in Städten tragen; er ist von verschiedenem Metall.

Sein Auge ſah mich in dieſem Momente ſtarr und durchdringend an — einer meiner Erretter ſtellte jetzt die Mündung ſeiner Flinte auf das blutende Haupt des Helden und jagte ihm die Kugel durch den Kopf — ich fühlte in ſeinen Armen die letzten krampfhaften Zuckungen, — ſeine ſchönen Zähne übereinander beiſſend, hob ſich ſein Herz zum letztenmal.

Nur mit Mühe konnte ich mich von der Leiche losmachen, die eine ſeiner Hände hielt mich noch feſt an meinem Kleide, da er ſchon todt war.

Unvermögend bei meinen erſchöpften Kräften mich ſelbſt aufrecht zu halten — die Wunden im Kopfe voll geronnenen Blutes, mit zerfleiſchter Naſe, ward ich weggetragen und nach Bern gebracht; nur langſam, nach mehr denn neun Monaten genas ich. Unvergänglich bleibt meiner Seele die Erinnerung an dieſen Mann. Oft fuhr ich in nächtlichen Träumen noch auf, wenn ſein Bild vor meiner Seele erſchien und wachend mußt ich immer ausrufen: Wie war es möglich, ein Volk zu beſiegen, das ſolche Helden unter ſeine Söhne zählte!“[1]

Hier ſchwieg Delerois. Meine ganze Seele weinte bei dieſem Zeugniſſe unſerer Ueberwinder; ich gedachte der Tage von Neueneck und Grauholz auf fremdem Boden; und fern vom heimatlichen Heerde ließ ich meinen Thränen freien Lauf und ſah wieder empor zu den Sternen der Nacht und gedachte der Edeln allen vor Gott, die an dieſem Tage für dich, o mein Vaterland, bluteten und ſterbend das Erbtheil großer Väter bewahrten, indem ſie ihr Blut verſpritzten, weil

---

1 In dem Briefe, mit welchem der Verfaſſer dieſe Erzählung in die „Alpenroſen“ einſandte, bemerkt er: „Aus Allem, was ich von Delerois vernehmen konnte, muß der Tapfere ein Oberhasler oder Oberländer geweſen ſein. Er ſchilderte mir denſelben als einen ſchönen und großen, ſtarken Mann, als einen äußerſt gewandten Kämpfer. Auch was er mir noch von ſeiner Kleidung ſagen konnte, ſtimmt mit dieſer Meinung überein.“

die hehre Hoffnung ihre Bruſt erfüllte, die Sache des Rechts werde ſiegen.

Deinen Namen können wir nicht nennen, theures Opfer der Treue! aber mag er auch verſchollen ſein unter den Namen jener, die mit dir den letzten Tag des alten Berns nicht untergehen ſahen, deine That wird leben im Munde der Enkel, man wird ihrer noch gedenken, wenn all das längſt verklungen iſt, was die Verirrungen der Revolutionsgeiſter mit dem gefeierten Namen einer unſterblichen That ſtempelten.

Mit welchem Entzücken faßte meine Seele dieſe Geſchichte auf! Wie einſt — da ich noch als Knabe an den Oſtermontagen mir alte Schweizerhelden vorſtellte, wenn ehrwürdige Landleute in der Tracht der Vorzeit mit Fahnen und Hallparten durch die Gaſſen der Stadt Bern zogen und dann in meiner jugendlichen Seele die Reunhaupte, die Walo von Greyerz, die Erlache, die Bubenberge, Scharnachthale und Hallwyle auferſtanden zu ſein ſchienen: ſo leuchtete mir jetzt wieder ein heller Funke der Freude ins Herz, da ich dieſe That vernahm.

* * *

Delerois unterbrach mich in dieſen ſchönen Augenblicken mit einem »Voilà Colmar!« Das Weiß der Landhäuſer längs der Heerſtraße und die langen Gemäuer, welche die Gärten der Vorſtadt umfaßten, die Trauerweiden und Pappeln im Helldunkel des Abends, bilden die Geſtalten von ſtillen Friedhöfen und eliſäiſchen Feldern; die Lichter der breiten Vorſtadt, durch welche unſer Wagen nun einfuhr, beleuchteten zuweilen, wie ein fliehender Blitzſtrahl unſere eilenden Pferde und meinen Reiſegefährten. Das Raſſeln der Diligence auf dem Pflaſter von Kolmars Straßen rüttelte alle aus dem Schlafe, die drinne ſaßen.

Man hielt vor dem Gaſthofe zur Republik. Die Wittwe von Nancy und der Kaufmann wurden von Delerois aus dem Wagen

gehoben. Mein Felleisen nahm ich unter den Arm und das Gepäck der Wittwe in meinen Schutz.

Niemand kam aus dem Gasthof uns entgegen. Die Hausgänge und Zimmer waren voll junger Männer — in den seltsamsten Gruppen. Herren und Bettler im bunteſten Gemische. Es waren die Conscribirten des Departements vom Oberrhein, die auf diesen Tag hieher gebracht waren, um sich an dem folgenden Morgen in der Präfektur einregistriren zu lassen.

Als wir so da standen und dem Getümmel zusahen, kömmt endlich ein Kellner hergesprungen, uns zu sagen, daß es unmöglich wäre, hier abzutreten, sie hätten das Haus voller Leute. Delerois nahm die Wittwe und mich an den Arm und führte uns zu den zwei Schlüsseln — auch hier war kein Raum für uns. Die Säle im Erdgeschoß dieses Gasthofes strahlten von den goldenen Epauletten und goldgestickten Kleidern der Offiziers — ich sah durch die Glasthüre Napoleons Büste mit dem Lorbeer im Glanze des Imperators.

Durch Seitenstraßen führte uns ein Lohnbedienter nach dem rothen Hause; — es war dasselbe rege Getümmel darin, wie in jenen beiden Gasthöfen; aber müde in düstrer Nacht weiter herum zu ziehen, anerboten wir uns selbst, mit den schlechtesten Zimmern vorlieb zu nehmen und blieben.

* * *

Am frühen Morgen schrieb ich an meinen Pfeffel — und — nach einer Viertelstunde wurde ich aus der fremden Herberge in den Schooß der innigsten Freundschaft aufgenommen. Hier ruhte ich aus. An der Seite dieses weisen und großen Mannes sah ich im Glanze der Verklärung den sinkenden Abend seines heiligen Lebens. O Pfeffel! welche Blumen milder Menschlichkeit kann ich deinem Andenken um den Aschenkrug winden.

Was sagtest du mir — nun verherrlichter Freund, als ich Dir

die Scene aus dem Grauholz erzählte! Ach es waren Deine Worte, die Du einſt an Glutz von Solothurn richteteſt:

„So lang der Staat,
Noch ſolche Väter, ſolche Männer hat,
Und Söhne, dieſem gleich, ſo lange
Iſt mir für unſre Schweiz nicht bange.“

Ich werde dich nicht mehr ſehen, treuherziger Delerois, aber das Andenken an Dich wird mir ſo unvergänglich bleiben, wie das Delirium des Schmerzes, den Namen Deines Helden Bern und der Nachwelt nicht hinterlaſſen zu können.

Gottlieb Jakob Kuhn.

Die Papierstreifen.

1. Das Schneidermaß.

„Wo ist mein neues Maß hingekommen? Da, auf den Tisch hatt' „ich's hingelegt! Was gilt's, das hat schon wieder mein Zeter-Junge, „der Gottfried, weggekriegt! Der ist ärger auf das Papier erpicht, „als der T... Gott sei bei uns! — auf eine Juden-Seele!" So polterte in seinem Grimm Meister Krause, der kunstgerechte Schneidermeister; und mit der Elle in der Hand rannte er in's Nebenzimmer, wo der erschrockene Knabe sich hinter der Mutter Stuhl verbarg. Er kannte die väterliche Hand mit und ohne Elle, und wußte recht gut, was seiner wartete. — Besänftigende Worte sprach die Mutter hinter dem Bollwerk des Spinnrades und der Kunkel. Aber der Vater zürnte: „Hat der Junge mir da wieder ein Maß zerschnitten! Ein-Maß von ganz weißem Papier! Ein Maß für unsern Herrn Gevatter, den Rathsherrn; und hat's wieder mit seinen einfältigen Sprüchlein beleckst! Hab' ich's nicht tausend Mal gesagt:

Sudeln und Schmieren steht nicht fein;
Verderbt Papier, und soll nicht sein!"

Meister Krause war nämlich der Meinung, sein Gottfried müsse ein ehrsamer Schneider werden; und die Mißhandlung eines Maßes durch Zerschneiden in kleine Streifen schien ihm eine unverzeihliche Verachtung seines ehrenhaften Berufes. Die Mutter hingegen fand in dem Namen Gottfried, und in des Knaben unüberwindlicher Lust zum Lesen und Schreiben einen Beweis seiner höheren Bestimmung

zum geiſtlichen Stande. Der Spruch, den Gottfriedchen eben auf ein Stück des zerſchnittenen Maßes geſchrieben hatte, war ihr eine neue Beſtätigung ihres frommen Glaubens; denn mit zierlicher Schrift ſtand zu leſen: „Wahrlich, wer ein Biſchofs-Amt begehrt, der begehrt ein köſtlich Amt!“ Aus dieſen ungleichen Anſichten entſtand der Wortkrieg, der auch jetzt endete wie immer. Jedes behielt in ſeiner Meinung Recht, und handelte nach ſeiner Weiſe. Die Mutter tröſtete den erſchrockenen Knaben, und der Vater rannte ſcheltend mit den Stücken ſeines Maßes zum Herrn Gevatter Rathsherrn, entſchuldigte mit manchem Bückling ſein Wiederkommen, und erzählte, mit manchem „verſtehn Sie wohl“ und „hab' ich geſagt“ verbrämt, das ſträfliche Vergeh'n, das ſein Knabe ſich zu Schulden hatte kommen laſſen.

Aber der Herr Gevatter freute ſich der ſchönen Handſchrift ſeines Pathen, lächelte über ſeine Gier nach Papier, beſänftigte den Vater, und ſandte dem Sohne ein ganzes Buch des ſchönſten Schreibpapiers. Ja, nach einigen Tagen kam er perſönlich zu Meiſter Krauſe, prüfte den Verſtand und die Anlagen des Knaben, und beſiegte durch ſein vielgeltendes Wort, nebſt dem Verſprechen kräftiger Unterſtützung, des Schneiders Vorliebe zu ſeinem Handwerk. Gottfried ward zum geiſtlichen Stande beſtimmt, war von nun an ein fleißiger Schulknabe, und kam ſeiner Zeit in das Gymnaſium der Hauptſtadt. Eingedenk aber, daß er die Erfüllung ſeines Herzenswunſches einem Stück Papier verdanke, war er von nun an noch gieriger über jeden Streifen.

2. Der Wechſel.

Freilich ward Gottfried nicht ſelten dadurch zum Spotte ſeiner Mitſchüler. Er trieb ſeine Achtung für weißes Papier ſoweit, daß er ſogar aus dem Kehricht manchen kleinen Streifen rettete. Er wußte dann mit gutmüthigem Witze recht ſchön alle möglichen Vorzüge des Papiers zu erzählen. Er rechnete vom geehrten Folianten bis zum

erotiſchen Muſenalmanach, und vom Reſcripte der hohen Obrigkeit bis zum Liebesbrief und Küchenzettel alle die zahlreichen Dienſte vor, die das liebe Papier der Welt ſchon geleiſtet habe, noch wirklich leiſte, und auch ferner leiſten werde; und beſänftigte, als er einmal Student war, die neckenden Kobolde dadurch, daß er ſie alle mit künſtlich gedrehten Fidibus verſorgte. Doch blieb ihm der Spitzname „Papyrius“[1] durch's ganze akademiſche Leben.

Aber der Genius des Erfinders jenes geliebten Materials ſchwebte wohlwohlend um Gottfried; und er ſollte erfahren, daß Achtſamkeit für Kleinigkeiten ſehr leicht zum Großen führen kann. Im Hingehn über die Gaſſe ſah er einmal einen ſchmalen Streifen beſchriebenen Papiers eben auf einem Kehrichthäufchen neben dem Bache liegen. Geſchickt ließ er ſeinen Spazierſtock hinfallen, und hob mit dieſem auch das Papier auf. Freudig erſchrocken las er darauf einen beträchtlichen Wechſel. Nun, damit kann ich Jemanden einen recht großen Gefallen thun, dachte er vergnügt, eilte auf der Stelle nach dem Gewölbe des darin genannten Kaufmanns, und übergab ſeinen Fund. Beſchalt der Herr, wie billig, ſeine nachläſſigen Diener, die ein ſolches Papier ſo liederlich verloren hatten, ſo belobte er dafür den treuherzigen Studenten; und zwar eben ſowohl um der ſichtlichen Freude willen, mit der er das Gefundene wiedergab, als um der Rückgabe ſelbſt willen; und Gottfried erzählte fröhlich ſeinen Freunden, wie wohlgerathen abermal ſeine Achtung für das Papier geweſen ſei.

Aber der Kaufherr erkundigte ſich unter der Hand bei den akademiſchen Lehrern nach dem ehrlichen Studenten. Dieſe gaben demſelben allgemein das Zeugniß des ſtillen Fleißes und der beſcheidenen Geſchicklichkeit; und ſo erhielt Gottfried die Stelle eines Informators in dem Hauſe jenes reichen, angeſehenen Mannes gerade im rechten Augenblicke. Sein bisheriger Gönner, der Herr Gevatter Rathsherr,

1 Etwa: der Papyrer!

war nämlich mit Tode abgegangen, jede daherige Unterſtützung blieb alſo zurück, und Gottfried, wie eingezogen er auch lebte, würde doch ſchmerzlich und kümmerlich ſeine akademiſche Laufbahn vollendet haben. Jetzt aber war er geborgen. Er lernte in dieſem Hauſe die franzöſiſche Sprache und manches Andere, was kein Profeſſor docirt, was aber doch für das Leben höchſt erſprießlich iſt.

3. Die Looſe.

Die akademiſchen Jahre waren vollendet. Gottfried wurde Candidat, und als Vikar angeſtellt. Fröhlich und fleißig genoß er die ſchönſte Zeit ſeines Lebens. Etwas Muſik und etwas Naturgeſchichte dienten ihm zur angenehmen Erholung nach ſeinen ernſten Berufsſtudien, und machten ihm das ſtille ruhige Landleben doppelt angenehm. Sein Vater und ſeine Mutter beſuchten ihn oft, und hatten ihre herzliche Freude an dem predigenden Sohne. Wenn dann erſterer mit breiter Wohlredenheit verſicherte, daß er in ſeinem Leben nie geglaubt hätte, an ſeinem kleinen Gottfriedchen ſo viel Ehre zu erleben, ſo weinte die letztere ſüße Thränen der innigſten Freude am Halſe des geliebten Sohnes, und ſchied immer mit den zärtlichen Worten von ihm: „Mein theurer Gottfried, Gottes Friede ſei mit dir!“

Im folgenden Winter aber begrub der junge Mann den Vater, und im Frühjahr darauf die Mutter. Das äußerſt geringe Vermögen ward von den Schulden faſt aufgezehrt, und Gottfried ſtand ſehr vereinzelt und troſtlos in der Welt. Allein er getröſtete ſich des Segens, den die ſterbende Mutter über ihn ausgeſprochen, und erwartete ruhig, was die Zukunft in ihrem Schooße verborgen halte.

Jetzt ward eine hoch im Gebirge gelegene Pfarre durch den Tod erledigt. Die Entlegenheit und Abgeſchiedenheit des Ortes, der beſchwerliche Zugang, die alte hölzerne Pfrundhütte, das rauhe Klima und mehr dergleichen Betrachtungen verſcheuchten alle Bewerber. Nach

Herkommen denn ſollte der jüngſte Kandidat von Rechtswegen dorthin geſandt werden. Aus mancherlei Grüuden aber wurde beliebt, daß diesmal das Loos zwiſchen den zwei Jüngſten entſcheiden ſolle. Die ominöſen Papierſtreifen wurden alſo beſchrieben, zuſammengerollt, — gezogen, — und Gottfried Krauſe war erwählter Pfarrer nach Flühdorf.

Man denke ſich einen jungen Mann in der lebendigſten und freudigſten Periode ſeines Lebens, der ſo in ein vaterländiſches Kamtſchatka verwieſen wird, und der ohne alles Vermögen, ohne Hülfe nun eine eigene Haushaltung anfangen ſoll! und man wird unſerm Freunde ſein Erſchrecken nicht verargen, als das große Schreiben mit dem Staatsſiegel ihm ſeine Erwählung kund that. Wenn er dießmal über ſein liebes Papier zürnte, und an der wohlthätigen Einwirkung deſſelben auf ſein Schickſal zu zweifeln anfing, ſo wollen wir das dem erſten Schreck zuſchreiben, und mit ihm darüber nicht rechten. — Denn bald fand ſich bei ruhiger Prüfung auch eine erfreuliche Anſicht ſeines Schickſals. Von Kind auf an eine beſchränkte Lage gewöhnt, hatte er ſich leicht den Spruch des weiſen Römers angeeignet: „Daß nicht derjenige arm ſei, der wenig hat, ſondern nur der, welcher immer mehr begehrt“[1]. So war ihm ſeine faſt einſame Gegend ſchon recht, weil ſie ihm alle mögliche Muße zur Fortſetzung ſeiner Studien verſprach. Seine alte hölzerne Wohnung war ihm lieb, ſobald ſie ſchirmte und wärmte; und eben ihre Armſeligkeit geſtattete in ſeiner Einrichtung eine ſo große Einfachheit, wie ſie mit ſeinen Finanzen im beßten Verhältniſſe ſtand. Durch dieſe und ähnliche Betrachtungen beruhigt, ſöhnte er ſich bald mit dem lieben Papier wiederum aus, das durch jenen verhängnißvollen Streifen ihn nach dieſer Felſenkluft bannte; und,

1 Non qui parum habet, sed qui plus cupit, pauper est.
SENECA.

von Herzen getroſt, ſprach er der Mutter frommen Wahlſpruch nach: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. In feſtem Vertrauen traf er ſeine Anſtalten zur Abreiſe, und zog wohlgemuth einer für ihn ganz neuen Welt entgegen.

4. Das Buchzeichen

Und er fand ſich — obwohl aller Anfang ſchwer iſt — bald in ſeine Lage. Freilich von allen ſogenannten Freuden des Lebens, und von allem dem, was die Geſelligkeit dem Menſchen Freundliches bietet, war er nun einmal geſchieden. Eine alte harthörige Magd, eine Katze und ein Paar Stubenvögel machten, die ſummende Schaar von Fliegen abgerechnet, die ganze Bevölkerung des Pfarrhauſes aus. Seine Bauern waren, wie das an ſolchen entlegenen Orten meiſt der Fall iſt, ein grundehrlicher, aber höchſt ungebildeter Menſchenſchlag. Sein nächſter Amtsbruder wohnte drei und eine halbe Stunde weit entfernt. Aber ſeine Studien gaben ihm hinlänglich Beſchäftigung, ſeine Felſen waren erhaben und reich an mancherlei merkwürdigen Erzeugniſſen der Natur, ſein genügſames Herz war zufrieden.

Nur Eins kam dem ehrlichen Manne wohl hier und da bedenklich vor, wenn er ſeine jetzige Lage beherzigte. Wer wird, dacht' er oft, in unſern luxurioſen verwöhnten Zeiten zu mir in meine Einſamkeit ziehn? welches Mädchen wird mein Weib werden mögen? Es will ja heut zu Tage alles gebildet heißen, und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jedes Kammerkätzchen von Schiller und Göthe, oder wenigſtens von La Motte Fouqué's Geiſter- und Ritter-Romanen zu erzählen wüßte. Und alle dieſe hochgebildeten Damen werden kaum ſo weit herab ſich laſſen, ihre holden Aeuglein gnädig auf ein armes Paſtörchen zu werfen, das kein Geld hat, keine Verſe macht, die eine Hälfte des Jahres eingeſchneit und die andere Hälfte ſonſt von der gebildeten Welt abgeſchnitten iſt. — Gleichwohl glaubte er ſteif und

fest, daß es dem Menschen überhaupt, und einem — jungen Pfarrer besonders, gar nicht gut sei, allein zu sein.

In dieser nicht ungegründeten Besorgniß, ob er wohl eine passende Gehülfin finden werde, bestärkte ihn ein Zettel, der als Zeichen in einem seiner Bücher lag, und beim Auspacken und Aufstellen ihm in die Hände fiel. Der fatale Papier-Streifen enthielt wörtlich folgendes:

»Ma chère!«

„Hier sende ich dir mit Dank dein Dessin zurück — qui est très-joli. — Apropos! Was sagst du dazu, daß Herr Krause Pfarrer nach Flühdorf worden ist! Der Arme dauert mich! Eine rechte Frau kriegt er nun gewiß nicht. Wer möchte dorthin in die Flühe sich mit ihm vergraben? Einmal du nicht, und ich auch nicht. Aber — n'en dites rien!" ꝛc.

Offenbar war das die Handschrift eines Frauenzimmers. Er erinnerte sich, das Buch einem Freunde geliehen zu haben. Die Schwester desselben hatte es wahrscheinlich gelesen, und — freilich über den Inhalt jenes Papier-Streifens geschwiegen, aber doch denselben als Zeichen im Buche liegen lassen. — Das war nun freilich dem Pfarrherrn keine gute Vorbedeutung. Um so weniger, da er gerade auf jene Schwester des Freundes, jedoch nur von Ferne und ganz in der Stille, seine Gedanken gerichtet, und ihr so viel Entsagung zugetraut hatte, daß sie auch durch eine weniger angenehme Gegend sich nicht von einem freundlichen „Ja!" würde abhalten lassen, wenn einst die Frage an sie erginge: „willst du mit diesem Manne ziehen?" — Er hielt den fatalen Zettel lange in der Hand! Er wiederholte die Worte: „einmal du nicht!" mehrere Male mit bedenklichem Kopfschütteln und verschloß den Streifen endlich in sein Pult. Aber wie er sich auch zermarterte, demselben eine ersprießliche Seite abzusehen, immer fand er nichts weiter in ihm, als einen negativen Wegweiser, der ihm sagte, wo er sich nicht zu melden habe; und dem er also doch seinen Dank nicht versagen konnte, daß er ihm einen Korb und in

diesem eine schreckliche Demüthigung erspare. Und so war es auch. Denn nicht über lang wußte er, daß jenes Mädchen einen bemittelten Kaufmann geheirathet habe, mit dem sie schon lange im Stillen verlobt gewesen war. „Segn' euch Gott!“ rief der Pastor fröhlich, als er das im Briefe seines Freundes gelesen hatte; „und segne Gott jenen Papierstreifen, der mir eine tüchtige lange Nase erspart hat!“

5. Das Lotterie-Billet.

„Daß du mir meine Vögel zu füttern nicht vergissest! Und die Thüre zu meiner Studierstube laß ja nicht offen stehn, daß etwa die Katze hinein käme! Wer Geschäfte halber nach mir fragt, wird auf den Freitag bestellt, wo ich wieder zurück sein werde!“ So gebot der junge Pfarrer noch unter der Hausthür seiner alten Magd, und zog dann fröhlich in frühester Morgendämmerung eines neblichten Herbsttages von Hause, um in der sechs Stunden entlegenen kleinen Stadt A.... einige Nothwendigkeiten einzukaufen, ehe der Winter mit seinen Schneewällen in seinen Felsen ihn einmauerte. Daß ihm besonders auf jene Zeit eine heitere Gesellin wünschenswerth schien, daß er also unterwegs auch an's Heirathen dachte, und daß die fatalen Worte jenes Zettels ihm unaufhörlich um die Ohren summten; das würden ihm wenigstens die hübschen Kinder in A.... hoffentlich nicht übel genommen haben, falls ein dienstbarer Geist die geheimen Gedanken des ehelichen Pastors ihnen zu Ohren gebracht hätte. Denn wenn auch keine derselben Lust haben mochte, seine Einsamkeit mit ihm zu theilen, so mögen sie's alle doch wohl leiden, daß man ihrer in Liebe gedenkt, und jeder, auch der unerhörte Seufzer ist ihnen ein billiges Opfer, das ihrer Liebenswürdigkeit gebracht wird.

Doch Gottfried seufzte nicht einmal. Gewohnt, über die Zukunft sich keine unnützen Sorgen zu machen, hoffte er, daß auch dieser Knoten zu seinem Besten und wohl gar ohne sein besonderes Zuthun sich lösen werde. Hatte doch der Himmel auch seine alte Tante Suse

gerade da zu ſich genommen, als ihre, ihm zugefallenen Habſeligkeiten den Antritt ſeiner Pfarre um Vieles ihm erleichterten, indem ihr Tod zugleich der nicht geringen Sorge ihn entlud, ſie ſelbſt, und in ihrer Perſon ein ewiges Klaglied mitzunehmen, welchem Niemand als Freund Hain die Finalnote zu ſetzen vermochte.

Aber ſo freundlich auch in A.... die ihm völlig unbekannten Leute ihn aufnahmen, ſo war doch ihre Art nicht geeignet, ſeinen eben angeſponnenen Troſtesfaden weiter fortzuſpinnen. Vielmehr empfing man ihn, als den Pfarrer von Flühdorf, überall mit dem Ausrufe der Verwunderung. Man bedauerte mit wahrhaft unfreundlichem Mitleid ſein unglückliches Schickſal, wie man es zu nennen beliebte, und er bedurfte ſeiner ganzen Gutmüthigkeit, um nicht ungeduldig zu werden über Leute, die gleichſam gefliſſentlich die Hefe im Becher ihm aufrührten, nur damit ſie ihn bedauern könnten, daß er — trübes Waſſer trinke. Am wenigſten behagte ihm, daß gerade das ſchöne Geſchlecht ſich kreuzte und ſegnete über den Gedanken, das Leben an einem ſolchen Orte zubringen zu müſſen. Ehrlicher als ſchlau hielt er alle dieſe Aeußerungen für baaren Ernſt, und ſie tönten ihm um Nichts angenehmer, als das Unglück weiſſagende Geſchrei einer Nachteule.

Der Tag war verſchwunden. Es zog, mit ſeinem Steg auf der Schulter, der in Oehl getränkte Lichtmacher des Städtchens herum, die ſparſamen Laternen, welche die engen Straßen erleuchten ſollten, anzuzünden, und Gottfried ſuchte einen vor dem Thore wohnenden Freund auf, um einen langen, trüben Herbſtabend am Kamin zu verplaudern.

Gelaſſen ſtopfte er ſeine Pfeife, ſah vor ſeinen Füßen etwas Weißes ſchimmern, hob ein Stückchen Papier von der Erde, und wollte ſchon den brennenden Schwamm damit decken, als ihm das Ding ſo gar ſauber, regular zugeſchnitten und ſogar bedruckt ſchien. Haſtig ſchritt er auf das Thor zu und entdeckte da im Schein der

Straßenlaterne, daß er ein Lotterie-Billet gefunden, und zwar eines, das, sonderbar genug, eben mit dem Jahre seiner Geburt 1770 als Nummer bezeichnet war. Sorgfältig schob er den Fund in seine Brieftasche, und suchte gleich bei seiner Rückkehr den Ausrufer der Stadt auf, und schon am Morgen wußte das gesammte Publikum, daß Herr Pfarrer Krause ein Lotterie-Loos gefunden habe, welches einer Jungfer Elisabeth C... gehöre. „Elisabeth," denkt er, „das ist mir ganz lieb! Hieß doch meine, leider früh vollendete Schwester so! Hieß doch auch jenes Mädchen so, das ich, ohne das fatale Buchzeichen, wohl allen andern vorgezogen hätte! Wer weiß! Die dritte Elisabeth bringt Glück! Die Ehe ist ja ohnehin, sagt man, eine Lotterie. Laß sehn, welches Loos ich dießmal gezogen habe!"

6. Der Hauszettel.

Also scherzend bei sich selbst über seinen Glücksstern mit Papierstreifen, eilte Gottfried nach der bezeichneten Gasse. Obschon nicht nordischen Geistes, gaukelte ihm seine Phantasie doch ein junges, hübsches Mädchen vor, das wohl auch Vermögen haben müsse, weil ja doch seines Dafürhaltens unbemittelte Leute nicht in Lotterien zu setzen pflegten. Aber ehe der Knoten des kleinen Romans in seinem Geiste gelöst war, stand er bereits an der Thüre, wo auf einem schmalen Streifen Papier mit weiblicher, aber fester Schrift zu lesen war: „Jungfer Elisabeth C... eine Stiege hoch, vorne heraus." Freundlich nickte das Pastörchen diesem stummen Wegweiser seinen Dank zu, klimmte vorsichtig eine finstere Treppe hinan, und stand etwas verblüfft vor der Thür, als er in dem Zimmer eine altfränkische Melodie mit wackelnder Stimme singen hörte. Indessen er pocht an, einmal, zweimal, — dann stärker zum dritten Male. Umsonst! der Sprenengesang tönt fort. — Endlich kommt eine Pause, eine alte Stimme ruft herein, fängt jedoch wieder zu singen an, ehe nur unser Freund die Thüre eröffnet hatte. Er trat ein. Hatten aber

seine Ohren ihm schon wenig Tröstliches versprochen, so gaben ihm nunmehr seine Augen nichts Besseres zu schauen. Betroffen erblickte er in sehr altfränkischen Umgebungen ein altes dürres Mütterchen mit bedenklich zugespitzter, stark gegen das emporstrebende Kinn divergirender Nase. Ohne sich durch seinen Eintritt stören zu lassen, vollendete die fromme Matrone ihren Gesang aus dem Mirantischen Flötlein, zu dem ein dickgemästeter Kater auf dem Schooße seinen leisen Baß schnurrte. Erst mit dem Ende des Liedes hob die Dame die Brille von der Nase und fragte nach seinem Anbringen. Etwas kleinlaut eröffnete Gottfried die Ursache seiner Erscheinung, und hatte sich nun eines gar freundlichen Blickes der holden Sängerin zu erfreuen, die mit vielen und breiten Worten ihm dankte, mit frommen Sprüchen ihn begabte und ihn endlich mit dem Segen entließ: „Der Herr vergelte dir nach deinen Werken!“

So sehr nun der junge Mann auch in seinen Erwartungen betrogen war, so konnte er doch des Lächelns über sich selbst sich nicht enthalten. Er schnitt freilich dem trüglichen Zettel an der Hausthür jetzt ein ganz anderes Gesicht, als vor wenigen Augenblicken. Aber hatte dieser nicht dennoch seine Pflicht gethan? War es nicht vielmehr seine eigene Phantasie, die ihn hintergangen hatte? Er war billig genug, das einzusehn, und söhnte sonach sich auch mit diesem Papierstreifen aus.

Allein in einer Stadt, die nicht größer als A... ist, kann eine an sich unbedeutende Geschichte schon Aufsehen erregen. Gottfried ward aller Orten darüber ausgefragt, und mußte immer wieder erzählen, welchergestalt er das Loos gefunden und es wieder abgegeben habe. Wie stutzte er aber, als er von ein Paar muthwilligen Mädchen bedauert wurde, daß er nur die alte Tante und den alten Kater angetroffen; die hübsche junge Nichte hingegen, der das Loos eigentlich gehöre, verfehlt habe. Man neckte ihn mit seinem Unstern und er spaßte gutmüthig mit. Ganz aber konnte er einen geheimen Unmuth

doch nicht unterdrücken, daß er von seinem Funde dießmal nicht mehr gewinnen sollte, als den Gesang der alten Tante und ihre gar zu bekannten Sprüchlein. Indessen, wer wenig begehrt, ist leicht befriedigt; und der genügsame Pastor tröstete sich bald, Etwas nicht erlangt zu haben, an das vier und zwanzig Stunden früher sein Herz ja nicht einmal gedacht hatte.

7. Das Einladungs-Billet.

Geschah es auf Veranstaltung seines oben genannten Freundes, oder hatte der still-heitere gutmüthige Pfarrer doch vor den Augen jener neckenden Mädchen Gnade gefunden; war es, daß seine Erscheinung unter ihnen die weibliche Neugierde rege gemacht hatte, oder daß sie sich berufen glaubten, durch ihre Vermittlung gut zu machen, was ein ungünstiger Zufall ihm verdorben hatte; genug, er erhielt eine höfliche Einladung, Nachmittags an einer Landparthie Theil zu nehmen.

Dem größten Theile der dortigen Bewohner fremd, unter Frauenzimmern besonders schüchtern, wagte es Gottfried kaum, dieser an sich willkommenen Einladung Folge zu leisten. Doch ging er hin und fand ein ganzes fröhliches Völklein junger Mädchen und Herren, die bereits in der lebendigsten Lustigkeit waren, als er, einer der letzten, etwas zaghaft eintrat. Aber wie der Bach ein einzelnes Blatt, das vom Baume fällt, herumwirbelt und mit sich reißt, so ergriff die allgemeine Freude selbst unsern Pastor. Er ward in Kurzem bei dem fröhlichen Zirkel einheimisch und faßte minder blöde die Hände seiner Nachbarinnen links und rechts, wenn irgend ein kunstloser Ringeltanz zum Spiel gehörte. Von allen den hübschen Mädchen aber, in deren Kreis jenes Billet ihn gezaubert hatte, zog nur Eins ihn an, das zwar keineswegs das hübscheste war, über dessen Gesicht jedoch eine unverkennbare Gutmüthigkeit ausgegossen lag und deren bescheidenes blaues Auge, unschuldig und freundlich wie es war, jedes unverdor-

bene Herz aufsprechen mußte. Keine Hand faßte er lieber, als die ihrige, und doch zitterte die seine auch nirgend so, wie in dieser. Es war ihm ordentlich willkommen, daß die Spiele aufhörten, die bunte Menge in kleinere Gesellschaften sich auflöste, und er also, gleich Andern, in Feld und Wald herumstreifend, mit sich selbst und seinem unruhig gewordenen Herzen Zwiesprache halten konnte.

Aber mitten in seinen Selbstgesprächen nahte ihm eben jene Huldgestalt mit freundlichem Gesicht und fing an ihm zu danken, daß er zu ihrem verlorenen Loose ihr wieder verholfen habe. Wie stutzte Pastor Krause! Sie war also die gesuchte Lise E. Sie hatte er nun doch gefunden! Wie froh und freundlich versicherte er jetzt, ein recht gutes Loos in der Lotterie gefunden zu haben, inmaßen dasselbe ihm den Anblick ihres holden Angesichts verschaffe! Wie freute er sich, als, im Verfolg eines kurzen Spazierganges, seine Vermuthung sich bestätigte, daß das holdselige Mädchen die Tochter des vor etwas mehr als einem Jahre verstorbenen Pfarrers E. in D. sei und keine andern Verwandten habe, als eben die Schwester des verstorbenen Vaters, bei der sie nun lebe! — Gern wäre er noch lange mit der Holden im trauten Gespräche geblieben. Aber man sammelte sich um den Tisch. Leben und Fröhlichkeit ging die Reihe herum, man neckte und ließ sich necken; und erst der einbrechende Abend trieb das lustige Völklein singend nach der Stadt zurück, ohne daß Freund Gottfried nur ein vertrauliches Wort mit dem Mädchen gewechselt hätte, von dem es ihm bedünken wollte, gerade sie würde ihm seine Felsen in Felsdorf weniger steil, seine Gletscher weniger wild und seine Winter weniger lang erscheinen lassen.

Eben wollte er an ihrer Hausthüre betrübt Abschied nehmen, als ihre Gefährtin ihr Etwas in's Ohr flüsterte, worauf sie erschrocken sich entschuldigte, daß sie nach seinen allfälligen Auslagen sich nicht erkundigt habe. Aber — so klug wäre mein Pastor denn doch, daß der Vorwand ihm zu Gebote stand, es lasse sich ja auf finsterer

Straße nicht wohl Geld zählen; er werde also morgen seine Ansprache geltend machen, wenn sie nur gütigst ihm anzeigen wolle, an welcher Thüre er klopfen müsse, um nicht wieder die Tante — — — in ihrer Andacht zu stören! — Er erhielt genügenden Bescheid, entfernte sich dankend, und strich im schwachen Viertellichte des wachsenden Mondes noch eine Weile in den Umgebungen der romantisch gelegenen Stadt herum.

8. Die Vorladung.

Als der Pfarrer auf seinem Zimmer im Gasthofe angelangt war, erstaunte er nicht wenig, auf dem Tische einen mit dem Stadtwappen versiegelten Zettel zu finden, überschrieben: „Vorladung an Herrn Pfarrer Krause von Flühdorf. — Polizei-Direktor.“ — Unfreundlich kreuzte diese unerwartete Erscheinung seine, auf ganz andere Dinge gerichteten Gedanken. Er fragte, das fatale Papier uneröffnet in der Hand haltend, den eintretenden Wirth um Auflösung. Aber mit Achselzucken antwortete dieser: er begreife nicht, wodurch die Vorladung eigentlich veranlaßt worden. Vielleicht sei der Polizei-Direktor aufgebracht, daß der Herr Pfarrer das gefundene Loos nicht ihm zugestellt, vielleicht vermuthe er etwa ein Billet von einer verbotenen Lotterie. Auf alle Fälle rathe er dem Herrn, auf der Stelle hinzugehen; indem der Herr Direktor in Amtssachen keinen Spaß verstehe. — Der Zettel ward nun eröffnet und wies in der That nur eine trockene Citation, auf der Stelle zu erscheinen.

Mißmuthig stolperte Gottfried durch die engen Gassen und grollte dießmal seinem lieben Papier in allem Ernste; denn was konnte ihm diese fatale Lettre de Cachet andres bringen als Unheil und einen unverdienten Wischer, oder gar eine Geldbuße!? — Geldbuße? Geldbuße? Mit wahrem Schreck führte das redliche Männchen seine Hand in die Tasche, drückte voll schmerzlicher Inbrunst zwei große Thaler

in seinem Beutelchen zusammen, nahm in Gedanken schon Abschied von ihnen, und hätte sich in seiner Angst bald verschworen, sein Lebenlang keinen Papierstreifen mehr aufzuheben.

Er kam an, ward vorgelassen und fand in der ganzen Geschichte — einen freundlichen Spaß! Ein Jugendfreund seines Vaters hatte sich hier gesetzt, nachdem er als Gerber ein hübsches Vermögen erworben. Er hatte mit seinem geraden verständigen Wesen sich bis zum Rathsherrn und Polizei-Direktor emporgeschwungen, vernahm die Anwesenheit des Sohnes von seinem Jugendfreunde und citirte in einem Anfall muthwilliger Laune ihn nach aller Form, um ihm für die Zeit seines jedesmaligen Aufenthaltes in A... Kost und Wohnung in seinem Hause anzubieten. Somit war ja der gute Papyrius mit seinem Papiere schon wieder ausgesöhnt.

Aber vollends küssen mußte er diese Vorladung, als sich beim fröhlichen Nachteſſen auswies, daß der Herr Rath sogar Vormund der holden Lise und ihrer frommen Tante sei. Denn hier erhielt er nun vollständige Kenntniß von beiden. „Ist die junge Lise," — so sprach jener — „das Muster eines lieben, verständigen, fleißigen Mädchens, so ist die alte Lise hingegen mir sehr fatal. Einst ein verliebtes Weltkind, wie wenige, fing sie nach dem ersten halben Säculum ihres Lebens an fromm zu thun. Wie vormals von den derbsten Gassenhauern, so stießt sie jetzt von geistlichen Gesängen über. Und während sie hinter geistlichen Büchern zu brüten scheint, geht keine Katze unbekrittelt über die Gasse. Sie ist anbei einem periodischen Schwindel unterworfen, weil sie ihrem schwachen Magen immer und immer wieder mit Elixieren zu Hülfe kommt."

„O wehe mir!" seufzte der Pfarrer im Stillen. „Wenn auch das Loos mir die holde Lise zuführte, so müßte ich ja wohl die unholde in den Kauf oben drein haben! Wehe mir dann, wenn ein solch altes Uebel in mein Haus zöge! Das wäre ja schlimmer als Salz und Pfeffer auf Zuckerbrod!"

9. Das Recept.

Sobald Krause am Morgen glaubte, daß die Singstunde der alten Betschwester begonnen habe, schlich er dort sich die Treppe hinauf und horchte. Rechts sang Tante Lise und krähte der Welt zu Liebe von ihrer sogenannten Frömmigkeit. Also links gehalten! Ein scharfer Blick durch's Schlüsselloch zeigte ihm, daß er recht war; und so stand er denn vor dem Mädchen, dem er so viel Schönes sagen wollte, das nun — rein vergessen war! Seine sichtbare Verlegenheit war nicht eben geeignet, das gute Mädchen aus der ihrigen zu reißen. Sie aber — wie denn die Mädchen in dergleichen Bedrängnissen sich immer eher zu helfen wissen, — sprang hurtig auf das gefundene Loos über, und es entspann sich ein Gespräch, das noch leidlich genug gewesen wäre, hätte nicht Lise mit sichtlicher Aengstlichkeit immer nach der singenden Tante hinüber gehorcht, deren störenden Eintritt sie jeden Augenblick zu fürchten schien. Die Aussicht, sich entfernen zu müssen, ehe er seiner Angelegenheit nur von ferne gedacht, oder durch sein längeres Bleiben dem guten Mädchen Verdruß zu verursachen, machte ihn endlich so kühn, daß er in sichtbarer Bewegung Lischens Hand faßte und sprach: „O wie gerne — wie Vieles wollte ich Ihnen noch sagen! Aber es kann ja nicht sein. Darf ich aber" — — Hier ging die Thüre auf und Tante Lisabeth stand da vor den erschrockenen Leutchen! „Aha!" — krähte die Zürnende, — „du eiteles Weltkind! Was muß ich an dir erleben! Mannsleute schleichen heimlich in dein Kämmerlein und du duldest das? Wohl gilt von dir, was im Liede geschrieben steht:

Ich führte heimlich kein
Penelopeisch Leben,
Und dennoch wollt ich sein
Lukretia daneben.

und wie es weiter heißt:

Bei allen Spielen führt'.
Ich Ueppigſte den Reihen.
Ich ging hinein, geziert
Wie Flora in dem Maien.
Es wallte mir das Blut
Im Leib vor Uebermuth.

Und Sie — wendete ſich die Strafpredigerin an Krauſe — Sie beſchleichen unerfahrne Jungfrauen ins geheim? Wie reimt ſich das für einen geiſtlichen Herrn? Doch man kennt euch, junge, leichtfertige Vögel!

Nur an dem Zuckerhut
Wollt ihr den Schnabel wetzen;
Das Herz nach vollem Muth
Der Sinnlichkeit ergötzen." — —

Unter dem langen Sermon gewann Gottfried ſich Beſinnung. So ehrlich und ohne Falſch er ſonſt war, ſchien ihm hier doch eine kleine Liſt erlaubt, um dem armen Mädchen, das nahe am Weinen ſtand, noch Härteres zu erſparen. Er zog alſo ſeine Brieftaſche hervor, bückte ſich ehrerbietig vor der zürnenden Alten und erzählte, er ſei eigentlich um ihrer und nicht um der Nichte willen hieher gekommen; habe ſie aber in ihrer Andacht nicht ſtören dürfen. Er habe mit großem Leidweſen erfahren, wie ſie mit Magenbeſchwerden behaftet ſei und habe ihr daher ein von ſeiner verſtorbenen Tante geerbtes Recept zu einem trefflichen Magen-Elixier anbieten wollen. Hiermit zog er einen Papierſtreifen hervor, auf dem — o Schalk! — ein Paar griechiſche Verſe aus Anakreon geſchrieben ſtanden. Etwas ungläubig zog Tantchen die Brille aus der Umhüllung ihres keuſchen Buſens hervor, beguckte das Blättchen mit großer Aufmerkſamkeit, und bat, er möchte ihr das Ding vorleſen. So plapperte mein Paſtörchen ihr denn aus Anakreons verliebten Verſen ein Paar aufgefangene botaniſche Benennungen vor und erntete ſogar Lob und Dank ein, als er ſich

erbot, dem Apotheker das Weitere mündlich zu erläutern. Er ward höflich entlaſſen, und dankte ſeinem Geſchick, das ihn abermals mit einem Papierſtreifen gerettet hatte.

10. Das Schwalbenſchwänzchen.

Nicht ganz leichten Herzens jedoch ſchlich Krauſe mit ſeinen anakreontiſchen Verſen nach einer Apotheke. Denn was ſollte er nun eigentlich beſtellen? Was alles konnte der Apotheker fragen? Und was konnte er antworten? Und wie ſollte er nun ſeiner Huldin offenbaren, was er heiß im Herzen trug?

Mit dergleichen Gedanken ſich herumſchlagend, langte er in Aeskulaps Rüſtkammer an, und wie freudig blickte er auf, als er im Apotheker einen Bekannten fand, den er an ſeinen Bergen botaniſirend im Sommer angetroffen hatte! Bald war er mit ihm in traulichem Geſpräche. Das Lotterieloos, welches das ganze Publikum in Bewegung geſetzt hatte, kam auch hier zur Sprache, und mein Paſtor wußte nun ſeine mediziniſche Angelegenheit recht gut an den Mann zu bringen, ohne eben mehr zu verrathen als nöthig war. Lachend miſchte der Handlanger des Todes etwas Krimskram zu einer Magenſtärkung, während Krauſe unter den niedlichen, mit kleinen Bildchen gezierten Papierſtreifen wählte, die den Arzneigläſern in Form von Schwalbenſchwänzchen zur Erläuterung angehängt werden. Wie gern hätte er durch einen ſchußfertigen Amor, einen ominöſen Myrthenkranz oder dergleichen Etwas ſeiner Holden auch nur einen Funken des in ihm glimmenden Liebesfeuers leuchten laſſen. Aber — welche Noten würde die alte Phariſäerin zu ſolchem Texte wohl geſetzt haben? Er ließ alſo den Apotheker wählen. Und ſiehe, dieſer ergriff den alten Charon im lecken Kahne, mit der Unterſchrift: **nondum.**[1] Wie paßte doch das zu den Wünſchen des armen Pfarrer? — Ja-

[1] d. i noch nicht!

deß — er nahm das Glas, und trollte wieder nach der Wohnung der alten Sybille. Auf einmal ſtand er ſtill. Frohes Lächeln ſchwebte gleich einem Sonnenblicke über ſein Geſicht hin: Gefunden! ſprach er halblaut für ſich ſelbſt, trat in ein enges Nebengäßchen und ſchrieb mit ſeinem Bleiſtift eine kurze, aber deutliche Liebeserklärung in franzöſiſcher Sprache auf die Rückſeite des Schwalbenſchwänzchens. Ihn beluſtigte die mehr als ovidiſche Verwandlung, zufolge welcher Anakreon in ſeiner Hand zum Apotheker und der grämliche Charon zum verliebten Merkur geworden war. Fröhlich trat er nun ein in die enge Wohnung, die ihm zur Hälfte wenigſtens, — eine Engelburg ſchien. Er produzirte demüthig ſein Heilmittel, und war ſo glücklich, Lischen das gleich einem Heiligenſchein von ihm um Charons Haupt geſchriebene: tournez la feuille [1] bemerklich zu machen. Und wäre dieſe wohl ein Mädchen geweſen, wenn ſie den Streich nicht gemerkt, und nicht erröthend ſich abgewandt hätte, während er der Alten das Bild ganz ernſthaft erklärte?

11. Das Papier im Fadenknäuel.

Ein Schritt war alſo gethan. Aber was war dem guten Paſtor geworden? „Welche Antwort wird wohl das liebe Kind mir ertheilen? Auf welchem Wege werd' ich ſie erhalten? Wie ſoll ich vernehmen, mit was für Augen ſie mein raſches Thun betrachtet?" Dieſe und ähnliche Fragen quälten ihn nicht wenig. Umſonſt ſuchte er auf einem einſamen Spaziergange ſeine geſtörte Gemüthsruhe wieder zu finden. Umſonſt überlas er alle ſeine mit Sprüchen alter Weiſen beſchriebenen Zettel, die er, als geiſtliche Hausapotheke überall mit ſich trug. Alle Weisheit ward für dieſen Augenblick zu Schanden. Das aufgeregte Herz behauptete nun einmal ſeine Rechte; und Alles, was das arme Männchen über ſich vermochte, war das Geſtändniß, daß

[1] D. i. kehre das Blatt um.

er lieber an den blauen Himmel als in Lischens blaue Augen hätte gucken sollen; — daß er besser gethan hätte, den ganzen Handel gar nicht anzufangen; — daß er ... Aber hier stand schon wieder das freundliche Wesen vor seinem Blicke, und mit vor die Brust geballten Händen seufzte er: „Ach, Himmel, ich konnte ja nicht anders!“

Unruhig erschien er an der Mittagstafel seines Gönners. Das muntere Tischgespräch des alten Herrn, die mancherlei Jugendstreiche in der Gesellschaft von Krause dem Vater einst verübt, und dem Sohne mit jovialischem Muthwillen erzählt, der kräftige, nicht sparsam gespendete Wein und die dabei von Seite des ehrenfesten Rathsherrn so herzlich angebrachte Gesundheit: „Auf stete gute Freundschaft zwischen uns beiden!“ das Alles erheiterte doch endlich den liebekranken Pastor; ja er faßte die Hoffnung, im Nothfalle an dem wackern Vormunde wohl gar einen kräftigen Alliirten für die wichtigste Angelegenheit seines Lebens zu gewinnen.

Im Gange seiner Geschäfte gerieth er Nachmittags in die Gesellschaft zweier alten Jungfern, bei denen er neben andern Bedürfnissen auch Faden zum Heften seiner Schreibereien einkaufte. Freundlich ward er ins Zimmer genöthigt und sogar eine Tasse Kaffee ihm angeboten. Aber wie stutzte er, als drinnen seine Huldin auf dem Ruhebette saß, emsig strickend, doch freundlich ihn begrüßend. Ohne die lauschenden Späherblicke der beiden alten Jungfern, ohne das sichtbare Erröthen des überraschten Mädchens hätte wahrscheinlich Krause sich vergessen und wäre — mit der Thür ins Haus gefallen. Jetzt hielt er an sich, gewann Kraft zu einem gleichgültigen Gespräche und bat im Verfolge desselben das freundliche Mädchen, den eben gekauften Faden ihm in einen Knäuel zu winden, damit er weniger sich verliere. Er suchte in seinen Taschen nach einem schicklichen Stückchen Papier zur Unterlage. Aber während die gefälligen Jungfern eben draußen mit ihrem Handel beschäftigt waren, ergriff Lischen mit sichtlich zitternder Hand und neuem Erröthen ein zusammen-

gelegtes Papier aus ihrem Strickbeutel und wickelte in sorglicher Hast den Faden darüber. Hoch pochte Krausen das Herz. Wie gerne hätte er gefragt! doch wie durfte er? Aber fest hielten seine Blicke auf sie, die, im Purpur der Verlegenheit glühend, schöner war als sonst. Er wollte in ihrem Blicke lesen, ob eine Antwort für ihn darin, und ob Ariadnes rettender Faden ihm geboten sei. Aber sie blickte nicht auf. Sie bot — die Lauscherinnen waren eben wieder eingetreten — freundlich den Knäuel ihm dar und nahm von einer schlagenden Wanduhr, wie sie sagte, gemahnt, ihren Abschied. Auch Krause entfernte sich, und rannte lange nach einem heimlichen Winkel umher, wo er unbemerkt den Knäuel abwinden und das Innere desselben erforschen könnte. Die hoch gelegene Kirche bot ihm in ihrer Vorhalle eine Zuflucht. Mit zappelnder Hast wickelte er den Faden ab, faltete das Papierchen aus einander und las: „Dankbarkeit und Pflicht binden mich an meine Tante. So lange diese lebt, kann und will ich Niemanden auf solche Fragen antworten."

Kalt und warm krabbelte es um das Herz des ehrlichen Krause herum. Ich würde umsonst versuchen, das Gewirr der sauern und süßen Empfindungen hier zu malen, deren wogender Kampf ihn bis zum Einbruche der Dunkelheit auf seiner einsamen Stelle festhielt. Genug, er hielt sich an das reine Resultat, daß für ihn zwar in diesem Augenblicke nichts zu hoffen sei: aber doch auch von keinem Andern etwas zu fürchten. Oder warum hatte sie sonst das: Niemanden unterstrichen? Heilig bewahrte er also dieß Billet und legte es, zu Hause angelangt, in das geheimste Schubfach seines Schreibpultes.

12. Der Neujahrwunsch.

Hatte der in A... neuerworbene Gönner, der Herr Rathsherr und Polizeidirektor, unsern jungen Pastor überhaupt um seiner einsamen, von aller Welt abgeschiedenen Lage willen bedauert, so war ihm das besonders aufgefallen, daß Alles, was etwa seit der Zeit

seines Antritts zu Flühdorf im lieben Vaterlande begegnet war, ihm eben so fremd und neu vorkam, als wäre es in Ost- oder Westindien vorgefallen. Er schalt den Pastor um seiner unverzeihlichen Gleichgültigkeit willen aus, und gab sich erst dann zufrieden, als dieser ihm erklärte, wie alle seine Freunde in der Welt herum zerstreut, und von ihm geschieden seien, er aber keine Verwandten und Bekannten habe, die sich der Abgeschiedenheit eines armen Bergpfarrers annehmen möchten. — Da trieb der alte Herr seine Mütze rund um auf dem glänzenden Schädel und sprach: „So muß ich denn selbst noch in meinen alten Tagen ein Zeitungsschreiber werden! Sei es drum: ich will durch Kürze und Wahrheit allen Andern den Rang ablaufen.“

Und wirklich erhielt Krause von nun an fast jeden Samstag durch einen vom Wochenmarkte heimkehrenden Bauer einen Neuigkeitszettel, dessen bunter Inhalt und drollige Ausfertigung ihn meist herzlich belustigten. Zum billigen Dank für diese und andere Beweise des uneigennützigsten Wohlwollens hatte der Pfarrer aufs Neujahr seinem Gönner einen schönen Käse gesandt, und dafür eine Flasche Hypokras und etwas Zuckerbrod zurück erhalten nebst einem Zettel — Neujahrwunsch überschrieben. Aber welch' ein Inhalt! Man lese und denke sich das freudige Erstaunen des guten Pastors, als er folgende Knittelreime erblickte:

„Mein wohlehrwürdiger Herr Pastor,
Thut auf das rechte und linke Ohr!
Vernehmt, es hat dem Himmel gefallen,
Daß Tante Lise zu Tod ist gefallen!
Und ward begraben im kühlen Grund
Nach dreimal vier und zwanzig Stund.
Und also, mein lieber Herr Pfarrer Kraus,
Geb' Gott Euch eine liebe Frau ins Haus!
Ich biete Euch freundlich meine Hand.
Petrus der Gerber bin ich genannt.“

Und damit er ja nicht zweifle, daß der Herr Vormund von Allem beſtens unterrichtet ſei, ſo ſtand unten mit feiner Schrift: „Ein glückliches Neujahr wünſcht Ihnen auch L. C.“

Der gute Paſtor brachte ſeinen erſten Neujahrstag zwar noch völlig einſam, aber von Herzen fröhlich zu, die übrigen aber nicht mehr einſam und doch nicht minder fröhlich. Denn obgleich das verhängnißvolle Lotterieloos kaum die Einlage wieder gab, ſo hatte doch Er das beſte gezogen, ein holdes Weib. Darum paradiren auch in ſeinem Wohnzimmer die zwölf Papierſtreifen, zum Theil in originali, zum Theil in möglichſt getreuen Kopien hinter Rahmen und Glaſe.

Joh. Rudolf Wyß, der Jüngere.

Viel Noth und viel Hülf.

Erzählung aus den Zeiten der burgundiſchen Kriege.[1]

Gott zum Gruß, und was ich Ehren und Dienſts vermag, lieber Fründ und Schwager Barthlome!

Sintemal du zu wiſſen begehrſt, und vielmalen bittlich drum angehalten, wie mir's eigenlich ergangen in allem Handel zu Granſee, und aber ich all die Zyt und fürbas in die gut Statt Zürich nit kommen kann, hab' ich minen Sinn daran g'ſetzt, daß ich in Schriftweis dir die Sach verfaſſete, und du aller Gſchichten, ſo mich dann ſelbs antreffen, bas berichtet werdeſt. Dacht' auch, daß es minen Bueben einſtmalen ſollt zu einer Gedächtnuß ſyn, wie unſer Herr Gott b'holfen iſt nach ſiner Wisheit, wo unſer arm Kunſt gar übel

1 Der Sach- und Sprachkundige wird leicht ſehen, wie Manches in dieſer Erzählung nicht eben genau mit Sitten und Schreibart des fünfzehnten Jahrhunderts zuſammenſtimme. Oft ſind indeſſen abſichtlich die Worte und die Schreibung der neuern Zeit angepaßt worden. Dennoch dürften einige Ausdrücke nicht Jedem verſtändlich ſein, und dieſe erklären wir am Schluſſe dieſer Erzählung. Dabei aber bemerken wir noch, daß eine alte Schreibung, die oft eh für das einfache h, und oft den einfachen Vokal für den Doppellauter ſetzt, wie y oder i für ei, ſo wie ferner nit für nicht, nüt für nichts, die gangbaren Worte doch immer wird erkennen laſſen.

Im Hiſtoriſchen des Aufſatzes wird man meiſt Uebereinſtimmung der Hauptumſtände mit Schillings Chronik von den burgundiſchen Kriegen (und mit Joh. v. Müller) finden. Hans in der Gruob, ein Berner, kommt in beiden als derjenige vor, der in der Schlacht den Herrn von Châteauguyon vom Pferde ſtach.

b'ſtaht, und Menſchenraths ein End iſt vor großer Noth und Fährlichkeit.

Als dann ich aber Schrybens übel berichtet bin, und anders nit, dann zu Kauf und Handel Brief zu ſtellen ein Uebung hab, mögeſt du ſölliches in Acht nehmen, und min g'meine Schrift und Dicht mit ganz fründlich zu gut halten; dann ich ein gelahrter Kronikdichter, als unſer ehrſam Meiſter Tſchachtlan, und weiland der gut Stadtſchryber Cunrad Juſtinger nit und nimmermeh bin.

Und alſo heb' ich an, als ich's in miner faſt alten und roſtigen Gedächtnuß finden kann, wie dazemal die Ding verlaufen ſind; dann es itzo in die drybßig Jahr läuft, daß die G'ſchichten ſich zutragen hand, und ich mit Gotts Hülf an die Sechzig verlebt, und's doch ſchier nit glauben kann, aber ganz dütlich in minem Husbuch verzeichnet iſt.

So weiſſeſt du, geliebter Barthlome! daß ich mit andern mannhaften und fröhlichen G'ſellen, als derſelb burgundiſch Krieg ſich leider ang'ſponnen, und der Herzog Karli darzog, gen Yfferten in die Stadt zu liegen kam, und war unſer Hauptmann, der Hans Wyler, gar ſtark von Fuuſt, aber Gott ſeys klagt nit alſo ſtark von B'ſinntheit und gutem Rath.

Und alſo lagen wir in ſelbem Städtlin getroſter Zuverſicht, dann das Volk that uns Guk's, und waren unſer meh nit, wann ſiebenzig von Bern, und etlich Fryhartsknechte von Luzern, ſo ſich dann trülich zu uns hielten. Da lag aber ein Theil, an fünfzig, in der Burger Hüſern, und ein Theil im Schloß, und getrauten uns den Ort zu beheben, dann die Burger waren glatter Wort, und ſtrychelten dem Bären ſin ruch Haar; wollten gut bernerſch heiſſen, das auch an Vilen mit der That erfunden ward.

Aber Etlich giengen um mit gottloſer Verrätherie, und hatten's heimlich ang'legt mit dem Grafen von Romunt, der dann ihr eigenlicher Herr geweſen, und wollten demſelbigen gut wohlfeil Bärenhäut

verkoufen; sintemal die armen Petzen zu Nacht im Schlaf sollten mordlich abg'stochen werden, als auch an Etlichen b'schechen ist. Doch so erschoß der Handel zu allerletzt dem Stättlin fast übel, und ward plündert und verbrönnt, als du wohl erfahren hast. Mir aber hat der Herr g'holfen, daß ich heil hindurchkam, als ich doch vor Andern nit verdient.

Da war an einem Tag der Etterlin harkommen, sammt noch einem Kriegsg'sellen, so sich by der Vorhut von Luzern enthielten gegen dem Berg zu in einem guten Schloß, und sollten Wyn kauft han, und fanden da zu Ufferten auch der G'legenheit gnug, diewylen der Verräther Einer gut Getränk dargab um wohlfeilen Kouf, und etlich groß Kannen dryn gehen ließ, die dann zur Stell ouch trunken wurden von den Zusätzern in der Stadt, unter welichen ich nit der mindest mit Zubringen und Gläserleeren und Liedersang. Das g'fiel semlichen verrätherschen Burgern hoch, und setzten wieder und aber ein volk Kännlin dar, denn unser Schlaftrünklin hiermit für das letzt Mal sollt trunken syn.

O Weh derselben Nacht, die darnach kam uf das G'lag und die groß Lustbarkeit! Da ward der schön roth Wyn manigem biderben Knecht us der Ader g'lassen, und ward je Keiner g'sund davon. Doch so ist dieselb Nacht auch Treu an mir b'schechen, als ich nun wohl vermelden will; denn ich dir nit z'verzählen meyn von andern G'schichten, ob wie sie nachdenklich sust und seltsam wären; sunder min gut G'schicklin dir im eigenlichsten kund will geben, wie obgesagt.

Nun also war ich by einer Wittib im selben Städtlin gut yng'sessen, und hatt dieselb ein jung Maidlin, ihr Tochter, so gar hübsch und sittsam war von Art, und hätt mir bas g'fallen, dann daß sie all's wälsch redet, und unser tütschen Sprach nur ein Wenig's mürben kunnt, das aber lächerig ihr vom Mund gieng. Auch wußt s' wunderfam B'scheid, mit Ougenwinken und hurtiger Gebärd ihres Herzens Meynung kund z'geben, so ich denn wohl verstund, auch

myn Flyß recht treffenlich ankehrt, daß ich nit dumm wär mit Gegenb'scheid. Ueberdas so war die jung Maid gut berneriſch in ihrem Herzen, gönnt uns alles Glück und Wohlergeh'n, und fürcht ſich übel vor dem Burgundiſchen Heerzug, als die da Unfuhr trieben und groß Schand by Fründ und by Find, ja wahrlich nit uszuſprechen.

Indem ſo that die alt Wittib mir je mehr und mehr des Herzeleids, und nahm in's Hus ein'n rothhaarigen Vetter, der war Romuntiſch mit Herz und Mul, und pochet vil, wie der Graf würd kommen und die lieben Herren von Bern erdrücken vor Freud, ſo er ſie gegenwärtig fünd in ſiner guten Stadt, und konnt der Schalk dütſcher Worten gnug, wenn's g'ſcholten und g'fluchet ſollt ſyn, hielt auch dick ſin Stoßdegelin mir vor, und ſagt, ich ſollt dran g'ſpüren, ob's von gutem Stachel ſyg, da er's denn wetzt an einem Schlyfſtein, und zu mir ſchielt', als der Kindlinfreſſer zu Bern uf dem Brunnen thut, mym Hus vorüber; du haſt ihn gſechen, Barthlome!

Wollt nun ich dem Lecker eins B'ſcheid geben, und zuckt min'n Dolch, ihm gut tütſches Yſen unter ſin ſcheel G'ſicht zu halten, und macht ein'n grimmigen Muck mit der Fuſt; glych ſprang das jung Dirnel dahar, macht ein'n Scherz us dem Handel, und ließ nit ab, bis mich's zu lachen thät, und bis der Vetter brummt, und uf den Boden ſtampft, und uns den Rücken kehrt. Derg'ſtalten gieng's faſt jeden Tag, und hört das Maidlin gar nit uf, uns liſtiglich vonſammen z'bringen, das doch wohlgethan war, ſintemal ich daz'malen heiß vor der Stirn, und wohl an dem ſchändlichen G'ſellen groß Ungebühr verübt hätt gegen Hauptmanns Befelch und gute Kriegsordnung.

Indem ſo kam die mordlich Nacht, und hatten die Verräther Alles wohl verkundſchaft't, daß ſie den von Romunt und ſin Volk ſammt Etlichen us der Stadt, die vorhin g'flochen war'n zu ſolchem ihrem Herrn, über d'Stadtmuren und durch ein's Burgers Hus ynließen, und aber die Wacht der Unſern by den Thoren es erſtlich gar nit vermerkt. Da hub ſich an Geſchrey und Wehklagen, Gepoch

und: Truhwort, daß es den Himmel erbarmt haben ſollt, und lief All's in den Gaſſen durcheinander, Etlich von den Hüſern uf d'Muren, Etlich von der Muren in d'Hüſer, und ſchrüwen die Burger, die nit wußten um den Anſchlag, es hätten die Berner ſie verrathen, und den Mord ihnen ang'richtet; und ſchrüwen die Berner hinwiederum, die Burger hätten's ang'ſtifft't, und fielen alſo mit Hellbarten, Mordägten und Schwertern einander an; denn der Mondſchyn gar heiter zu dem böſen Handel zündet.

Mit dem ſo witſcht' ich uf in mynem Kämmerlin, und hat mich ein Gepolter uf der untern Stiegg plötzlich erweckt, und hörte da den ſchälkiſchen Vetter, der ſchrie ganz eſelmäßig: „Zu! zu! uf die Buben, daß ſie ſterben die Nacht allſammen, ohn alle Gnad! Unſer rechte Herr iſt kommen, und jagt die Miethslüt dannen us finem Eigenthum, und zahlt ſie der gethanen Huth.“

In ſemlicher Noth ergriff ich angehnds minen guten Zweuhändler, und ſteckt den Dolch in minen Gurt; dann ich zu großem Glück ganz wynwarm zu Bett gangen war, und nit anders uskleidet, denn um Halskragen und Wams und Schuh, die ich geſtracks auch wiedrum an mich nahm. Und da ich eben vil Mannstritt hört' uf der zweyten Stieg, und Einer ſtolpert und Sumnuß macht', merk ich am Fenſter ein Klopfen, und ſech' ein'n Kopf drauſſen, und denk', die Schelme ſind mir uf dem Lyb von allen Orten har, und ſind viel Haſen auch eines Hunds Tod. Darmit ſprang ich an d's Fenſter, und wollt einen Romaniſchen Spießgeſellen des Wegs voran ſchicken, ſo ich doch müßt an Todtentanz; ſtach auch grimmiglich durch d'Schyben hinus, daß es klirrt, und fuhr min lang Schwerdt dem Kiltgänger unterm Arm durch neben dem Herzen vorby. Indem da gellt's mit lutem Schrey mir z'Ohren: „Jeſus Mary!“ und war's ein Mägdlin, und erkannt' ich dieſelb fründlich Maid vom Hus, und riß das Fenſter uf; dann ich mit ſondrer Freud ihr Anligen itzo verſpürt. Hiermit ſo gibt die gut Magd mir Zeichen, und zabbelt die Leiter

hinab, als die Eicherlin von den Tannen, und wirkt mit beyden Armen, daß ich nachkommen ſollt. Alsbald auch befahl ich min Seel den thüren Nothhelfern St. Urſen und St. Vitter, riß das Fenſter uf, warf min Schwert voran, und witſcht die Leiter gleitig hinab, der ich dann über 6 Seigel oder die letzten, hab ſ' nit gezält, mit einem alleinzigen Satz im Höflin war. Hieruf ſo half die Maid mir die Leiter umſchmeiſſen uf die uſſer Syten, da denn glych die Stadtmur nahe lief, und ich hinuf krabblet wie die Katz zum Tubenſchlag; hatt auch min gutes Schwert wiederum unter den Arm g'nommen, und wollt's nit g'laſſen han um aller Welt Güter nit.

Wie aber kum ich uf der Stadtmuren genäher dem Kämmerlin ſtand, allwo ich g'ſchlafen, da hört' ich dain ein ſchrecklich Polter und G'ſchmetter, und ſprengten mit Aechſen die Thür, und wollten den Vogel im Neſt usg'nommen und zum Morgen-Imbis abg'ſtochen han, das mir ein greulicher, ganz ehrloſer Tod g'weſen wär. Und aber ſumt ich mich nüt, zog die gut Leiter an mich haruf, und ließ ſie gar andern Syten hinabgah'n in Stadtgraben, der dann in Schloßgraben usgieng, und luff da ohne Bottenlohn im Graben enweg bis unter das Schloß, allwo ich überlut das Wortzeichen rief zu dem Thurmwächter, der auch bald mir Antwort gab und ſchrüw: „Kürt Marter, iſt das nit Hänslin in der Gruob?" — So kannt' ich hinwieder an der Stimm den jungen Achshalm, der dann bald verſchuf, daß ſie mich an einem Seil ufzochen in das wehrhaft Schloß, und ich min's jungen Lebens allda genaß durch die Gnade des allmächtigen Gottes.

Derwyl ſo nahm die mordlich Sach und Verrätherie in der Stadt ihren Fortgang, und ſtanden wir an dem Schloßthor, und riefen das Wortzeichen Laupentreul und rannt da mancher G'ſell us der Stadt harby, und über d'Fallbrück yn in gute Sicherheit. Aber vil vermeynten ſich z'erwehren des Finds, und fochten hertiglich mit Schlachen und Stechen, daß der Finden nit wenig umkamen, und ihrer

vil mehr noch wund oder g'stümmelt hinter sich wichen. Jedoch so war der Finden allzu vil, und fluhen unser lieben Mitg'sellen angehnds, so das sie mochten, uf das Schloß dar, und waren unser zuletzt an 50 biderb Kriegsgesellen, sammt dem Hauptmann Wyler und Hans Krummo mit dem Fähnlin bysammen.

Da es aber Tag war worden, und die Find gegen dem Schloß zu nit also stark mehr drängeten, auch wir sie ansachen, daß ihrer mehr als vierhundert kum gesyn mocht, auch derselben an dryßig todt in den Gassen lagen, da ward unser Herz ganz mannlich und erfreut; denn wir uns wohl vermaßen, das Schloß zu beheben, bis ein Stadt Bern uns hüflich Entschüttung verschaffete. Sintemal jedoch das Schloß ganz nit versechen war uf söllich Stürm und mordlich Ueberfäll, da erzeigt sich leider Gottes noch Trank, noch Syys, noch Wurfstein oder G'schoß und Büchsenklöß, daß es schier ein'n großen Jammer gab unter den Zusätzern, und Etlich anhuben, man sollt usbrechen die Nacht, und hinwegylen, Murten zu, da dann der Heerhusen von Bern zu treffen und michel Trost zu erholen wär.

Indem so riefen Ander: „Nie und nimmermeh! Zu Laupen hand sie ander Püff usg'harret, und nit von semlichen Verräthern, die Gott schänd, und ihnen kein Glück nimmermeh geb!" — Also sprach der Krummo: „Wo Ysen, da Brot; und stirbt kein bewehrter Eidgnoß den Hungertod!" — Alsbald ordneten wir ein'n Usfall, wann der Find sin's Yfers nachg'lassen, und trösteten wir uns etlicher alten Broten und eines Wynlägels, das dann für die Wunden g'spart war, verbanden auch nit wenig G'sellen, so da Stich und Hieb überkommen in Lyb oder in d'Glieder an dem nächtlichen Ueberlauf.

Darnach im Nachmittag hatten die Find etlich Wachten g'stellt an der Gassen End gegen dem Schloß, und schlugen frisch an die Thurnglocken, und b'riefen also ein G'meind zusammen, daß sie nachschlageten um die armen verstrickten Vögelin; dann sie meinten,

ſie hatten uns im Schloß als gut, als Finklin in dem Garn, ſo es doch von Gottes Gnaden nit dem alſo war.

Und indem ließ unſer Hauptmann an die groß Trumm ſchlachen, das dann unſer Zeichen war, und luffen wir unverwylt in die Stadt oder in d'Vorſtadt, unſer 40 die handtlichſten G'ſellen, uf daß wir in den Hüſern Syhs erholten, und Bley zu den Büchſenkugeln, und andern Züg mehr, als dann Jeden däucht gut ſyn für die g'mein Sach. Und ward auch da zu allernächſt by der Kilchen ein ſtarke Schlangenbüchſen mit G'walt entragen, die uns gar treffenlich zu Statten kam. Vil Wyber dann gaben's gern in den Hüſern, was die Kriegsknecht hieſchen, diewyl gar vilen Leid war des mordlichen Ueberfalls in der verwichenen Nacht, und kriegten unſer G'ſellen ganz Armen voll Kanten und Platten des allerbeßten Zinngeſchirrs. Die Männer aber in der Kilchen vermerkten zu ſpät ſemlichen Usfall, und machten gar ſorglich gute Ordnung gegen dem Schloß, und witſchten wir darob wieder Allſammen in unſer Loch ohne Gefährd, das dann unſern Muth nit des Wenigen erquicken mocht.

Darnach lagen wir etlich Tag als die Bären in den Hürſten, und goſſen da Kugeln und ſchnitzelten auch Pfyl für die Armbrüſt, und brachen den großen Kachelofen im Ritterſaal ab, der dann gut Wurfſtein geben ſollt. Hiermit an ſo geharreten wir freudig des rechten Sturmes, und ließ dickmalen der Graf Romunt uns greulich Poch- und Dräuwort zurufen, daß wir all ſollten gehenkt ſyn, wann wir nit das Schloß uf Gnad übergäben; und ſchrüwen wir wohlgemuth entgegen von den Muren: „Erſt haben, und dann henken! Wer aber ſtirbt von euren Dräuworten, dem ſollet ihr zu Grab läuten mit einem Kinderrock, und einem Schwengel von Haſenſtielen drin.“

Wie dann der Sturm abg'laufen, da der Graf Romunt mit G'walt das Schloß nehmen wollt, das weißt männiglich, und erzähl' ich fürer, wie mir im Wyteren ein Stern hat g'ſchinnen, dann miner

Joh. Rudolf Wyß, der Jüngere.

Viel Noth und viel Hülf.

Erzählung aus den Zeiten der burgundiſchen Kriege.[1]

Gott zum Gruß, und was ich Ehren und Dienſts vermag, lieber Fründ und Schwager Barthlome!

Sintemal du zu wiſſen begehrſt, und vielmalen bittlich drum angehalten, wie mir's eigenlich ergangen in allem Handel zu Granſee, und aber ich all die Zyt und fürbas in die gut Statt Zürich nit kommen kann, hab' ich minen Sinn daran g'ſetzt, daß ich in Schriftweis dir die Sach verfaſſete, und du aller Gſchichten, ſo mich dann ſelbs antreffen, das berichtet werdeſt. Dacht' auch, daß es minen Bueben einſtmalen ſollt zu einer Gedächtnuß ſyn, wie unſer Herr Gott b'hülfen iſt nach ſiner Wisheit, wo unſer arm Kunſt gar übel

1 Der Sach- und Sprachkundige wird leicht ſehen, wie Manches in dieſer Erzählung nicht eben genau mit Sitten und Schreibart des fünfzehnten Jahrhunderts zuſammenſtimme. Oft ſind indeſſen abſichtlich die Worte und die Schreibung der neuern Zeit angepaßt worden. Dennoch dürften einige Ausdrücke nicht Jedem verſtändlich ſein, und dieſe erklären wir am Schluſſe dieſer Erzählung. Dabei aber bemerken wir noch, daß eine alte Schreibung, die oft eh für das einfache h, und oft den einfachen Vokal für den Doppellauter ſetzt, wie y oder i für ei, ſo wie ferner nit für nicht, nüt für nichts, die gangbaren Worte doch immer wird erkennen laſſen.

Im Hiſtoriſchen des Aufſatzes wird man meiſt Uebereinſtimmung der Hauptumſtände mit Schillings Chronik von den burgundiſchen Kriegen (und mit Joh. v. Müller) finden. Hans in der Gruob, ein Berner, kommt in beiden als derjenige vor, der in der Schlacht den Herrn von Châteauguyon vom Pferde ſtach.

Hiermit ſtand ich uf, und erſach der Enden zween Waſſerkübel, die waren g'ordnet von Fürs wegen, wann die Burgundſchen Büchſen in dem Thurm hätten zündt, und dankt ich da Gott von Herzen des koſtbaren Labſals, ſintemal ich durſtet us der Maßen, und wuſch auch daſelbs min Wunde. Alsdann aber ich zu dem Tagloch ſchwankt, uszeſechen, wie die Sach druſſen ſtünd', und wollt hinabrufen in Schloßhof, daß ſie kämen und Wacht ablösten, ach du lieber Himmelsfürſt und Heiland! ſo wimmelt's im Hof von Menſchen, uns hört' ich ein wild Juchzen und Nären und allerley G'wältſch! und ſach mit Herzenleid die burgundſchen Artſchebuſſirer luſtig umherwandeln und Muthwill tryben, und ſach leider Gottes nit von minen lieben Brüdern und Waffeng'noſſen ein alleinzige Seel, ſo wyt ich umlugt. Da geſchwand mir's abermal vor den Sinnen, und lag eine gut Wyl mit dem Kopf uf minen Armen, zerſtieß mir d'Stirn, und wollt mir das Herz us dem Lib usfallen, alſo ſchwer druckt's an den Harneſch vorne. Und Anfangs dacht ich ſach hinunter in den Thurm, und geſtracks den erſten den beſten Burgundſchen oder Savoyſchen Wicht zu erſtechen, und glych den Tod zu lyden drum. Aber dann gedacht ich miner armen Mutter daheim, und gedacht auch, der allmächtig Gott hätt mich nunmalen uſg'ſpart, und ſollt ich min Herren von Bern wohl nutzer ſyn in dem Schloß, wann durch muthwilligen frevelen Tod, und ſchlich darmit uf dem Eſterich umhar voll Herzenleid, ob ich ein'n Winkel fünd, da ynzeſchlüpfen, wenn des findlichen Volks harufzeſtygen käm.

Item ſo war da ein Stieglin zu einem Tubenhus, und waren Tuben in dem Hüslin, und wußt ich's wohl, dann ſie noch den Tag waren g'füttret worden von dem alten wältſchen Caſtellan. Indem kam ein Hunger über mich, und ſtieg ich uf in das Tubenhüslin, und aß da, ſam ich ein Marder wär, etlich Tubeneyer us den Neſtern, dann ich anders mir nit g'helfen kunnt. Derwyl erſach ich ein verſteckt und finſter Winkelin unter der Stieg zu dem Tubenſchlag, und

erſach an Stangen viel G'niſtes ufg'hängt von Kuder, und auch von Bohnen und wälſchem Korn. Daſſelbig warf ich vor ſemlichs Winkelin, und zoch ein alt Kalkfäßlin auch dar, und kroch in Gottes Namen alſo hinyn in das elend Eck, die Hellparten troſtlich in dem Arm, diewyl ich dacht mins Lebens mich ganz ritterlich zu wehren, wenn das wär, daß mich die Find erſpächeten an ſelbem Ort.

Darnach, unter der Obhüt Gottes, ſchlief ich yn, und hat derſelbig Schlaf mich bas erquickt, und ſchien der freudig Gottestag durch die Morgenlucke zum Eſterich haryn, daß ſich die Rothſchwänzlin trefflich freuten, und ſangen und herumflogen unterem Gebälk, auch Spinnen oder Mücklein haſchten, darob mir ein groß Geluſten kam, zu beharren in der ſchönen Gottes-Welt.

Doch nit will ich dir lütteren all die Noth derſelben Zyt, die ich dann verbracht in miner Hurſt und uf dem Eſterich; dann gar jammerſelig mir die Tagesfriſt zergieng, indem daß ich all Tritt und Tön unter mir vernahm, und dickmalen ynſchlüpft in mein Hohl, wann ich dacht, ſie kämen dar und hätten miner ein Merk.

Von Gottes Gnaden aber g'ſchach mir ganz kein Unfall, und kam Niemand hargeſtiegen, denn der alt graubärtig Caſtellan, der etwa jeden Morgen in den Tubenſchlag das Futter trug, und ich dann bald den armen Tuben ſtahl, diewyl's gut Hakerkernen war'n, und mir zu rechtem Troſt erſchoſſen, und durten mich die Tuben wohl, ſagt ihnen auch faſt mit Lachen: „Hätt ich euer Fecken, ihr! ſo brucht ich eures Futters nüt; und gand, und holt im Fald euch andres, das Gott beſcheren mög, ihr armen Schelmen!“

Noch ſo meld ich von dem andern Tag, und hört ich da früh am Morgen groß Gepfyf und Trummelſchlachen im Schloß, und ſchuſſen ouch freudig mit Hakenbüchſen, und ſchuß mir drob das hell-Waſſer us den Augen, dann ich min Elend verſpürt, alſo machtlos uf dem Thurm zu ſitzen. Indem ſo gieng ich nach der Lucken, die dann zum burgundſchen Läger ſach, und ſpächte ſorglich durch ein

Spältlin im Luckenlyden, den der Wind halt zug'worfen, und ich mir nit getraut hinwieder ufzethun. Aber so hätt ich von Stund an erblinden mögen ob dem Greuel und Jammer, den min Ougen im Feld druſſen leider angeſachen! Der barmherzig Gott ſyg ihnen gnädig, den getrüwen redlichen Kriegsknechten, die gruſamlich gerichtet wurden von den heilloſen burgundſchen Diebsgeſellen!

Gar ein langer truriger Zug kum us der Burgunden Läger, dann all in Hemden oder g'wandlos bis zum Gürtel ſuchen unſer lieben und biderben Waffenbrüder zu dem See, allda herrlich Wuor in Menge ſtunden, auch Schiff bereit waren und Mordgeſellen druff. So brach mir faſt min Herz ob dem entſetzlichen Geſicht, und ſach die frommen Eidgnoſſen ganz ſchwygſam gehn, die Händ uſ'thuon Rücken hinter ſich bunden, allſammt mit Seilen an den Hälſen, ganz ehr- und ſchmucklos an Gſtalt, daß es einen Stein erbarmen ſollt haben. Groß Hufen aber der Burgundſchen Herren und Söldner, Flamänder, Geldrer, Savoyer und tütſch Frybartsknecht luffen zu, hatten ihr G'ſpött und Fatzwerk, und trummten oder hilfen auf den Hörnern ein gut eidgnöſſiſch Feldſtücklin, und muhten ober lüpten als die Schwyzerküh, das dann ich eigentlich vernehmen kunnt, und mir das hell Waſſer us den Ougen in Bachswyſe ranne, als nie zuvor.

Der handtlich und aber einfalt Hans Wyler zoch der allererſt, und mußt übel fins liechten Glaubens entgelten, das doch ein herte Straf war, diewyl en ſuſt fines Muth's er ein'n tapfern Degen ſtellt. Ihm folgt gar nach der gut Hauptmann von Fryburg, und dann die Fähnlinträger, dann die Trummelſchlacher und die Rottenführer, dann die Kriegsknecht ſelbs. O du barmherziger Gott, was guter und hübſcher G'ſellen das war'n, daß auch der Tod ſie nit g'wollt hätt, wann ihm nit die Henker ſie mit G'walt im d'Senſen hätten g'jagt!

Da freut mich noch ihr trutzlich rechtes Gahn, und ſah'n die

armen Lüt all links und bedurlich den See hinuf, da dannen unſer Helfer von Fryburg und von Bern je kommen ſollten. Und Wyler ſtand und redt mit Haupts Bewegung yfrig zu dem ungetrüwen Muntſchan, der da ſpöttlich vorn uf ſinem Roß hielt, und ſchlug darob ein anderer us der Maßen großer Herr mit einer Gläne uf des Wylers Haupt, daß er's zur Syten henkt, als wär's ein Holderzweig, und wär vom Hagelſchlag troffen.

Und indem, ſo waren da der Böswichten gnug, die unſer fromm unſchuldig Ehrenlüt an Böum ufzochen, und in d'Schiff hinſtießen, und an den Seilen us den Schiffen in d's Waſſer henkten, da ſie dann elendiglich ertranken in d's Sees Grund. O weh, wie durt mich's der weiblichen G'ſellen, die ich denn kannt und lieb hatt, und ein Theil mir geſippt waren von Mutter oder Vater har! Auch ſo waren Edelknecht da, und gar zart Jünkerlin, die mich dann in der Seel erbarmten, und hätt ein Glied um das ander dargeben mögen mins eignen Lybs, daß ich die errett hätt us der Mörder Händen, und heimg'ſtiftet in die gut Stadt Bern. Alſo ſach ich da mit Reuen und Thränen, anders gar nit, dann ein krank Wyb, die groß Unthat üben, und erkannt des Erſten min liebſten Waffenfründ den Gantner, glych zuvorderſt an dem Todtenreigen. Der war alſo ſtark, daß er die Band zerriſſen hätt, ſo er nit gern hätt ſterben g'wollt in Mitte ſiner Brüdern. Und als ihn ein wälſcher grimmiger Hatſchirer neckt mit einem Lanzenſpieß, nahm der ſtark Mann ein'n Anſatz uf ihn, und ſtieß ihn derg'ſtalten mit dem Fuß in Unterlyb, daß er für Tod darnider ſank, und vil der Finds Stimmen dem mannhaften Eidgnoſſen Lob zuriefen, dann redlicher Herren und g'meiner Krieger je gnug in dem Lager waren, die des greulichen Mords und Meineyds ein Mißfallen hatten, der leider Gottes an unſern Lüten hiermit beſchach.

Da ſtarb der alt Rybo, der dann mit Wundmalen ganz überdeckt und allzyt ſighaft in Schlachten und Stürmen der Vormann

war. Item erkannt' ich den Caſpar Sunnenfroh, und ward keiner zukünftigen Sunne mehr froh, der ſunſt ein gar freudiger G'ſell war g'weſen, und hatt uns dickmalen erfreut mit poßlicher Red in der grußamen Noth der Belägerung. Item war da der ſtark Peter Struß, der hatt's etwa je verdient an den gottloſen Wältſchen, daß ſie gar vorus ihn haſſeten; denn er am Sturm ſelbs eigen ihrer ſieben von der Sturmleiter g'ſtochen. So gieng auch der ſchwarz Lappo, der lang Zigerli, der hübſch Werder, der rych Noll, der Rumſi, der Irenep, der Huber, der Schütz, der Wanner ganz uſg'hebten Kopfs und ritterlich in den Tod. Aber der arm Häniggi wüſcht ſin Ougen mit dem Knie, dann er min junge Bas, die Cathri Wyßhan, des Lienhards Töchterlin, ſollt g'freyet han nach dem leidigen Krieg, und war er allwegen ein friſcher redlicher G'ſell, der freyſamen Berner ſiner.

Ja erbarm ſich Gott ob ſolchem greulichen und wortbrüchigen Mord, der dann alſo vollzogen ward! Und der gerecht Vater in dem Himmelsthron hat's ihnen auch vergolten, den meineiden Lotterbuben. Aber unſer fromm Eidgnoſſen ſind zu der heilgen Märtrerſchaar verſammlet, als ich das zu Gotts Barmherzigkeit wohl vertruw. Will ſ' auch nit all vernamſen, die ich dann erkannt by dem marterlichen Tod, und wie der Hübſchi und der Hetzel, die zween jungen, roſenrothen und faſt ſtattlichen Knaben, inbrünſtig an einander fielen, und ſich küſſeten, und doch nit die Armen kunnten losmachen, daß ſ' ſich umhalſet hätten da zum letzten Segensgruß.

Aber mit der Wahrheit ſag' ich auch, daß ihrer Zween old Drey der G'ſellen dahinfuhren in ſchwerer Sünd, und nit gern vom Leben geſcheiden mochten, dann ſie faſt liederlich und unwerth waren, unſer ung'ſchollen Farb und eidgnöſſiſch Krütz zu tragen, der ich dann dieſelben Namen billig in Vergeſſenheit ruck, und aber wohl erſach, wie die drey Schälker zag und leider ganz unehrlich in den bittern Tod ſich gaben.

Item ist wohl zu glauben, min herzlieber Fründ und Schwager! daß solch Leid und großer Jammer dazemalen mir min Herz wollt abg'stoßen han, indem daß ich allein dieselb Noth getragen mußt, der dann ach leider gnug war, ein ganze Stadt Bern zu Kummer und Traurigkeit zu nöthen. Und weint ich solchergestalten für die Väter und Mütter und Ehfrauen all mit minen armen zwyen Ougen, daß ich schluchzet überlut, und zu dem Himmel schrüw, als der ich ganz nüt achtet mines Lebens, und mich wohl die Söldner in dem Schloßhof da vernommen hätten, wenn nit ihr Getrummel und Juchzen aller Ohren ganz hätten erfüllet.

Und also mit beschwertem Herzen schlich ich g'machsam in min finster Eck hinyn, daß ich da miner Thränen mich ganz entschütt, und sach auch da min schwarz Elend bätlich vor den Ougen, wie dann ich burgundscher G'walt nit entrünnen möcht, und also glych den thüren Kriegsg'sellen über Kurz würd schändlichen ermürdt am Boume hangen. Schlief also dieselb Nacht wenig, und tos't mir all Stund in Ohren der Burgunden gottlos Trummen und G'johl und spöttlich Feldgeschrey.

Hiermit am andern Morgen, da ich denn us minen heissen Ougen sach zum Böumen, wa die frommen Eidgnossen also jämmerlich dran hingen, sach ich ouch, wie ein G'sell selbander uf einem schwarzen Roß darunter ritt, und hatt gar ein'n schmucken Gspanen old Knaben hinter sich sitzen, und stach der Alt da frevenlich zu den armen Todtnen mit sinem Spieß, trib auch vil unnützen Wesens bis er dann harritt zu dem Städtlin und dur d'Gaß in das Schloß, und ich mit ganz betrübtem Muth den leidigen Bettler mit dem rothen Schopf erkannt, der gar hochmüthig yherpranget, und thät, als hätt er selbs sines großen Muts dieselben Eidg'nossen all g'fressen. Und also gieng er da stolzen Schritts mit gespreitzten Storchenbeinen in dem Schloßhof um, und sin G'span der trippelt sittsam hinter ihm, und hielt sich ganz gebührlich, als es jungen Reiterknaben wohl geziemt.

Darnach deſſelben Tages uf den Abend, da ich denn an d'Lucken ſtand, und gar ſehnſüchtig usſach gegen Bamerkü und Rüwenburg, diewyl ich doch der guten Eidg'noſſen Zukunft allſtets geharrete, ſchaut' ich ouch niedſich uf der obern Syte an dem Thurm, und achtet da im Graben ein paar Gartenbett, und einen artlichen Geſellen, der im Herd mit einer Schufel ſchaltet. Und alſobald erkannt' ich deſſelben Rothſchopfs von Yfferten G'ſpanen, der alſo einſamlich da gartnet, und dücht mich das in ſolchem Kriegslauf ganz abſonderlich. Aber grad indem ich wundershalb mich recht vorſtreckt, daß ich den hübſchen Gſellen bas erſechen möcht, buckt er ſich, ein Würzlin uſzuheben, und fiel ſin Biret ihm vom Houpt, und ſach ich faſt entſitzt ein lange Haarzüpfen als luter Golddraht von dem Houpte niederwiſchen. Deß erſchrack der jung G'ſell und rafft ſ' mit b'hender Fuſt zuſammen, daß er ſie wiedrum berg mit dem ſchwarzſammtenen Biret. Hatt aber ich gnug g'ſechen, und ſagt mir's auch min Herz mit ſtarkem Poch, daß die jung Maid, die Schanne, in dem Reuterwämſel ſteck, und nahm ich einen Freudenſatz, und merkt da Gottes Finger.

Alsbald dann gedacht' ich, mich dem tugendſamen Mägdlin kund zu geben, und wußt erſt doch nit wie, und gab mir's da der Geiſt am fürderſamſten yn, als du vernehmen ſollt. Denn ganz getroſten Muths zoch ich das ſilbern Krützlin mit dem Herrgott us dem Buſen, ſach ihn bittlich an, und ſprach: „Du Helfer in der Seelennoth, biſt auch in Lybesnoth beholfen, ſo dir ein Menſchenkind recht vertruwt!“ und darmit kriegt ich etlich Schnür zur Hand, als deren gnug an alten Fiſchgarnen unter'm Dach hingen, und band das Cruzfix dran, und ließ daſſelb hinunter, daß es grad vor d's Mägdlins Ougen uf dem ſchwarzen Herd erglaſ't. O Sammer potz Wunder! wie die Magd uſwitſcht da, und zufuhr zu dem Herrgott, und ihn uſhub und an's Mündlin drückt! Erkannt auch ſicher, daß es ſin lieb Krucfix wär van Yfferten, und ſach gar ſtunig uf am Thurm, wie doch

der Schatz ihm obenhar fyg kommen, und ſtellt ſich ufrecht mit ganz verwunderter Gebärd.

Diewyl aber der bös Menſchenfind in alles gut Geſäm ſin Unkrut ſtreuet, alſo b'ſchach auch jitzt zu großer Noth mit armen unfrotzwilligen Thurmwart droben. Dann in ſelbem Augenblick rief's von dem Thürlin, ſo zum Graben und zu denſelben Gartenbetten gieng: „Ho Schanne, hol'" und ſtreckt der Vetter Rothſchopf ſinen langen Hals hervor, und fuhr die Schanne ganz verſchreckt zuſammen. Und wyl ſie grad das Schnürlin losz'machen von dem Cruzfix ang'hoben, das doch ihr nit alsbald gerathen mocht, ſo rtß ich's wiedrum uf, und meynt, der Rothſchopf ſollt es nit vermerkt han, und zoch's nur emſiglich in die Höh. Da ſprang jedennoch der Lurian Eines Satzes die 6 old 7 Tritt hinab in Graben, kehrt ſich um, erhub ſin Butzengſicht, und ſach das Bildlin hurtig uf zu dem Gibel fahren.

Hiermit ſo ſtieß er ein greuliche Scheltred us, macht zu der Schanne grimmig eine Fuſt, und kehrt angehnds haſtig um, und merkt ich glych, dem Wicht fyg all's verdächtig an dem Handel, daß er ſtracklichen ouch kommen würd, im Eſterich zu ſpächen, wo ſelbes Cruzfix hargeſchwebt. Darob verzichtet ich mich mines Lebens gar, und ſtellt mich by dem Kalkfäßlin, daß mir's ein Schild möcht ſyn, und ſtand allda in grader, ganz ufrechter Wiſe, als ein Mann thut vor dem Find. Ergriff auch die Hellparten, und war zu ſtrytbarer Wehre ganz bereit; dann ich der Gnad und ſchmählichen Verhaftung nüt begehrt, und gern den Tod erlitten hätt, um daß ich Schimpfes von den Mördern ledig gieng.

Indem ſo hallt des Rothſchopfs Tritt auch ungeſüm den Thurm haruf, und zittert der Eſtrich, und meynt ich anders nit, dann ihrer Sieben wären's, ſo es doch der Vetter alleinig war. Dann durch die Gnad des guten Gottes war ihm ſo gach, des G'wunders und des Zornes halb, daß er ußer Athem all die Stiegen uf lüff, und Niemandem nüt ſagt, was er vorhätt, auch ſelbs ſich truwt ſiner

Mannheit, ſo Gefährd obhanden. Darmit ſchoß er als roth und heftig har, als ein Fürpfyl von der Armbroſt thut, und erſach mich auch ganz unverzogenlich, erkannt mich alſobald, und ſchimpft von küſtiſchem Bären etwas, und rannt mich an mit mordlicher Begir, ein lang gerad Schwert in ſinen Fuſtknorren. Diewyl er aber ganz erblindt war vor großem Zorn, und ich uf miner Huth, ſo ſchlug ich daſſelb Schwerd mit einem Streich darnider, und fuhr mir die Hellparten an Boden in das hölzern Eſtrich, daß ſie tief geſtack, und ich ſ' nit hurtig mehr erheben kunnt, und glych der Wicht ſin Schwerdt am Boden ließ, daß er ſin guten Dolch möcht zucken von dem Gurt. Deßglychen thät auch ich, und rungen wir da grimmiglich, dann er ein ſtarker Mann in ſinen Vierzig, und ich ein Knab von Vier und zwanzig war, doch nit von Ungelenkigen. Darmit gerieth er einen Stoß usführen, der dann wohl Hürnin Sigfrid durchſtochen hätt, und aber ich mit Bucken ihm b'hend entglitt, und von unten drath den Widerſtoß gab, der dann in d's Lebig gieng, und fiel der Rothſchopf in ſin Blut, item und verblich da ſchnellen Tods; der Herr genade ſiner zornigen Seele!

Darüber war ich faſt erſchöpft von Athem und Kraft, und warf mich hin uf altes Gräſy in einem Winkel, und wußt nit, wo der Kopf mir ſtänd. Und aber vernahm ich bald ein leis Uftreten von der Stieg, und ſpächt zum Stiegenlich in des Eſtrichs Mitten, und kam da hübſchtlich ufzuducken die gut Magd in dem Rüttersklei, gar tugendſam, und aber zaghaftig an dem ganzen Lyb erzitternde. Da winkt ich ihr zur Erd, wo der Vetter blutet, und ward das Mägdlin ganz erſchrocken, rang auch ſin Armen, und wollt faſt vergangen ſyn vor Angſt und Kümmernuß. Mit dem ſo ſtund ich uf, zoch glych das Cruzfix wiedrum us dem Buſen, hielt's dem Dirnel hin, und ſprach: „Der mög uns g'helfen allen Beeden!“ — und gab's ihr. Deß ward das Mägdlein ganz muthig, ſagt auch zu dütſch: „Ja wahrlig, Amen!“ ſchlug die Hand an d'Stirn, und ſtand ein gute Whl faſt

gedankenvoll, warf dann ihr Händ zusammen, macht mir Zeichen nach dem todtnen Mann, und daß ich anzöch sin G'wand, und sagt zu guter Letze noch: „Abend, finster, finster, kommen, flüch, flüch!" — und huscht darmit wieder die Stieg hinab.

So hatt' ich Werrichs gnug denn an der Kunkel; dann ich voller Angst war, daß der Streyt und das Gestampf im Thurm vernommen worden, und der Kriegsknecht etlich auch den Rothschopf hätten ylen g'sechen uf der Stieg. Um dessen willen dann so zoch ich bald den Lychnam fort in d's Eck bym Tubenschlag, und nahm das Wams ihm ab und die zween Rütterstiefel und den Kragen und die Bickelhaub mit dem Federstruß der Farb von Romunt, der dann stolz herunterwäiht. Und glych des Beßten, als ich mocht, vermummelt ich mich in all die Stück, und sach da ganz findlich us, daß ich schier mir gehaß ward drob, und luschet in gutem Versteck uf den Abend; denn ich ein Vertruwen hatt zur jungen Maid, diewyl sie gar nit dem Vetter hold gewesen.

Kam also die Nacht mit dicker Finsternuß, darum daß der Himmel mondlos war, und hört ich gegen Eilf die Wacht im Hof ablösen, und dußet da die getreu Schanne har, die Stieg uf, hatt ein Sprenzel brünnig Kienholz in der Hand, und winkt mir zu vom Stiegenloch.

O du milder Gott in dinem Himmel, wie das Herz in miner Brust da pocht! Die Stiefel unter'm Arm, und die Hellparten in miner Rechten trippelt ich — als etwa Kilter thun — dem Mägdlin nach, und war glych ihm dann im Rücken, und gieng dasselb mit großem Vorbedacht hinunter, lurt auch styf an jedem Eck in all Böden des Thurms hinab, und winkt mir ganz schwygsam mit der klynen wyßen Hand, ohn Gesichtes Umkehr, bis hinab in Kellerhals. Und als wir bald durch d's kühl Geschoß des Kellers giengen, flimmt uns zu sondrem Schreck ein Lichtlin zu, und erkannt ich plötzlich den Castellan, der by dem Grabenthürlin an dem Riegel stieß, und aber

doch zu großem Glück uns den Rücken wandt. Indem ſo warf die Maid den Sprenzel, der angehnds ſchier erloſchen war, zu Boden, trat die rothe Gluth mit Füßen, ſchob da mich in ein Winkelin, und ſprach mit Flüſtern ein hurtigs Adeh, und luff voll Angſt die Kellertrepp' hinuf.

So kam jedennoch der gut Caſtellan mit ſinem hornigen Laternlin bald vom Thürlin wieder z'ruck, und zündet ſchlechtlich vor ſich har, pfiff auch ein lute Wys, dann ihm's nit gehür mocht ſyn in dem wyten Kellerg'wölb. Und alſo gieng er auch fürbas an dem Winkelin, da ich mich ſchmuckt und ynthat als ein Häslin in den Rabisſtauden, merkt ganz miner nüt, und ſtieg die Trepp' uf wohlgemuth. Hiermit aber ſo merkt ich, daß die Maid mich wollen durch d's Thürlin in den Graben beletten, und hofft ich ſicher, daß dort Entkommens Rath ſollte ſyn, und yilt alſobald demſelben Thürlin zu. Da war der Riegel bald zuruck zogen, und ſprang ich die Tritt ſo friſch hinab, als vor der Rothſchopf ouch gethan, und luff den Graben quer an die ußer Grabenmur, und ſucht da, wo ich ufklimmen möcht, und in's Frey entwitſcht. Aber lang war daſelbs kein Rath, und zagt ich ſchier, und fiel darüber uf den Grund, diewyl ein harten Stecken mir zwiſchen die Füß gerathen. Mit dem ſo griff ich zu dem Stecken hin, und war's die Schufel der getrüwen Schaune, die mir dann zu gutem Bruche ward. Denn ich faßt ein'n Anſchlag ſitzt und ſteckt die gut Hellparten obwärts in ein'n Mauerſpalt, und unterwärts den Schufelſtiel, und alſo trat ich uf, zoch glich den Schufelſtiel mit Bücken wieder hoch, und ſteckt ihn über der Hellparten yn und macht mir eine Hühnerſtieg mit Sedeln, Kehr um Kehr, indem daß zwüſchen dem G'ſtein der Riß und Spälten g'nug war, min G'räth hinyn zu ſtecken, und kam ich ſo mit Gottes und St. Jürgen Hülf us allem Graben in das Frey, und hätt auch ſchier gejuchzt vor Herzensfreud, ſo war mir's hell zu Muthe.

Darnach ſo luff ich drath den Reben zu nach den Enden vom

Schloß Bamerkü; und hatt' ich doch die Stiefel in dem Graben abg'worfen, daß ich fryer Händ gewünn; und hatt keine Schuch an Füßen, sintemal ich s' uf dem Estrich abzogen, daß ich deſt hübſchlicher die Stieg im Thurm abgieng. So ſtieß ich leider, als ich doch ein halbe Myl geloffen, an ein'n heilloſen Stein, daß ich vor Schmerzen an den Zeh'n ein'n Gell usließ, und da zur Erde fiel, doch hurtig uf den Vieren ſytwärts kroch, daß nit eine Streifwach käm mich uſzeleſen, und der letzt Kummer mir ärger würd, dann der erſt.

Aber der gnädig Gott behüt't mich allda des baßten, und lag ich unter einem Hufen Rebſtecken wohl verſorgt, denn in den ſtotzigen Rein daſelbs waren zweu ſtark Pfähl getriben, die dann ſchräg harus ſtanden; und lag uf dieſen ganz frey ein Bürdlin byggte Rebſtecken, daß drunter ein gut trocken G'hältlin war, und ich mich bergen kunnt, und aber bald in einen harten Schlaf verfiel, diewyl ich ſelbigen Tags an Lyb und Seel viel Arbeit usgeharret.

In ſolchem nun, als ich da ſchlief, am dritten Tag des Märzens in der Früh bekam ich Träum von guter Anzeig, und vermeint daheim z'ſyn an der Engihalden und der gueten Muetter zweu Küh da melken; hört auch ein luſtig Dringeln wie von Kuhglöcklin, und ein Muhen und Gebrüll, als wär's der Stier, und wacht ich drüber uf, und wiſcht min Ougen, und hört aber den Stier da lüyen fort und fort, daß ich gar nit wußt wie mir beſchächen. Mit dem ſo kroch ich unter dem Rebſtecken Dach an offnen Luft, und erſach da ganz verwunderlich ein volkrych Ziechen oberhalb und unterhalb und hinterhalb, und hört die Harſchhörner, die ich dann erkannt der tapfern Lüten von Lugern zu ſyn, und oberhalb die Kuh von Schwyty und etlich Trummen, daß mir's b's Herz im Lyb erfreut, und als ein g'ſunder Brunnen in all Glieder ſchoß.

So luff ich ung'ſumt dem nächſten Hufen zu, dann ich yitz der Eidg'noſſen ſondre Luſt und Ordnung als zu einer Schlacht erkannt, und kam da barfuß an ein paar G'ſellen, die dann mit zur nächſten

Schaar dur d'Reben läffen. Und einer hatt' ein'n Wetſchger, und ein paar Schuh druf bunden, denſelben ich dann anrief um die Schuh, und war's von gutem Schick der Boumgartner von Bern, ein Pfiſter an der Krützgaß, den ich faſt wohl bekannt. Der kannt ouch mich hinwieder und wundert ihn min's Uſzugs us der Maaßen, und gab mir glych die Schuch, die dann mir paßlich zun Füßen war'n, und luffen wir fürbas dem Hufen von Luzern hintennach, und waren auch ander gut Berner da, die ſich in dem Dörflin, allwo ſie g'ſchlafen, ſchier verſumet und ihres Weges verirret hatten, mit Namen Rieder, Löublin, Goſteli, Tentenberg und Tremp. Die luffen all mit mir des baßten, daß ſie nur an's Schlachen kämen, wo's dann wär, und kamen alſo ſammethaft zum Fahnen von Luzern, da uns frohlocket ward; dann ſelben Tags ein jeglicher Eidg'noß des andern Bruder hieß, und's auch mit ſinem Blut beſiegelt wollt han.

Indem ſo war der Struß ſchon allerorten angangen, und krachet des Karlis G'ſchütz als mordlich, als die Donnerklöpf vom Himmel thun, und waren die Biderben von Bern und Fryburg zumeiſt vor uns unterhalb bey der Carthus, und oberhalb die redlichen G'ſellen von Schwyz und Thun, die dann ſchon hart gedrängt im Anlouf hielten vor den burgundiſchen Küraſſeren. Item druckten die von Zürich, Solothurn, Uri, und andern Orten als die Rothfeſten und Sigsbegyrigen tapfer nach. Darmit ſo ſprang von uns die vorderſt Rott den Rothveſten getroſtlich zu, und ſach ich da des erſten den großmächtigen wältſchen Herrn, der dann Hannſen Wyler, als ich oben vermeldt, uf d'r Houpt geſchlachen. Derſelb g'waltig Ritter ſaß uf einem ſchwarzen Hengſt, und trug ein Panner hoch in ſiner Linken, hielt den Zaum im Mul, und packt im ſelben Ougenblick mit ſiner Rechten alſo feſt das Fähnlin derer von Schwyz, daß der Fähnrich ſam ein Ochs ſchrie Hülffio. Mit ſolchem war ein G'ſell da glych zur Hand, der Elsner von Luzern, der riß mit dem Widerhacken an der Hellparten dem Rittersmann ſin Panner g'waltig us der Fuſt

herab, und kam ich an der andern Syten by, und ſtach den Herren unterm Arm hinyn, und fiel derſelb mit Toſen uf den Grund, und buckt ich mich zu ihm ſprechende: „Das iſt für Hannſen Wyler, dem du ganz unehrlich und unritterlich g'ſchlagen haſt!“ Und als ich ſtracks zu minem Dolch zu gryffen dacht, ob's Noth wär, dem ſtarken Mann die Letze zu geben, kriegt ich ein'n ſolchen Streich ufs Hinterhoupt, daß ich ſinnlos über'n Ritter ſtürzt, und mir die Bickelhaub vom Kopf ſprang, auch in dem Nacken Blut harunterriſelt. Denſelben Streich hat aber Gott gewendt, daß ich nit Tods verfuhr, dann er von einem Morgenſternen kam, und leider ihn ein Schwytzer mir gereckt, diewyl ich unbedacht den Helm mit dem Romuniſchen Struß nfhätt, und alſo mich der redlich Eidgnoß für burgundſch ang'ſechen, aks ob ich wollt' hülflich ſyn dem großen Herrn.

Deßhalben ſo b'richt ich wyter nit von derſelben Schlacht, dann ich ſchier uf ein Stund da gelag, und miner nit wiſſend war, und erſt erwacht zu Tag, als lang der Suß und Toß des harten Stryts am ſelben Ort fürbas geruſchet, und ich einſamlich unter Todtnen und Todtwunden mich an der Erden fand. Doch als ich bald des Baßten mich erholt, und in der Nähe Schnee an einem Zune lag, da kroch ich zu, und rieb min wunden Hals, erlabt auch min dürre Zung und Lefzen, ſtand fürderſam mit ſothaner Erquickung uf, und überſach die nächſt Wahlſtatt zu großer Freud, dann unſrer guten Eidgnoſſen nur drey old vier da ertödt uf dem Grund lagen, und Einer wund, ſam ich, am Haupt, und aber an die vierzig Rüter, zumeiſt edel, ſammt vil zerſtochener und g'ſchändter Roſſen.

Diewyl ich dann den großen Gwaltsritter mit miner eignen Fuſt erſchlachen, dacht ich billig ouch derſelben Bütt theilhaftig ſyn, und zoch ihm da zwo güldin Ketten ab dem Hals und ſilbern übergüldt Sporen von den Stiefeln, und nahm das köſtlich Schwerdt und den herrlichen Helm zu Handen, und ſchleypt ſothanen Laſt bergunter, daß ich wiedrum zun Eidgnoßen käm. Dieſelbigen aber jagten eins

Theils den burgundschen Züg uf siner hellen Flucht, und eins Theils entplünderten sie das rych, kostlich, burgundisch Läger, und Etlich hüteten des Schlosses von Granse, daß die G'sellen, die's dann inne hatten, nit entwitschten. Derselben Rott denn kam ich des Nächsten by, und nahm mich da der alt Schärer Meyenberg in sine Pfleg, dann er by einem klynen Hüslin sin Arzneylästen ufg'schlagen hätt, und arznet da flyßig die wunden Eidgnossen, vorab die von Bern sin Landslüt, und hatt G'hülfen um sich, den Sterr und den Käsli, die dann trüwlich der Sach warteten.

Darmit kriegt ich ein Pflaster uf den Nacken und ward erfrischt mit einem Wundtrank, und erzeigt sich's daß die Letzung nit zum Argen wär, und gieng ich da hinab zum See, daß ich hülf an selbem End die getrüwen Berner von den Böumen lösen, die fast schmachlichen noch an dem Wind und der Sunne hingen; ich aber ganz christenlich hielt, denselben frommen Lüten vorab ihr schuldig Ehr zu thun, und nit im Läger Sackmann z'machen, als die Unbesinnten.

Hinwiederum so will ich nit lütteren, was ich nüwen Herzenleids allda erfuhr, und wie die fighaften Berner als g'mach darkommen sind, und die von Fryburg deßglych, und Mannicher da Vater, Bruder, Suhn also ehrlos g'mürdt und g'richtet fand, und groß Wehklagen erhub, und harentgegen die ganz freudig waren, so die Ihren allda nit fanden, ob sy auch waren Zusätzer g'syn, und aber im redlichen Sturm oder von G'schützes Wurf wären niederg'legt worden. Hiermit an so mußt ich daselbs usfagen allen Handel, und B'scheid geben den biderben Bernern, der dann vil die vornehmsten, als der Brüggler und der Kuttler, die zween Bennern, und zu allerletzt der herrlich Ritter und Feldhauptmann von Scharnachthal, mit mir zu fründlicher Zweysprach kamen, auch mir verhießen das Baßt reden, daß ein gut Stadt Bern mir ein ehrlich Schmerzengeld zahlt, das auch füra b'schechen ist.

Und indem ich da verzählt, schoß etlichen vöschen G'sellen das

Blut in Kammen, und riefen, die Schmach sollt g'rochen syn, und wollten s' glych im Sturm das Schloß wieder nehmen, und was dann der burgundschen Böswichtern drin wär, das sollt erstochen syn ohn Widerred und Gnad. Luffen also Leitern z'holen by den Schüren da herum und Balken und Bretter, und huben an ganz mannlich stürmen, daß die Burgundschen Pardon schrüwen us ganzer Macht, ouch ihrer vil von hinten in einem alten Schiff uf den See, die doch in Kurzem untergiengen, diewylen der ful Schiffboden die Fahrt nit g'halten mocht. Darob so ertrank der schändlichen Buben ein Theil, wie s' ein Theil der Eidgnossen auch ertränkt hatten, und darnach der ander Theil kam um durch's Schwerdt, das dann die Straff des gerechten Gottes war ob ihnen und es Niemand duren wollt, auch unser die Frömmsten nit.

Der Sturm und Anlauf zu dem Schloß geschach dann namlichen mit gar großem Drang, und hätten s' sich doch die Köpf am G'mür zerschlagen ohn sondre Frucht, wenn nit ich da mit Rath wär z'Hilf kommen. Und führt ich also heimlich an die zwölf der wehrhaftiesten Knechten zu dem Graben, und lieffen uns hinab, und kamen jenshts an das klyn Thürlin, schlugens yn, und drangen glych die Stieg hinuf, allwo ich vor entrunnen war, und g'riethen den Burgunden in Rücken, daß sie gar im Sack und verloren waren.

Doch aber mir stand min Herz der Gedanken voll, und war ganz kummerhaft von wegen der trüwen Maid, die mich also hülflich zweymal mines Lebens g'fristet, und rannt ich, als hätt ich unter'n Füssen ytel Für, die Trepp hinuf in Thurm, nit achtende daselbs der findlichen Gesellen, die dann in der untern Halle ganz bereit zur Wehre standen; sintemal mir z'gach war zu dem Castellan, und daß ich die gut Maid erfragen mögt. Darob kam ich an das Kämmerlin des Castellans und pocht in aller Hast des mächtigsten an, und war drin der Rigel g'schoben, und vernahm ich ein lut Bethen und Gestöhn allda; so doch daß der Rigel zrucks'schoben ward innerhalb, und

ich den armen Caſtellan zuſammt dem frommen Mägdlin da erſach, die dann beyd ſich niederwarfen vor dem Heiligenbild am Fenſter, und mit luter Stimm zum Himmel ſtecheten.

Deß ward min Herz noch bas bewegt, und warf mich drath zwiſchen all die Beyd, und ſchlung min Armen rechts old links um ſie, und bethet auch inbrünſtig, und danket dem Heiland, daß er mich ließ g'ſund die Beyden alſo finden; bat auch, daß er gnädiglich mir b'hulfen wär, uf daß ich ſie ſchützt in ſolchem Sturm und Ueberdrang. Und dücht aller der Handel die armen zwo verzagten Seelen faſt wunderlich, verſtanden nit, ob's G'ſpött ſollte ſyn, und ſachen mich b'harrlich an, bis bald die Magd mich da erkannt, und mir die Hand ergriff und ſie druckt an ihr klopfend Herz, auch ganz beweglich ſprach: „Pardon“ und „Gut, gut Eidgnoß!“ darüber mir faſt etwas Lachens kam, und doch mich duret der zwey armen Lüten, und ſie tröſtet us ganzer miner Kraft.

Da war ich glych entſchloſſen, hub ſie von der Erd, und fährt ſ' Beyde ſitzen uf ein klyn ſchlecht Lotterbett daſelbs, und ließ die Thür ganz offen, ſtellt mich dar mit der Hellparten uf die Schwell, und hielt da G'wahrſame, als gölt's ein'n Herzogen z'hüten.

Derwylen toßt's im Thurm ganz gruſamlich, und wurden ohn Gnad die Burgunden und Savoyſchen all erſtochen um der thüren, mordlich erwürgten Eidgnoſſen willen, und hört man ſchrecklich Gebrüel und Gerumpel, ward auch plündert und zerſchlagen und yng'riſſen, wie dann Jedem wohlgefiel. Jedennoch als die Sturmg'ſellen ſitzo haruf die Stieg und zum Kämmerlin kamen, da war der erſt min G'ſpytter, der jung Eigenſatz, und rüft ich den ouch an, und ſagt ihm kurz den Handel, wie der wär, indem daß ich den alten redlichen Caſtellan und ſin junge Bas bewahr, und die mir trüwlich us dem Schloß und von dem ſchmachlichen Tod ghulfen, und ſtand mir alſo der jung G'ſell ganz freudiglich zur Syten, daß uns Niemand Leides thät oder abbrächt von der Gewahrſame, die ich da ſchuldig war.

In ſolcher G'ſtalt dann, lieber Fründ und Schwager Barthlome!

behuben mir daz'malen unſer Sach, und rett't ich mit Hülf des gnädigen Gottes hinwiederum die jung rechtſchaffen Magd, die miner Mutter alleinigen Suhn erlöst hatt.

Und fürs ſo half ouch der andern guten Kriegsg'ſpanen Mancher, doch vorab der Rottmeiſter Zurkinden, ein gar erfahrner usbündiger Kriegsheld, und ward durch Aller Hülf dem Caſtellan und der jungen Schanne, die dann in Wahrheit ſiner Schwöſter einzig Töchterlin war, ihr ſchmal Gut errett't us aller Plünderung, und konnt der Caſtellan gang wohl die dütſch Sprach, damit er denn mir danket us der Maaßen, und mir Liebs und Guts ouch ſagt von der hübſchen Maß. Darüber ſo hört ich etwas Grunds, daß ſie derg'ſtalten redlich mir gholfen in der Noth, das doch mich ſchier verſchmehet hätt, ſintemal die Magd mir us der Maaßen lieblich war in Ougen. Und ſollſt du wiſſen, lieber Fründ! daß ſie brüttlich ang'lobt war einem friſchen Junggeſellen, der zu Loſann war by einem Meiſter, und aber mir faſt glychen thät von Gſühn und rundem Ang'ſicht. Hätt jedennoch daz'malen ich lieber gwollt, um min ſelbs willen die warm hülflich Hand g'funden z'han.

Da faßt ich aber mir ein rechtes Herz, nahm allbeyd die zwo gülinen Ketten, die ich von dem Tſchatteyon gwunnen hätt, dann ich's wohl vernahm anjitzt, wer der gwaltig Rittersmann geweſen, und hieng die Kettinen der Magd an Hals, und küßt ſie ſam ein Bruder uf das roſenhaft Mündlin, und ward drob in minem Herzen ganz freudenvoll, verluff ſich auch derg'ſtalten min Angſt und Noth von ſelbem Kriegszug in Luſtbarkeit und guten Friden.

Hiermit ſo haſt du, lieber Fründ und Schwager! all die G'ſchichten, die du dickmals mir verlangt, und ſchick ſie mir am Märt in Fründlichkeit ouch wiederum anheim, daß ich ſ' ſpar' dem jungen Husvölklin und ſie's ouch erfahren, wie der gütig Gott mit mir g'weſen! Und wahr dich derſelbig g'ſund in Ehren, wünſcht dir din trüwer Fründ und Bruder

Hänslin in der Gruob.

Wort-Erklärungen.

S. 67. — Gransee, Grandson. — B'holfen, hülfreich, hülfbereit.

S. 68. — B'staht, besteht. — Dicht, Aufsatz, Composition. — Tschachtlan, Justinger, zwei alte bernerische Chronikschreiber. — Hand, haben. — B'sinntheit, Besonnenheit, Bedacht. — Fryhartsknechte, Freiwillige. — Beheben, behaupten. — Ruch, rauß, zottig. — Romunt, Romont im jetzigen Kanton Freiburg.

S. 69. — Erschoß, gerieth, lief ab. — Etterlin, Petermann E., der Chronikschreiber von Luzern, der des Umstandes auch in seiner Chronik erwähnt. — Zusätzer, Besatzungs-Soldaten. — Zubringen, eine Art des Gesundheitsrinkens in der Schweiz. — Semlichen, sothanen, solchen. — Nachdenklich sust, des Nachdenkens werth sonst. — G'schicklin, Geschicklein, kleiner Glückszufall. — Wittib, Wittwe.

S. 70. — Unfuhr, Ungebühr und lärmendes Unmaß. — Dick (auch dickmalen), oft. — Syg (sye), sei. — Kindleinfresser, ein noch jetzt vorhandenes Standbild auf einem Brunnenstock des Kornhausplatzes zu Bern.

S. 71. — Schrüwen, schrüw, schrieen, schrie ꝛc. — Angehnds, angehends, gleich von Anfang, sofort. — Zweihändler, ein großes, nur mit zwei Händen zu führendes Schlachtschwert. — Sech, sehe.

S. 72. — Eicherlin, Eichhörnlein. — Sumt, säumte. — Luff, lief. — Enweg, davon, hinweg. — Küri Marter, eine sehr übliche verderbte Formel der Ausrufung und Betheurung.

S. 73. — Fluhen, flohen. — Entschüttung, Erledigung.

Entsatz. — Büchsenkloß, Büchsenkugeln. — Michel, groß, viel. — Weinlägels, Weinfäßchens.

S. 74. — Handtlichsten, handfestesten. — Kanten, Kannen. — Hürsten, Horsten, Nestern, Waldschlupflöchern. — Fürer, weiter.

S. 75. — Sackmann gmacht, geplündert, gleichsam den Mann mit dem Sack auf dem Rücken vorgestellt. — Büttelauf, Beutelauf. — Stieß, d. i. kam, gelangte. — Herrgott, ein Crucifix. — Zusatz, Besatzung und Verstärkung der Besatzung. — Wehrinen, Wehrzeug.

S. 76. — Gebuwen han, gebaut haben. — Brauch von jewelten, Gebrauch von jeher, von Alters her. — Für, Feuer. — Schutz, Schuß, Knall. — Runtschan, ein wahrscheinlich aus dem Welschen verdorbener Name.

S. 77. — Tratz und Uebertratz, Trotz und mehr als Trotz. — Nemer, immer. — Bamerkä, Baumarcus, Schloß oberhalb Grandson gegen Neuenburg zu. — Schlaf, ebne der zwei Schlösser. — G'schwanden, verschwinden, vergiengen. — Ruschet, rauschet, rauschte. — Ytel, eitel, bloßem.

S. 78. — Räran, ein klangnachahmendes Wort. — Jach, gählings, eiligst. — Sum, als ob.

S. 79. — Ruder, Werg. — Küttern, erläutern, auseinandersetzen. — Hohl, Höhle, Versteck. — Fecken, Flügel. — Gand, gehet.

S. 80. — Angesuchen, ansahen. — Muhten oder lüyten, beides klangnachahmende Worte für das Kuh- und Stierengeschrei.

S. 81. — Gläne, lange Ritterlanze.

S. 82. — Ufghebten, aufgehobnen. — Old, oder, noch jetzt im Oberland üblich. — Schälker, eigentlich Einer, der Andere zu Schälken macht, und sie Schälke schilt, gewöhnlich selbst ein Schalk.

S. 83. — Röthen, nöthigen. — G'machſam, leiſe, langſam. — G'jol, Gejubel. — Wa, wo, woſelbſt.

S. 84. — Niedſich, niederwärts. — Herd, Erde. — Gartnet, Gartenarbeit machte. — Dücht, däuchte. — Biret, Baret. — Erglaſ't, erglänzte. — O Sammer potz; wieder eine verderbte Betheurungsformel. — Stunig, ſtaunend, nach Art eines Staunenden.

S. 85. — Syg, ſei. — Butzengſicht, Fratzen- oder Maskengeſicht. — Stracklichen, geſtracks. — G'wunders, Neugier.

S. 86. — Unverzogenlich, unverzüglich. — Rungen, rangen. — Hürnin Sigfrid, der gehörnte Siegfried, der Held des Nibelungen-Liedes ꝛc. — Drath, gleich, gerade und raſch zu. — Lebig, das Lebendige. — Gräſp, Abfall von dürren Geſträuche u. dergl.

S. 87. — Gehaß, Haß tragend. — Dußet (jetzt düßelet), ſchlich, wie z. B. auf den Zehen. — Lurt ſtyf, lauert ſcharf und genau.

S. 88. — Schmuckt, ſchmiegte. — Sedeln, Sproſſen.

S. 89. — Deſt hübſchlicher, deſto leiſer. — Gell, gellender Schrei. — Stotzigen Rein, ſteilen Abhang, Hügellehne. — Bygete, aufgeſtappelte. — G'hältlin, Gehältlein, Unterſchlauf. — Harſchhörner, Kriegshörner. Die von Luzern waren berühmt als ein Geſchenk Kaiſer Karls des Großen. — Kuh von Schwytz, Name eines Harſchhornes der Schwyzer, ſo wie der Stier von Uri dasjenige der Urner war; wiewohl man auch den Bläſer desſelben ſo benannte.

S. 90. — Wetſchger, kleiner Mantelſack. — Verſumet, verſäumt. — Carthus, Carthauſe, ein Kloſter oberhalb Grandſon am See, La Lance geheißen.

S. 91. — Morgenſtern, eine bekannte Kriegswaffe, eine

Keule mit eiſernen Spitzen. — Gereckt, gereicht. — Der Suß und Toß, das Sauſen und Toſen.

S. 92. — Arznei, machte den Arzt, heilte. — Das Baßt, das Beſte. — Füra, ſofort. — Röſchen, rüſtigen.

S. 93. — Duren, dauern, jammern. — Gach, eilig, dringend.

S. 94. — Gewahrſame, Obdach, Hut.

S. 95. — Verſchmeyet, verblüfft, verdutzt. — Brüttlich ang'lobt, bräutlich verlobt. — Gſühn, Anſehen und Art (Fair). — Märt, Markt, Jahrmarkt.

Ulrich Hegner.

Aus dem Leben eines Geringen.

Es sind im Wintermonat zwanzig Jahre, daß ich eines Abends, als es schon dunkel war, schwerbeladen in dem Marktflecken R. eintraf, um des morgenden Tages meinen Kram auf dem Jahrmarkte feil zu bieten. Müde, weil ich den ganzen Tag gewandert, stellte ich meinen Waarenkasten in eine Ecke der Wirthsstube und setzte mich an den runden Tisch, wo ich schon mehrere Bekannte, wie es Krämern zu gehen pflegt, antraf. Behaglich vom Ausruhen und erheitert vom Weine, kam man unter allerlei Gesprächen auch auf die große Lotterie, die dieser Tage in W. gezogen werden sollte. Man sprach, wie es der Brauch ist, von guten und bösen Zahlen, und erzählte lockende Glücksgeschichten; da fiel mir ein, woran ich ohne diese Reden kaum mehr gedacht hätte, daß ich schon seit geraumer Zeit ein Paar Loose dieses Glückspiels bei mir trage, auf die ich aber, als ein verhaßtes Erwerbniß, wie ich nachher erzählen werde, nie einige Rechnung machte. Jetzt suchte ich sie eitler Weise aus meiner Brieftasche hervor. Hier sind auch zwei, die mich mehr kosten, als sie werth sind, wiewohl ich wenig von ihnen erwarte, sagte ich, und wies sie meinen Nachbarn vor.

An einem nahen Tische saßen Juden, deren einer aufgestanden war und die Loose eingesehen hatte; dieser ließ sich vernehmen, er sei schon einige Male ziemlich günstig in Lotterien weggekommen und möchte sein Heil wieder versuchen, wenn ich ihm die Zettel, auf die ich so keinen großen Werth setze, um einen billigen Preis überlassen wollte. Er bot mir eine spöttische Kleinigkeit, die ich verächtlich abwies, und meine Loose zurückforderte; er theilte sie aber auch seinen

andern Glaubensgesellen mit, die sie unter sich herumgehen ließen, und mir etwas mehr und dann noch mehr boten; aber ich wollte nicht, und unwillig über ihr Zögern, riß ich sie ihnen aus den Händen und steckte sie schnell in mein Taschenbuch.

Bald darauf ging ich schlafen, und mir folgte ein andrer wohlbekannter Krämer, der auch auf meine Kammer angewiesen war. Noch wollte ich meine Lotterieloose an ihren alten Platz in der Brieftasche versorgen, als ich wahrnahm, daß eines derselben verwechselt worden sei, denn die Zahlen der meinigen folgten sich unmittelbar, das wußte ich bestimmt. — Das haben die Juden gethan, schrie der Krämer, und sprang sogleich hinunter, ich ihm nach, und da einer derselben eben im Begriff war, wegzureiten, hielten wir ihn fest. Es gab Lärm, wir schleppten ihn in die Wirthsstube, wo auch ohne Verzug die andern von den willigen Anwesenden gepackt wurden. Zwar beriefen sich die Juden sogleich auf den Richter, vor dessen Gerechtigkeit sie gebracht zu werden verlangten; allein es hieß: die Gerechtigkeit des Richters ist langsam und ihr Spitzbuben seid schnell, ihr möchtet Zeit gewinnen, das Gestohlene auf die Seite zu bringen; seid ihr unschuldig, so dürft ihr euch wohl aussuchen lassen! Und damit gerieth die ganze Gesellschaft, aus Krämern und Handwerksburschen und Fuhrleuten bestehend, über die armen Schelmen her und durchgriff sie so tüchtig, daß ihnen nichts Bedeutendes mehr auf dem Leibe blieb, als blaue Flecken und rothe Striemen. Zwar ward mein Loos gleich anfangs bei dem, der hatte wegreiten wollen, gefunden, das hinderte aber keineswegs den Untersuchungseifer gegen die Uebrigen, die am Ende, als sie die Uebermacht empfanden, still und geduldig sich der Mißhandlung hingaben, und den Verlust mancher Habseligkeit, denn ohne dieß war die christliche Bemühung nicht abgelaufen, wenig zu achten, ja sich derselben noch heimlich zu freuen schienen, um desto wirksamer vor dem Richter auftreten zu können.

Der Lärm war indessen außer das Haus gedrungen; es kam Be-

fahl, die Juden feſtzuſetzen und uns andere nicht fortzulaſſen. — Aber die Juden ſind immer beſonnen; ſchon während der ſtürmiſchen Unterſuchung hatte der, bei welchem mein Lotterieloos gefunden worden, keck behauptet, daß es das Seinige und ſchon lang in ſeinem Beſitz ſei, und dabei blieb er auch den folgenden Tag vor dem Richter und immerfort. Nun fehlte es mir zwar nicht an Beweiſen, mein Eigenthum darzuthun, da ich aber einige Tage brauchte, ſolche zur Hand zu bringen, ſo zeigte es ſich mittlerweile, daß das geſtohlene Loos bereits ſchon gezogen worden, und mir dadurch ein großer, ja für mich ungeheurer Gewinn zugefallen ſei. Kaum war dieß bekannt, ſo drängte ſich Alles, was in dem Wirthshauſe gegenwärtig geweſen war, oder bloß auf der Straße dem Tumult zugehört hatte, hinzu, um für mich die Wahrheit zu bekräftigen; eine Wolke von Zeugen, mehr geeignet, die Sonne der Wahrheit zu umnebeln, als hervortreten zu laſſen. Da jedoch meine Beweiſe gültig gefunden waren, und die Einrede der Juden gegen dieſe Zeugen, von denen ſie mißhandelt worden, nicht viel half, ſo wurde mir das Loos wieder eigenthümlich zugeſprochen; die Juden aber wurden gezüchtigt, und wir Chriſten mußten für unſere eigenmächtige Präcognition die Gerichtsſporteln bezahlen, die ich aber billigermaßen allen wieder erſetzen, ja noch mehr dazu geben mußte, denn Jeder erwartete für ſeinen Beiſtand meinen Dank, auch wenn er ſich dabei ſchon ſelbſt bezahlt zu machen gewußt hatte.

So ward ich aus einem wandernden Krämer plötzlich wieder ein reicher Mann, wie ich auch ſchon geweſen; aber ich konnte zu keiner rechten Freude an dieſem neuen Reichthum kommen, ich mochte ihn mit eigenen oder fremden Brillen anſehen, weil ich ohne denſelben ſchon genug, das heißt: Geſundheit und beſcheidenes Auskommen, hatte und mehr nicht haben wollte, und an dieſes Maß der Werth meines Lebens gebunden war. Denn als ich vor Jahren, nach dem Bruch meines Handelshauſes, aus dem Ueberfluß und vergeudenden

Wort-Erklärungen.

S. 67. — Gransee, Grandson. — B'holfen, hülfreich, hülfbereit.

S. 68. — B'staht, besteht. — Dicht, Aufsatz, Composition. — Tschachtlan, Justinger, zwei alte bernerische Chronikschreiber. — Hand, haben. — B'sinntheit, Besonnenheit, Bedacht — Fryhartsknechte, Freiwillige. — Beheben, behaupten. — Ruch, rauh, zottig. — Romunt, Romont im jetzigen Kanton Freiburg.

S. 69. — Erschoß, gerieth, lief ab. — Etterlin, Petermann E., der Chronikschreiber von Luzern, der des Umstandes auch in seiner Chronik erwähnt. — Zusätzer, Besatzungs-Soldaten. — Zubringen, eine Art des Gesundheitkrinkens in der Schweiz. — Semlichen, sothanen, solchen. — Nachdenklich sust, des Nachdenkens werth sonst. — G'schicklin, Geschicklein, kleiner Glückszufall. — Wittib, Wittwe.

S. 70. — Unfuhr, Ungebühr und lärmendes Unmaß. — Dick (auch dickmalen), oft. — Syg (sye), sei. — Kindleinfresser, ein noch jetzt vorhandenes Standbild auf einem Brunnenstock des Kornhausplatzes zu Bern.

S. 71. — Schrüwen, schrüw, schrieen, schrie ꝛc. — Angehnds, angehends, gleich von Anfang, sofort. — Zweihändler, ein großes, nur mit zwei Händen zu führendes Schlachtschwert. — Sech, sehe.

S. 72. — Eicherlin, Eichhörnlein. — Sumt, säumte. — Luff, lief. — Enweg, davon, hinweg. — Küri Marter, eine sehr übliche verderbte Formel der Ausrufung und Betheurung.

S. 73. — Fluhen, flohen. — Entschüttung, Erledigung.

Entsatz. — Büchsenkloß, Büchsenkugeln. — Michel, groß, viel. — Weinlägels, Weinfäßchens.

S. 74. — Handtlichsten, handfestesten. — Kanten, Kannen. — Hürsten, Horsten, Nestern, Waldschlupflöchern. — Fürer, weiter.

S. 75. — Sackmann gmacht, gepflündert, gleichsam den Mann mit dem Sack auf dem Rücken vorgestellt. — Büttelauf, Beutelauf. — Stieß, d. i. kam, gelangte. — Herrgott, ein Crucifix. — Zusatz, Besatzung und Verstärkung der Besatzung. — Wehrinen, Wehrzeug.

S. 76. — Gebuwen han, gebaut haben. — Brauch von jewelten, Gebrauch von jeher, von Alters her. — Für, Feuer. — Schutz, Schuß, Knall. — Kuntschan, ein wahrscheinlich aus dem Welschen verdorbener Name.

S. 77. — Trutz und Uebertrutz, Trotz und mehr als Trotz. — Yemer, immer. — Bamerkü, Baumarcus, Schloß oberhalb Grandson gegen Neuenburg zu. — Schlaf, eine der zwei Schläfe. — G'schwanden, verschwinden, vergiengen. — Ruschet, rauschet, rauschte. — Ytel, eitel, bloßem.

S. 78. — Rären, ein klangnachahmendes Wort. — Jach, gähling, eiligst. — Sam, als ob.

S. 79. — Kuder, Werg. — Küttern, erläutern, auseinandersetzen. — Hohl, Höhle, Versteck. — Fecken, Flügel. — Gand, gehet.

S. 80. — Angesuchen, ansahen. — Muhten oder lüyten, beides klangnachahmende Worte für das Kuh- und Stierengeschrei.

S. 81. — Gläne, lange Ritterlanze.

S. 82. — Ufghebten, aufgehabnen. — Old, oder, noch jetzt im Oberland üblich. — Schälker, eigentlich Einer, der Andere zu Schälken macht, und sie Schälke schilt, gewöhnlich selbst ein Schalk.

S. 83. — Röthen, nöthigen. — G'machſam, leiſe, langſam. — G'jol, Gejubel. — Wa, wo, woſelbſt.

S. 84. — Niedſich, niederwärts. — Herd, Erde. — Gartnet, Gartenarbeit machte. — Dücht, däuchte. — Biret, Baret. — Erglaſ't, erglänzte. — O Sammer potz; wieder eine verderbte Betheurungsformel. — Stunig, ſtaunend, nach Art eines Staunenden.

S. 85. — Syg, ſei. — Butzengſicht, Fratzen- oder Maskengeſicht. — Stracklichen, geſtracks. — G'wunders, Neugier.

S. 86. — Unverzogenlich, unverzüglich. — Rungen, rangen. — Hürnin Sigfrid, der gehörnte Siegfried, der Held des Nibelungen-Liedes ꝛc. — Drath, gleich, gerade und raſch zu. — Lebig, das Lebendige. — Gräſy, Abfall von dürren Geſtäude u. dergl.

S. 87. — Gehaß, Haß tragend. — Dußet (jetzt düßelet), ſchlich, wie z. B. auf den Zehen. — Lurt ſtyf, lauert ſcharf und genau.

S. 88. — Schmuckt, ſchmiegte. — Sedeln, Sproſſen.

S. 89. — Deſt hübſchlicher, deſto leiſer. — Gell, gellender Schrei. — Stotzigen Rein, ſteilen Abhang, Hügellehne. — Bygete, aufgeſtappelte. — G'hältlin, Gehältlein, Unterſchlauf. — Harſchhörner, Kriegshörner. Die von Luzern waren berühmt als ein Geſchenk Kaiſer Karls des Großen. — Kuh von Schwytz, Name eines Harſchhornes der Schwyzer, ſo wie der Stier von Uri dasjenige der Urner war; wiewohl man auch den Bläſer desſelben ſo benannte.

S. 90. — Wetſchger, kleiner Mantelſack. — Verſumet, verſäumt. — Carthus, Carthauſe, ein Kloſter oberhalb Grandſon am See, La Lance geheißen.

S. 91. — Morgenſtern, eine bekannte Kriegswaffe, eine

Aus dem Leben eines Geringen.

Es ſind im Wintermonat zwanzig Jahre, daß ich eines Abends, als es ſchon dunkel war, ſchwerbeladen in dem Marktflecken R. eintraf, um des morgenden Tages meinen Kram auf dem Jahrmarkte feil zu bieten. Müde, weil ich den ganzen Tag gewandert, ſtellte ich meinen Waarenkaſten in eine Ecke der Wirthsſtube und ſetzte mich an den runden Tiſch, wo ich ſchon mehrere Bekannte, wie es Krämern zu gehen pflegt, antraf. Behaglich vom Ausruhen und erheitert vom Weine, kam man unter allerlei Geſprächen auch auf die große Lotterie, die dieſer Tage in W. gezogen werden ſollte. Man ſprach, wie es der Brauch iſt, von guten und böſen Zahlen, und erzählte lockende Glücksgeſchichten; da fiel mir ein, woran ich ohne dieſe Reden kaum mehr gedacht hätte, daß ich ſchon ſeit geraumer Zeit ein Paar Looſe dieſes Glückſpiels bei mir trage, auf die ich aber, als ein verhaßtes Erwerbniß, wie ich nachher erzählen werde, nie einige Rechnung machte. Jetzt ſuchte ich ſie einer Weiſe aus meiner Briefſtaſche hervor. Hier ſind auch zwei, die mich mehr koſten, als ſie werth ſind, wiewohl ich wenig von ihnen erwarte, ſagte ich, und wies ſie meinen Nachbarn vor.

An einem nahen Tiſche ſaßen Juden, deren einer aufgeſtanden war und die Looſe eingeſehen hatte; dieſer ließ ſich vernehmen, er ſei ſchon einige Male ziemlich günſtig in Lotterien weggekommen und möchte ſein Heil wieder verſuchen, wenn ich ihm die Zettel, auf die ich ſo keinen großen Werth ſetze, um einen billigen Preis überlaſſen wollte. Er bot mir eine ſpöttiſche Kleinigkeit, die ich verächtlich abwies, und meine Looſe zurückforderte; er theilte ſie aber auch ſeinen

Ulrich Hegner.

Leichtſinn in Noth und Armuth gekommen, hatte ich in der Schule des Trübſals manchen innern Kampf mit Vorurtheil und Leidenſchaft zu beſtehen, und konnte zu keiner Ruhe kommen; bis in guter Stunde der gottgefällige Entſchluß in mir erwachte, das Reff eines Krämers umzuhängen, um damit meinen ehrlichen Unterhalt zu ſuchen, und im Kleinen wieder gut zu machen, was ich im Großen verſäumt hatte. Da fand ich mit demſelben auch, wo nicht das Glück, doch eine Beruhigung, die ich vorher nicht gekannt, und ſo wie ich den ſchweren Anfang überſtanden und gelernt hatte, mich mit Wenigem abzufinden, gewann ich mit meinem Krame gerade ſo viel, als ich zu genügendem Unterhalt brauchte, und lernte die Menſchen von unten hinauf kennen, gerade wie ſie von oben herab ſind, gut und böſe, nur mit dem Vortheil, daß ich ihrer weniger bedurfte und mir ſelbſt zu helfen wußte; ſo daß ich Freude an meinem herumziehenden Leben im Kleinen fand, und mir's nicht beſſer wünſchte. Meine Vaterſtadt, wo Spott mich angrinzte und Verachtung auf mich herabſah, hatte ich verlaſſen und war unter anderm Namen mit einer alten, mir einzig treu gebliebenen Muhme, an einen größern Ort gezogen, wo ich mir bald ein Häuschen kaufen und ſchon anfangen konnte, Etwas für die alten Tage zurückzulegen.

Was ſollte ich nun mit dieſer Laſt des Geldes anheben? Zudem war der Jude, der das Loos geſtohlen, auf ein Jahr zum Karren verurtheilt, und die andern hatten Prügel bekommen, das machte mir den Gewinn auch weniger erfreulich. Hauptſächlich gab mir die Art und Weiſe, wie ich zu dieſen Lotterieloosen gekommen, viel Stoff zum Nachdenken. Ich hatte nämlich, als ich noch in ſogenannten glücklichen Umſtänden war, einen Führer meiner Handlung, dem ich Alles vertrauend überließ, und nicht gern nachrechnete, weil mir die Schreibſtube und ihre Büchercoloſſe Langeweile machten. Dieſer benutzte meine Faulheit zum ärgſten Betrug, ſo daß ich doch zuletzt aufmerkſam wurde; als ich ihm aber zu Leibe gehen wollte, machte er ſich aus

dem Staube; er hatte sein ungerechtes Gut schon vorher in Sicherheit gebracht, und nahm jetzt noch mit, was er konnte. Ich fand meine Handlung zu Grunde gerichtet, und nachdem ich mich mit den Gläubigern abgefunden hatte, blieb mir so viel wie Nichts übrig. Das Wenige, was der Betrüger an Habseligkeiten zurückgelassen, wurde mir zugesprochen, wovon ich aber Nichts behielt, denn ich mochte kein weiteres Andenken von dem Treulosen vor mir haben. Nur ein Lotteriebillet ward mir noch eingehändigt, das er, wie ich leider zu spät erfuhr, einem Spieler abgewonnen hatte, der sich nachher selbst entleibte. Ich hatte es in meine Brieftasche gesteckt und vergessen, bis mir nach einiger Zeit sein kleiner Gewinn zukam, den ich aber sogleich wieder an andere Loose verwandte, bald mehr bald weniger, je nachdem ich vom Geschicke bedacht wurde, denn ich wollte dies Spiel so lange treiben, bis es durch sich selbst ein Ende nähme. In diesem Gelde ist kein Segen, meinte ich oft, noch ehe ich wußte, woher der Mensch das Loos gehabt; wiewohl ich nie ganz leer ausging, und die Leute das ein Glück nannten. Aber ich hatte gelernt einen Unterschied machen zwischen diesem Glücke und dem Segen, dem ich auf der Spur war.

Und jetzt mußte es sich doch fügen, daß ich durch den unbedeutenden Nachlaß des Mannes, der mich um das Meinige gebracht hatte, wieder zu einem übermäßigen Vermögen gelangen sollte. Ungerechtes war Nichts dabei und Erschlichenes noch weniger, denn das zurückgelassene Loos jenes Mannes kam mir von Rechts wegen zu; und wenn auch die Billigkeit etwas für ihn hätte verlangen können, so wäre es höchstens der Betrag des ersten Gewinns desselben gewesen. Dennoch, ob ich gleich die Hand des Schicksals ehrte, setzte mich jetzt seine reiche Bescherung in Verlegenheit; was sollte ich damit anfangen, ich, der ohne Noth (ich rechne mir es aber keineswegs zur Ehre) niemals in meinem Leben gern etwas angefangen hatte, sondern immer lieber auf den schon gebahnten Wegen fortgeschlendert war?

Zwar fehlte es nicht an mancherlei Mitteln, die mir nunmehr täglich beliebt wurden, der Bürde los zu werden. Es versammelten sich neue Freunde um mich, die sich meines Glückes freuten, erst verächtlich von meinem alten Kram sprachen und dann sich mit mir zu bedeutenden Handelsverbindungen vereinigen wollten. Andere meinten, ich sollte das Geld bei ihnen auf sichere Zinsen legen und mir gute Tage machen. Aussichten sogar zu zärtlichen Verbindungen wurden mir unter der Hand geöffnet. Alte Bekannte aus der Zeit meines Wohlstandes, von denen ich mich vergessen glaubte, näherten sich wieder, als wäre die alte Traulichkeit nie gestört worden, und sagten: „Setze dich in einen Reisewagen und fahre durch die Welt, so hast du Genuß, wir begleiten dich!“ Es gibt auch Beförderer des Menschenwohls aus fremden Beiträgen; diese legten mir ihre Bemühungen ans Herz und fanden es den Grundsätzen der Sittenlehre gemäß, daß ich das, was mir der blinde Zufall beschert habe, zum Besten der Menschheit mit ihnen theile. Die Boten der Glaubens nannten es eine Gabe des Himmels und empfahlen mir ihre Kasse zur Bekehrung der Heiden. Und so lagen Freundschaftsdienste, Gewerbe im Großen, gemeinnützige Anstalten und Vereine aller Art in mannigfaltiger Aussicht vor mir, als eine Musterkarte von guten Werken, wo nur die Wahl einem sauer werden sollte. Solchen leichten Weg zum Heil gewährt der Reichthum seinen Besitzern! Ich hatte sonst eine Stimme vernommen und ehedem von eigner Erfahrung bewährt erfunden, daß es dem Reichen schwer werde, diesen Weg zu finden; da fragte ich jetzt auch noch jene Stimme, und vernahm ihre Antwort ohne eben traurig hinwegzugehen.

Kommt Zeit, kommt Rath, sagte ich: wenigstens will ich um des Geldes Willen nicht auf der faulen Haut liegen! Ich ließ einen Kasten machen, verschloß den Mammon einstweilen darein, und setzte meinen kleinen Handel wieder fort, wie vorher, indeß meine alte Muhme des Schatzes und des Hauses hütete.

Nun begab es ſich aber nicht lange hernach, als ich Abends meine Geſchäfte auf dem Markt eines benachbarten Städtchens zu Ende gebracht und erfreuliche Einnahme gemacht hatte, und noch nach Hauſe kehren wollte, daß mehrere meiner Marktgeführten in mich drangen, ich müſſe ihnen zur Beſchwichtigung meines raſenden Glückes Etwas zum Beſten geben. Um nicht knauſerig zu ſcheinen, glaubte ich ihnen entſprechen zu müſſen, wiewohl ich ihnen lieber die Zeche doppelt bezahlt hätte und nach Hauſe gegangen wäre, wohin mich ſtets die Begierde zog; ich konnte deßhalb auch die Freuden des Mahles nicht recht mit ihnen theilen, und je länger es währte, deſto unruhiger ward ich im Innern und ſtiller von Außen. Ich ſchrieb es der Abneigung vor ſolchen Gelagen zu, wodurch ſo manche reuige Erinnerung in mir geweckt wurde; und die Gäſte erklärten mein Schweigen für Mißmuth über die Ausgabe, ob ich gleich auftragen ließ, was der Wirth vermochte; ſomit hatte ich auch dießmal weder Dank noch Genuß von meiner ſchwachen Nachgiebigkeit.

Da es jetzt zum Heimgehen zu ſpät geworden und mein Kopf von dem Abendſchmauſe geſpannt war, legte ich mich zur Ruhe nieder, oder vielmehr zu ſchauerlichen Träumen: denn zweimal ſah ich die alte Muhme vor mir ſtehen, erſt erſchrocken und verſtört, die Arme nach mir wie um Hülfe ausſtreckend, und ſpäter dann wie aus weiter Ferne mir freundlich lächelnd, in ihrem Sonntagsgewande, jungfräulich verjüngt und doch kennbar. Träume ſind mir gewöhnlich, darum würde ich auch dieſer Phantome nicht mehr gedenken, hätte nicht bald die ſchreckliche Wirklichkeit ihre geheimnißvolle Deutung enthüllt. Denn als ich Nachmittags darauf nach Hauſe kam und mir die Thüre, ich mochte klingeln und klopfen, nicht aufgemacht wurde, auch die Nachbarn bemerkten, ſie hätten zu ihrer Verwunderung heute nach Nichts von der Alten wahrgenommen, kam mir die Sache bedenklich vor; ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, und mit mir drangen die neugierigen Nachbarn hinein. Aber welch Entſetzen! Oben

an der Stiege fanden wir die Muhme mit zerſchelltem Kopf in ihrem Blute liegen, ſie war todt. Ueber dem Anblick ſchwanden mir die Sinne, und als ich wieder zurecht kam, ſtanden tröſtende Freunde um mich her, die mich zur Ergebung vermahnten, und mir anfänglich den Raub des Geldes ſorgfältig verhehlen zu müſſen glaubten, als wenn dieß der eigentliche Gegenſtand meines Schmerzes ſein müßte. Ach, bei dem Anblicke der todten Muhme konnte ich mir das Uebrige ja leicht denken!

Das Ereigniß hatte großes Aufſehen gemacht; ſo ein Raubmord mitten in der volkreichen Vorſtadt! Man forſchte nach, man ſprach davon, man erzählte; damit kam jetzt auch die Geſchichte mit den Juden an jenem Jahrmarkt in Umlauf, und ſo wurde bald die Vermuthung laut, jene Juden hätten es gethan. Zum Glück, wie es hieß, es war aber ein Unglück, fand ſich ſo eben einer derſelben in der Nähe, den man aufhob, und da man wider Erwarten viel Geld bei ihm fand, womit er Pferde kaufen zu wollen vorgab, wurde er ohne Weiteres in ein Loch geworfen, ſein Geld in Beſchlag genommen, und ſeinen Spießgeſellen auch nachgeſpürt.

Die gute Muhme hatte indeſſen ein Leichenbegängniß wie eine vornehme Frau. Das Unglück hatte ſie und mich kundbar und zum Stadtgeſpräche einiger Tage gemacht. Es wurden wunderſame Geſchichten von uns herumgeboten; ich erhielt ſogar Beſuche von bedeutenden Perſonen, die vorübergehende Neugier zu mir führte, mit Verſprechen von Hülfe und Beiſtand, deſſen ich nicht nöthig hatte. Ich war nun wieder was vorher, ein leichter Bänkelkrämer, der unſchwer des Lotteriegeldes, aber ach, nur mit ſolchem Schmerz der treuen Blutsverwandtin entbehren konnte, die deswegen ihr Leben hatte verlieren müſſen. O, daß ich das Geld nie geſehen hätte, ſeufzte ich oft, oder ſchon bei ihr wäre in jener lichten Ferne, woher ſie mir im Traume ſo ſchön und freudig zugewinkt!

Der Jude wollte inzwiſchen Nichts geſtehen, ob ihm gleich hart

zugesetzt wurde. So laßt ihn laufen, bat ich oft; aber das wollte die Justiz nicht, bis er mit seinen Gesellen, die aber noch nicht eingefangen waren, zusammengestellt wäre. Da trug es sich zu, als ich eines Tages den ausgeraubten Kasten säuberte, fand ich in der Ecke einen plumpen silbernen Fingerring, auf dem zwei Buchstaben eingegraben waren. Der Ring kam mir halb bekannt vor, und die Anfangsbuchstaben erschreckten mich, denn sie deuteten auf den Namen eines der Gäste, die ich am Abende vor jener unglücklichen Nacht bewirthet hatte; eines Menschen, dessen Thun und Lassen mir schon lange verdächtig gewesen. Ich eilte damit zur Obrigkeit, die mir die Anzeige jeder neuen Spur der That zur Pflicht gemacht hatte. Man forschte dem Manne nach, fand, daß er seit einiger Zeit mehr Geld sehen lasse als gewöhnlich, und noch andere verdächtige Merkmale. Er läugnete Anfangs, da ich aber in seiner Gegenwart den Fund des Ringes beschwören mußte, so brachte ihn dieß, nebst den Fragen des Richters, in Verwirrung, er fand keine ausreichende Lüge mehr, verlor die Haltung, und so kam bald die ganze traurige Geschichte an den Tag, daß er selbst und drei andere seines Gelichters, denen die Gelegenheit meines Hauses bekannt war, sich verabredet, mich an jenem Abende von der Rückkehr nach Hause abzuhalten; und sobald ich zu Bette gewesen, hätten sie das Wirthshaus verlassen, unter dem Vorwand, einen morgenden Markt zu besuchen, statt dessen aber seien sie nach meinem kaum zwei Stunden entfernten Wohnorte geeilt und durch die Hinterthüre in mein Haus gekommen, wo sie den wohlbekannten Kasten ohne Störung hätten leeren können; erst an der Treppe sei ihnen die alte Haushälterin begegnet, da sie aber Lärm gemacht und nicht habe schweigen wollen, habe sie Einer mit dem Brecheisen zu Boden geschlagen. Den Ring müsse er leider bei der eilfertigen Plünderung des Kastens abgestreift haben.

Nachdem nun auch die andern Mitschuldigen eingefangen worden, und in das Geständniß eingestimmt hatten, wurde endlich der Jude

losgelaſſen; das währte aber ziemlich lange, weil Kriminalbehörden gern eine vorſichtige Langſamkeit beobachten. Noch während er gefangen geſeſſen, war ich mehrmals von andern Juden, die mir ſeine Unſchuld verſicherten, um großmüthige Fürſprache bei der Obrigkeit angegangen worden, denen ich auch um ſo lieber entſprach, da er für ſeinen Antheil an dem beabſichtigten Betrug mit den Lotterieloosen ſchon mehr als genug gebüßt hatte, und ich ihn, ich weiß nicht warum, nie für den Begeher der Mordthat hatte anſehen können; in dieſer Meinung hatte ich ihm auch einige Erleichterung in dem Gefängniß zu verſchaffen gewußt. So wie er nun losgeſprochen war, kam er, von dem ich eben nicht den erſten Dank erwarten durfte, da er ſchon zweimal um meinetwillen gelitten, zu mir, begleitet von einem Rabbiner, den ich ſchon aus früherer Zeit kannte, und brachte mir, da ich ihm Böſes mit Gutem vergolten habe, eine ſilberne Uhr zum Geſchenke, die er als ein ſehr gutes Werk rühmte. Ich mußte ſie nehmen, er bat mich darum wie um eine Wohlthat, habe ſie im Grund auch gern genommen, weil mich der Zug freute, und trage ſie noch jetzt mit Wohlgefallen. „Was iſt's dann?“ ſagte der Rabbiner, als er ſah, daß mir dies Benehmen auffiel, „es iſt keiner ſo ſchmählich, den nicht auch die Demuth der Dankbarkeit anwandeln könne, ſo wie der Beſte ſich nicht rühmen ſoll, daß ihn nicht zuweilen noch der Stolz vom Dank abhalten könne.“ Und als ich bemerkte, was ich gethan, verdiene ja kaum ein Wort, geſchweige eine thätliche Bezeugung des Dankes, fügte er hinzu, wenn auch dem ſo wäre, ſo müßte mich das nicht befremden, weil man gewöhnlich für kleine Wohlthaten eifriger danke, als für die großen.

Da die Diebe nicht ſo ſchnell mit dem Gelde hatten hervorrücken dürfen, um keinen Argwohn zu geben, ſo fand ſich noch das meiſte in ihren Wohnungen verborgen, und was mangelte, wurde mir aus dem Ihrigen, da zwei darunter nicht ohne Vermögen waren, erſetzt, ſo daß ich in Kurzem den ganzen Lotteriegewinn wieder baar im

Kassen hatte; denn die Ordnungsliebe des Richters verlangte, daß ich die vollständige Summe wieder zur Hand nehmen müsse, ob ich mich gleich dessen weigerte, und lieber gar Nichts mehr von diesem Blutgeld hätte hören oder sehen mögen.

Aber die gute Hüterin des Schatzes war leider nicht mehr, und ich selbst mochte und konnte ihn nicht hüten, da ich keinen Grund zu haben glaubte, meinen gewohnten Handel und Wandel aufzugeben. Ich mußte also für eine neue Haushälterin sorgen, und fand sie in einer armen Freundin der Muhme, die ich ehedem öfters bei ihr gesehen hatte. Das Geld mochte ich nicht anrühren, noch weniger zur Stunde darüber verfügen, weil es allgemein hieß, die Räuber hätten das Leben verwirkt, und ich durch Fürbitten und Anerbietungen ihnen dasselbe zu erhalten hoffte. Was sonst die Welt für ein beneidenswerthes Glück ansieht, wohl gar für eine besondere Gunst des Himmels, solch ein überschwenglicher Gewinn ohne Mühe und Arbeit, das war für mich eine Quelle bittern Leidens geworden. Dieß fatale Glück hatte einen Juden in's Zuchthaus gebracht und seinen Mitschuldigen Prügel und Mißhandlungen zugezogen; meine Muhme hatte darüber ihr Leben eingebüßt, und deßwegen sollten jetzt noch drei andere Menschen (einer der Diebe war entwichen) hingerichtet werden! Mein schwacher Geist konnte das nicht vertragen, und eine ängstliche Unruhe, die meine Phantasie angriff, verfolgte mich bei Tage und ließ nicht ab von mir in langen Nächten. Ich bot Geld, zuletzt die ganze Summe, worüber die Obrigkeit zu wohlthätigen Stiftungen oder wie es ihr beliebte, verfügen möge, wenn damit etwas zur Lebensrettung der Schuldigen könnte bewirkt werden. Man sah wohl, daß es mein Ernst war, wandte mir aber, leider ganz richtig, die Mordthat ein, für welche das Gesetz keine Gnade habe. Dazu lagen mir noch ärger als vorher die Juden, die Blutsverwandten der Gefangenen ohne Unterlaß auf dem Halse, sobald sie meine günstige Stimmung erfahren hatten. Alles was ich für diese that, war ihnen

nicht genug; sie wurden täglich dreister, wollten mir sogar Mittel und Wege anweisen, einige Richter durch Bestechung zu gewinnen; ja es gab solche, die ungescheut Unterstützung für sich selbst begehrten, als wenn jene Schurken mir zu Ehren im Gefängnisse säßen. Ich mußte zuletzt dem Gesindel die Thüre verschließen.

Bei allen diesen Vorfällen und den neuen Verhältnissen, worein ich gezogen wurde, bei den Aufforderungen, Verhören, Zudringlichkeiten und Störungen aller Art fand ich so viel Anlaß, traurige Erfahrungen über meine eigene Schwachheit und die Verkehrtheit Anderer zu machen, daß ich die theuer erworbene Zufriedenheit, die ich nach frühern Unglücksfällen auf dem engen Pfade der Beschränktheit gefunden hatte, wieder zu verlieren und in die düstere Kleingläubigkeit an den Werth der Menschen zurückzufallen anfing, von der ich mich längst befreit glaubte. Und da jetzt noch der Krieg sich in die Nähe zog, und das Besuchen der Messen und Jahrmärkte unmöglich oder gefährlich machte, so wurde ich an dem einzigen Rettungsmittel, wozu mir eigene und fremde Vernunft rieth, an der heilsamen Zerstreuung meines Berufes gehindert. Nicht selten stieg damals der Wunsch in mir auf, ich möchte katholisch geboren sein, um irgendwo in einem Kloster mich von der Welt zu scheiden. Ich sage geboren, denn der Abfall war nicht meine Sache, weil er keinen dauernden Frieden gewährt, und so mancher Abgefallene jedes Glaubens wieder gern vom Abfalle abfallen würde, wenn er es mit Ehren könnte.

Als nun aber endlich das Urtheil über die armen Sünder ausgesprochen ward, nach welchem der, so den Mord begangen, an dem Leben gestraft, und die andern gebrandmarkt werden sollten, wie hätte ich über diese Zeit in der Stadt bleiben können? Ich steckte etwas Geld zu mir, um Einkäufe zu machen, hängte mein Reff an den Rücken, und vertraute die Sorge für das Zurückgelassene meiner Haushälterin, in der Zuversicht, es würden sich jetzt nicht sobald neue

Räuber daran wagen. „Geſchehe, was da wolle," ſagte ich den abhaltenden Freunden, „ich gehe auf die ferne X. Meſſe, gerade deßwegen, weil es weit iſt!" Und ſo zog ich ab, ſchon erleichtert, ſobald ich zum Thore hinaus war. Das einſame Wandern war von jeher meine Freude; ich war aber wenig allein, allenthalben ſtieß ich auf Truppen, die in's Feld zogen; doch kam ich ungeſchoren hindurch, denn da die Meſſe in X. für frei erklärt war, ſo achteten die Kriegsbeamten meinen Paß, und ich hielt mich zur Vorſicht immer an die Landſtraße.

Schon glaubte ich mich am Ende meiner Laufbahn, als mich noch das Unglück ereilte, dem ich bisher entgangen war. Denn als ich am letzten Abend meiner Reiſe, in der Nähe der Meßſtadt, da ich keine Gefahr mehr vermuthete, einen Seitenpfad einſchlug, den man mir als abkürzend beſchrieben hatte, ſah ich bald zwei Bewaffnete mir folgen, die mit Geſpräch ſich zu mir geſellten und freundlich thaten, bis wir auf einem abgelegenen Platze waren, wo ſie mit Gewalt über mich, als ſei ich ein Spion, herfielen, ſtatt des Paſſes aber, den ich ihnen vorweiſen wollte, mit wüthender Drohung mein Geld verlangten. Ich wollte meinen Pack abwerfen und mich zur Wehre ſetzen, bekam aber, wie ſie das ſahen, einen Stich in den Leib, davon ich hinſank; worauf ich dann ganz von ihnen ausgeplündert und als todt in ein Gebüſch geſchleppt wurde. Jedoch erholte ich mich nach einiger Zeit wieder, konnte aber nicht von der Stelle, und würde da wohl meinen Tod gefunden haben, indem die Nacht ſchon heranrückte, hätte nicht ein vorüberreitender Offizier mein Stöhnen vernommen. Er kam hinzu, und als er mich im Blute liegen fand, wollte er mir aufhelfen, allein es ging nicht. Da vermahnte er mich, eine kleine Weile Geduld zu haben, bis er ſich im nahen Dorfe nach Hülfe umgeſehen hätte. Ob es lang oder kurz gewähret, weiß ich nicht, denn ich lag wie in ſchmerzlichen Träumen; genug, es kamen Bauern, angeführt von dem edlen Manne, der mein Retter war, mit Leuchten und einem Karren. Ich wurde in die nächſte Herberge gebracht und

daſelbſt dem Wirthe zur weitern Pflege empfohlen. Doch dabei ließ es dieſer menſchliche Samariter (ich weiß ihn nicht beſſer zu ehren, als mit dem heiligen Namen der Schrift) nicht bewenden; denn da hier kein rechter Arzt, meine Wunde bös und die Pflege gering war, ſo wußte er es in Kurzem dahin zu bringen, daß ich in die benachbarte Stadt, wo er als Eingeborner Bekanntſchaft und Einfluß hatte, gebracht, und in das Bürgerhoſpital aufgenommen wurde.

Da war ich nun — aber nicht als lebensfroher Beziehер der Meſſe, wie ich es mir vorausgedacht hatte, ſondern als ſchmerzlich Verwundeter im Krankenhauſe. Daheim ein reicher Mann und hier ein armer Tropf. Der Krieg hatte ſich rings um die Gegend meiner Heimath gezogen, ſo daß ich gänzlich abgeſchnitten und ohne Geld und Hülfe von daher war; deſto willkommener mußte mir die Hülfe ſein, die ich hier fand, und ich fand ſie in reichlichem Maße, ſo daß ich oftmals ſagte, und es noch zu dieſer Stunde glaube, Gott habe in Geſtalt jenes Offiziers einen Engel auf meinen Weg geſandt, daß er mich rette. — Zwar war das Haus nicht glänzend von Außen, kein moderner Palaſt des Elends, ſondern ein altes, weitläuftiges, gebrechliches Gebäude, an dem immer geflickt werden mußte; ſeine Einkünfte waren geringe, es erhielt ſich meiſt durch kleine milde Stiftungen, die ihm von Zeit zu Zeit zufloſſen. Daher auch keine hochbeſoldeten, gleichgültigen Aufſeher, keine liebloſen Wärter, die, als die Meiſtbietenden gewählt, mit Weib und Kindern von dem leben, was den Armen und Kranken zukommen ſollte. Der Vorſteher war ein ernſter, frommer Mann, der aus edelm Triebe ſeine Tage dieſer Anſtalt gewidmet hatte, und nur ſolche Gehülfen um ſich zu ſammeln wußte, die aus reinem Gewiſſen und mit hingehender Liebe handelten und dachten wie er. Da der Magiſtrat der Stadt ſein Verdienſt erkannte, denn konſtante Uneigennützigkeit wird ſelten lange verkannt, ſo ließ man ihn walten, und durch ſeine wachſame Ordnungsliebe und Häuslichkeit erhielt ſich und gedeihte Alles.

Wohl ein halbes Jahr und länger hatte ich mit meiner Wunde zu thun, und viel auszuſtehen. Wiewohl gut und ſorgfältig behandelt, wünſchte ich doch oft in meiner Verlaſſenheit zu ſterben, denn ich kannte niemand und niemand kannte mich; mein Schickſal hing ganz von dem Beiſtand dieſer wohlwollenden Menſchen ab; Gott ſei Dank, daß ſie wohlwollend waren! Aber es kam nicht, wie ich wünſchte; ich ſollte nicht ſterben, ſondern noch zu nähern Verhältniſſen des Dankes gegen dieß Haus meiner Rettung aufbewahrt werden.

Ich hatte während der Zeit meiner Geneſung, nachdem der Paß wieder offen ſtand, mehrere Male an meine Haushälterin geſchrieben, aber nie Antwort erhalten. Ich gab dieß der noch herrſchenden Kriegsunordnung Schuld, und ſuchte unterdeſſen im Hoſpitale mich, ſo gut ich konnte, nützlich zu machen mit Schreiben und allerlei Handarbeit, ſo daß man mich nicht ungern da behielt. Auch war ich durch den Offizier, den ſeine Beſtimmung bald wieder ins Feld gerufen, einigen Freunden in der Stadt empfohlen worden, die mich auf meinem Leidenslager mit Büchern verſehen hatten, wodurch meine alte Luſt zum Leſen, die ich als Krämer faſt gänzlich hatte aufgeben müſſen, wieder erwachte, ſo daß ich mich zuletzt bequem in meine Lage ſchickte, und ein erträgliches Leben hätte führen können, wenn nicht die Heimat geweſen wäre, an die ich doch auch denken mußte.

Zum Gehen war ich aber noch zu ſchwach; ich ſchrieb alſo, da die Haushälterin nicht antwortete, an einen alten Bekannten und vermeinten guten Freund, und wartete von Woche zu Woche und von einem Tage zum andern auf ſeine Antwort. Aber auch dieſe kam nicht, ſo daß mir die Sache endlich bedenklich wurde, und ich befürchten mußte, der Vorſteher des Hoſpitals möchte, wie ſchon mehrere thaten, das Vorgeben meiner Herkunft für Trug anſehen. Ich bewog deßwegen dieſen wackern Mann, amtlich nach meinem Wohnorte ſchreiben zu laſſen, und Abſchrift meiner Briefe beizufügen. Das hatte die Folge, daß nach Verfluß einiger Zeit eine Geſchichte

an den Tag kam, die auf's Neue dazu diente, mir Welt und Menſchen zu verleiden. Die Haushälterin hatte ſich im Gewirre der Kriegsläufte, zum Schutz des Hauſes und ihrer ſchwachen Perſon, wie ſie ſagte, verheirathet, und zwar gerade an den alten Bekannten, an den ich vergeblich geſchrieben. Da er als ein Freund von mir angeſehen wurde, und, ſo wie ſie, mir Manches zu danken hatte, fand er keine Schwierigkeit, während meiner Abweſenheit als Verwalter auf meinem Eigenthum abzuſitzen. So ſchaltete das neue Ehepaar recht gemüthlich in meinem Hauſe, und machte ſich gute und immer beſſere Tage, je länger ich Nichts von mir hören ließ. Sie erſchracken freilich Etwas über meine Briefe, gaben aber vor, ich hätte in K. eine Niederlaſſung gefunden, und würde mich wahrſcheinlich dort feſt ſetzen, zu welchem Behuf ſie mir Geld ſchicken müßten. Das Geld gebrauchten ſie indeſſen für ſich, und wollten dann mit einem beſcheidenen Theil des Uebrigen davon gehen, zögerten aber zu lange, weil das Wohlbehagen, und die Verblendung des Geldes, die oft unglaublich iſt, ſie ſicher machte.

Auf das amtliche Schreiben und die dadurch erhaltene Gewißheit fand die Obrigkeit für gut, einzugreifen, und ſo erhellte ſich die Sache. Das Ehepaar bekam Verhaft; die Quelle alles Unheils, das Geld, durch welches nun ſchon wieder zwei Perſonen zu Scheimen geworden, wurde in öffentliche Verwahrung genommen, und ich eingeladen, zur Beförderung gerichtlicher Unterſuchung nach Hauſe zu kommen, um als Kläger aufzutreten, da ſich ein beträchtlicher Defekt im Vermögen zeige.

Das war mir alles in der Seele zuwider, ſo bitter mich auch die Untreue kränkte. Ich ſah mich jetzt von Neuem in den Strom der feindſeligen Welt gezogen, dem ich in meiner langen Abgeſchiedenheit glücklich entgangen zu ſein glaubte, wo ich mir ſchon zuweilen Ausſichten zum bleibenden Aufenthalte vorgeſpiegelt hatte. Lieber hätte ich den ganzen Handel dem Richter allein überlaſſen, und das Geld

ſeinen ſichern Händen anvertraut; das wäre meiner angebornen Indolenz, die mitunter auch den beſſern Namen der Genügſamkeit verdiente, bequemer geweſen. Allein das ging nicht; der Menſch kann nicht leben, wie er will, denn er hat ein Schickſal. Meine Obrigkeit rufte mich, die Vernunft gebot, und alle Umſtände verpflichteten mich zu gehorchen.

Meine Wunde hinderte mich wenig mehr, doch bedurfte ich noch eines Begleiters, wozu der Vorſteher, der mein wahrer Freund geworden, einen der treuen Wärter beordnete. Mit dieſem fuhr ich, da mein Zuſtand noch keine ſtarke Erſchütterung vertragen mochte, und das Heimweh mich eben auch nicht ſtark zog, in langſamen Tagereiſen nach Hauſe; und wahrlich mit betrübter Seele, dieſen Wohnſitz der menſchenfreundlichen Tugend zu verlaſſen, wo ich Errettung vom Tode, milden Beiſtand in blutenden Schmerzen, und dann ſo viel reinmenſchliche Geſinnung, Unterhaltung, ja wahre Freundſchaft gefunden. Je weiter ich mich entfernte, deſto ſorglicher ward mein Bedauern, nicht dankbar genug in Wort und That geweſen zu ſein.

Der Rechtsgang meiner Angelegenheit währte nicht lange. Die ungewöhnlichen Vorfälle meines Lebens hatten mir Theilnahme bei angeſehenen Perſonen erweckt; dieſe benutzte ich, um Schonung gegen das Ehepaar zu bewirken, deſſen Ankläger ich gern oder ungern ſein mußte. Sie kamen auch mit vorübergehender Einſperrung und Verluſt ihrer wenigen Ehre, zu ihrer großen Befriedigung, davon, denn ſie hatten Schlimmeres erwartet. Mir ſollten ſie den beträchtlichen Eingriff in meine Kaſſe erſetzen, ich habe aber nie Etwas bekommen. Zugleich war nun auch davon die Rede, ob man mir nicht über mein Geld, das ich ſo leichtſinnig verwaltet, einen Vormund ſetzen, oder mich wenigſtens anhalten könne, vernünftiger darüber zu verfügen und klügerm Rathe Gehör zu geben; um ſo viel mehr, da ich für meinen ehevorigen Handel und Wandel gelähmt war, und an eine neue Lebensart denken ſollte.

Indem aber dieſe Bedenklichkeiten obwalteten, brachten Zeitungen die klägliche Nachricht, wie das Hoſpital in X. durch eine Feuersbrunſt bis auf den Grund eingeäſchert worden, und großes Unglück ſich dabei ereignet habe, was ein Schreiben des Vorſtehers an mich leider noch des Nähern beſtätigte. Der Wärter von dorther, der noch immer zu meiner Pflege bei mir war, fiel durch den Schrecken über dieſe Nachricht in eine ſchwere Krankheit, und verſchaffte mir die traurige Gelegenheit, ihm einigermaßen die Dienſte, die er mir geleiſtet hatte, zu erwiedern. Und dieſe Pflege des Kranken weckte wieder ſo manche bezügliche Erinnerung an das, was ich dort gelitten und genoſſen; anbei ging mir das Herzeleid meines Freundes, des edelgeſinnten Vorſtehers, nun ganz aus dem wohlgeordneten Gange ſeines ernſten Berufes herausgehoben zu ſein, und ohne Dach und Fach nicht mehr helfen zu können, ſo begreiflich zu Herzen, als wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Zu dieſem Leiden kam noch das immerwährende Zureden derer, die es gut mit mir meinen wollten, und freilich auch meine eigne Einſicht über die nothwendige Wahl einer neuen Lebensrichtung; zugleich aber die Verlegenheit, was ich wählen ſollte, um meinen unſeligen Schatz würdig anzuwenden, da ich zum Herumwandern untüchtig geworden, an dem größern Handel ſchon einmal die Finger verbrannt, und zu einer öffentlichen Bedienung nach ſo vielen Jahren der Unabhängigkeit mich nicht mehr hingeben mochte.

Das war wieder ein harter Stand; das Zureden peinigte mich, die Unentſchloſſenheit raubte mir alles Selbſtvertrauen, ich fühlte mich keiner eignen Wahl mehr fähig, und doch ſträubte ich mich gegen den Zwang. Ich war in ſteter Beklemmung, bis in einer ſolchen Stunde der Angſt ein guter Geiſt über mich kam, und wie durch eine Eingebung der Entſchluß vor mir ſtand, all mein Geld dem Bau eines neuen Verpflegungshauſes in X. hinzugeben, und mir ſelbſt darin einen Platz auf Lebenslang zu bedingen. Nun war ich wieder frei

und froh; hab' ich doch in allen meinen Lebensſtationen nirgends ſo viel ächtchriſtliche Menſchlichkeit gefunden, als an dieſem Orte des Elends und des Troſtes, ſagte ich: hoffentlich wird durch dieſe Beſtimmung auch der Fluch gehoben, der auf jenem Gelde liegt.

Geſagt, gethan! Ich überwand alle Hinderniſſe, die mir in den Weg gelegt wurden, und ſchwieg ſtill zu mancher übeln Nachrede, die nicht ausblieb. Denn es hieß, wenn ich gleich Anfangs den Lotteriegewinn mit mehr Klugheit benutzt hätte, ſo wären alle die unglücklichen Vorfälle unterblieben. Wer konnte das wiſſen, hätte ich dem ungerechten Vorwurf erwiedern können; der Menſch wäre ſchlimm daran, wenn er vor Gott mehr noch als die Folgen böſer Abſicht verantworten müßte. — Mein Fehler ſei der Leichtſinn, ſagten Andre, der ſich jetzt auf's Neue wieder in meinem Vorhaben beſtätige. Ganz Unrecht mochten dieſe nicht haben; aber wollte Gott, ich hätte nie einen andern Leichtſinn bewieſen, als gegen das Geld, den Götzen dieſer Welt, der kaum eine andere Behandlung verdient! — Ich hätte, hieß es weiter, einen anſtändigen Beruf wählen ſollen, und nicht den Müßiggang im Hoſpitale. Hab' ich mich nicht genug in der Welt herumgetrieben, um im Alter ausruhen zu dürfen! Was geht es euch an, wo ich mein Ruheplätzchen ſuche, und wißt ihr es denn ſchon ſo ſicher, daß ich müßig gehen werde? — Freunde, die der neue Reichthum mir zugezogen hatte, machte jetzt die Anwendung desſelben mir zu Feinden, die Alles hervorſuchten, meinem Entſchluß allen Werth abzuſprechen, und die, wiewohl es offenkundig war, was ich vor Gericht hatte darthun müſſen, daß mit meiner Muhme mir alle und jede Blutsfreundſchaft abgeſtorben, dennoch dabei blieben, ich hätte das Geld meinen Erben laſſen ſollen. Welchen? Unbekannten Menſchen, die einen ähnlichen Namen führten, und ſich auf Gerathewohl hinzudrängten, um zu erndten, wo ſie nicht geſäet hatten! — So tönte es; ich ließ ſie tönen, weil ich wohl ſah, daß ſie nur ſchwatzen, aber nicht hören wollten.

Sobald ich mein Geld nach einiger Mühe erhalten hatte, übermachte ich die ganze noch vorhandene große Summe nach X. als einen Beitrag meiner Erkenntlichkeit, zur Wiederherstellung des guten Werkes, dessen ich Jahr und Tag Zeuge gewesen. Ich überließ es den Behörden des Hospitals, den Betrag zum neuen Bau desselben nach Gutbefinden zu verwenden, und verlangte für mich nur die förmliche Zusicherung einer abgeschlossenen bescheidenen Wohnung in einem Flügel des Hauses mit einem Gärtchen, nebst lebenslänglicher Sorge für meine Bedürfnisse, die ich auf eine mäßige jährliche Summe angeschlagen hatte. Alles dieses ward mir gewährt, und auf's Beste bekräftigt.

Noch war aber das Haus nicht gebaut, und es vergingen Jahre, bis Alles zu Stande kam. Diese Zeit benutzte ich, meine Schulden einzuziehen; und da sie mir theils an Geld, theils an Waaren bezahlt wurden, und ich selbst noch in meinem Krämerstand ein Artiges erspart hatte, so wandte ich einen Theil davon zu einem kleinen Kramladen an, mehr um Etwas zu thun zu haben, als daß ich eben auf großen Absatz zählte; allein der Erfolg war besser als die Erwartung. Seitdem ich dem Gelde nicht mehr nachging, suchte es mich; Manche trieb die Neugier zum Kauf, einen Menschen zu sehen, dessen Leben und Thun so viel Sonderbares habe: Viele kauften, weil sie dachten, der Narr, der nicht reich sein wolle, werde seine Waaren billiger als Andre losschlagen. Keiner fand, was er gesucht hatte, ich war weder ein Sonderling noch ein Narr, wenigstens wollte ich es nicht sein; aber ich hielt die Probe der Ehrlichkeit aus, und das währt nach dem Sprüchwort am längsten.

Als nun endlich Bau und Einrichtung des Pflegehauses in X. vollendet war, holte mich der Aufseher, mein Freund, ab. Ich verkaufte Häuschen und Kram, und bestimmte (ich muß es sagen, da es zur Geschichte gehört) einen Theil des Betrags zum Erziehungsbehuf der armen verlassenen Kinder des Hingerichteten, durch den

meine Muhme das Leben verloren hatte; das Uebrige verlief ſich in andere Bäche. Dann zog ich mit dem Freunde in die mir für Lebenszeit gewidmete ſtille Freiſtätte. Es war gerade die rechte Zeit, denn meine Verwundung, obgleich geheilt, hatte doch Folgen zurückgelaſſen, die mir die Stille wünſchbar machten, da ſie mich am thätigen Leben hinderten. Hier nun, wie jener alte Römer, der am Ende ſeiner Tage blos ſieben Jahre gelebt haben wollte, leb' ich nun bald noch einmal ſo lange in menſchenmöglicher Zufriedenheit; ich leſe, ſchreibe, helfe, baue mein Gärtchen, abgeſchieden von der Welt, und geduldig, wenn ſie mir zu nahe tritt. Ein Paar Freunde, die ähnliche Geſinnungen hegen, machen meine ſichtbare Geſellſchaft aus, und die unſichtbare geht mir über Alles. So habe ich mir ein Kloſterleben gemacht, ohne die Leiden des Mönchthums. Wer beſſer zu leben glaubt, der bedaure mich!

David Heß.

Der Tonkunſt Wettſtreit mit der Malerei.

1.

„Poz Stern und kein Ende, Angelika! Indeß ich da ſeit zwei Stunden im Feuer der Compoſition vor meiner Staffelei ſitze, meine ganze Aufmerkſamkeit dem Bild weihe, das aus meiner Seele quillt, und wähne, du zeichneſt eben ſo eifrig fort, muß ich jezt beim erſten Aufblick gewahr werden, daß das leichtſinnige Mädchen ſchon wieder Zeit und Augen verdirbt um — Noten abzuſchreiben! Wie iſt es denn möglich, daß du die fünf ewigen Paralell-Linien, die ſchwarzen Kleckſe mit Schwänzen und Schnörkeln dran, lieber anſehn magſt, als die weichen ſphäriſchen Formen deiner Niobe, an der du hätteſt fortarbeiten ſollen! Ich hätt' es halt gar nie leiden, dir kein Klavier anſchaffen und dir die Muſik ein für allemal verbieten ſollen; denn über dem Gedudel geht der Hauptzweck deines Lebens verloren!"

Mit dieſen harten Worten fuhr der Maler Lukas Schönfeld ſeine einzige Tochter an, die nicht weit von ihm ſaß, und in der That ſehr emſig neben ihrem Reißbrett Muſiknoten kopierte.

Des Künſtlers Eifer war eben nicht bös gemeint, denn die ſchöne und wunderliebliche Angelika war ſein Herzblatt; aber es war ſo die Art des gutmüthig launigten Feuerkopfs, ſich grell und heftig auszudrücken.

„Lieber Vater", erwiederte das Mädchen mit ſanfter Stimme und legte die Feder weg, „ich wußte mir an dem Kontur der Schattenſeite allein nicht mehr fortzuhelfen und wollte Sie doch nicht ſtören,

weil ich ſah, daß Sie ſo ganz in Ihre Arbeit vertieft waren. Da ſchrieb ich unterdeß, um doch nicht müßig zu bleiben, den artigen Canon ab, welchen die Studenten vorige Woche im Konzert ſangen."

„Was Konzert und Studenten! Du ſollſt weder eine Sängerin werden, Mädchen, noch mit Studenten Verkehr haben", polterte der Alte fort. „Eine Malerin, eine bedeutende, berühmte Malerin ſollſt du werden, wie deine Namenspatronin, die glorreiche Tyrolerin! Darum ließ ich dich Angelika taufen, um dich durch dieſen Namen ſchon der Kunſt zu weihen, weil unſer Herrgott mir keinen Sohn beſcheerte. Gab doch mein Vater mir auch ſchon in prophetiſchem Sinne den Namen des älteſten chriſtlichen Meiſters, des Evangeliſten Lukas! Und bin ich nicht ein ganzer Kerl geworden, den die wahren Kenner ehren, und deſſen Werke lang nach ſeinem Tode noch fortleben werden? Wie oft ſchon erzählte ich dir, wie der alte Ismael Mengs ſeinen Sohn Raphael taufen ließ, damit auch er ſeinem Namenspatron, dem Erzengel unter den Malern, nachſtrebe in der göttlichen Kunſt. Der Blitzjunge wollte Anfangs nicht dran, aber ſein Vater wußte ihm die Mücken auszutreiben. Er prügelte ihm, ja, ich ſage dir, er prügelte ihm die Kunſt ein; und daß er ſie nachher faßte, und mit hoher heißer Liebe trieb, das beweiſen die Werke des Unſterblichen. Prügeln werde ich dich freilich nicht, Herzenskind, dir nicht einmal mit dem Pinſelſtiel unſanft auf die Fingerchen klopfen; dafür aber ſollſt du auch die Hoffnungen deines Vaters nicht zu Schanden machen, keine Alotria treiben, und fleißig nach den guten Muſtern, die ich dir vorlege, zeichnen und ſtudiren, bis einſt das innere Licht dir aufgeht, und du aus eigener Kraft die Mythen der Vorwelt darſtellen kannſt, wie die Tyroletin, oder beſſer noch!"

„Ich zeichne ja recht gern und fleißig, mein guter Vater", ſprach Angelika. „Allein zur Erholung und Abwechslung darf ich doch wohl auch ein Stündchen ſingen und ſpielen. Wie oft ſchon geſtanden Sie mir ſelbſt, daß Sie mit erhöhter Begeiſterung arbeiteten, wenn ich

Ihnen dazu das Lied aus der Ferne ſang, oder des Wanderers Nachtlied an die Sterne? Um das aber mit einiger Fertigkeit thun zu können, muß ich mich doch üben, muß Noten abſchreiben, um ſie à prima vista leſen zu können."

„Ich wollte, ich hätte meine Rührung unterdrückt, deinem Geſang nie keinen Beifall gezollt, und dir überhaupt nie keinen Muſikmeiſter gelaſſen", entgegnete Schönfeld. „Ich that es deiner ſeligen Mutter zu Gefallen, die immer von deiner Stimme viel Rühmens machte, und wie die entwickelt und gebildet werden könnte. Hätte ich damals geahnet, daß die liebe leidige Muſik ſo bei dir die Oberhand gewinnen würde, daß du der ernſtern Malerei jede Minute abſtehlen würdeſt, um auf dem Klavier herum zu trommeln und dabei zu trallaren, ſo hätteſt du mir nicht einmal Pſalmen ſingen dürfen! Zwei Talente können nie neben einander getrieben werden, ohne daß eins dem andern ſchadet; und wer ſeine Zeit verſplittert, und nicht Eines nur als Hauptzweck aufſtellt, das Eine zu erreichen alle ſeine Zeit verwendet, dem das Eine allein nicht der einzige Taggedanke, der immer wiederkehrende Traum ſeiner Nächte bleibt — der wird auch immer nur ein mittelmäßiger Stümper, ein verdorbner, verzettelter Pfuſcher bleiben! Und ich ſage dir, die Malerei nimmt ein ganzes Leben und all unſre Kräfte in Anſpruch, wenn wir etwas Rechtes leiſten wollen, denn:

Viel ſind der Zaubereien der Kunſt,
Und wenig der Tage des Lenzes!"

„Der Dichter meinte aber ja gerade die Muſik damit", ſagte Angelika, „und ſie iſt doch auch eine göttliche Kunſt; ſie iſt ja die Schweſter, und eine recht ſchöne Schweſter der Malerei."

„Ja, Kind", antwortete der Vater, „ſie iſt es wohl; aber eine, wenn nicht jüngere, doch an innerm Gehalt ſehr untergeordnete Schweſter; ſie verhält ſich zur Malerei, wie ein verblaſenes Portrait von Füger gegen ein keckbeſtimmtes Bild von Michel Angelo. Saiten-

ſpiel und Vogelſang, iſt gar ſchön und währt nicht lang, ſagt das alte Sprüchwort. Ihr ſingt, ihr ſpielt, ihr kitzelt die Ohren, ihr regt die Nerven auf mit Tönen, und ſind dieſe verhallt, was bleibt zurück? — Nichts! Ausgeſungen, ausgeklungen! Wenn eure Fuganti's, eure Heiden und Türken ihre beſten Stücke abgeorgelt haben, und nur abſeits gehen, einen Schnaps zu trinken, ſo hat Alles ein Ende; und wenn es wiederholt werden ſoll, ſo müſſen ſie wieder mit dabei ſein; oder es braucht andere Leiermänner und Helfershelfer, die ihren Singſang nachkaleien, und nicht ſelten anders vortragen, als es ſein ſollte; am Ende gar noch Alles verhunzen. Auch der geübteſte Tonkünſtler hat nur einen unvollkommnen Genuß, wenn er die ſchönſte Partitur vor ſich ſieht, ohne ein Inſtrument, und noch dazu ein geſtimmtes, bei der Hand zu haben, auf dem er zuſammen buchſtabiren kann, was der Komponiſt mit ſeinen Hieroglyphen ſagen wollte. Dagegen iſt, was wir gemalt haben, jedem gleich anſchaulich in ſeiner Urſchönheit von Formen und Farben, wenn er anders nicht ſchielt, geſunde Augen im Kopf hat, und kein Akyanobleps iſt, für den kein Blau exiſtirt, wie uns Göthe lehrt. [1] Was wir erſchaffen, bleibt! Es iſt immer da; es kann, ohne jedes andere mechaniſche Hülfs- und Vortragsmittel, alle Tage auf's Neue wieder genoſſen werden, wenn auch der Meiſter ſchon ſeit Jahrhunderten auf ſeinem Pinſel, wie Elias auf dem Feuerwagen, zu den Unſterblichen empor gallopirt iſt!"

„Aber wie kömmt es denn", frug Angelika, „daß die Muſik auch ungebildete Naturmenſchen anſpricht und rührt? Beweist das nicht, ſie ſei die angeborne, überall verſtändliche Sprache des Herzens? Ein Bauer wird an dem beſten Gemälde ohne Intereſſe vorbeigehn, und es nicht anſehn, wenn es ihn nicht etwa durch ungewöhnlichen

---

1 Siehe deſſen Farbenlehre, 1ter Band, S. 42.

Farbenprunk anzieht. Hört er aber Muſik, wenn es auch nur ein luſtiges Tänzchen wäre, ſo ſteht er ſtill und lauſcht; und iſt er nicht ein ausgemachter Klotz, oder ein abgelebter Alter, ſo krabbelt ihn das Tänzchen in den Beinen, daß er hüpfen und Kapriolen ſchneiden möchte. Regt nicht die ſchmetternde Trompete in Roß und Reiter Kampf- und Siegesluſt auf, und gibt ſelbſt dem Verzagten Muth? Stolzer und freier als nach der bloßen Trommel marſchiert der Soldat nach der Melodie des kriegeriſchen Marſches dem Tod entgegen. Und in der Kirche, lieber Vater! Wenn der ernſte Chorgeſang vielſtimmig durch die hohen Gewölbe erſchallt, wie erhebt er den frommen Sinn der ganzen verſammelten Gemeinde, deren Herzen in Liebe zuſammenſchmelzen, wie ihre Töne in Harmonie! Wie empfänglicher wird die gerührte Seele für die hohen Wahrheiten, für die heiligen Myſterien der Religion! Und fällt die Orgel mit ihren Flötenregiſtern, und dann mit ihren ernſten Kontratönen in die Pauſen des Geſanges ein, und wenn der geübte Meiſter ſein Thema durch alle Tonarten in abwechſelnden Modulationen hin und her führt, und ein Gedanke ſich an den andern ſchmiegt, wie Blum' an Blume zu einem feſtlichen Kranze, und die mannigfaltigen friſchaufſproſſenden Tonblüthen doch alle nur ein abgerundetes, vollkommnes Ganzes bilden — o, Vater! welche wunderbaren Gefühle erwachen da in der Seele, die ohne Hülfe der Muſik ewig geſchlummert hätten; welch' unbeſtimmtes Ahnen und Sehnen füllt das Herz, nach Etwas, das von Jenſeits winkt; welche zarten Vibrationen beben durch alle Nerven! Das Auge füllt ſich mit ſüßen Thränen; die Wehmuth wird Wonne; leiſe Seufzer heben die Bruſt, in der es träumeriſch auf und nieder wogt, wie Ebbe und Fluth des Weltmeers, und keine irdiſche Sprache vermag mit Worten auszudrücken, und zu verſinnlichen, was tief ſich im Gemüth des Menſchen regt!"

„Schwärmerin du"! rief der Vater. „Eben das iſt es, was ich an der Muſik auszuſetzen habe, und warum ich mich ſelbſt tadle,

wenn ich mich etwa von ihrem verführeriſchen Klingklang hinreißen laſſe! Sie erregt nur dunkle unbeſtimmte Gefühle; ſie führt uns in Oſſianiſche Thäler, voll Schatten, Mondlicht und Nebelgeſtalten, an denen kein Umriß deutlich zu erkennen und feſtzuhalten iſt. Die Malerei dagegen nimmt nicht nur mit Homeriſcher Deutlichkeit und Zierlichkeit unſere Phantaſie in Anſpruch; ſie iſt auch Sache des Verſtandes, ohne den ſie nicht beſtehen kann. Wie vielſeitige Bildung muß nicht der Maler ſich als Menſch und Künſtler erworben haben, wenn er allen Forderungen der Kritik Genüge leiſten will! Wie leer und roh ſind dagegen viele Virtuoſen neben dem Orcheſter, wenn ſie von dieſer bretternen Prunkbühne ihres beſchränkten Wirkungskreiſes herabgeſtiegen ſind! Die Tonſetzer meinen ſich viel damit, wenn ſie ſagen: das Fundament unſerer Kunſt beruht auf der poſitiveſten aller Wiſſenſchaften, auf der Mathematik. Das beweist aber Nichts. Sie dient ihnen bloß als Vorſorge und Geſetz, daß die Balken des Gerüſtes, um welches die Töne wie eine vielfarbige Lampenillumination um architektoniſche Formen ſich ſchlingen, winkelrecht aufgeſtellt werden können. So haben wir Hiſtorienmaler auch die Anatomie, das äſthetiſche Gerippe, zu gleichem Behufe. Deßwegen dürfen wir uns aber nicht rühmen, eigentliche Zergliederer zu ſein. Und bei Anlaß der Anatomie muß ich dir nur noch rund heraus ſagen, daß der Zauber der Muſik, phyſiologiſch geprüft, im Grund nichts Anders iſt, als nur ein künſtlicher, feiner Nervenreiz; und wird er zur höchſten Spannung geſteigert, ſo entſteht am Ende krankliche Abnormität. Eine liebenswürdige Tochter des Kupferſtechers Bauſe ſpielte ſich durch die Harmonika, deren Tonſchwingungen unmittelbar durch die Fingerkoppen das Nervenſyſtem am ſtärkſten erſchüttern, eine Nervenzehrung an, die ſie in der Blüthe des Lebens dahinraffte. — Ich habe noch einen andern Grund, warum ich dich vor dergleichen, durch Nervenreiz künſtlich erhöhten Seelenſtimmungen warnen muß; denn ſieh', mein Kind, wir wiſſen noch alle nicht recht,

was Körper oder Seele an uns iſt; an welchen Fibern ſie zuſammenhängen, und wo der Haas eigentlich im Pfeffer liegt. Dergleichen wachsartige Dinger wie du, Angelika, werden durch Muſik nur noch empfänglicher für jeden Eindruck von Außen her; zum Naſſen iſt bald genug geregnet, und euere vielfach beſaiteten Herzen erklingen ohnehin gleich wie die Aeolsharfe, wenn nur ein laues Lüftchen daran vorübergleitet. Der kleine ſchlaue Amor lauſcht hinter dem Sattel jeder Geige, und beſtreicht jeden Fidelbogen, den ein junger lebensluſtiger Burſche führt, ſtatt mit Calfonium, mit ſeinem verführeriſchen Vogelleim, an dem erſt die blitzenden Augen, und dann bald auch die ruſchpulſirenden Herzen der jungen Zuhörerinnen wie Finken kleben bleiben. Dein Herz aber, Angelika, ſollſt du nicht an den erſten beſten Geiger oder Sänger vertändeln, der die Lockpfeife zu ſpielen verſteht. Nur ein wackrer, vielſeitig gebildeter Maler kann und ſoll mein Eidam werden, wenn dein Verſtand, dein Aug und deine Hand ſattſam geübt ſind; und dann ziehn wir, ein artiſtiſches Kleeblatt, nach Rom und Neapel, und nach Paris ins Muſeum, und führen zuſammen ein Götterleben, von deſſen Wonne du dir jetzt noch keinen Begriff machen kannſt!"

So ſchwadronirte der raſche Fünfziger Schönfeld, indeß er ſeine Palette beſeitigte, und ſeine Tochter hocherröthend die ſchönen Augen niederſchlug, und nicht weiter widerſprechen durfte, um den, von der Idee erhitzten Vater, nicht noch mehr in Wallung zu bringen; denn ſie hatte noch für die nächſte Stunde eine Bitte an ihn auf dem Herzen.

2.

Der Maler war eigentlich nichts weniger als ein Feind der edeln Tonkunſt. Er hatte ihr ſelbſt einen Theil ſeiner ſtürmiſchen Jugend gewidmet; durch ſie hatte er ſich die Liebe ſeiner früh vollendeten Gattin erworben, und würde es vielleicht zu einem nicht geringen

Grad von Virtuosität auf dem Pianoforte gebracht haben, hätten die bekannten Töne nicht durch Verbindung von Ideen und Erinnerungsgefühlen seinen Schmerz über den Verlust der Geliebten erneuert. Zudem geschah ihm wie manchem Andern, der in der Jugend beiden Künsten zugleich huldigte; mit den reifern Jahren, wo der Verstand vorherrscht, schließt dieser sich naturnothwendig und vorzüglich dem Plastischen an. Und als er sich immer mehr in die bildende Kunst hineingearbeitet hatte, entfaltete sich in seiner regen Phantasie ein Plan, der schon früher im Hintergrund seiner Seele gelegen, zu einem ideakischen Künstlerleben, in welchem seine Tochter, die entschiedene Anlagen zeigte, eine Hauptrolle spielte. Sie sollte, selbst Malerin, mit einem geschickten Maler verbunden, und dann beide durch ihn zum höchstmöglichsten Grade der Kunst und Celebrität erhoben werden. Nur seit dem er später bei seiner Angelika eine überhandnehmende, und kürzlich vorherrschend scheinende Neigung für die Musik gewahr wurde, suchte er alles Mögliche hervor, diese, gegen seine eigene innere und geheime Ueberzeugung, durch allerlei Sophismen zu bekämpfen, weil sie der unbedingten Ausführung seiner Lieblingsgrille hinderlich werden konnte.

3.

Als die Palette rein, das angefangene Gemälde umgekehrt an die Wand gestellt, und die Staffelei auf die Seite geschafft war, sprach Schönfeld: „Jetzt zieh dich an, Angelika; es wird Abend, und den bringen wir auf der Akademie zu, wo du beim Lampenschein mir eine Skizze nach der Büste Homers entwerfen mußt. Es ist ein herrlicher Kopf; ganz der sinn- und bilderreiche Alte! Auf den Konturen seiner Stirn sieht der Physiognom die ganze Ilias schweben, und du kannst viel daraus lernen“

„Lieber Vater“, begann das Mädchen schüchtern, „ich hätte sehr gewünscht, Sie möchten mir erlauben, diesen Abend meine Freundin

Egloff ins Konzert zu begleiten, da ich es ihr halb und halb versprechen mußte, im Fall Sie mir Ihre Einwilligung nicht verweigerten. Zudem singen die Studenten wieder, und diese Art von Gesang ist mir ganz neu und zieht mich ganz besonders an."

„Da haben wir's schon wieder"! rief der Vater. „Statt auf den Antikensaal will die ins Konzert. Daß dich doch! Und was munkelst du denn immer von Studenten? Was sind denn das für Studenten und was hast du ihnen nachzulaufen?"

„Wie der liebe Papa doch zerstreut ist!" erwiederte Angelika. „Gewiß haben Sie's überhört, als ich Ihnen, vor mehr schon als drei Wochen, von diesen jungen Leuten erzählte. Vier Universitätsfreunde, die neben ihren ernsten Studien sich auch der Musik befliſſen, und ihre Abende statt im lärmenden Kommerz immer nur auf ihrem Zimmer zubrachten, erwarben sich durch tägliche Uebung ihrer schönen Stimmen eine solche Fertigkeit im Quartettsingen, daß sie darin fast die Geiger-Virtuosität der berühmten Gebrüder Moralt aus München erreichten. Als nun die akademischen Ferien begannen, regte sich ein genialischer Lustgedanke in diesen vier befreundeten Jünglingen. Sie beschlossen, von ihrem Talent öffentlichen Gebrauch zu machen, einen musikalischen Streifzug anzutreten, überall, wo es sie anspräche, Konzerte zu geben, und so einige glückliche Monate unter neuen Umgebungen und Erscheinungen zu feiern. So kamen sie auch hieher; und da sie sehr wohl aufgenommen wurden, und mancherlei Bekanntschaften machten, verweilten sie länger, als sie sonst zu thun pflegen. Nun aber werden sie wohl bald wieder auf ihre Universität zurückkehren müssen, und heut Abend vielleicht zum letztenmal hier öffentlich auftreten. O, lieber Vater! Wenn ich Sie nur bereden könnte, auch mitzukommen. Es würde Ihnen gewiß Freude machen. Nur Freunde, nur Menschen, die sich innig lieben, und stündlich mit einander umgehen, können ihre Stimmen so aneinander gewöhnen, können so haarscharf einfallen, und einander vor- und nachgeben. Man glaubt,

ein einziger Menſch ſpiele mit der Einheit ſeines Willens auf der Vox humana einer wohlgeſtimmten Orgel. Einige von ihnen ſind auch Virtuoſen auf verſchiedenen Inſtrumenten. Dabei ſollen es ſehr ordentliche, ſittſame und anſpruchloſe Leute ſein; und was ſie vortragen, iſt ſehr belehrend, da ſie meiſtens nur Fugen und Canons ſingen."

„Ja, das ſind mir die Rechten!" platzte Schönfeld heraus. „Als ob ich die Studenten nicht kennte! Ein ganz burſchikoſer Einfall, ſo pfeifend, ſingend und ſpielend durch's Land zu ſtreifen, und unter jedem Fenſter, wo ein Mädchenkopf lauſcht, zu gurgeln:

Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets luſtig, heißa, hopſaſa!

Glaub du mir, ihre Canons ſind Kanonen, womit dergleichen leichtfertige Artilleriſten hinter den Schanzkörben ihrer geheuchelten Sittſamkeit und Beſcheidenheit hervor die Mädchenherzen beſtreichen, und Gott weiß, wo ſie ſchon Breſche geſchoſſen haben! Kind, bleib du mir aus ihrer Schußweite! Das taugt nichts für dich! Dein Herz ſoll keine Zielſcheibe für ſolche lockern Brüder ſein. Und hätten wir heut Abend auch keine Akademie, ſo dürfteſt du mir unter ſolchen Umſtänden doch nicht ins Konzert. Ich rathe dir zum Beſten, Angelika, und damit Baſta!"

Ein kleines Gewitter von krauſen Wolken und Thränenregengüſſen flieg hinter des Mädchens verdüſterten Augen auf, als der Vater ihre Bitte ſo rund abſchlug. Sie hätte gern noch fortgebeten und geſchmeichelt, allein ſie wußte, daß das Nichts helfen würde. Kleinlaut und verzagt warf ſie einen Shawl über und begleitete den Vater auf die Akademie. Allein es wollte ihr da Nichts gelingen. Die Kreide war immer ſtumpf, ſo oft ſie auch ſpitzte. Das Oel in der Patentlampe brannte ſo düſter, daß ſie, mit den zerdrückten Thränen in den Augen, keine Form deutlich unterſcheiden, mit zitternder Hand nur höchſt unvollkommen nachbilden konnte, und der Vater Homer kam ihr mit ſeinem krauſen Barte wie ein Popanz vor.

„So schlecht hast du nie was gemacht“, schmälte der Vater. „So geht es, wenn man immer Allena treibt!“

Früh und stille ging sie hinter dem schmollenden Vater nach Hause; und als der Weg sie an dem hellerleuchteten Konzertsaal vorüberführte, seufzte sie, daß die Steine sich hätten erbarmen mögen.

4.

Allein über Nacht kömmt Rath. Am folgenden Morgen hatte sie mit Erlaubniß des wiederbesänftigten Vaters den durchaus nöthigen Gang zur Freundin Egloff zu thun, um sich für ihr gestriges Ausbleiben zu entschuldigen; und Schönfeld glaubte, es würde sie erleichtern und umstimmen, wenn sie ihr Herz ausschütte. In der That kam das Mädchen ganz erheitert zurück, und setzte sich an ihren Tisch am Fenster, um nach der Niobe von Seidelmann fortzutuschen. Schönfeld belehrte und unterhielt sie abwechselnd mit allerlei abgebrochenen Einfällen, und die Harmonie war wieder hergestellt.

5.

Gegen zehn Uhr ward an die Thüre des Ateliers sittig geklopft, und auf Schönfelds „Herein!“ trat ein Fremder an des Malers Staffelei mit freier Verbeugung und edlem Anstand und sprach nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln:

„Ich heiße Wildenfels, und bin ein junger Pilgrim, der nach dem Vortrefflichen auf Erden wandert. Ich suche das Edle und Schöne in allen Gestalten und Formen, um es mir zur innern Vervollkommnung zuzueignen. Die Kunst spricht mein Gemüth mit Zaubergewalt an; sie gehört mit in den Kreis meiner Ausbildung. Auf langen Reisen fand ich selten Zeit genug, die Hand gehörig zu üben; allein da ich von Ihrem Künstlerruhm hörte, beschloß ich, einige Wochen oder Monate hier vor Anker zu legen und mich Ihres Unterrichtes im Zeichnen zu erfreuen, im Fall Sie mir den-

ſelben nicht verſagen wollen. An gutem Willen ſoll es mir nicht fehlen.“

Dieſe raſche Ardinghelles-Anrede machte den Maler ſtutzig. Sein Auge verweilte mit Liebe auf dem Jüngling, weil alles Schöne den Künſtler mächtig anzieht. Der Fremde war eine hohe ſchlanke Geſtalt; ſein ſchwarzes Auge blickte dreiſt umher, als ob die Welt ihm angehöre. Seine dunkeln Locken flatterten wild über die gewölbte Stirn; die Naſe war fein zugeſpitzt und auf den ſchmalen Lippen war ein leichter Anflug von Laune unverkennbar. Seine Bewegungen waren gewandt und zierlich und ein kräftiges Schnurbärtchen gab dem Ganzen ein heroiſch-romantiſches Anſehen.

„Ich gebe ſonſt keinen Unterricht“, ſagte Schönfeld, nachdem er ſeinen Gaſt ein wenig gemuſtert. „Allein wenn es Ihr ernſter Vorſatz iſt, ſinnig zu ſtudiren, und nicht bloß, um der Mode zu fröhnen, einige Früchte der Kunſt im Fluge zu benaſchen, ſo will ich wohl einen Verſuch mit Ihnen wagen. Aber ich wiederhole es Ihnen, junger Mann, es muß Ihr wohlüberlegter Ernſt ſein; denn meine Zeit iſt koſtbar. — Ueberhaupt möcht' ich Sie und alle jungen Leute vor dem überhandnehmenden Dilettantismus warnen, der ſelten etwas mehr als Windeier ausheckt. Man meint jetzt, Alles treiben zu können und zu müſſen. Ein Jeder will etwas zeichnen lernen, um die Werke ſeiner Hand hinter Glas und Rahmen von Idioten bewundert zu ſehen, und etwa einer Dame ins Stammbuch oder zum Geburtstag ein buntbeklecktes Blättchen gehorſamſt überreichen zu können. Wenn beſonnene Schriftſteller klagen, die nächſte Sündfluth, welche die Welt zu verſchlingen drohe, könne nicht mehr vom Waſſer verurſacht werden, ſie müſſe von bedrucktem Papier entſtehen, ſo klagen wir Maler noch lauter über die Anhäufung des Wuſtes von Bilderchen jeder Art, welche alle Wände und alle Mappen füllen und mit dem Fluche der Mittelmäßigkeit geſtempelt ſind. Ich ſage Ihnen, dieſes Aufſtappeln gemeiner Waare, von Dilettanten oder verunglückten Künſtlern berg-

hoch auf einander geſchichtet, verbreitet eine wahre Peſt für die ächte Kunſt. Warum? Da gibt es denn doch auch hin und wieder ein eigentliches Genie, ein Weſen, dem das Talent angeboren iſt. Vor der Entwicklung der beſſern Einſicht erblickt ein ſolcher Kunſtjünger ſtatt wenig einfacher vortrefflicher Bilder eine ungeheure Zahl gemeiner, ſchlechtgedachter, geſchmackloſer Vorſtellungen; er muß es anſehen, weil ihn ſein Inſtinkt zu allen Kunſtgebilden treibt; er gewöhnt ſich früh an das Mittelmäßige, an das Schlechte, und durch dieſe mannigfaltigen erſten und falſchen Eindrücke erhält er eine ſchiefe Richtung; er findet das Gemeine erträglich; er begnügt ſich damit; er ſteckt ſich ſeine Ideale ſo niedrig als der Zeitgeiſt ſie hinzuſtellen pflegt, ſeine Phantaſie erkrankt an der Ueberfülle grober Koſt, und nur ſelten, und meiſtens nur nach mühevollem Ringen und oft zu ſpät führt ihn der beſſere Genius aus dieſem Alles niederdrückenden Trödelkram, aus dieſer Wildniß von Schmarotzerpflanzen, auf rauhem Pfad empor zu wahrer Erkenntniß des wenigen Guten, des ewig Wahren und Schönen! — Den bloßen Dilettanten könnte man allenfalls noch ihre nutzloſe Tändelei geſtatten. Allein es iſt gar nicht gleichgültig, ob ihr Geſchmack rein oder falſch ſei; denn die Zahl der Liebhaber bildet doch das Schöppengericht — ich möchte ſagen das Schöpſengericht, welches über den Werth des ächten Künſtlers ſich abzuſprechen anmaßt und gewöhnlich ſein Fortkommen in der Welt beſtimmt. Wie iſt er zu beklagen, wenn ſeine Patrone an der Gemeinheitsſeuche laboriren und ſein Streben nach der ſeltneren Vollkommenheit nicht zu würdigen verſtehn! Man läßt den ernſten ſtrengen Denker einſam darben, und hält ſich an den großen Troß der Bilderfabrikanten, die beſſer gethan hätten, Schuſter und Schneider zu werden, als die Altäre der Muſen mit den Aftergeburten ihres Pinſels zu verkleiſtern. In frühern Jahren ließ ich mich bereden, einem vornehmen Herrenſöhnchen Unterricht zu geben. Er hatte ein koſtbares Farbenkäſtchen aus Paris verſchrieben, und wollte gleich anfangen in

Miniatur zu malen. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, er müſſe erſt zeichnen lernen, und ließ ihn Augen, Naſen und Ohren nachbilden. Nach Verfluß einiger Wochen war ihm das zu trocken; er wollte gleich zum Naſſon übergehen und bat mich, ich möchte ihm doch Umriſſe von Offiziersfiguren mit der Feder zeichnen, damit er die Uniformen bunt bemalen könne; da machte ich mich auf und von dannen, und habe ſeitdem keine Schüler mehr annehmen mögen. Mit Ihnen, Herr Wildenfels, will ich eine Ausnahme machen, da Ihr Ausſehen mir gefällt und es mir vorkömmt, als leuchte etwas Kräftiges aus Ihren Augen hervor. Sie finden Papier und Bleiſtift auf jenem Tiſch; ich will hoffen, Sie haben dergleichen auch ſchon hantiert. Dort hängt ein Kupferſtich; es iſt ein Kopf nach Raphael. Entwerfen Sie eine Skizze davon; fahren Sie einige Tage damit fort; zwiſchen durch finde ich Gelegenheit, Ihnen ein Bischen auf den Puls zu fühlen, ob Sie auf Ihren Kreuz- und Querzügen auch etwas mit geſunden Augen angeſehen haben; gewahre ich aber, daß Sie nicht zur Kunſt berufen ſind, ſo zeige ich's Ihnen gewiſſenhaft an, damit Sie Ihre Zeit nicht nutzlos verſchleudern."

Wildenfels machte ſich gleich an die Arbeit, als ob er ſchon ſeit Jahr und Tag hier einheimiſch geweſen, und nahm weiter keine Notiz von der Tochter des Künſtlers, die nur ſelten von ihrer Nähe auf den Fremdling ſchielte und emſiger fortzeichnete, als ſie noch nie zuvor gethan hatte.

Nach Verfluß einer Stunde ſchob Schönfeld ſeine Staffelei zurück, um ſich nach dem neuen Schüler umzuſehen, und zu prüfen, was dieſer zu Tage gefördert.

„Daß Sie ſchon Etwas dergleichen getrieben", ſprach der Meiſter, das ſeh' ich wohl, und auch, daß Sie ſich Mühe geben; allein viel iſt es noch nicht. Die Züge ſind noch ſchwankend und unſicher; ich fürchte, Sie müſſen ganz von vorn anfangen. Wir werden vorerſt Geduld mit einander haben müſſen."

6.

Wildenfels kam nun alle Morgen von zehn bis zwölf Uhr, schwatzte wenig, ließ sich's aber recht sauer werden, etwas Gutes hervorzubringen, um die Zuneigung des Künstlers zu gewinnen, der den Jüngling wegen seiner einnehmenden Gestalt wohl leiden mochte und sich heimlich verwunderte, daß der scheinbare Brauskopf sich so geschlossen hielt.

Sonderbar war es jedoch, daß zwischen Vater und Tochter, die sonst den ganzen übrigen Tag allein mit einander zubrachten, kein Wort über diese neue Erscheinung gewechselt wurde. Jedes schien seinen eignen Gedanken darüber im Stillen nachzuhängen. Auch spielte jetzt Angelika seltener als sonst auf ihrem guten Wienerflügel.

7.

Eines Morgens hatte sich Schönfeld bei einem durchreisenden Gemäldehändler verspätet und kam erst gegen eilf Uhr nach Hause.

Schon auf der Treppe hörte er drinnen einige flüchtige Akorde und Passagen anschlagen.

„Ob wohl Angelika dem Wildfang ihre Künste zeigen will, um ihm doch einmal einen Blick abzugewinnen?“ dachte er und öffnete leis' und unbemerkt die Thüre. Da stand das Mädchen, die der Thür den Rücken kehrte, neben dem Pianoforte und Wildenfels phantasirte.

Es war ein Feuerstrom neuer kunstreicher Gedankenfülle, das höchste Produkt zügelloser Virtuosität, und verhallte endlich wie fernes leises Gesäusel.

„Herrlich, göttlich! Das ist das Wahre! Das ist das Schöne! Das ist der Ausdruck tiefgefühlter Tonformen, reicher Ideenkraft, schöpferischer Fertigkeit, ohne Schulzwang, ohne Kleinheit! Alles inniges Leben und Harmonie, von Liebe erzeugt, mit Liebe ausgesprochen! Satansjunge, welch ein Gott oder welch Teufel hat dich in meine Wohnung geführt?“

Mit dieſen Worten ſtürzte der hingeriſſene Schönfeld gegen den aufgeſchreckten Wildenfels, packte ihn bei den Schultern, umarmte und küßte ihn, indeß Angelika, zuſammenfahrend, bald blaß, bald roth, verſchüchtert und wortlos die Gruppe anſtarrte.

„Aber um's Himmelswillen, welch einen verkappten Mozart hab' ich da ſo lang unter meinem Dach gehabt!“ rief Schönfeld, nachdem er ſich vom Taumel der erſten Ueberraſchung erholt hatte. „Junger Mann, Sie haben die geheimſten Gefühle meiner Seele aufgeregt, denn Sie ſind ein Meiſter!“

„Aber“ — fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sie hätten ſich nicht ſo inkognito einſchwärzen ſollen; das ſag' ich Ihnen rund heraus, des Mädchens wegen.“

Und hitziger fuhr er fort: „Nein, nein! Das paßt nicht in meinen Kram! Wären Sie ein Maler, wie Sie ein Ton- und Tauſendkünſtler ſind — ja, ſo — allein noch iſt es Zeit, aber, bei Gott! hohe, hohe Zeit! Und ſehn Sie, mit dem Zeichnen iſt es doch nichts. Ihr Zeichnen verhält ſich zu Ihrer Muſik, wie Eins zu Tauſend! Jede Stunde, die Sie verzeichnen, iſt ein Diebſtahl an Ihrer Muſik. Zwei dergleichen Dinge dürfen durchaus nicht neben einander getrieben werden, und ich würde Sie immer vom Reißbrett ans Klavier ſchieben; ich könnte keinen vernünftigen Strich mehr neben Ihnen malen, und es würde dem Mädchen da den Kopf vollends verrücken! Gehn Sie um Gotteswillen! Lieber Herr Wildenfels, ſtören Sie den Frieden meines Hauſes nicht! Mir wird angſt und bange; mir wird ſiedend heiß!“

Und indem er Wildenfels bei den Schultern gegen die offene Thüre ſchob, ſprudelte er, halb bittend, halb drohend: „Gehn Sie um Gotteswillen, aber kommen Sie mir nie wieder! Ich bitte Sie! Ich bin nie mehr bei Hauſe; ich ziehe aus der Stadt! Der Herr ſegne Sie! Ich bin Ihnen nicht gram, ganz und gar nicht; aber wir paſſen weiter nicht zuſammen! Adieu, adieu!“

Und damit ſchloß er die Thüre hinter dem verblüfften Wildenfels, der gar nicht zu Wort hatte kommen können, ging haſtig im Zimmer auf und ab und rieb ſich die Stirn, indeß Angelika ganz verſtört an ihren Pinſeln und Tuſchſchälchen ordnete.

8.

„Aber wie kam denn das, Angelika?“ frug endlich der Vater. „Wußteſt du, daß der Sapperlötter ein ſolcher Spieler iſt?“

„Ach! mein Vater“, ſprach das Mädchen mit ausbrechenden Thränen, „zürnen Sie doch nicht; laſſen Sie ſich beſänftigen! Herr Wildenfels wartete mit Ungeduld auf Ihre Heimkunft, weil er mit ſeinem Entwurfe fertig war. Er ging unbeſchäftigt hin und her, ſah das offene Piano, und frug mich, ob ich ſpiele? Ein wenig, entgegnete ich, und erkundigte mich dann, ob auch er vielleicht muſikaliſch ſei? Er ſagte, er ſpiele auch zuweilen. Ein Wort gab das andere, wie es denn ſo zu gehen pflegt. Da bat ich ihn, mich unterdeß Etwas von ſeiner Kunſt hören zu laſſen. Da ſetzte er ſich hin, und Sie haben gehört wie er ſpielte — ach!“

„Laß dir an dem genug ſein, Angelika“, ſagte Schönfeld mit großem Ernſt. „Es geht dir für drei Konzerte. Aber ich bitte dich, ſchlage dir den Spieler und das Spiel aus dem Sinne. Laß das eine der ſchönen Erſcheinungen im Leben für dich ſein, die nicht wiederkehren und an die wir deßwegen unſer Herz nicht hängen dürfen. Laß uns auch weiter nicht mehr davon ſprechen. Im Zeichnen biſt du zu weit gekommen, um auf halbem Weg ſtille zu ſtehen. Blicke unverrückt nur auf das hohe Ziel, dem ich dich entgegen führe. Die bildende Kunſt ſei dein einziges Loſungswort! In der Folge wird ſich auch ſonſt noch Manches geben.“

Mit dieſen Worten ging Schönfeld aus dem Zimmer und überließ das Mädchen ſeinen ſtillen Betrachtungen.

9.

Ueber Tisch ging es einsylbig zu. Die folgenden Tage ward wieder gemalt und gezeichnet, als ob Nichts vorgefallen wäre. Aber es war etwas Fremdes zwischen Vater und Tochter getreten. Schönfeld pfiff jetzt meistens bei seiner Arbeit, was er nur dann zu thun pflegte, wenn ihn Etwas wurmte. Er schien das Mädchen oft zu belauschen, als wolle er etwas in ihren Augen lesen. Angelika staunte viel gen Himmel oder zählte die Fensterscheiben. Zuweilen kam sie sehr heiter vom Besuch ihrer Freundinnen zurück, trat dann hastig zum Vater an die Staffelei, als habe sie ihm Etwas zu offenbaren, und dann hatte sie ihm doch weiter Nichts zu sagen, als — es habe ein wenig geschneit, und es könnte über Nacht wieder kalt werden. Daß Etwas in ihr vorgehe, mußte Schönfeld sehen; allein er wollte ihr durch keine Frage den Weg zu irgend einer Erklärung bahnen, vor welcher er sich scheute.

Sein großes historisches Bild, Coriolan vor den Mauern Roms, in dem Augenblick, wo Mutter, Gattin und Kinder sein Herz zu erweichen trachten, wollte ihm jetzt auch nicht mehr nach Wunsch gelingen, und er ärgerte sich, daß sein Held, ob zufällig oder durch eine ihm selbst unbekannte Einwirkung, viel Aehnliches mit Wildenfels hatte. Alle Stunden rückte er an dem Gliedermann, nach welchem er die Gewänder malte, setzte ihm den Helm anders auf, suchte neue Mantelfaltenwürfe und war überhaupt noch heftiger und auffahrender als sonst.

10.

Alle Montag-Abende brachte er im Künstlerklubb zu; und dieß Mal räumte er früher als gewöhnlich mit dem Gliedermann, der Staffelei und der Palette auf, stellte alles in das Nebenzimmer, griff dann nach dem Hut und sagte der Tochter ein zerstreutes Lebewohl.

In der Gesellschaft war's ihm auch nicht behaglich. Er nahm

keinen Antheil an den verſchiedenen Geſprächen über Kunſtgegenſtände, die ſonſt ſeine liebſte Erholung waren; und plötzlich fiel ihm ein, der Wildenfelſiſche Coriolan müſſe ganz umgeändert werden; dieſen verführeriſchen Burſchen wolle er nicht verewigen und gleichſam mit Gewalt ſeiner Tochter vor die Augen und ins Herz pflanzen. Er dachte ſich die neue Stellung, und ob es gleich noch lange nicht Zeit zum Aufbruche war, eilte er nach Hauſe, um ſogleich noch dem Gliedermann die Poſitur für den folgenden Morgen zu geben.

11.

Er ſchellte an ſeiner wohlverſchloſſenen Hausthüre; allein obgleich er oben im Zimmer Licht ſah, ward doch nicht aufgemacht. Nun ſchellte er ſtärker; Angelika ſah aus dem Fenſter und rief: „Gleich, ſogleich Vater!“ und dennoch dauerte es wieder eine gute Weile, bis ſie endlich die Klinke zog, und ihm dann ganz verſtört mit dem Licht entgegen kam.

„Was iſt dir denn, mein Kind“, frug Schönfeld, „und warum läſſeſt du mich ſo lang unten warten?“

„Ich glaubte, mein lieber Vater ... ich fürchtete, es ſei Ihnen etwas begegnet, weil Sie heute ſo ſpät ... ich meine, weil Sie ſo ungewöhnlich früh heimkommen, deßwegen bin ich ganz erſchrocken“, ſtammelte das Mädchen. „Gewiß haben Sie die Tabakdoſe vergeſſen und kommen ſie zu holen. Ich will ſie Ihnen ſuchen.“

„Nein, Angelika“, ſprach Schönfeld, „ich will nur den Mannequin anders ſtellen. Gib mir das Licht!“

„Aber bei Nacht geht das nicht wohl an“, meinte Angelika; „Sie könnten etwas dran verderben. Ich denke, ich bringe Ihnen den Gliedermann heraus.“

„Nicht doch, Kind! Gib mir nur das Licht“, brummte der Vater.

„Ich will Ihnen ſchon leuchten“, ſagte Angelika zögernd, trat aber nur von der Seite an den Thürpfoſten und nicht hinein.

„Wird es bald? So komm doch näher — aber was Teufels", rief Schönfeld, „ich bin doch nicht betrunken, und sehe dennoch doppelt! Da liegt mein Gliedermann in der Ecke, und ein anderer steht daneben mit dem Mantel und Helm Coriolans. Ich glaube — wahrhaftig, der Kerl regt sich! Was ist das? Wie kömmt er da herein, Hausschleicher, Bandit?"

Mit diesen Worten stürzte er auf den Coriolan zu, packte einen Unbekannten bei der Kehle und schleppte ihn ins Zimmer.

Da polterte es in der Kammer. Schönfeld ließ den Coriolan fahren und stürmte hinein. Eine andere Figur, die hinter der Staffelei versteckt gewesen, hatte diese umgeworfen und war mit dem Gesicht gerade in die auf einem Stuhl liegende Palette gefallen.

„Noch Einer!" wüthete Schönfeld, packte den sich Aufraffenden bei den Haaren und schleppte auch diesen ins Zimmer. „Diebe! Mörder! Hilfe, Nachbarn! Mein Haus ist erbrochen! Sie wollen meine Skizzen stehlen, sie wollen meine Kunstschätze plündern! Aber — alle Teufel! Da regt sich's noch! Da kömmt noch mehr! Es ist eine ganze Bande!"

In der That kam aus dem Dunkel hinter den Vorhängen hervor noch ein Dritter und zog einen Vierten am Arme nach sich, in welchem der ganz verdutzte Schönfeld bei schärferm Anstarren den — Wildenfels erkannte.

Aber seine Tochter warf sich ihm zu Füßen und stöhnte händeringend: „Vater, um aller Heiligen willen! Vergreifen Sie sich nicht! Es sind keine Diebe! Es sind... es sind ja nur die Studenten!"

„Was, die Studenten!" rief Schönfeld. „Wie? und so bald ich den Rücken wende, öffnest du mein Haus diesen lockern Gesellen; schämst dich nicht, dich mit ihnen einzusperren, und lässest den Vater draußen auf der Gasse warten? Du pflichtvergessene Dirne! Ist das die Frucht meiner Ermahnungen? das der Lohn meiner Liebe? Am Ende erleb' ich's noch, daß du dich hinten auf das Steckenpferd

dieſer vermaledeiten Haimonskinder ſchwingſt und mit ihnen, auf Abenteuer, ins Blaue davon jagſt!“

Jetzt trat der junge Mann hervor, der den Wildenfels am Arm herausgeführt hatte, und ſprach ruhig und beſonnen:

„Herr Schönfeld, der Schein iſt allerdings gegen uns. Allein Sie ſind ein Mann von Kopf und Herz, und werden uns wenigſtens anhören. Wir ſind keine Abenteurer, wie Sie wähnen könnten. Die bedeutenden Empfehlungen, die wir von bekannten Größen, von geachteten Männern bei uns führen, werden Ihnen beweiſen, daß wir — wenigſtens ehrliche Leute ſind. Ich heiße Freimuth und ſtudire Theologie. Der da, der das Geſicht in die Farben geſteckt hat — putz' dir doch die Naſe! — heißt Günther und ſtudirt Medizin. Der Pſeudo-Coriolan heißt Klinger und iſt Juriſt. Und in dieſem, Ihnen ſchon bekannten edeln Manne habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn von Wildenfels vorzuſtellen, der noch keinen beſtimmten Beruf gewählt hat, ſich aber durch gründliche Studien zu jedem geſchickt machte, und als Liebhaber die Muſik mit Künſtlerfertigkeit leidenſchaftlich treibt. — Und nun kurz zur Sache: Wildenfels machte in den Konzerten, die wir in einer Anwandlung jugendlicher Laune öffentlich aufführten, die Bekanntſchaft Ihrer liebenswürdigen Tochter. Eine wechſelſeitige glühende Leidenſchaft verband innert wenigen Tagen ihre Herzen, die ſich erkannt hatten, auf ewig. Sie ſahen ſich bei der Madame Egloff, an die wir empfohlen ſind. Allein da Mademoiſelle Schönfeld wußte, daß Sie nur einen Maler zum Eidam wünſchten, durfte ſie Ihnen Ihre unwiderſtehliche Neigung noch nicht geſtehen. Wildenfels, der Alles kann was er will, beſchloß, bei Ihnen in die Lehre zu gehen, mit eiſernem Fleiß die Kunſt zu erlernen, und ſeine Angelika, wie einſt Jakob ſeine Rahel, bei Ihnen zu verdienen. Wie Sie ihn am Klavier überraſchten und aus dem Hauſe förderten, brauche ich nicht zu wiederholen. Seither ſahen die Liebenden ſich nicht, und Wildenfels

wollte faſt verzweifeln. Endlich faßte er neuen Muth. Er wußte, daß Sie den heutigen Abend im Künſtlerklubb zubringen würden, und Ihre Tochter allein zu treffen ſei. Um aber allen Anſchein von geheimen Liebeshändeln vor Nachbarsaugen zu verhüten, forderte er uns alle drei auf, ihn zu begleitten. Mademoiſelle Schönfeld war über unſere unerwartete und zahlreiche Erſcheinung ſehr betroffen, obgleich ſie uns drei andere auch ſchon kannte. Nach mancherlei Berathſchlagungen ward endlich beſchloſſen, daß ich Morgen früh zu Ihnen gehen, Ihnen alles offenbaren und für Wildenfels um die Hand Ihrer Tochter werben ſolle. Es wäre auch in der That geſchehen, wenn ſich Alles nicht früher und ſtürmiſch entwickelt hätte."

„Ja, theurer Vater, ſo iſt es!" ſchluchzte Angelika, noch immer knieend, „und feſt war ich entſchloſſen, meine innige Liebe zu dem edeln genialiſchen Jüngling aufzugeben, wenn Sie unſere Bitten nicht erhören ſollten, und eher mein Herz einem ewigen Gram zu weihen, als Sie zu erzürnen."

„Herr Schönfeld", begann endlich Wildenfels, „Sie wiſſen nun Alles. Sie waren Menſch, bevor Sie ein Künſtler waren, und Sie ſind Vater. Ein Wort für Tauſende! Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, Ihr Herz gehört ſchon unwiderruflich mein. Ich weiß es, Sie ſind mir im Grunde doch nicht ungewogen und entfernten mich bloß, weil ich kein Maler bin. Aber Angelika kann ja auch als Liebhaberin der Kunſt treu bleiben, ſo geht doch einer Ihrer Wünſche in Erfüllung. Ich habe meine Studien vollendet. Ich bin reich und unabhängig. In den ſchönen Umgebungen auf meinen Gütern läßt es ſich angenehm wohnen. Ohne Sie, lieber Feuermann, könnten wir nie vergnügt dort leben. Sie ziehen mit uns, Vater, und wir bleiben beiſammen bis an den Tod. Bevor wir uns aber auf dem Lande anſiedeln, reiſen wir noch durch Frankreich und Italien, und ſchwelgen überall in den Kunſtſchätzen der Gallerieen und Muſeen. Schlagen Sie ein, Vater. Beim Allmächtigen, es ſoll Sie nicht gereuen!"

Schönfeld hatte bereits ſeine Tochter ſanft vom Boden aufgehoben, jedoch ohne ſie anzuſehen. Er befand ſich gerade in der Stimmung, die er ſeinem Coriolan aufs Geſicht prägen wollte; Unentſchloſſenheit bei kämpfenden Gefühlen und allmälige Erweichung.

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll“, ſprach er endlich nach langem Staunen. „Ihr habt mich erzürnt, erſchüttert und in meinem Hirnkaſten Alles durch einander gewühlt. Nie hätt' ich mir's geträumt, daß, während ich bei meinen Freunden harmlos ſaß, meine einzige Tochter, mein Herzblut, mit Fremden gegen mich komplottiren würde!“

„Es war, Gott weiß es, kein Komplott, lieber Vater“, verſicherte Angelika. „Es kam ſo alles unvorbereitet, wie von ſelbſt, als müßt' es ſo ſein.“

„Es war eine wohlgemeinte, ruhig und gewiſſenhaft überlegte Verhandlung“, fiel Freimuth ein, „und nachdem wir Ihrer Tochter die Redlichkeit der Abſichten unſers Freundes, die Nothwendigkeit endlich einen entſcheidenden Schritt zu wagen, bewieſen hatten, ſangen wir ein Paar Quartette, ihr bewegtes Herz zu beſchwichtigen, und es gelang uns, alle Aengſtlichkeit von ihr zu verbannen. Am Ende brachten wir ſie noch dazu, ein Duett mit Wildenfels einzuſtudiren, von welchem früher ſchon die Rede geweſen war.“

„Ja, lieber Vater“, ſprach Angelika, „wir repetirten Martini's ſchmelzendes Occhietto furbetto[1], um Sie einſt damit zu überraſchen. Ach! ich weiß es ja, Sie ſagten mir oft, wie Sie dieſen freundlichen Erguß liebender Herzen in den ſeligen Brauttagen mit meiner verklärten Mutter geſungen.“

„Kinder, Kinder! Ihr bietet ja Alles auf, mich zu überwältigen!“ rief Schönfeld. „Mir iſt ſo wunderbar zu Muthe. Tauſend Gefühle und Erinnerungen kreuzen ſich in meinem brennenden Kopfe. So ſingt denn in Gottesnamen euer Duett, daß ich unterdeß mich faſſe und ſammle!“

---

1 Aus der Oper l'Arbore di Diana.

„Geſchwind ans Piano, Wildenfels!“ flüſterte Freimuth. „Singt, wie David dem Saul, euerm bald gewonnenen Vater zärtliche Gefühle in die Seele.“

12.

Und Angelika ſang mit Wildenfels Martini's ſchmeichelndes Duett, das ſchon in tauſend liebenden Herzen wiederhalte. Sie ſangen es, von des Vaters immer freundlichern Blicken ermuthigt, ſo anſchmiegend, ſo ſchelmiſch, wie es Martini ſelbſt hätte hören mögen; mit jedem Takte ward der Vater weicher, und endlich ſahen ſie das reinſte Entzücken aus ſeinen Augen leuchten.

»Basta, basta, cosi!
Nun ja, es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen!“

rief der in den Tiefen ſeiner Seele erſchütterte Maler und drückte die Liebenden an ſein hochſchlagendes Herz. „Welche ſüße Erinnerungen habt ihr in mir gewirkt; welche Töne ſüßer Vergangenheit habt ihr aus der ſchönen Traumwelt wieder hervorgezaubert! Ja, ja! Ich lege eure Hände zuſammen; ich ſegne euch mit den Segnungen eines überſtromenden Vaterherzens. Seid glücklich mit einander! Ich will glücklich mit euch und durch euch ſein!“ — Und euch, ihr wackern Geſellen, dank' ich, daß ihr mich **per aspera ad astra** geführt habt. Nehmt es nicht übel, daß ich euch für Diebe gehalten und nicht gleich witterte, daß euer Verſteckens nur ein unſchuldiger, fideler Burſchenſtreich ſei. Ihr habt ein halbes Wunder verrichtet, denn vor einer Stunde noch würde ich den einen Narren geſcholten haben, der mir geſagt hätte, meine Tochter würde einen andern als einen Maler heirathen. Aber — der Menſch denkt's und Gott lenkt's! Ach, meine Plane! Mein Künſtlerkleeblatt, meine geträumte Unſterblichkeit! Alles, Alles habt ihr rein weggeblaſen!“

„Lieber Herr Schönfeld“, ſprach Freimuth, es iſt ja alles ſo,

wie Sie's wünschten; nur schöner noch und etwas anders, als Sie's träumten. Ihre Liebe zur Kunst gab Ihnen den Gedanken ein, Ihre Angelika mit einem Maler zu verbinden. Wenn Wildenfels nicht eben ein Maler ist, so ist er doch ein Künstler, und die Kraft seiner Kunst hat sich an Ihnen selbst bewährt. Und ist das Ursprungs aller Künste nicht eines und eben dasselbe im Gemüth des Menschen? Es ist eine rege schöpferische Kraft von oben, die Jeden, dem sie innewohnt, mit Göttergewalt antreibt, die Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt mit dem lebhaftesten Gefühl aufzufassen, das Geistige aus dem Sinnlichen herauszuheben, verschönert und mit erhöhtem Leben darzustellen; durch diese idealisirten Gebilde, durch diese Anklänge aus den Tiefen unsers bessern Wesens, den feinern Sinn der Menge zu wecken, ihren Geschmack zu veredeln und sie aus dem engen Kreise des niederdrückenden Werkeltaglebens in höhere Sphären emporzuheben. Ob das mit Farben oder mit harmonischen Tönen oder mit schön artikulirten Worten geschehe, der Zweck ist der nämliche, wenn schon die Mittel dazu, je nach der individuellen Natur des geweihten Priesters, verschieden sind. Aechte Dichter, Maler und Tonkünstler sind Brüder, sind alle Kinder einer Mutter. Die Einen bewegen die Seele durch das Auge; die andern durch das Ohr. Wenn der Maler den Vortheil genießt, die Schöpfungen seines Geistes auf dem Tuche zu befestigen und ihnen durch bestimmte Formen einen bleibenden, unveränderlichen Gehalt zu geben, so ist sein Werk, das er mit mühsamer ausdauernder Anstrengung vollendete, doch nur auf einen einzigen Zustand beschränkt; er vermag nur einen einzigen Moment darzustellen; indeß der Tonkünstler, durch Aufregung aller feinern Nerven, einen tiefern Antheil an seinen melodischen Formen erweckt, und die Seele, in kurzen Zwischenräumen, in mannigfaltig abwechselnde Zustände, nach Willkür, versetzt, sie zur Traurigkeit und dann wieder zur Freude stimmt, zu großen Entschlüssen begeistert, die heiße Sehnsucht beschwichtigt und milden

Troſt in tiefbetrübte Herzen gießt. Eigentlich ſind die wahren Künſtler allzumal Dichter, und alle ſollten, weit entfernt ſich anzufeinden und ihre verſchiedenen Wirkungsmittel, einer auf Koſten des andern, vorzüglich preiſen zu wollen, ſich vielmehr brüderlich vereinen, nach beſten Kräften einander aufwärts zu helfen, durch Ideentauſch und Ineinandergreifen aller Kunſtzweige, woraus eine Geſammtwirkung entſtehen könnte, welche die Welt in ein wahres Paradies umgeſtalten und alle Menſchen auf eine höhere Vollkommenheitsſtufe emporheben würde."

„Ihr Herzensjungen!" rief Schönfeld. „Es iſt alles wahr; ich habe das Alles ſchon früher empfunden und gedacht, und nur meine tolle Grille machte mich ſo ſchülerhaft einſeitig. Ja, Wildenfels, du biſt ein Seelenmaler mit deinen Harmonieen, und meine Angelika ſoll dich ewig begeiſtern, zu immer neuen und immer höhern Aufflügen ins Reich der Töne! Noch weißt du nicht, was Alles ſich in dieſer reinen Mädchenſeele ſtill verborgen regt; und jeder Tag wird dir eine neue Vollkommenheit an ihr entfalten, wenn du die Blüthen des Gefühls mit ſinnig-ſchonender Hand zu pflücken weißt! — Welch ein Thor war ich, der beinah das Glück, das ihn verſchleiert und prüfend heimſuchte, mit groben Händen aus der Thür geſchoben hätte! Es iſt nun Alles, Alles gut! Komm in meine Arme, Sohn meines Herzens, und du, Angelika, nur einen Augenblick reiß dich los von deinem Auserkornen! Laß vom Traiteur einen Ueberfluß von kalter Küche herſchaffen und vom beſten Achtundvierziger.

Wir wollen uns des Lebens freuen,
Und unſern Seelenbund erneuen!

Die Hochzeit ſoll künftige Woche gefeiert werden, und erſt dann das rechte Leben angehen!

Wir wollen malen und ſpielen und ſingen!
Die ganze Welt ſoll von unſern Thaten erklingen!

Aber das beding' ich mir aus, Kinder! Euer Erſtgeborne ſoll

dennoch Raphael getauft werden; und wenn das Aug des Greiſes nicht trübe wird, wenn ſeine zitternde Hand noch den Pinſel führen kann und wenn unſer Geiſt in ihm lebt und waltet, ſo ſoll er ein poetiſcher und ein harmonienreicher Maler werden! Gott ſegne den Jungen in ſeiner Unſchuldswelt der neugebornen Kinder!"

So jubelte Schönfeld, ſprang mit Sätzen im Zimmer hin und her, ſchüttelte alle Augenblicke einem der herrlichen Jünglinge die Hand, am kräftigſten ſeinem Eidam, ſcherzte mit ſeiner Angelika gleich einem Verliebten und fühlte ſich wie neugeboren.

Ein trauliches Mahl, bei dem der Achtundvierziger nicht geſpart wurde, beſchloß den verhängnißreichen Tag. Mitternacht war ſchon lang vorüber, als die wackern Brüder unter herzlichen Umarmungen von dannen gingen. Vor dem Hauſe, unter den Fenſtern des wonnetrunkenen Malers und ſeiner hochbeglückten Tochter verweilten ſie noch und ſangen mit gedämpfter Stimme:

„Gute Nacht! Wir ſcheiden fröhlich!
Lieb' und Kunſt hat uns vereint.
Jeder fühlt ſich leicht und ſelig,
Und der Schmerz hat ausgeweint!
Mit des Morgens goldnen Stunden
Sind wir wieder neu verbunden.
Dank für heut ſei euch gebracht,
Liebchen, Vater! Gute Nacht!"

Joseph Baumann.

Ulli und Elsi.

— Sein Busen hebt sich bange,
Matt ist das Auge, bleich die Wange.
Was mag das sein?
Der Liebe Pein. Haug.

„Das gefällt mir nicht, Mütterchen, daß der Junge so sonderbar sich verändert hat; vordem war er immer so heiter und froh, und jetzt schleicht er ja, weiß Gott, umher wie ein Verrückter. Hast du nicht bemerkt, wie er heute beim Nachtessen wieder so stumm und bleich hinterm Tische saß und keine Miene verzog, als der Meisterknecht ihn beim Kinn faßte und ihn fragte, warum er denn gar so drein schaue, als wenn er auf einem Kreuzwege gesessen hätte? Gertrud, das ist mir schwer aufs Herz gefallen; wenn so was wäre — behüt' uns Gott und die heilige Jungfrau!"

So sprach der alte Thomas eines Abends zu seiner Frau. Er meinte den Ulli, der ihm unter all seinen fünf Söhnen der liebste war.

„Wie kannst du doch so böse von dem guten Jungen denken?" erwiederte Gertrud.

„Ja Weib, 's hat schon Mancher auf diesem Weg sein zeitlich und ewig Verderben gefunden! Die Jugend in unsern Tagen ist leichtfertig und unbesonnen, und der böse Geist, der ihr ohne Unterlaß nachstellt, versucht sie, wie er eben kann und mag. Hast du die Geschichte mit dem schwarzen Hund schon wieder vergessen, der alle Nacht da hinten saß, wo die Straßen sich kreuzen und mit feurigen

Augen den Vorübergehenden nachſchaute, bis der ehrwürdige Vater Auguſtin ihn erlöste? Nicht umſonſt vermuth' ich auch dergleichen Dinge von Ulli; denn gerade ſeit der letzten Sylveſternacht, wo er ſo lange ausgeblieben, ſieht er ſo aus, wie der Kapuziner ſagte, daß diejenigen ausſehen, die Gott auf eine ſtrafbare Weiſe verſuchen. Sein Geſicht iſt blaß wie der Tod, ſeine Augen liegen ihm tief im Kopfe; er ſpricht Nichts, ſeufzt, wo er geht und ſteht, und hat gar ſo alle Luſt am Leben verloren. Das ſind ſchlimme Zeichen, wo ſie unter der Jugend ſich finden! O Gott, was muß ich in meinen alten Tagen noch erleben!"

„Sei ruhig!" antwortete ihm die Hausfrau. „Ich weiß wohl, was dem Jungen fehlt, dürft' ich's nur ſagen!"

„Ei, ſo ſag's doch, wenn du's weißt. Warum mich ſo im Zweifel laſſen? Das heißt gegen den Ehſtand ſündigen!" rief der Alte unwillig aus.

„Ach! ſchon lange hat's mir faſt das Herz verſprengt; aber wenn ich's ſage, ſo — —"

„Nun!"

„Er liebt halt Georgs jüngere Tochter, die ſchöne Elſe drüben, und hat ihr heimlich die Eh' verſprochen; darf dir aber Nichts davon merken laſſen, weil er weiß, daß du ihrem Vater abhold biſt."

„Gott ſei Dank, wenn's nichts Schlimmeres iſt!" erwiederte Thomas. „Aber eine Heirath mit dem Mädchen kann ich nie zugeben. Ich mag mit dem Georg nichts zu ſchaffen haben, er iſt ein Fuchs. Wär' er nicht geweſen, ſo hätt' ich jetzt die Stiglisalp, ſammt der ſchönen Weide hinten am Lauterbach; das ſchadet mir mehr als tauſend Gulden!"

„Da haben wir's, hab' ich's doch ſchon lange gedacht!" erwiederte Gertrud halb weinend.

„Einmal für allemal, ich will Nichts davon wiſſen; der Junge kann ſich eine Frau nehmen, wo er will, nur keine Tochter vom

Georg, mit dem bin ich wie Hund und Katz; und du weißt ja, was man Alles von ihm sagt!"

„Du lieber Gott, wohl weiß ich's, aber — —"

„Was aber?"

„Du wirst doch den Jungen nicht unter die Erde bringe wollen, mein' ich!"

„Bah, deßwegen stirbt er nicht; das wär' nur ein dummer Streich!"

„Thomas, weißt du noch, was du sagtest, als mein Vater dir nicht gleich zusagen wollte, wie du um meine Hand einst warbst? Trudel, wenn ich dich nicht bekomme, sagtest du, so geh' ich hinauf und stürze mich hinunter über die höchsten Felsen. O, ich erinnere mich noch mit Schrecken daran!"

„'S war ein einfältiger Gedanke, hätt's nie gethan. O Weib, das Leben ist dem Menschen lieber, als daß er so mir Nichts dir Nichts davon sich losmachen sollte!"

„Aber wenn es dahin käme, daß Ulli in der Verzweiflung es thäte; wer wäre Schuld daran?"

„Thut's nicht, deßhalb sei nur ohne Sorgen! Und wenn der Mai einmal kommt und wir wieder hinaufziehen auf die Alpen, dann bläst die Bergluft ihm all den Rauch wieder aus dem Kopfe."

Und der Mai kam, die Matten blühten, auf den Alpen ward's sonnig und grün; aber in Ulli's Seele blieb's düster und trübe. Nur in sein Herz vermochte der wärmende Strahl nicht zu dringen und das gebundene Leben zu lösen. Traurig trug er die Glocken herab vom Speicher und hing sie den Kühen um; keinen heitern Blick gewann das süße Geklingel ihm ab.

Du einst so fröhlicher Junge, warum magst du jetzt nimmer johlen? es geht ja hinauf auf die Berge, in's heitere Blau, wohin kein Kummer und keine Sorge dringen! Die Heerde muht freudig, es ist ihr zu eng schon im Stall.

Der Uſtig wett cho,
Der Schnee zetzelt ſcho;
Der Himmel iſt blaue,
Der Gugger hat g'ſchraue,
Der Maye ſy cho.
Luſtig uſe-n-uſem Stall
Mit de liebe Chüene,
Ueſi ſchöni Zyt iſch cho,
Luſt und Freiheit wartet ſcho
Dinne-n-uf de Flüehne!

So ſingt der Meiſterknecht und zieht voran; ihm folgen in langer in langer Reihe die Kühe, die ſchwarzen, die falben, die rothen, die gefleckten, mit großen und kleinen Glocken am Hals, mit Blumen und Bändern gar zierlich um die Hörner gebunden. Wie tönt das Geklingel, wie ſchallt und wiederhallt das Johlen der Hirten und Buben!

Es war ein heiterer Maitag. Der alte Thomas lag unter dem Fenſter und ſchaute mit Vergnügen hinaus auf den Reichthum ſeiner Heerden. Das Geklingel kitzelte angenehm ſeine Ohren. „Mütterchen, heuer ſieht's wieder einmal gut aus!“ ſprach er zu der Alten, die ihm über die Schulter ſah.

„Gib mir bald Nachricht, Ulli, wie's droben ſteht, und ob der Schnee die Hecken wieder ſo niedergedrückt wie voriges Jahr!“ rief er dem Jungen nach. Ulli nickte leiſe mit dem Kopf, aber ſprach nicht ein einzig Wort. Und während der Zug ſich entfernte, die Sennen und Buben johlten und jauchzten, der Hund freudig bellte, die Kühe ihre Glocken muhend ſchüttelten und Alles luſtig den Alpen zuzog, ſchlich er allein und muthlos hinterdrein, wie ein verſtoßenes Kind. Es war ihm, als wehte Todtenluft ihm entgegen und als blühte jetzt ſein Kirchhof droben auf den heitern Höhen, die ihm ſonſt immer ſo freudig zugewinkt. O, wie die hoffnungsloſe Liebe doch alle Freuden des Lebens zerſtört!

Elsi, Ulli's Geliebte, war die jüngere Tochter eines reichen Nachbars. Sie war das schönste Maidli weit und breit, frisch und gesund wie die Natur, und liebenswürdig wie ein Engel. Kein Fürst hätte sich schämen dürfen, um ihre Hand zu werben; aber keiner würde sie erhalten haben, denn sie liebte den wackern Hirten mit unverbrüchlicher Treue. Wo die Natur noch ihre Rechte behauptet, da ist die Liebe rein, und heilig der treue Schwur.

Elsi's Vater besaß mehrere Heerden und Alpen, aber er stand in der Gegend umher in dem Rufe eines nicht gar rechtlichen Mannes. Es ging die Rede, daß er seine Reichthümer eben nicht auf die ehrlichste Art erworben habe, und mancher arme Mann, der von Haus zu Haus sein täglich Brod bettelte, klagte mit heißen Thränen in den Augen seinen Wohlthätern, daß der Georg ihn um Hab und Gut und an den Bettelstab gebracht. Viele behaupteten sogar, sie hätten ihn schon bei Lebzeiten um Mitternacht als einen feurigen Drachen durch die Lufte fahren oder als brennenden Mann an den Marken seines Landes wandeln sehen. Jedermann scheute sich, sein Haus zu betreten, und wenn Einer was mit ihm abzurechnen hatte, setzte er seine Rechnung lieber um Etwas niedriger als die Summe betrug, die er mit Recht hätte verlangen können, nur um mit ihm in keinen Streit zu gerathen. Sogar die Kinder wichen ihm aus, wenn er ihnen auf der Straße begegnete, weil sie von ihren Müttern gehört, daß der Böse ihm auf jedem Schritt nachfolge. Er kehrte sich wohl wenig an alles das, aber für die Seinigen war es traurig. Elsi, die gute Elsi, weinte oft in stiller Nacht heiße Thränen, wenn sie unter dem Fenster lag und auf ihren Ulli wartete. Und wenn er kam, streckte sie ihm die Hand hinaus, zog ihn leise hinein in ihr Kämmerlein und drückte ihn lang und innig an ihr Herz. Sie war so sanft und gut, und ihr that so weh, was man von ihrem Vater sagte.

Wohl sprach ihr Ulli immer Trost zu; aber ihr Schmerz schien

dadurch nicht gemildert zu werden. „Wir werden uns doch nie ganz angehören dürfen", seufzte sie oft. „Ich muß in meinem Leiden vergehn, wie die Alpenglöcklein im Sonnenbrand; und was du thun wirst, Ulli, das ist dem lieben Gott allein bekannt!" Und wenn sie so sprach, so ging's tausendschneidig durch des Jünglings Seele und zog ihm die Faust krampfhaft vor die Brust; er hätte sich das Herz aus dem Busen reißen und aufhören mögen zu empfinden. Wie hoffnungslos stand er eine Weile da.

„Dich, Elsi, oder den Tod!" rief er dann plötzlich, küßte sie noch einmal und schied.

So hatten die Liebenden während eines Winters manchen wehmüthig süßen Abend verlebt, bis der Frühling kam, der Blüthen und Freuden wohl in ihre Thäler, aber nicht in ihre Herzen brachte.

Elsi weinte den ganzen Tag, als sie die Glocken von des alten Thomas Heerden hörte und dabei dachte, daß ihr Ulli jetzt auch mitziehe, weg von ihr, hinauf auf die hohen Alpen. Ihr war's, als hätte sie ihn den Abend vorher zum letzten Mal gesehen und als werde er nimmer wiederkehren von den Bergen; war's ja auch ihm so sonderbar zu Muthe gewesen, daß er fast sich nicht losreißen konnte von ihr und immer wiederkehrte und länger und länger verweilte, bis der Morgen über den Bergspitzen aufdämmerte.

„Da sind wir ja wieder; Gott geb' uns Glück auf die Weide!" rief der Meistersenn, als der Zug angelangt war oben auf den Alpen, wo beim Anblick der Hütten ihm das Herz im Leibe lachte.

Ungeduldig hielten die Kühe, bis die schweren Glocken ihnen abgenommen und leichtere umgehangen waren; dann zerstreuten sie sich nach allen Seiten, gleich als wollten sie sehen, ob noch Alles überall so wäre wie voriges Jahr. Scheu ob dem neuen Geklingel, flogen die Raben von den Tannen und flüchteten die schüchternen Gemsen sich höher hinauf an die Felsen.

Herüber von den Nachbaralpen jauchzten die Sennen, die früher

hinaufgezogen, und bewillkommten die Neuangekommenen. Der Meisterenn nahm den großen Trichter vor den Mund und rief seinen Nachbaren Glück zu und einen heitern Sommer, und diese schwangen ihre Eimer, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden und ihm dankten. Auch ihre Kühe streckten den Kopf in die Höhe, schüttelten die Glocken und muhten so lang, bis des alten Thomas seine ihnen antworteten.

Jetzt richtete man sich emsig ein in der Hütte, Keller und Milchkammer wurden gesäubert, und droben auf der rußigen Diele schüttelte der Küherbub das verlegene Heu auf zum Nachtlager. Mit Axt und Säge zogen Franz und Ruodi aus, um die äftigen Tannen, die Winterstürme niedergeworfen hatten, wegzuräumen von der Weide und Holz herbeizuschaffen für den Sommer.

Alles war freudig beschäftigt, nur Uli stand da, trüb und müßig, als wenn ihn Alles nichts anginge. „Ich will die Weide umgehen und sehen, wie's mit den Hecken steht, ob die Kühe nirgends durchbrechen können in die Nachbaralpen oder hinabgleiten über die jähe Wand an der Nesselfluh", sprach er und entfernte sich von dem fröhlichen Treiben der Andern.

Das Uebermaß von Schmerz sucht die Einsamkeit, wie das Uebermaß von Wonne.

Tage kamen und verschwanden, Blumen blühten und verblühten; in der Hütte füllte sich's an mit dem gesegneten Ertrag der Heerde; Alles wechselte, nur in Ulli's Seele lag immer und immer die eine dumpfe, freudenlose Nacht. Er allein, wenn Alles um ihn lachte, Alles um ihn freudig war, mochte des Lebens nimmer froh werden. Die ganze weite Welt schloß nur Eines in sich, was seinem Herzen noch Reiz für das Dasein verlieh; es lag ihm so nahe, ach, und dennoch konnte er's nicht erreichen! — Armer Junge! Alles um dich knospet und treibt Blüthen; aus den Rissen der kahlen Felswand selbst sproßt der Alpenrosen grünes Gesträuch und will mit feurigen

Blümchen ſich ſchmücken, und du ſtirbſt einſam ab mitten unter aller Fülle des Lebens; nur dich allein vermag des Himmels heiteres Blau, die friſche Luft der Alpen nicht zu beleben. O des Schmerzes, ſo zu lieben!

Wenn die Sonne unterging und ihre letzten Strahlen nur die höchſten Spitzen der Berge noch vergoldeten, ging Ulli öfter hinaus an die furchtbare Neſſelfluh, wo's thurmtief unter ihm lag, und winkte hinab in den Silberduft, der drunten um die Hügel ſchwamm; aber ſeine Elſi ſah es nicht, und wenn er ihren Namen auch tauſendmal rief, antwortete ihm immer nur das einſame Echo aus fernen Klüften. Oft kniete er nieder und betete mit zerriſſenem Herzen zum Himmel um Linderung ſeiner Leiden, oft blieb er ſtehen und ſah ſtarr vor ſich hinab, als wenn das ſein Grab wäre, was ſo tief unter ihm ſich aufthat. Die Sennen, die ihn da ſahen, wichen ihm aus; ſie meinten, ein böſer Geiſt habe ſich in ſein Herz geniſtet und wolle ihn um die ewige Seligkeit bringen.

Der alte Thomas, dem man das erzählte, war tief in der Seele ergriffen. „Der Junge verbittert mir mein Alter, und ich hatt' ihn doch immer ſo lieb!“ rief er oft und wühlte mit der rauhen Hand in ſeinen weißen Locken.

„Ruf', um aller Heiligen willen, ihn doch herab und ſag', du wolleſt die Elſi ihm laſſen; du ſiehſt ja, daß er ſich abhärmt, bis er eine Leiche wird!“ erwiederte alsdann Gertrud.

„Das darf nicht ſein, das kann nicht ſein!“ verſetzte der Alte. „Ich käme bei den Leuten um Ehr' und guten Namen, wenn ich des verrufenen Georgs Kind meine Schwiegertochter nennte. Doch, doch das wollt' ich noch Alles eher hingehen laſſen; aber in meinen alten Tagen noch einen Gewiſſensſkrupel auf mich laden — Gertrud, Gertrud, hat der heilige Geiſt dich verlaſſen?“

„Was meinſt du?“ fragte die Hausfrau zitternd.

„Mit einem Manne, dem der Böſe auf jedem Schritte folgt und

auf ſeine Seele wie der Geier auf ſeine Beute lauert, in Verwandtſchaft treten, mit ſeinem Fleiſch und Blut meinen Sohn verbinden — Weib, wie ſollte aus dieſer Verbindung Heil und Segen erwachſen?“

Gertrud war auf dieſe Antwort wie vernichtet. Ihr gingen die Augen jetzt auf, und ohne ein Wort mehr zu ſagen, ſchlich ſie hinaus und weinte bittere Thränen über ihres Sohnes unglückliche Liebe. Ach, er war ihr jüngſter, liebſter Sohn! —

Unterdeſſen war auch auf Elſi's Wangen alles Roth verblichen. Sie war nicht mehr die Jungfrau, die wie eine Roſe blühte, ſondern gleich dem Frühblümchen, das, vom nächtlichen Reife erſtarrt, bei aufgehender Sonne Kelch und Blätter traurig ſinken läßt. Einſt war ſie ſo heiter und froh und ſchritt wie eine Göttin durch das Thal, von Allen, die ſie kannten, bewundert, und jetzt lebte ſie ſo düſter und ſtill und ging ſo bleich und blaß daher, von Allen, die ſie ſahen, betrauert. Die Lämmer, die ſie einſt ſo ſehr geliebt, kamen jetzt umſonſt des Morgens herab an die Haſelhecke und blöckten vergebens durch das Gatter; keine liebkoſende Hand ſtreckte ihnen Salz hin und gedörrte Aepfelrinde. Nur bei den Aurikeln in ihrem Garten weilte ſie noch gerne und ſah oft Stunden lang mit mattem Blicke in ihre lieblichen Kelche. Sie erſchrack, wenn ihre herbeigekommene Schweſter zärtlich beim Namen ſie rief, und auf die Frage, was ihr denn auch fehle? erwiederte ſie Nichts und richtete ihre Augen empor zu den Bergen, wo ihr geliebter Ulli, wie ſie, trauerte.

Endlich gelang es Elſi's Mutter, die Urſache ihres ſtillen Grames zu erfahren. Der Vater, dem ſie dieſe mittheilte, hatte Nichts gegen der Tochter Wahl und meinte, ſie hätte nicht nöthig gehabt, um ihrer Liebe willen ſich ſo abzuhärmen. „Ich will“, ſprach er, „mit dem alten Thomas über die Sache reden; verſchreibt er ſeinem Sohne gleich ſo viel als Eigenthum, daß die jungen Leute ehrlich dabei beſtehen können, ſo geb' ich die Tochter gerne hin.“

Er ließ Ulli's Vater wegen einer dringenden Angelegenheit zu

ſich rufen. Lange zögerte dieſer; endlich erſchien er. Mit heimlichem Grauen betrat er die Schwelle des verrufenen Hauſes; aber auf die Heirathsbedingungen, die Georg ihm machte, ſagte er weder ja noch nein, ſondern begab ſich ſogleich zum Pfarrer, um ſich bei dieſem in einer ſo wichtigen Sache Raths zu erholen.

„Ihr wollt Euern Sohn dem Teufel überliefern?“ fuhr der geiſtliche Herr ihn an. „Thomas, Thomas, Ihr ſeid noch ungläubiger als der Apoſtel, deſſen Namen ihr unwürdig traget!“ Auf dieſe Anrede zitterte der Alte wie ein Eſpenblatt und ein Strom von Thränen floß ihm über die bleichen Wangen herab.

„Hört!“ ſprach nach einiger Zeit der Pfarrer etwas ruhiger, indem er des Thomas Hand ergriff, „laßt vor Allem für Euern verirrten Sohn neun heilige Meſſen leſen, damit ihm Gott ſeinen Engel wieder ſende, den er ihm entzogen hat. Darauf macht mit ihm eine Wallfahrt nach dem gnadenreichen Einſiedeln, daß er das wunderthätige Bild dort berühre und Waſſer trinke von dem heiligen Brunnen, welcher ihn reinige von ſeiner ſündigen Liebe und ſeine Seele ſtärke zu einem neuen, beſſern Leben.“

Der alte Thomas verſprach's und ging getröſtet nach Haus. Wenn die Ernte vorüber und er all' ſeine Garben unter Dach gebracht, wollte er die Reiſe mit dem Sohne antreten. So war er entſchloſſen, und Mutter Gertrud billigte freudig dieſen Entſchluß. „Es geht doch wahrhaftig Nichts über den Pfarrer, der kann aus aller Noth helfen!“ rief ſie aus, und ein zufriedenes Lächeln zog ſeit langer Zeit wieder zum erſten Mal um ihre welken Lippen.

Aber ach, ſie hatte ſich ſchrecklich getäuſcht! Der arme Ulli berührte das Wunderbild umſonſt und trank vergebens Waſſer von allen Röhren des heiligen Brunnens. — Wallfahren heilt die Liebeskranken nicht!

Wie er wieder hinaufkam auf die Alpen, war es noch ſo traurig wie vordem — das Gluthverlangen nach ſeiner Elſi hatte kein Heilig

Waſſer ausgelöſcht. Sein Inneres wurde immer mehr und mehr zerſtört und ſein Geiſt mit jedem Tage kränker. Er dachte an Nichts mehr, als an die Geliebte, und wenn der Mond hinter den Bergen aufging, nahm er ſeine Zither, ſaß hinaus vor die Hütte und ſang immer nur dieß eine Lied:

'S iſt gar ſo öd u ſchurig,
Mys Herz iſch krank u trurig,
Voll Schmerz u Weh;
Ach Gott, 's cha nümme g'ſunde,
'S het gar ſo tiefe Wunde,
O jeh!

Bym Liebche wär i gerne,
Doch's Liebche-n-iſch mer ferne,
Darf's nümme gſeh;
Suſt iſch jo nüt uf Erde,
Daß i chönnt gheilet werde,
O jeh!

I d'Heimet kehr i wieder,
Bald ſtygt my Engel nieder
Us blauer Höh;
Lebt wohl, ihr grüene Weide,
Der kranke Hirt thuet ſcheide,
Ade!

Eines Abends, als er auch ſo geſungen, legt' er die Zither nieder ins feuchte Gras und ging hinauf an die Neſſelwand. Lange ſtarrte er hinab in die nächtliche Tiefe, lange hinaus in die mondbeleuchtete Ferne, winkte mit dem Arm und rief: „Elſi! Elſi!“

„Komm herab zu mir, geſchwinde, geſchwinde!“ antwortete eine Stimme von der Tiefe herauf.

„Geſchwinde, geſchwinde!“ ſchrie er in herzzerreißendem Tone und — ſtürzte ſich hinunter über die Felswand.

Vergebens ſuchten ihn die Sennen die ganze Nacht; erſt am folgenden Morgen fanden ſie ihn zerſchmettert und verblutet. Aber ach! auf ſeinem Leichnam lag auch Elſi's Hülle, todt und kalt. — Von unendlicher Sehnſucht getrieben, war ſie hinaufgegangen beim Vollmondſchein an die Neſſelwand, weil ſie gehört hatte, daß ihr Ulli dort bei ſtiller Nacht oft weile. Sie hatte ſeine Stimme vernommen und ihn herabgerufen zu ihr; aber der Liebende war ihr zu geſchwinde gefolgt!

So wurden Ulli und Elſi das Opfer unglückſeliger Begriffe. Aber wenn auch im Leben getrennt, wurden ſie doch im Tode vereint: ihre Aſche ruht in einem Grabe.

Da, wo man ihre Leichen gefunden, ſtand lange ein ſchwarzes Kreuz, und noch geht die Sage, daß man, ſo oft die Hörner des Mondes ſich füllen, daſelbſt rufen höre: „Komm herab, geſchwinde, geſchwinde!“ Die Hirten umher meiden den Ort, doch wollen Viele geſehen haben, daß öfter zwei ſchneeweiße Tauben die Neſſelwand umflattern.

Hektor Zollikofer.

Die Bergfahrt.

Schön ſank die Sonne hinter die Gebirge hinab und ich pfiff einen meine Lieblingsmelodie: „Seht dort auf Felſenhöhn“, als um die Hügelecke herum das liebliche Dörfchen M... mit ſeinem hellweißen Kirchlein vor mir lag und mich freundlich einlud, meine Nachtruhe in ihm zu nehmen. Im Gaſthof ſtreckte ich behaglich meine Füße aus und ſchlürfte das mit Waſſer entdunkelte Rebenblut langſam in die erhitzte Bruſt hinab, als ich an einem fernen Tiſche einen Unbekannten entgegnen hörte: „Nun, wenn der nicht kömmt, ſo muß ich wohl den Maler P... rufen, der wird....“ „P...!“ rief ich bewegt aus; „wohnt denn“, ſo ging ich den einen der Herren an, „wohnt denn der Maler P... hier in der Nähe?“ „Fünf Stunden von hier“, war die Antwort. „in B...“ Das iſt ein göttlicher Zufall! jubelte ich bei mir, das iſt ja eben meine Route, und wäre es auch 20 Stunden zur Seite, du wollteſt deinen P... wieder ſehen! — P.. war nämlich einer meiner vertrauteſten Freunde von der Akademie her. Tauſend Ergüſſe des Herzens und Geiſtes, tauſend zarte Opfer, tauſend Schwüre ewiger Verknüpfung und tauſend Verabredungen von einſtigem Zuſammenleben und Zuſammenreiſen banden uns; aber ein Sturm des Geſchickes hatte uns unvermuthet auseinander geriſſen, unſere Korreſpondenz war gekreuzt und zerſchnitten und wohl ein Dutzend Sommer vorüber geſchwunden, ohne daß ich ein Jota von ſeinem Aufenthalt, Leben oder Ewigkeit wußte. P...! rief ich daher nochmals aus, liebſter, beſter P...! dich werde ich wiederſehen! — Mit Tagesanbruch machte ich mich auf den Weg.

der kalte Bergwind umsauste mich, die Felsen wurden immer gethürmter, der Waldstrom donnerte lauter über die Rollstücke, ein schönes Thal öffnete sich, ein heller See lag vor mir — alle diese Naturschönheit genoß ich — doch dießmal ohne Reflexion, ohne Bewußtsein; die Landschaft war mir gleichsam nur der Rahmen, die Arabeske zu dem Gemälde des Wiederfindens meines verlornen P..., das in meiner entzückten Seele sich gestaltete.

Ich trat durch einen kleinen, aber hübschen Garten auf das mir bezeichnete Haus zu; eine junge, blühend schöne Frau mit einem Säugling auf dem Arme frug nach meinem Begehr. Sie bedauerte, daß ihr Gatte auf mehrere Tage abwesend sei. Als ich aber meinen Namen nannte, leuchtete ihr Auge. „Sie sind Herr C...! mein Gott! warum muß denn Karl eben abwesend sein! Doch, treten Sie geschwinde ein! Unbekannt zwar von Person sind Sie mir, doch durch die Erzählungen meines lieben Karl schon ein alter, trauter Bekannter; begnügen Sie sich diese paar Tage mit meiner geringen Unterhaltung, und ich bitte Sie recht inständig, thun Sie ganz so, als ob Sie zu Hause wären." Ich beglückwünschte meinen Karl laut und leise; das Erstere färbte die Wangen der Lieblichen mit Purpur; der Säugling spielte mit ihrer lichtbraunen Locke oder schob sein Fingerchen zwischen ihre frischen Lippen und enthüllte das Elfenbein ihrer Zähne. Ihr Wuchs schien wie zur Liebe geschaffen; ihr sanftes, geistreiches Auge blickte mich entzückt an und ruhte dann gleichsam wieder vor meinem scharfen Beobachtungsblicke auf ihrem Säugling aus. Sie führte mich zur Unterhaltung in ihrer Wohnung herum; Wohlstand und Ordnung leuchtete überall, geschmackvolle Gemälde zogen die Blicke auf sich; die schönsten hingen im Schlafkabinet. Ein Vorhang verdeckte eines: ich war im Begriffe, ihn hinwegzuziehen, als eine Blässe wie ein Blitz über ihr Antlitz fuhr, dem ein brennendes Roth der Scham folgte, und mit einem: „Lassen Sie! lassen Sie! ich bitte! ich bitte!" hielt sie meinen Arm zurück. „Legen Sie", fuhr

ſie ſanftdringlich fort, „Ihrer Neugierde den Zügel an, bis mein Karl zurückkommt.“ Zugleich ſprang ein holder Knabe an die Mutter an, vollendete die Diverſion und ich ward wieder aus dem Zimmer und von dem Iſisbilde wegbugſirt, dachte aber keineswegs die Rückkehr meines Freundes abzuwarten und die Verantwortung ganz getroſt auf mich zu nehmen. Der günſtige Augenblick erſchien bald, als ich mit einem Bande aus meines Freundes kleiner Bibliothek mir ſelbſt überlaſſen wurde; ich lüftete den Vorhang etwas — ich riß ihn ganz auf: ein Mädchen, ſchön wie Hebe an Geſtalt, ſaß auf einem Felſenabhang; ihr Buſen war einzig von ihren langen reichen Locken verhüllt, den Schoos deckte ein moderner Strohhut; ihr Blick drückte ſchreckliche Seelenangſt aus, ihre Hände waren flehend und zagend gen Himmel gerichtet, den drohende Gewitterwolken mit fernen Blitzen umdunkelten; die Züge waren unverkennbar diejenigen meiner lieblichen Wirthin. Ich begriff nun ihren Purpur, ihr Erblaſſen aber noch nicht. Aufſchluß konnte ich, das war leicht zu fühlen, von ihr nicht erhalten. Das Gemälde hatte etwas furchtbar Anziehendes. Meine Neugierde ward aufs heftigſte geſpannt. Bald ſollte ich Befriedigung haben. Abends kam der Bruder meiner Wirthin, ein junger, feiner Mann. Wir näherten uns einander mit der Schnelligkeit guter, gleichgeſtimmter Seelen. Wir luſtwandelten im Abendgolde über blumige Wieſen auf einem ſanften Hügel, wo wir uns lagerten; ich leitete das Geſpräch leicht auf das Gemälde. „Mein Gott!“ rief er, „ſchon geſehen! Ach! das iſt eine Geſchichte, die mir ſelbſt die Haare emporſtehen macht, ſo oft ich daran gedenke.“ Man kann antheilen, wie ſehr dieſe Worte meine Theilnahme ſteigerten! „Verſchonen Sie mich heute Abend damit“, fügte er jedoch nach einer Pauſe hinzu, „ich bitte Sie; es kommt mir ſonſt im Traume vor. Morgen früh lade ich Sie zu einem Spaziergange ein; glauben Sie mir, bei heller Sonne und erheiterndem Tage hört ſie ſich beſſer.“ Was konnte ich thun? Ich mußte mich wohl ergeben, und wenn ich

Blümchen ſich ſchmücken, und du ſtirbſt einſam ab mitten unter aller Fülle des Lebens; nur dich allein vermag des Himmels heiteres Blau, die friſche Luft der Alpen nicht zu beleben. O des Schmerzes, ſo zu lieben!

Wenn die Sonne unterging und ihre letzten Strahlen nur die höchſten Spitzen der Berge noch vergoldeten, ging Ulli öfter hinaus an die furchtbare Neſſelfluh, wo's thurmtief unter ihm lag, und winkte hinab in den Silberduft, der drunten um die Hügel ſchwamm; aber ſeine Elſi ſah es nicht, und wenn er ihren Namen auch tauſendmal rief, antwortete ihm immer nur das einſame Echo aus fernen Klüften. Oft kniete er nieder und betete mit zerriſſenem Herzen zum Himmel um Linderung ſeiner Leiden, oft blieb er ſtehen und ſah ſtarr vor ſich hinab, als wenn das ſein Grab wäre, was ſo tief unter ihm ſich aufthat. Die Sennen, die ihn da ſahen, wichen ihm aus; ſie meinten, ein böſer Geiſt habe ſich in ſein Herz geniſtet und wolle ihn um die ewige Seligkeit bringen.

Der alte Thomas, dem man das erzählte, war tief in der Seele ergriffen. „Der Junge verbittert mir mein Alter, und ich hatt' ihn doch immer ſo lieb!" rief er oft und wühlte mit der rauhen Hand in ſeinen weißen Locken.

„Ruf', um aller Heiligen willen, ihn doch herab und ſag', du wolleſt die Elſi ihm laſſen; du ſiehſt ja, daß er ſich abhärmt, bis er eine Leiche wird!" erwiederte alsdann Gertrud.

„Das darf nicht ſein, das kann nicht ſein!" verſetzte der Alte. „Ich käme bei den Leuten um Ehr' und guten Namen, wenn ich des verrufenen Georgs Kind meine Schwiegertochter nennte. Doch, doch das wollt' ich noch Alles eher hingehen laſſen; aber in meinen alten Tagen noch einen Gewiſſenskrupel auf mich laden — Gertrud, Gertrud, hat der heilige Geiſt dich verlaſſen?"

„Was meinſt du?" fragte die Hausfrau zitternd.

„Mit einem Manne, dem der Böſe auf jedem Schritte folgt und

hinaufgezogen, und bewillkommten die Neuangekommenen. Der Meisterinn nahm den großen Trichter vor den Mund und rief seinen Nachbaren Glück zu und einen heitern Sommer, und diese schwangen ihre Eimer, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden und ihm dankten. Auch ihre Kühe streckten den Kopf in die Höhe, schüttelten die Glocken und muhten so lang, bis des alten Thomas seine ihnen antworteten.

Jetzt richtete man sich emsig ein in der Hütte, Keller und Milchkammer wurden gesäubert, und droben auf der rußigen Diele schüttelte der Küherbub das verlegene Heu auf zum Nachtlager. Mit Axt und Säge zogen Franz und Ruodi aus, um die ästigen Tannen, die Winterstürme niedergeworfen hatten, wegzuräumen von der Weide und Holz herbeizuschaffen für den Sommer.

Alles war freudig beschäftigt, nur Uli stand da, trüb und müßig, als wenn ihn Alles nichts anginge. „Ich will die Weide umgehen und sehen, wie's mit den Hecken steht, ob die Kühe nirgends durchbrechen können in die Nachbaralpen oder hinabgleiten über die jähe Wand an der Nesselfluh", sprach er und entfernte sich von dem fröhlichen Treiben der Andern.

Das Uebermaß von Schmerz sucht die Einsamkeit, wie das Uebermaß von Wonne.

Tage kamen und verschwanden, Blumen blühten und verblühten; in der Hütte füllte sich's an mit dem gesegneten Ertrag der Heerde; Alles wechselte, nur in Uli's Seele lag immer und immer die eine dumpfe, freudenlose Nacht. Er allein, wenn Alles um ihn lachte, Alles um ihn freudig war, mochte des Lebens nimmer froh werden. Die ganze weite Welt schloß nur Eines in sich, was seinem Herzen noch Reiz für das Dasein verlieh; es lag ihm so nahe, ach, und dennoch konnte er's nicht erreichen! — Armer Junge! Alles um dich knospet und treibt Blüthen; aus den Rissen der kahlen Felswand selbst sproßt der Alpenrosen grünes Gesträuch und will mit feurigen

Blümchen ſich ſchmücken, und du ſtirbſt einſam ab mitten unter aller Fülle des Lebens; nur dich allein vermag des Himmels heiteres Blau, die friſche Luft der Alpen nicht zu beleben. O des Schmerzes, ſo zu lieben!

Wenn die Sonne unterging und ihre letzten Strahlen nur die höchſten Spitzen der Berge noch vergoldeten, ging Ulli öfter hinaus an die furchtbare Neſſelfluh, wo's thurmtief unter ihm lag, und winkte hinab in den Silberduft, der drunten um die Hügel ſchwamm; aber ſeine Elſi ſah es nicht, und wenn er ihren Namen auch tauſendmal rief, antwortete ihm immer nur das einſame Echo aus fernen Klüften. Oft kniete er nieder und betete mit zerriſſenem Herzen zum Himmel um Linderung ſeiner Leiden, oft blieb er ſtehen und ſah ſtarr vor ſich hinab, als wenn das ſein Grab wäre, was ſo tief unter ihm ſich aufthat. Die Sennen, die ihn da ſahen, wichen ihm aus; ſie meinten, ein böſer Geiſt habe ſich in ſein Herz geniſtet und wolle ihn um die ewige Seligkeit bringen.

Der alte Thomas, dem man das erzählte, war tief in der Seele ergriffen. „Der Junge verbittert mir mein Alter, und ich hatt' ihn doch immer ſo lieb!“ rief er oft und wühlte mit der rauhen Hand in ſeinen weißen Locken.

„Ruf', um aller Heiligen willen, ihn doch herab und ſag', du wolleſt die Elſi ihm laſſen; du ſiehſt ja, daß er ſich abhärmt, bis er eine Leiche wird!“ erwiederte alsdann Gertrud.

„Das darf nicht ſein, das kann nicht ſein!“ verſetzte der Alte. „Ich käme bei den Leuten um Ehr' und guten Namen, wenn ich des verrufenen Georgs Kind meine Schwiegertochter nennte. Doch, doch das wollt' ich noch Alles eher hingehen laſſen; aber in meinen alten Tagen noch einen Gewiſſenskrupel auf mich laden — Gertrud, Gertrud, hat der heilige Geiſt dich verlaſſen?“

„Was meinſt du?“ fragte die Hausfrau zitternd.

„Mit einem Manne, dem der Böſe auf jedem Schritte folgt und

auf seine Seele wie der Geier auf seine Beute lauert, in Verwandtschaft treten, mit seinem Fleisch und Blut meinen Sohn verbinden — Weib, wie sollte aus dieser Verbindung Heil und Segen erwachsen?“

Gertrud war auf diese Antwort wie vernichtet. Ihr gingen die Augen jetzt auf, und ohne ein Wort mehr zu sagen, schlich sie hinaus und weinte bittere Thränen über ihres Sohnes unglückliche Liebe. Ach, er war ihr jüngster, liebster Sohn! —

Unterdessen war auch auf Elsi's Wangen alles Roth verblichen. Sie war nicht mehr die Jungfrau, die wie eine Rose blühte, sondern gleich dem Frühblümchen, das, vom nächtlichen Reife erstarrt, bei aufgehender Sonne Kelch und Blätter traurig sinken läßt. Einst war sie so heiter und froh und schritt wie eine Göttin durch das Thal, von Allen, die sie kannten, bewundert, und jetzt lebte sie so düster und still und ging so bleich und blaß daher, von Allen, die sie sahen, betrauert. Die Lämmer, die sie einst so sehr geliebt, kamen jetzt umsonst des Morgens herab an die Haselhecke und blöckten vergebens durch das Gatter; keine liebkosende Hand streckte ihnen Salz hin und gedörrte Aepfelrinde. Nur bei den Aurikeln in ihrem Garten weilte sie noch gerne und sah oft Stunden lang mit mattem Blicke in ihre lieblichen Kelche. Sie erschrack, wenn ihre herbeigekommene Schwester zärtlich beim Namen sie rief, und auf die Frage, was ihr denn auch fehle? erwiederte sie Nichts und richtete ihre Augen empor zu den Bergen, wo ihr geliebter Ulli, wie sie, trauerte.

Endlich gelang es Elsi's Mutter, die Ursache ihres stillen Grames zu erfahren. Der Vater, dem sie diese mittheilte, hatte Nichts gegen der Tochter Wahl und meinte, sie hätte nicht nöthig gehabt, um ihrer Liebe willen sich so abzuhärmen. „Ich will“, sprach er, „mit dem alten Thomas über die Sache reden; verschreibt er seinem Sohne gleich so viel als Eigenthum, daß die jungen Leute ehrlich dabei bestehen können, so geb' ich die Tochter gerne hin.“

Er ließ Ulli's Vater wegen einer dringenden Angelegenheit zu

ſich rufen. Lange zögerte dieſer; endlich erſchien er. Mit heimlichem Grauen betrat er die Schwelle des verrufenen Hauſes; aber auf die Heirathsbedingungen, die Georg ihm machte, ſagte er weder ja noch nein, ſondern begab ſich ſogleich zum Pfarrer, um ſich bei dieſem in einer ſo wichtigen Sache Raths zu erholen.

„Ihr wollt Euern Sohn dem Teufel überliefern?“ fuhr der geiſtliche Herr ihn an. „Thomas, Thomas, Ihr ſeid noch ungläubiger als der Apoſtel, deſſen Namen ihr unwürdig traget!“ Auf dieſe Anrede zitterte der Alte wie ein Eſpenblatt und ein Strom von Thränen floß ihm über die bleichen Wangen herab.

„Hört!“ ſprach nach einiger Zeit der Pfarrer etwas ruhiger, indem er des Thomas Hand ergriff, „laßt vor Allem für Euern verirrten Sohn neun heilige Meſſen leſen, damit ihm Gott ſeinen Engel wieder ſende, den er ihm entzogen hat. Darauf macht mit ihm eine Wallfahrt nach dem gnadenreichen Einſiedeln, daß er das wunderthätige Bild dort berühre und Waſſer trinke von dem heiligen Brunnen, welcher ihn reinige von ſeiner ſündigen Liebe und ſeine Seele ſtärke zu einem neuen, beſſern Leben.“

Der alte Thomas verſprach's und ging getröſtet nach Haus. Wenn die Ernte vorüber und er all' ſeine Garben unter Dach gebracht, wollte er die Reiſe mit dem Sohne antreten. So war er entſchloſſen, und Mutter Gertrud billigte freudig dieſen Entſchluß. „Es geht doch wahrhaftig Nichts über den Pfarrer, der kann aus aller Noth helfen!“ rief ſie aus, und ein zufriedenes Lächeln zog ſeit langer Zeit wieder zum erſten Mal um ihre welken Lippen.

Aber ach, ſie hatte ſich ſchrecklich getäuſcht! Der arme Ulli berührte das Wunderbild umſonſt und trank vergebens Waſſer von allen Röhren des heiligen Brunnens. — Wallfahren heilt die Liebeskranken nicht!

Wie er wieder hinaufkam auf die Alpen, war es noch ſo traurig wie vordem — das Gluthverlangen nach ſeiner Elſi hatte kein heilig

Hektor Zollikofer.

„Geſchwinde, geſchwinde!“ ſchrie er in herzzerreißendem Tone und — ſtürzte ſich hinunter über die Felswand.

Vergebens ſuchten ihn die Sennen die ganze Nacht; erſt am folgenden Morgen fanden ſie ihn zerſchmettert und verblutet. Aber ach! auf ſeinem Leichnam lag auch Elſi's Hülle, todt und kalt. — Von unendlicher Sehnſucht getrieben, war ſie hinaufgegangen beim Vollmondſchein an die Neſſelwand, weil ſie gehört hatte, daß ihr Ulli dort bei ſtiller Nacht oft weile. Sie hatte ſeine Stimme vernommen und ihn herabgerufen zu ihr; aber der Liebende war ihr zu geſchwinde gefolgt!

So wurden Ulli und Elſi das Opfer unglückſeliger Begriffe. Aber wenn auch im Leben getrennt, wurden ſie doch im Tode vereint: ihre Aſche ruht in einem Grabe.

Da, wo man ihre Leichen gefunden, ſtand lange ein ſchwarzes Kreuz, und noch geht die Sage, daß man, ſo oft die Hörner des Mondes ſich füllen, daſelbſt rufen höre: „Komm herab, geſchwinde, geſchwinde!“ Die Hirten umher meiden den Ort, doch wollen Viele geſehen haben, daß öfter zwei ſchneeweiße Tauben die Neſſelwand umflattern.

Hektor Zollikofer.

hinaufgezogen, und bewillkommten die Neuangekommenen. Der Meisterssenn nahm den großen Trichter vor den Mund und rief seinen Nachbaren Glück zu und einen heitern Sommer, und diese schwangen ihre Eimer, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden und ihm dankten. Auch ihre Kühe streckten den Kopf in die Höhe, schüttelten die Glocken und muhten so lang, bis des alten Thomas seine ihnen antworteten.

Jetzt richtete man sich emsig ein in der Hütte, Keller und Milchkammer wurden gesäubert, und droben auf der rußigen Diele schüttete der Küherbub das verlegene Heu auf zum Nachtlager. Mit Axt und Säge zogen Franz und Ruodi aus, um die ästigen Tannen, die Winterstürme niedergeworfen hatten, wegzuräumen von der Weide und Holz herbeizuschaffen für den Sommer.

Alles war freudig beschäftigt, nur Uli stand da, trüb und müßig, als wenn ihn Alles nichts anginge. „Ich will die Weide umgehen und sehen, wie's mit den Hecken steht, ob die Kühe nirgends durchbrechen können in die Nachbaralpen oder hinabgleiten über die jähe Wand an der Nesselfluh", sprach er und entfernte sich von dem fröhlichen Treiben der Andern.

Das Uebermaß von Schmerz sucht die Einsamkeit, wie das Uebermaß von Wonne.

Tage kamen und verschwanden, Blumen blühten und verblühten; in der Hütte füllte sich's an mit dem gesegneten Ertrag der Heerde; Alles wechselte, nur in Uli's Seele lag immer und immer die eine dumpfe, freudenlose Nacht. Er allein, wenn Alles um ihn lachte, Alles um ihn freudig war, mochte des Lebens nimmer froh werden. Die ganze weite Welt schloß nur Eines in sich, was seinem Herzen noch Reiz für das Dasein verlieh; es lag ihm so nahe, ach, und dennoch konnte er's nicht erreichen! — Armer Junge! Alles um dich knospet und treibt Blüthen; aus den Rissen der kahlen Felswand selbst sproßt der Alpenrosen grünes Gesträuch und will mit feurigen

der kalte Bergwind umsauste mich, die Felsen wurden immer gethürmter, der Waldstrom donnerte lauter über die Rollstücke, ein schönes Thal öffnete sich, ein heller See lag vor mir — alle diese Naturschönheit genoß ich — doch diesmal ohne Reflexion, ohne Bewußtsein; die Landschaft war mir gleichsam nur der Rahmen, die Arabeske zu dem Gemälde des Wiederfindens meines verlornen P..., das in meiner entzückten Seele sich gestaltete.

Ich trat durch einen kleinen, aber hübschen Garten auf das mir bezeichnete Haus zu; eine junge, blühend schöne Frau mit einem Säugling auf dem Arme frug nach meinem Begehr. Sie bedauerte, daß ihr Gatte auf mehrere Tage abwesend sei. Als ich aber meinen Namen nannte, leuchtete ihr Auge. „Sie sind Herr C...! mein Gott! warum muß denn Karl eben abwesend sein! Doch, treten Sie geschwinde ein! Unbekannt zwar von Person sind Sie mir, doch durch die Erzählungen meines lieben Karl schon ein alter, trauter Bekannter; begnügen Sie sich diese paar Tage mit meiner geringen Unterhaltung, und ich bitte Sie recht inständig, thun Sie ganz so, als ob Sie zu Hause wären." Ich beglückwünschte meinen Karl laut und leise; das Erstere färbte die Wangen der Lieblichen mit Purpur; der Säugling spielte mit ihrer lichtbraunen Locke oder schob sein Fingerchen zwischen ihre frischen Lippen und enthüllte das Elfenbein ihrer Zähne. Ihr Wuchs schien wie zur Liebe geschaffen; ihr sanftes, geistreiches Auge blickte mich entzückt an und ruhte dann gleichsam wieder vor meinem scharfen Beobachtungsblicke auf ihrem Säugling aus. Sie führte mich zur Unterhaltung in ihrer Wohnung herum; Wohlstand und Ordnung leuchtete überall, geschmackvolle Gemälde zogen die Blicke auf sich; die schönsten hingen im Schlafkabinet. Ein Vorhang verdeckte eines: ich war im Begriffe, ihn hinwegzuziehen, als eine Blässe wie ein Blitz über ihr Antlitz fuhr, dem ein brennendes Roth der Scham folgte, und mit einem: „Lassen Sie! lassen Sie! ich bitte! ich bitte!" hielt sie meinen Arm zurück. „Legen Sie", fuhr

ſie ſanftdringlich fort, „Ihrer Neugierde den Zügel an, bis mein Karl zurückkommt.“ Zugleich ſprang ein holder Knabe an die Mutter an, vollendete die Diverſion und ich ward wieder aus dem Zimmer und von dem Iſisbilde wegbugſirt, dachte aber keineswegs die Rückkehr meines Freundes abzuwarten und die Verantwortung ganz getroſt auf mich zu nehmen. Der günſtige Augenblick erſchien bald, als ich mit einem Bande aus meines Freundes kleiner Bibliothek mir ſelbſt überlaſſen wurde; ich lüftete den Vorhang etwas — ich riß ihn ganz auf: ein Mädchen, ſchön wie Hebe an Geſtalt, ſaß auf einem Felſenabhang; ihr Buſen war einzig von ihren langen reichen Locken verhüllt, den Schoos deckte ein moderner Strohhut; ihr Blick drückte ſchreckliche Seelenangſt aus, ihre Hände waren flehend und zagend gen Himmel gerichtet, den drohende Gewitterwolken mit fernen Blitzen umdunkelten; die Züge waren unverkennbar diejenigen meiner lieblichen Wirthin. Ich begriff nun ihren Purpur, ihr Erblaſſen aber noch nicht. Aufſchluß konnte ich, das war leicht zu fühlen, von ihr nicht erhalten. Das Gemälde hatte etwas furchtbar Anziehendes. Meine Neugierde ward aufs heftigſte geſpannt. Bald ſollte ich Befriedigung haben. Abends kam der Bruder meiner Wirthin, ein junger, feiner Mann. Wir näherten uns einander mit der Schnelligkeit guter, gleichgeſtimmter Seelen. Wir luſtwandelten im Abendgolde über blumige Wieſen auf einen ſanften Hügel, wo wir uns lagerten; ich leitete das Geſpräch leicht auf das Gemälde. „Mein Gott!“ rief er, „ſchon geſehen! Ach! das iſt eine Geſchichte, die mir ſelbſt die Haare emporſtehen macht, ſo oft ich daran gedenke.“ Man kann urtheilen, wie ſehr dieſe Worte meine Theilnahme ſteigerten! „Verſchonen Sie mich heute Abend damit“, fügte er jedoch nach einer Pauſe hinzu, „ich bitte Sie; es kommt mir ſonſt im Traume vor. Morgen früh lade ich Sie zu einem Spaziergange ein; glauben Sie mir, bei heller Sonne und leuchtendem Tage hört ſie ſich beſſer.“ Was konnte ich thun? Ich mußte mich wohl ergeben, und wenn ich

mir das Gravitätische in den Mienen des Mädchens im Bilde vorstellte, schien es mir, als ob es auch für mich das Beste wäre.

„Karl", so fing meiner Wirthin Bruder an, indem wir von dem streifigen Morgenroth angeschimmert, die Allee eines nahen Landhauses mit unsern Schritten hinauf- und hinabmaßen, bis der Sonnenstrahl den Thau der Bänke aufgeküßt hatte, „unser Karl kam vor ungefähr sieben Jahren in diese Gegend. Ich übergehe es, wie es kam, daß er mit meiner Schwester Julie bekannt wurde, bald sein Herz an sie verlor und sie seine glühende Liebe erwiederte. Ich will dieses Feld der Erzählung seiner beredteren Lippe bei seiner Zurückkunft überlassen. Was meine Person bei diesem Handel betraf, so zeigte sie sich bald ganz auf die Seite der Glücklichen. Unser Vater aber sah etwas mißfällig dazu und wünschte lieber die dringenden Bewerbungen eines gewissen Barons F... vorgezogen zu sehen. Das Pärchen mußte und wußte sich mit Hoffnung und Treue zu behelfen. Despot war unser Vater nicht, aber auf seine Einwilligung hätten sie denn doch noch lange harren dürfen. Da kam es, daß wir jenen Sommer eine Bergfahrt verabredeten. Es waren unser sieben Personen, vier Frauenzimmer, darunter meine Schwester Julie, dann Karl, ein Freund von mir und meine Wenigkeit. Eines der Mädchen bangte am Morgen des Abreisens und wiederrieth das Vorhaben halb scherzend, halb ernsthaft, denn ihr hatte geträumt, in einer Kutsche umgeworfen worden zu sein. Wir lachten und neckten aber, bis es bald wieder selbst die Avantgarde bildete. Wir durchbrachten einen herrlichen, genußreichen Tag auf den sonnigen Weiden, den duftenden Kräutern, den klingelnden Heerden, den säuselnden Alpenwinden, den entzückenden Fernsichten, den gigantischen Felspyramiden, dem Donnern der Gletscher, mit Jubel, mit Gesang, mit Scherz aller Art, mit Labsalen der Alpenhütten, mit neckischem Klettern, mit Botanisiren und auch wohl mit Lieben und Seufzen. Auf einem erhabenen Punkte nahe am Eis der Gletscher genossen wir des folgenden Tages,

nachdem den Sternenmantel der kurzen Nacht nach und nach erblaßte und der Osten sich beröthete, das göttliche Schauspiel der aufgehenden Sonne; ihre Strahlen eilten siegend auf uns zu, während die halbe Welt noch im Schimmer und dem Schatten der Thäler lag. O mein bester Freund! sagen Sie mir, haben Sie dieses Schauspiel noch nie genossen? Haben Sie es noch nie, so müssen Sie es hier genießen!..." Auf meine Erklärung, daß es mir nur in geringem Maße einigemale zu Theil geworden und dieß mit im Zweck meiner Erholungsreise sei, fuhr Gustav, so hieß der Schwager meines Freundes, mit einem Seufzer fort: „Wir dachten nun an die Heimreise, die in einem Halbzirkel vollendet werden sollte. Der Weg war uns wohl bekannt. Mittags führte uns derselbe links an einer Felswand entlang. Zur Rechten war ein mehrere Thurm tiefer, beinahe senkrechter Abgrund; zwischen ihm und dem schmalen, doch sicher zu betretenden Pfade standen hie und da einzelne Zwergtannen, die das Schauerliche verminderten. Niemand von unserer Gesellschaft war zudem schwindelig und so ging es wohlgemuth diesem kolossalen, nur wenig schief geworfenen Bergestufe entlang. Karl schlenderte voran. Plötzlich hielt er. Eine Felsmasse von lockerem Gestein, die etwa zehn Schritte vom Pfade abfaßte, zeigte sich losgerissen von dem Ganzen und schon um einen Fuß gesenkt; zweifelhaft hing sie noch da über dem Abgrund. Wir stellten Berathung an. Karl war der Meinung, sie werde noch wohl so lange mit Herunterglitschen zuwarten, bis wir hinüber seien; noch manches Felsstück in der Welt, manches morsche Burggemäuer und mancher schiefe Thurm, drohe seit Jahrzehnden und Jahrhunderten und stehe noch. Mein Freund rieth zum Rückweg; Amalie, das Traumfrauenzimmer, unterstützte ihn aufs lebhafteste. Julie schien sich ebenfalls dieser Partie anzuschließen. Die andere Partie führte die lange Mühe des Rückweges zu Gemüthe. Ich untersuchte, ob nicht oberhalb der geborstenen Masse, hinter an der Felswand ein thunlicher Uebergang zu finden

ſitz; allein dieſer ſchmale Raum war zu ſehr abſchüſſig und mit ſchwachen, wurzelloſen Grasbüſchen bewachſen, als daß er für andere als loſe Waghälſe, für Frauenzimmer aber in keinem Falle paſſirbar war. Da rief Karl: Pah! einzeln wenigſtens wird es uns doch noch tragen, ich will den Anfang machen! Mit dieſen Worten war er ſchon auf dasſelbe hinabgetreten und vier Schritte darauf gegangen, als es — welch Schreck, welch Entſetzen! plötzlich unter ſeinen Füßen zu knacken und zu ſinken begann und im Nu mit donnerndem Geraſſel in den Abgrund praſſelte. Ein fürchterlicher Schrei entſetzte uns. Die unglückliche Amalie taumelte entſchwindelnd gegen den Rand des Abgrunds hin und war nicht mehr! — — kaum hatte ich Julie, die zwiſchen dieſer und mir ſtand, und ebenfalls beſtimmungslos umwankte, ergreifen können. Als wir zwei Männer wieder aufzublicken wagten, ſahen wir, wie Karl mit beiden Händen eine ſtarke Wurzel einer knorrigen Zwergtanne mit Geiſtesgegenwart im Moment des Sinkens erfaßt hatte und ſo ſenkrecht über dem Abgrund ſchwebte. An ein Emporklimmen war aber nicht zu denken, da die Wurzel aus einem überragenden Felſenſtück und wieder in eine Ritze der untern Felswand lief. Herzzerſchneidend war der Schrei Juliens nach ihrem Erwachen aus der Ohnmacht nach ihrem Karl. Julie! ich lebe noch und mir wird Rettung werden! rief er ihr zu. Als ſie ihn aber in ſo gräßlicher Lage erblickte, ſchloſſen ſich ihre Augen nochmals. Nochmals erwachte ſie. Da ſchien plötzlich ein höherer entſchloſſener Geiſt über ſie gekommen. Zurück! rief ſie uns zu, holt Leute, holt Leitern, holt Seile! um des Himmelswillen! Ich verbleibe indeß hier bei Karl! Eilt! eilt! Wir frugen Karl, ob er ſich halten möge? Die Wurzel ließ zum Glück ſo viel dreieckartigen Raum, um beide Ellbogen einzuhängen und ſo noch einiger ſchrecklicher Abwechslung zu genießen. Ich rief nach allen Taſchentüchern, drehte ſie, knüpfte ſie und warf ſie Karl zu, der, indem er den rechten Ellbogen eingehängt hatte, mit der freien Linken vermögend war, eine Schlinge um den Leib zu

legen und ſich dadurch mehr Erholung und Sicherheit zu geben. Doch dieß ſchien uns noch nicht hinreichend; ich fertigte noch eine zweite, lange Schlinge aus allen übrigen Nastüchern, Shawls und Strümpfen, warf ſie zielend um den Stamm der Tanne ſelbſt, ſo daß ſie über das Felsſtück hinaus in die Luft herunterhing. Karl aber wurde ein hakiges Reis zugeworfen, um ſie an ſich zu ziehen; es gelang, und er war nun mit ſeiner Sicherheit doch nicht mehr allein auf die Schickſalswurzel beſchränkt, obſchon ſein Anblick, im Fall er ſich des letztern Mittels bedienen müßte, noch grauſenvoller und ſein Zuſtand quälender ward, da das gegenwärtige Anſtemmen ſeiner Füße und Knie an der Bergwand ihm ein milderndes Gefühl ſeiner Lage gab. Glauben Sie mir, mein Freund, wir mußten ihn bewundern, er zeigte die Faſſung eines Helden; als Feigling und Schwächling läge er längſt zerſchmettert und Sie müßten ſeine Gebeine in den Neſtern der Geier ſuchen.

Wir mußten Julie hier am Rande des Abgrundes ſitzen laſſen, denn ihr Befehl hatte etwas Ueberirdiſches; zudem fühlte Jedes, daß dem armen Karl ein ſolcher Troſt wohl nöthig wäre, um ihn gegen Verzweiflung zu ſchützen. Mein Freund und ich waren aber nur zu unumgänglich nothwendig zur Begleitung der bleichen, bebenden, zagenden, wankenden, weinenden, heulenden zwei Frauenzimmer. Wahrlich! ich verſichere Sie, bis auf dieſen Tag ließe ich es mir nicht entſcheiden, wer qualvollere, banghaftere Minuten ausgeſtanden hat, der ſchwebende Karl, oder Julie, die ihn anblickte, oder wir, die wir ihn über dem Abgrund wußten und einen drei Stunden langen Weg bis zu den nächſten Alpenhütten, wo Hülfe zu holen war, vor uns ſahen —!! —

Laſſen Sie mich aber zu Karl und Julie zurückkehren. So bald wir uns entfernt hatten, ging Julie etwas bei Seite, zog ihr Unterkleid und Hemde aus, umband es mit der Schnur ihr Korſets und warf es Karl zu, um ſich noch eine Schlinge zu verdoppelter Sicher-

heit zu knüpfen. Unglücklicher Weise aber, sei es nun aus Ungeschicklichkeit ihrer oder seiner, erhaschte er sie nicht; sie fiel in den Abgrund; Julie beinahe mit vor Schreck. Die Hände ringend stand sie da. Karl tröstete sie und versicherte sie der Sicherheit seiner gegenwärtigen Schlinge. Wenn nur diese rettende Wurzel aushält, fügte er bei, so glaube auch ich ausharren zu können; mein Freund hat es gut gemeint mit seiner zweiten Schlinge, aber ich fürchte, wenn ich an derselben in die Luft hinausgeschleudert werde, so würde ich vor Schwindel von Sinnen kommen und mich der kommenden Hülfe nicht mehr bedienen können. Nach einer Weile aber hub Karl wieder an: Liebe Julie! hast du Nichts mehr mir zuzuwerfen, es däucht' mir irgend ein Reißen in einem Rastuch zu verspüren, ich traue ihm nicht mehr, ich will wieder einen Arm einhängen. Das arme Mädchen war glühend roth von der Stirne bis zum Busen herab — blitzschnell aber war sie entschlossen. Geduldе dich nur einen Augenblick, rief sie Karl zu, trat etwas entfernter hinter Gebüsch, und kam zurück — die langen, reichen Locken um den bebenden Busen verbreitet, ihren Strohhut mit der Linken vor ihre schlanken Hüfte gehalten, in der Rechten das gewundene Oberkleid. Verzweiflung und Liebe schien ihr dießmal Sicherheit des Wurfs zu verleihen. Karl glückte das Auffangen, und er dankte ihr mit Blicken und Schwüren, die selten mehr ein menschliches Wesen dem andern in der Inbrunst und den Feuergefühlen opferte. Karl aber gestand mir nachher, daß der erste Anblick ihrer Reize ihn nahe um seine Besinnung gebracht und, wie ein Sel'ger gen Himmel, so er in den Abgrund gesunken wäre. Mit welchem Ausdrucke, mit welcher Zärtlichkeit die Liebenden Worte und Schwüre wechselten, beschreibt keine kältere Feder! Wie sein Körper zwischen Himmel und Abgrund schwebte, so schwebte seine Seele auch zwischen Wonne und Hölle, denn Julie hatte ihm zugeschworen: falls er hinabsinke, mit ihm sich hinunterzustürzen. Doch die Erde läßt nichts Ueberirdisches, sei es — oder — Hades

oder Elisium, ungeneckt und unbefleckt. Schon am Morgen hatten wir ein Gewitter vermuthet. Gegen 3 Uhr Nachmittags stürmte es an. Die arme Julie konnte nichts als ihre Thränen, ihre Märtyrerhoheit entgegensetzen. Die Bänder ihres Strohhuts pfiffen im Sturme und ihre Locken wallten gleich einer Meeresflagge."

Als ich hier mit Ausdrücken des tiefsten, lebhaftesten Mitgefühls dieses schauderhaften Ereignisses eingefallen war, fuhr der Erzähler weiter fort. „So waren 5 Stunden vergangen — — als mein Freund und ich, von zwei Hirten begleitet, endlich schweißtriefend und keuchend bei der Felswand anlangten. Er lebt! er lebt noch! war unser freudiger, heller Ausruf, daß das Echo ihn tausendfach an den Felsen wiederhallte. Um des Himmelswillen haltet still! rief Julie aus der Ferne, legt mir vorerst irgend ein Kleid hin! Wir ahnten das Vorgefallene und bewunderten stille. Ich zog mein Hemde aus, mein Freund gab seinen Rock hin, und hinterwärts gehend reichte ich es der Beängstigten, die in wenigen Sekunden uns kommen hieß.

Wir berathschlagten nun mit den Hirten, ob es räthlicher sei, Karl eine lange Seilschlinge zuzuwerfen, die ihn, nach Verlassung der Wurzel, seitwärts an die Felswand hin schnelle. Karl wünschte lieber, wo möglich, an einer Strickleiter hinaufzuklimmen. Während wir zwei eine solche zubereiteten, hieben die Hirten mit schweren Aexten Fußstapfen in den Felsen aus, besonders aber einen geräumigen Standpunkte oberhalb der Tanne. Bald war der Augenblick da, wo wir uns alle an die Strickleiter stemmten, Karl sie muthig hinaufstieg und gerettet in unsere Arme sank. Darauf stürzte er zu Julie hin und beide hielten einander lange sprachlos in unnennbaren Gefühlen umarmt. Dank! Dank euch nochmals ihr treuen Freunde, rief er endlich sich wegreißend aus, möge der Himmel euch vor so Schrecklichem bewahren! Eine Welle dunkelte es ihm nun vor den Augen, er erholte sich aber bald wieder und nachdem wir eine Viertels-

ſtunde ferner auf breiten, feſter Alpenpläne eine Stärkung zu uns genommen, ſtiegen wir Dank gegen Gott erfüllt hinab.

Die zerſchellten Ueberreſte der unglücklichen Freundin, fuhr Guſtav nach einer Pauſe mit einem tiefen Seufzer fort, wurden ſo gut wie möglich geſammelt und der geweihten Erde anvertraut. Kein rührenderer Trauerzug hatte je in dieſem Thale ſtatt. Der unerhörte Vorfall machte grenzenloſes Aufſehen in unſerer Gegend, und Julie hatte Anfangs tauſend Veranlaſſungen, ihr Erröthen zu wiederholen. Mein Vater war nach ſolcher Geſchichte umgewandelt gegen die Liebenden. Der Baron F... hatte ſo viel Gefühl, einzuſehen, daß ſeine Bewerbungen nunmehr nur abſurd ſein müßten. So wurde meine Schweſter meinem Karl angetraut und ein Punkt des Himmels mehr auf die Erde geſenkt. Die erſte Leinwand, die Karl aufſpannte, war zu dem verhängten Gemälde beſtimmt. Ob es gelungen ſei? darüber ſind wir, glaube ich, ganz einverſtanden. Sich ſelbſt an der Felswand beizufügen, unterließ er, und jeder gute Geſchmack wird ihm beipflichten. Jeden Jahrestag kniet er betend vor ihm nieder. Wir ſelbſt ſtiegen ſchon drei Mal auf die unvergeßliche Stelle. Julie nie. Drei Mal verbot es uns die Witterung. In wenigen Wochen iſt der Jahrestag wieder. Doch Tag ſoll für einmal Tag und Jahr Jahr ſein — da es Ihnen Ihre Verhältniſſe nicht erlauben, ſo lange uns mit Ihrer Geſellſchaft zu entzücken, ſo ſoll Karl ſogleich bei ſeiner Zurückkunft unſer Führer auf die Alpen ſein."

Mögen meine Leſer in ſich entnehmen, welchen Eindruck dieſe ſo lebhaft erzählte Geſchichte auf mich machen mußte. Den ganzen Tag umrauſchte ſie mich. Nachts rief ich: Karl! Karl! halte dich! halte dich!

Mit welchen Augen ſah ich nochmals und wieder nochmals das Gemälde an, und mit welchen das Urbild, die himmliſche Julie ſelbſt! Mit der Ueberkraft weiblicher Seele ertrug ſie die ſtumme Sprache meiner Blicke, und ich beglückwünſchte meinen Freud aufs Neue in meinem Herzen.

Bald kam er dann. Wiederſehen! Jubel! Himmelstag!

Als das dritte Morgenroth angebrochen, waren wir auf den reinen Bergen (Karl brannte ſein Mund noch von den Küſſen Juliens). Wie drei Engel ſchwelgten wir in reiner Menſchen- und Erdbewohnerfreude. Mittags kamen wir an die verhängnißvolle Felſenwand. Erſtarrt wagte ich kaum die Wurzel anzublicken. Karl durchzitterte ein ſchneller Schauer, knieend ſenkte er ſein Haupt auf die Stelle nieder, wo Julie im Gewitter geſeſſen, betete und ſchluchzte; unſere Wimpern hingen voll Perlen. Mit einem Blick zum Himmel erhob er ſich. Der neue Pfad war nun zur Linken der Tanne ausgemeiſelt. Schweigend wandelten wir ihn. Milder, zarter war den ganzen Abend unſer Ton, unſer Ausdruck. Julie frug kein Jota um die Reiſe. Nach einigen Tagen hieß es: Trennung. Der Abſchiedskuß Juliens war einer der ſchönſten meines Lebens. Die beiden Freunde begleiteten mich über das Gebirge. Ob ich die Begebenheit der äußern Welt mittheilen dürfe, wurde unerledigt gelaſſen. Mich drängte es aber mit jeder Stunde mehr dazu. Möge die Sache ſelbſt die Leſer vergnügen und ſelbe es verzeihen, wenn der Erzähler es durchaus angemeſſen finden mußte, über Namen und Oertlichkeit hingegen zur Zeit noch Schweigen zu beobachten.

Rosalia Rothpletz, geb. v. Meiß.

(Rosalia Müller.)

Der Vorabend des Weihnachtsfestes.

Was iſt's, das in den Tagen des Advents, wenn die Stürme des Dezembers unfreundlich wüthen, und ſchaurig dunkle Wolken keinem Sonnenblicke den Durchgang verſtatten, dennoch die Gemüther der Menſchen heiter ſtimmt und alle häuslichen Intereſſen in regerem Leben durch einander treibt? Wo liegt der Grund der frohen Erwartung, die man nicht nur in den holdſeligen Geſichtern der muntern Kinderſchaar abgezeichnet ſieht, die ſich auch in den Zügen älterer Perſonen, oft mit einer ſanften Wehmuth vermiſcht, ſo ſichtbar zeigt? Und warum werfen die Lichter des Weihnachtsfeſtes einen ſo wohlthätigen Schimmer auf die dunkle Erde, daß ihr Glanz die düſtern Schatten der Nächte durchdringt, die in dieſem Theile des Jahres beinahe dem Tage nicht mehr zu weichen vermögen? Warum entzünden ſie ſelbſt in den zerriſſenen Herzen die Flammen der Hoffnung und erneuerten Lebensfreude?

Beinahe alle Menſchen fühlen ſich in jenen Tagen, wo der Schimmer eines göttlichen Lichts dem armen, irrenden Geſchlechte aufging, mehr als gewöhnlich erregt und ſtill fröhlich; es iſt ein heimliches Treiben und Walten überall, wo nicht der Jammer dieſes Erdenlebens jede aufkeimende Blüthe geknickt hat. Selten nur iſt irgend Einer ſo arm oder ſo ganz mit ſich und dem Daſein zerfallen, daß er nicht die Einwirkung einer Epoche empfinden ſollte, die gleichſam mit myſtiſchem Scheine das Herz und die Sinne umfängt; ſelten ſind die, denen nicht wenigſtens in dieſem einen Momente

des ganzen Jahres eine Regung der Freude gegeben iſt, und deren matter Bruſt ſich kein Laut des Frohſinns zu entwinden vermag. —

Es ſind die Bilder unſerer Jugend, die leiſe grüßend an uns vorüber gleiten; es ſind die Erinnerungen an eine Zeit, wo die Welt noch in überirdiſchem Glanze vor den jugendlichen Sinnen lag, und Alles, was herrlich und groß und lieblich ſich dem kindlichen Auge darſtellte, ſo leicht zu erreichen ſchien, die mit ihren harten Schwingen das enttäuſchte Herz beſchwichtigen und es noch einmal zurückführen in die Tage der heitern Kindheit; es ſind die Freuden längſt vergangener Zeit, deren verwelkte Blumen ſich uns noch einmal auffriſchen, und deren Andenken wir in der Sorge um die, welchen an unſerer Statt nun die Genüſſe der frohen Jugend gegeben ſind, feſtzuhalten ſtreben. Auch die ärmſten jener Kleinen, denen der Heiland das Reich Gottes verhieß, freuen ſich, ſo lange die Mutterliebe, die Alles möglich zu machen weiß, an ihrer Seite ſteht, einer unbedeutenden Gabe, die auch auf ſie einen Strahl der Millionen Lichterchen hinleitet, welche in reicher Eltern Hauſe die jubelnden Kinder entzückt. Auch in der kleinſten Hütte weicht die bittere Sorge auf einzelne Minuten irgend einem Genuſſe, der nur darum erfreuen kann, weil ſonſt die Befriedigung der erſten Bedürfniſſe nur ſelten über die niedere Schwelle tritt. Und wo der Jammer eines verkümmerten Daſeins zu groß iſt, um auch dieſer geringen Erleichterung Eingang zu geſtatten, da fällt der Abglanz einer höhern Weihnachtsfreude in das verarmte Herz und führt die Seele von den Entſagungen dieſes Erdenlebens hinweg den ſchönen Hoffnungen zu, welche die Feier des Weihnachtsfeſtes zur frohen Gewißheit macht.

Mit glänzender Umgebung erhebt ſich hingegen die Weihnachtsfreude in den Häuſern der Reichen und Wohlhabenden, denen wohl der Kummer unter jeder Geſtalt nahen kann, denen aber der Mangel und Alles in ſeinem Gefolge, das ſo mächtig auf das innere und äußere Leben wirkt, fremd bleibt. Laut und ſchallend treibt ſich die fröhliche

Menge in den Straßen großer Städte, die der Wiederſchein glänzender, mit allem Ueberfluſſe aſiatiſcher Pracht prangender Buden erhellt, und die von dem Schimmer der unzähligen Lichter freundlich belebt ſind, welche die Beſcheerungen umgeben, die nicht auf das Bedürfniß berechnet, und Alles erſchöpfend, was nur die Luſt der Sinne zu reizen vermag, oft in dem Herzen der kleinen, unſchuldigen Weſen, denen ſie beſtimmt ſind, entweder die ſchlimme Begierde nach immer glänzendern Beſitzungen rege machen oder, indem ſie alle ihre Wünſche befriedigen, den jungen Gemüthern viel zu frühe eine Ueberſättigung geben, deren nachtheiliger Einfluß durch das ganze übrige Leben ſichtbar bleibt. Der rauſchende Lärm, das Wogen der luſtwandelnden und kaufenden Menge, die Fröhlichkeit, die ſich ſelbſt oft gegen den eigenen Willen mitten in dieſem bunten Gewirre des Geiſtes der Theilnehmer bemächtigt, das Sinnen und Trachten nach Zerſtreuung und Vergnügen, entfernt natürlicher Weiſe jeden ernſtern Gedanken an die Veranlaſſung des frohen Feſtes, der vielleicht mehr als jeder andere geeignet wäre, dauernde Freude zu verbreiten, und Alles taumelt und rennt von einer Luſt zu der andern, bis der Schall der mitternächtlichen Glocken den lauten Jubel übertönt, bis die Menſchenmenge in die mit tauſend Lichtern geſchmückten Tempel wallt, und unter dem ſchönen Chorgeſang: „Ehre ſei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden!“ die ſterbliche Natur es fühlt, daß ein erhabneres Intereſſe dem irdiſchen Tand vorangehen ſollte, und auf die Knie ſinkend das Göttliche in ſich aufnimmt und den Herrn der himmliſchen Heerſchaaren freudig anbetet.

Weit einfacher, ſtiller, aber gewiß nicht minder zweckmäßig, geht in den kleinern wie in den größern Städten der reformirten Schweiz die Feierlichkeit, wie die Freude der Weihnachtsabende und vorzüglich des wichtigſten vorüber, der dem Menſchengeſchlecht die herrliche Kunde brachte: „Euch iſt ein Heiland geboren!“ Beſchränkt in ihren Hülfsmitteln, ſich ſelten über den glücklichen Mittelſtand erhebend, kennt die größere

Zahl der Einwohner kaum dem Namen nach alle die Gegenstände des höchsten Luxus, die anderwärts als Bedürfniß erscheinen. Hier ist wirklich die Freude des Christfestes noch in ursprünglicher Reinheit zu finden; und wenn irgend Etwas außer dem heimlich erregten, diesen Tagen eigenthümlichen Sinne noch auf die Gemüther bedeutend wirkt, so ist es das Entzücken der Kinder, es sind die kleinen wohlthuenden Ueberraschungen, die von Freunden und Bekannten einander gemacht werden, nur selten aber die Grenzen einer lobenswerthen Bescheidenheit übersteigen. Freilich sprechen die reformirten-Kirchen, von allem äußern Schmuck entblößt, vielleicht zu einfach für die von solchen Eindrücken abhängenden Menschen, nicht so feierlich und erregend zu den Andächtigen, die in ihrem Raume sich sammeln; freilich rufen nicht in mitternächtlicher Stunde die Glockentöne zum Tempel, sondern sie thun es im abendlichen Dämmerlichte, wo der Geist noch nicht so gespannt und das Herz noch nicht für alles Ungewöhnliche so empfänglich ist; freilich schimmert statt dem Glanze von tausend Lichtern, die in magischer Beleuchtung die Sinne überraschen, nur hie und da ein einsames Lämpchen, dessen einzelner Schein die Gegenstände in unsichern Umrissen kaum erkennen läßt: aber in diesem feierlichen Dunkel, abgezogen von allem äußern Einflusse, sammelt sich die Seele zu wohlthätiger Betrachtung; — in deutlichen Bildern geht das Schlimme und Gute des verflossenen Jahres an dem innern Auge vorüber, das bange Herz öffnet sich bereitwillig den göttlichen Verheißungen, der Kummer, dessen jedes Wesen, sichtbar oder unsichtbar, gewiß seinen Theil trägt, mildert sich, es werden Entschlüsse gefaßt, deren heilsame Folgen sich oft auf das Leben erstrecken, und wenn die einfachen Töne der Orgel, jeden Schmerz beschwichtigend, die befriedigten Menschen nach Hause geleitet haben, und in stiller Freude jeder Einzelne des kommenden festlichen Morgens gedenkt, so empfängt ihn daheim der Jubel jugendlicher Wesen; die brennenden Lichter, die anmuthige Wärme, der

einladende Theetisch, um den sich bald ein kleiner traulicher Kreis sammelt, vollenden den Genuß des freundlichen Abends, und in dem Bewußtsein, daß nur das häusliche Glück es sei, um dessen willen es sich lohne, gelebt zu haben, gehen nach einigen Stunden Alle zu der friedlichen Ruhe über, die einem solchen Feste geziemt.

Ein Bild solcher einfachen Weihnachtsfreuden, solcher still, aber mächtig empfundener Eindrücke, denen einige zusammentreffende Umstände eine höhere Bedeutung gaben, legen wir in diesen Blättern den Lesern vor die Augen, wünschend und hoffend, es möge hie und da ein Laut zum Herzen sprechen, und denjenigen, die das Leben hart getroffen hat und denen der Weihnachtsabend kein freudiges Gefühl zu geben vermag, wenigstens eine erleichternde Stunde verschaffen.

In der freundlich hellen Stube ihres Unterhauses saß an dem Vorabend des Weihnachtsfestes Frau von Detmund, die ziemlich bejahrte Wittwe eines der ersten Beamten in einem der Kantone der deutschen Schweiz, die, von Sehnsucht nach einem stillen, von der Welt abgezogenen Leben getrieben, nach dem Tode ihres Gatten sich in einem der kleinen Städtchen angekauft hatte, welche in unserm Vaterlande sich so zahlreich finden und mit allen Nachtheilen eines beschränkten Wirkungskreises auch viele Vortheile verbinden, die man vergeblich in den Mauern größerer Städte, mitten unter den mannigfaltigen Beziehungen des höhern gesellschaftlichen Lebens suchen würde. Die Umgebungen, in denen wir sie heute zum ersten Mal erblicken, sind etwas seltsam, aber mit dem ganzen Aeußern übereinstimmend, das den Beobachter in zartem Wohlwollen anspricht, und dessen einzelne Züge unwidersprechlich den Werth derjenigen beurkunden, die, den eigenen Täuschungen längst entronnen, fern allen Ansprüchen, die das Herz in frühern Jahren macht, dennoch beiden nicht so ent-

Der Vorabend des Weihnachtsfeſtes.

Was iſt's, das in den Tagen des Advents, wenn die Stürme des Dezembers unfreundlich wüthen, und ſchaurig dunkle Wolken keinem Sonnenblicke den Durchgang verſtatten, dennoch die Gemüther der Menſchen heiter ſtimmt und alle häuslichen Intereſſen in regerem Leben durch einander treibt? Wo liegt der Grund der frohen Erwartung, die man nicht nur in den holdſeligen Geſichtern der muntern Kinderſchaar abgezeichnet ſieht, die ſich auch in den Zügen älterer Perſonen, oft mit einer ſanften Wehmuth vermiſcht, ſo ſichtbar zeigt? Und warum werfen die Lichter des Weihnachtsfeſtes einen ſo wohlthätigen Schimmer auf die dunkle Erde, daß ihr Glanz die düſtern Schatten der Nächte durchdringt, die in dieſem Theile des Jahres beinahe dem Tage nicht mehr zu weichen vermögen? Warum entzünden ſie ſelbſt in den zerriſſenen Herzen die Flammen der Hoffnung und erneuerten Lebensfreude?

Beinahe alle Menſchen fühlen ſich in jenen Tagen, wo der Schimmer eines göttlichen Lichts dem armen, irrenden Geſchlechte aufging, mehr als gewöhnlich erregt und ſtill fröhlich; es iſt ein heimliches Treiben und Walten überall, wo nicht der Jammer dieſes Erdenlebens jede aufkeimende Blüthe geknickt hat. Selten nur iſt irgend Einer ſo arm oder ſo ganz mit ſich und dem Daſein zerfallen, daß er nicht die Einwirkung einer Epoche empfinden ſollte, die gleichſam mit myſtiſchem Scheine das Herz und die Sinne umfängt; ſelten ſind die, denen nicht wenigſtens in dieſem einen Momente

des ganzen Jahres eine Regung der Freude gegeben ist, und deren matter Brust sich kein Laut des Frohsinns zu entwinden vermag. —

Es sind die Bilder unserer Jugend, die leise grüßend an uns vorüber gleiten; es sind die Erinnerungen an eine Zeit, wo die Welt noch in überirdischem Glanze vor den jugendlichen Sinnen lag, und Alles, was herrlich und groß und lieblich sich dem kindlichen Auge darstellte, so leicht zu erreichen schien, die mit ihren harten Schwingen das enttäuschte Herz beschwichtigen und es noch einmal zurückführen in die Tage der heitern Kindheit; es sind die Freuden längst vergangener Zeit, deren verwelkte Blumen sich uns noch einmal auffrischen, und deren Andenken wir in der Sorge um die, welchen an unserer Statt nun die Genüsse der frohen Jugend gegeben sind, festzuhalten streben. Auch die ärmsten jener Kleinen, denen der Heiland das Reich Gottes verhieß, freuen sich, so lange die Mutterliebe, die Alles möglich zu machen weiß, an ihrer Seite steht, einer unbedeutenden Gabe, die auch auf sie einen Strahl der Millionen Lichterchen hinleitet, welche in reicher Eltern Hause die jubelnden Kinder entzückt. Auch in der kleinsten Hütte weicht die bittere Sorge auf einzelne Minuten irgend einem Genusse, der nur darum erfreuen kann, weil sonst die Befriedigung der ersten Bedürfnisse nur selten über die niedere Schwelle tritt. Und wo der Jammer eines verkümmerten Daseins zu groß ist, um auch dieser geringen Erleichterung Eingang zu gestatten, da fällt der Abglanz einer höhern Weihnachtsfreude in das verarmte Herz und führt die Seele von den Entsagungen dieses Erdenlebens hinweg den schönen Hoffnungen zu, welche die Feier des Weihnachtsfestes zur frohen Gewißheit macht.

Mit glänzender Umgebung erhebt sich hingegen die Weihnachtsfreude in den Häusern der Reichen und Wohlhabenden, denen wohl der Kummer unter jeder Gestalt nahen kann, denen aber der Mangel und Alles in seinem Gefolge, das so mächtig auf das innere und äußere Leben wirkt, fremd bleibt. Laut und schallend treibt sich die fröhliche

Menge in den Straßen großer Städte, die der Wiederschein glänzender, mit allem Ueberflusse asiatischer Pracht prangender Buden erhellt, und die von dem Schimmer der unzähligen Lichter freundlich belebt sind, welche die Bescheerungen umgeben, die nicht auf das Bedürfniß berechnet, und Alles erschöpfend, was nur die Lust der Sinne zu reizen vermag, oft in dem Herzen der kleinen, unschuldigen Wesen, denen sie bestimmt sind, entweder die schlimme Begierde nach immer glänzendern Besitzungen rege machen oder, indem sie alle ihre Wünsche befriedigen, den jungen Gemüthern viel zu frühe eine Uebersättigung geben, deren nachtheiliger Einfluß durch das ganze übrige Leben sichtbar bleibt. Der rauschende Lärm, das Wogen der lustwandelnden und kaufenden Menge, die Fröhlichkeit, die sich selbst oft gegen den eigenen Willen mitten in diesem bunten Gewirre des Geistes der Theilnehmer bemächtigt, das Sinnen und Trachten nach Zerstreuung und Vergnügen, entfernt natürlicher Weise jeden ernstern Gedanken an die Veranlassung des frohen Festes, der vielleicht mehr als jeder andere geeignet wäre, dauernde Freude zu verbreiten, und Alles taumelt und rennt von einer Lust zu der andern, bis der Schall der mitternächtlichen Glocken den lauten Jubel übertönt, bis die Menschenmenge in die mit tausend Lichtern geschmückten Tempel wallt, und unter dem schönen Chorgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden!“ die sterbliche Natur es fühlt, daß ein erhabneres Interesse dem irdischen Tand vorangehen sollte, und auf die Knie sinkend das Göttliche in sich aufnimmt und den Herrn der himmlischen Heerschaaren freudig anbetet.

Weit einfacher, stiller, aber gewiß nicht minder zweckmäßig, geht in den kleinern wie in den größern Städten der reformirten Schweiz die Feierlichkeit, wie die Freude der Weihnachtsabende und vorzüglich des wichtigsten vorüber, der dem Menschengeschlecht die herrliche Kunde brachte: „Euch ist ein Heiland geboren!“ Beschränkt in ihren Hülfsmitteln, sich selten über den glücklichen Mittelstand erhebend, kennt die größere

Zahl der Einwohner kaum dem Namen nach alle die Gegenstände des höchsten Luxus, die anderwärts als Bedürfniß erscheinen. Hier ist wirklich die Freude des Christfestes noch in ursprünglicher Reinheit zu finden; und wenn irgend Etwas außer dem heimlich erregten, diesen Tagen eigenthümlichen Sinne noch auf die Gemüther bedeutend wirkt, so ist es das Entzücken der Kinder, es sind die kleinen wohlthuenden Ueberraschungen, die von Freunden und Bekannten einander gemacht werden, nur selten aber die Grenzen einer lobenswerthen Bescheidenheit übersteigen. Freilich sprechen die reformirten-Kirchen, von allem äußern Schmuck entblößt, vielleicht zu einfach für die von solchen Eindrücken abhängenden Menschen, nicht so feierlich und erregend zu den Andächtigen, die in ihrem Raume sich sammeln; freilich rufen nicht in mitternächtlicher Stunde die Glockentöne zum Tempel, sondern sie thun es im abendlichen Dämmerlichte, wo der Geist noch nicht so gespannt und das Herz noch nicht für alles Ungewöhnliche so empfänglich ist; freilich schimmert statt dem Glanze von tausend Lichtern, die in magischer Beleuchtung die Sinne überraschen, nur hie und da ein einsames Lämpchen, dessen einzelner Schein die Gegenstände in unsichern Umrissen kaum erkennen läßt: aber in diesem feierlichen Dunkel, abgezogen von allem äußern Einflusse, sammelt sich die Seele zu wohlthätiger Betrachtung; — in deutlichen Bildern geht das Schlimme und Gute des verflossenen Jahres an dem innern Auge vorüber, das bange Herz öffnet sich bereitwillig den göttlichen Verheißungen, der Kummer, dessen jedes Wesen, sichtbar oder unsichtbar, gewiß seinen Theil trägt, mildert sich, es werden Entschlüsse gefaßt, deren heilsame Folgen sich oft auf das Leben erstrecken, und wenn die einfachen Töne der Orgel, jeden Schmerz beschwichtigend, die befriedigten Menschen nach Hause geleitet haben, und in stiller Freude jeder Einzelne des kommenden festlichen Morgens gedenkt, so empfängt ihn daheim der Jubel jugendlicher Wesen; die brennenden Lichter, die anmuthige Wärme, der

einladende Theetiſch, um den ſich bald ein kleiner traulicher Kreis ſammelt, vollenden den Genuß des freundlichen Abends, und in dem Bewußtſein, daß nur das häusliche Glück es ſei, um deſſen willen es ſich lohne, gelebt zu haben, gehen nach einigen Stunden Alle zu der friedlichen Ruhe über, die einem ſolchen Feſte geziemt.

Ein Bild ſolcher einfachen Weihnachtsfreuden, ſolcher ſtill, aber mächtig empfundener Eindrücke, denen einige zuſammentreffende Umſtände eine höhere Bedeutung gaben, legen wir in dieſen Blättern den Leſern vor die Augen, wünſchend und hoffend, es möge hie und da ein Laut zum Herzen ſprechen, und denjenigen, die das Leben hart getroffen hat und denen der Weihnachtsabend kein freudiges Gefühl zu geben vermag, wenigſtens eine erleichternde Stunde verſchaffen.

In der freundlich hellen Stube ihres Unterhauſes ſaß an dem Vorabend des Weihnachtsfeſtes Frau von Detmund, die ziemlich bejahrte Wittwe eines der erſten Beamten in einem der Kantone der deutſchen Schweiz, die, von Sehnſucht nach einem ſtillen, von der Welt abgezogenen Leben getrieben, nach dem Tode ihres Gatten ſich in einem der kleinen Städtchen angekauft hatte, welche in unſerm Vaterlande ſich ſo zahlreich finden und mit allen Nachtheilen eines beſchränkten Wirkungskreiſes auch viele Vortheile verbinden, die man vergeblich in den Mauern größerer Städte, mitten unter den mannigfaltigen Beziehungen des höhern geſellſchaftlichen Lebens ſuchen würde. Die Umgebungen, in denen wir ſie heute zum erſten Mal erblicken, ſind etwas ſeltſam, aber mit dem ganzen Aeußern übereinſtimmend, das den Beobachter in zartem Wohlwollen anſpricht, und deſſen einzelne Züge unwiderſprechlich den Werth derjenigen beurkunden, die, den eigenen Täuſchungen längſt entronnen, fern allen Anſprüchen, die das Herz in frühern Jahren macht, dennoch beiden nicht ſo ent-

fremdet ist, daß sie es nicht vermöchte, den Wünschen und Hoffnungen Anderer mit mildem Sinne entgegen zu kommen, und den Reiz des Lebens in dem Wiederscheine fremden Glückes zu finden. Auf Tischen und Stühlen, auf dem Kanapee und rings auf dem Boden lagen ausgebreitet eine Menge Dinge, deren Mannigfachheit leicht errathen ließ, daß sie Personen von ungleichem Alter und verschiedenartigem Geschmacke bestimmt sein müßten. Auf bunten Shawls ruhten Hanswürste und Bullenbeißer, köstliche Zeuge mischten sich mit Trommeln, Peitschen und Puppen; Nähkästchen und Schreibpulte hielten sich traulich Gesellschaft und natürliche und künstliche Blumen pflegten bei vergoldeten Nüssen, Zuckerplätzchen, Makaronen und Leckerbischen jeder Art gemeinsame Ruhe.

Frau von Detmund saß auf einem Lehnstuhle, vor ihr stand ein Tischchen, auf welchem ein schöner hoher Weihnachtsbaum prangte, der oben mit Lichterchen und glänzenden Gaben der mannigfaltigsten Gattung geschmückt werden sollte, von denen sie eine nach der andern, an rosenfarbene Bänder gereiht, einer jugendlich hohen Gestalt darbot, die neben ihr stehend sich bald auf den Spitzen der fein gebildeten Füßchen wiegte, bald den Lockenkopf tief hinunter bückte, um die dargereichten Gegenstände in geschmackvoller Mischung an die Aeste zu knüpfen. Ein Blick reichte hin, um das emsig beschäftigte Mädchen als eine südliche Natur zu bezeichnen; denn diese dunkle und dennoch belebte Gesichtsfarbe, dieses schwarze Rabenhaar, diese tiefen Augen voll innerer Gluth und die gewandte, leichte Sylphidengestalt mußte beinahe das südliche Frankreich oder Italien als Vaterland verrathen, wenn auch nicht der holdselige Mund die deutschen ungewöhnlichen Laute in sonderbaren Veränderungen wiedergegeben und hingegen mit seltener Geläufigkeit französischen Sätze, die Ausrufungen und liebkosende Worte, zwischenein gestickt hätte.

Auf einem kleinen Stühlchen kniete an der andern Seite neben der alten Frau das lebhafte Gegenstück zu dem vorhin beschriebenen,

lebendigen Weſen; eine zarte, beinahe ätheriſche Figur, eine Fülle von blonden Locken, ein Auge, in welchem ſich das lichte Blau des Himmels zu ſpiegeln ſchien, und die Blüthe der Lilien und Roſen auf der zarten Haut ließen eine jener Schönheiten ahnen, die unter den Strahlen einer heißen Sonne nicht gedeihen können, und welche nur ein kälteres Klima hervorbringt. In freundlicher Liebe ruhte ihr Blick auf den geiſtreichen, oft muthwilligen Zügen ihrer Gefährtin, deren heitere Scherze ihr recht zu behagen ſchienen, ohne daß ſie dieſelben zu erwiedern ſich berufen gefühlt hätte; denn ſo verſchieden das Aeußere der beiden Mädchen erſchien, eben ſo ungleichartig waren die Einzelnheiten ihrer Charaktere, und lebendiger Frohſinn von der einen, tiefer Ernſt von der andern Seite hätten es beinahe unbegreiflich gemacht, wie dieſe beiden heterogenen Gemüther ſich lieben und verſtehen könnten, wenn nicht dem ſcharfſichtigen Menſchenkenner täglich klar werden müßte, daß eben die verſchiedenſten Naturen einander mit der innigſten Liebe zu umfaſſen vermögen, während die allzu übereinſtimmenden ſich unwillkürlich von einander abgeſtoßen fühlen.

So wie die Freundſchaft die beiden jugendlichen Herzen enge verknüpft hatte, ſo waren ſie von verwandtſchaftlichen Banden feſt umſchlungen und vereinten ſich noch unauflöslicher in der tiefen Verehrung, in der unbegrenzten Anhänglichkeit an die edle Frau, die den frühe Verwaisten Großmutter und Mutter zugleich war, und in dem heitern Sinne, welcher von den Enkelinnen ausging, die eigene Jugend wiederfand. Nicht immer hatte Frau von Detmund eine ſo wohlthuende Ruhe genoſſen, wie ſie das eben entworfene Gemälde und das verklärende Lächeln ausſpricht, das ihre Züge erhellt, wenn ihr Auge auf den beiden Lieblingen weilt, die ſich ſo ſichtbar beſtreben, der theuern Großmutter behülflich und gefällig zu ſein. Ein Leben, reich an Schmerz und bitter empfundenen Entbehrungen, war ihr langſam und trübe an der Seite eines ungeliebten Gatten dahin

geſchwunden, den nicht eigene Wahl, den fremder Wille ihr gegeben hatte, und dem nur die eiſerne Pflicht angehörte, während ihr Herz einem jungen Freunde folgte, von welchem ungerechte Gewalt ſie getrennt hatte, und der von ſeiner hoffnungsloſen Liebe durch Länder und über Meere getrieben ward. Mit dem Gefühle eines unſtillbaren Heimwehs an einen Mann gefeſſelt, deſſen gemüthlicher Sinn in einem abgezogenen Geſchäftsleben längſt untergegangen war, der für hohe Weiblichkeit wenig empfänglich, die Frau nur als die oberſte Dienerin ſeines Hauſes anſah, und wenn ſie für Wäſche, Kleidung und den Beſtand ſeines Hausweſens geſorgt hatte, weiter Nichts von ihr verlangte, noch viel weniger geneigt war, ihr etwas Beſſeres zu geben, als den Namen ſeiner Gattin und der Mutter ſeiner Kinder, vermochte Frau von Detmund in den erſten Jahren ihrer Ehe nur mit dumpfer Ergebenheit ihr Leben fortzuſchleppen, und oft und ſehnſuchtsvoll ſuchten die flüchtigen Gedanken, den trennenden Raum ſchnell durcheilend, den Geliebten ihrer Jugend auf, und mit ſeinem Bilde traten auch die Träume einer glücklichen Liebe aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor. Erſt als die Mutterliebe ihr Recht geltend machte, als ein Sohn und ſpäter noch zwei Töchter Anſprüche an ihre Sorge und Thätigkeit zu machen begannen, erſt da entfaltete ſich aufs Neue die Blüthe der innigſten Liebe, die, wenn auch unverſtanden und zurückgedrängt, dennoch in des Weibes Bruſt nie erſtickt und aus Mangel an mündigen Gegenſtänden derſelben ſo oft auf Unmündige übergetragen wird. Mit leidenſchaftlicher Hingebung weihte ſie ſich den kleinen Weſen, die in ihr allein die Zärtlichkeit fanden, welche ſonſt dem Vater- wie dem Mutterherzen eigen iſt, die aber Herr von Detmund, deſſen Trockenheit ſich auch auf dieſes Verhältniß ausdehnte, nicht zu empfinden ſchien. Die Stelle, die früher in ihrer Bruſt dem Feſthalten an theure Erinnerungen, dem Andenken eines geliebten Geſchiedenen gewidmet war, wurde nun ganz von dem mächtigen Gefühle eingenommen, das nie altert, nie ſich ſchwächt,

das Zeit und Raum, das Tod und Grab überlebt und das also unwiderſprechlich einem beſſern Daſein angehört. Das Bild ihrer zerſtörten Hoffnungen trat allmälig in den Hintergrund; ſtiller und immer ſtiller ward es in ihrem Herzen, das Gefühl, das der Mutterliebe unausgeſetzt zur Seite ſchreitet, der ſchöne Glaube, die herrlichen Hoffnungen, welche die Religion uns gibt, und ohne welche des Weibes Seele ſich nicht ganz und unbedingt ihren ſchweren Pflichten hinzugeben vermag, bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens; in dem frohen Kreiſe ihrer Kinder, unter ihren zärtlichen Liebkoſungen, bei der Freude an ihrer Entwicklung fühlte ſie nicht mehr, daß der höchſte Zauber des Glückes ihrem Leben gefehlt hatte, und ſelbſt die Gleichgültigkeit oder vielmehr die Abneigung gegen ihren Gatten wandelte ſich in Wohlwollen um, denn er war ja der Vater der ſüßen Geſchöpfe, in denen ſie ihr einziges Glück fand.

Ein Reihe von Jahren hindurch blieb dieſe Ruhe in ihrer Bruſt heimiſch. Die Erziehung der Kinder war ihrer Leitung überlaſſen; ſie durfte nach Willkür die ſchönen Blüthen pflegen und dem Entwickeln guter Eigenſchaften, edler Vorzüge des Geiſtes und Herzens und dem Aufblühen körperlicher Schönheit mit wonnigen Empfindungen zuſchauen. Jede neu entkeimende Fähigkeit, jede erlangte Geſchicklichkeit, jeder mit Erfolg bekämpfte Fehler ſchienen ihr Bürgen für das Glück ihrer Kinder, deren Zukunft ſie in treuem Herzen trug, und für die Erhaltung eines Daſeins, welches ihr früher als eine nicht zu ertragende Bürde vorgekommen war, ſtieg jetzt täglich ein ſtilles Gebet zum Himmel, damit ihr vergönnt ſein möge, die Ausbildung der geliebten Kinder zu vollenden.

So blieb es aber nicht immer; neue und ſchmerzlichere Stürme warteten der edlen Dulderin, damit auch ſie, wie manche ihres Geſchlechts, in der Tiefe herber Trübſal die Vollendung hoher Weiblichkeit erreiche, die überall, wo ſie gefunden wird, ein Bild deſſen darſtellt, was im wahren Sinne des Wortes die Beſtimmung der Frauen auf

Erden ſein ſoll. Den erſten, fürchterlichen Schlag brachte ihr die gebieteriſche Entſcheidung ihres Gatten über ſeines vierzehnjährigen Sohnes Zukunft, den er in dem väterlichen Hauſe, unter der mütterlichen Aufſicht, nicht mehr gut aufgehoben glaubte und darum in eine Penſionsanſtalt zu thun entſchloſſen war, bis er die Univerſität beziehen könnte, um ſich dort zum Staatsmanne zu bilden. Ohne Vorbereitung, ohne die mindeſte Berathung mit ſeiner Gattung nöthig zu glauben, hatte Herr von Detmund ihr die Nachricht angekündigt, die ihr Herz zerriß, ohne daß ſie Hoffnung gehabt hätte, die Trennung von ſich abzuwenden. Vergeblich blieb die Vorſtellung, Wilhelm könne ja unter den Augen ſeiner Eltern, bei ſehr günſtigen Erziehungsanſtalten in ſeiner Vaterſtadt, ſich weit beſſer ausbilden, als in fremden Umgebungen, welche vielleicht, ſeinen Charakter und ſeine Fähigkeiten nicht genug berückſichtigend, beiden eine ſchiefe Richtung geben könnten. Vergeblich wurde von dem beängſtigten Mutterherzen die Sorge ausgeſprochen, ſchlimme Geſellſchaft, Mangel an Aufſicht möchten den lebhaften jungen Menſchen, der noch nicht Stärke genug erlangt habe, um reizenden Verführungen aller Art zu widerſtehen, irre leiten; vergeblich blieb jede dringende Bitte der Frau, die zum erſten Mal es wagte, ſich dem oberherrlichen Willen entgegen zu ſetzen, und binnen einem Monate verließ Wilhelm ſeine Heimat, um mitten in einen Schwarm junger Leute geworfen zu werden, unter denen vermuthlich manche ſich fanden, welche längſt die Zucht und Sitte vergeſſen hatten, die ihnen in dem elterlichen Hauſe eingeprägt worden war. Sollte man nicht in unſerer Zeit, die ſo reich an Schul- und Erziehungsverbeſſerungen jeder Art iſt, vielleicht allzu wenig ſorgſam für die Auswahl ſein, die man mit den ſogenannten Penſionen trifft, deren Unzahl für Jünglinge und Mädchen mit jedem Jahre überhand nimmt? Sollte man nicht öfters die Entfernung der Kinder aus der ſtillen, traulich häuslichen Umgebung allzu ſehr beſchleunigen und dadurch die Gefahr für die noch unausgebildeten

Gemüther vermehren? Daß die jungen Leute, daß beſonders die jungen Männer in die Welt, unter Fremde gerathen müſſen, um für das Leben und ſeine vielfachen Anforderungen tüchtig zu werden; daß auch den Mädchen eine beſchränkte Entfernung aus der Heimat, eine Angewöhnung an andere Sitten, andere Menſchen, an fremden Willen Noth thut, damit ſie nicht einſeitig werden, ſondern ſich in ſpätere Verhältniſſe zu fügen verſtehen, iſt eine Wahrheit, die nur ſelten mehr bezweifelt werden wird. Allein warum, wenn die häuslichen Beziehungen nicht ungünſtig ſind, warum eilt man ſo ſehr, die jungen, kaum angeleiteten, keineswegs im Guten befeſtigten Weſen einer fremden Welt preiszugeben, deren unbekannte Gefahren ſo oft im Keime erſticken, was, gepflegt und unter dem ſchützenden Einfluſſe der Elternliebe entblüht, nicht ſo leicht zu zerſtreuen geweſen wäre, und ſeine ſegensvollen Einwirkungen auf künftige Geſchlechter hätte verbreiten können? Warum überhaupt iſt aus der Erziehung eine Treibanſtalt gemacht worden, in welcher ſich die Kinder erwachſene Menſchen dünken, ehe ihre Fähigkeiten ſich entwickelt haben, wo ſie ſich der Spiele ihres Alters ſchämen, um ſich dagegen Leidenſchaften und Beſchäftigungen hinzugeben, bei welchen ſie ihre ſchöne Unbefangenheit verlieren, und oft ſchon bei den Eintritt in das wirkliche Leben überſättigt, enttäuſcht, als kindiſche Greiſe daſtehen?

Frau von Detmund hatte ihren Sohn mit allen bangen Vorgefühlen der Mutterbruſt von ſich gelaſſen; alle ihre Sorge, alle ihre Liebe folgte ihm an den fernen Ort ſeiner Beſtimmung, wo ihr Auge ihn nicht bewachen, ihre freundlich warnende Stimme ihn nicht erreichen konnte. Schwerlich hätte ſie die Angſt ihres Herzens ertragen, wären nicht zwei eben ſo theure Gegenſtände ihrer mütterlichen Treue an ihrer Seite geſtanden, von denen ſie mit Recht hoffen durfte, daß das Schickſal ſie nimmermehr von ihr trennen würde. Wenn ſie den Sohn hingegeben und ihren Schmerz beſchwichtigt hatte, ſo war es in der Ueberzeugung geſchehen, daß dem Vater vorzugsweiſe die Be-

ſtimmung über denſelben zugeſtanden werden müſſe; aber eben darum glaubte ſie auch Vorrechte hinſichtlich ihrer Töchter zu beſitzen, die ihr Niemand zu entreißen wagen werde. Das Vermögen und die Stellung ihres Gatten waren ſo ausgezeichnet und das Aeußere der beiden Mädchen entfaltete ſich ſo vortheilhaft, daß ſie der Hoffnung Raum geben durfte, es würden ſich in ihrer Nähe annehmliche Partien für ſie finden und ſie des Glückes nicht beraubt ſein, die Kinder ihrer Kinder um ſich herum aufwachſen zu ſehen. Thöricht aber iſt der Menſch, der ſich nach ſeinem Sinne die Zukunft geſtalten will, und ſich von den Träumen und Erwartungen, denen er ſich hingegeben hat, nicht mehr losmachen kann, ohne ſein ganzes Daſein zu zertrümmern.

Eliſabeth, ihre ältere Tochter, war kaum ſiebzehn Jahre alt und an der Seite der ſorgſamen Mutter in zarter Schönheit entblüht, als auch bei dieſer der Vater ſeine Vorrechte geltend machte und bewies, daß die väterliche Gewalt allein die rechtmäßige ſei. Es war vor Kurzem ein junger Franzoſe in die Familie Detmund aufgenommen worden, deſſen Vater einſt dem Hausherrn einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet, und mit welchem dieſer ſeitdem eine ſo enge Freundſchaft unterhalten hatte, als es bei dem trockenen und wenig empfänglichen Sinne des einen Theils möglich war. Der junge Vernier, aus einer der beträchtlicheren Städte des ſüdlichen Frankreichs herübergekommen, ſollte ſich einige Zeit in dem Wohnorte der Detmund'ſchen Familie aufhalten, um die deutſche Sprache vollkommen zu erlernen, und zu dieſem Endzweck hatte Herr von Detmund ihm ſein Haus und ſeinen Tiſch angeboten. Man hätte nun freilich glauben ſollen, der leichte, queckſilberne Franzoſe, der in einer Viertelſtunde mehr ſprach als Detmund in einer Woche, der mit der eigenthümlichen Lebendigkeit ſeines Volkes alle langgewohnte häusliche Ordnung umkehrte, mit den Mädchen ſcherzte und lachte, ſie aus ihrer ſtillen Ruhe reißend, mit ihnen durch Zimmer und Hausflur jubelte, würde dem kalten, finſtern Gelehrten, dem jede kleine Ab-

wechſelung ſonſt ein Gräuel war, keineswegs behagen; aber wie oft ſieht man nicht, wie die verſchiedenſten Charaktere ſich anſprechen und ein gewiſſes unerklärliches Etwas waltet, das fremdartige Gemüther unwiderſtehlich zu einander zieht. Die ſeltſame Vorliebe des ernſten Hausherrn für ſeinen lebhaften Hausgenoſſen ſprach ſich mit jedem Tage deutlicher aus. War es die Dankbarkeit, die der Erſtere wirklich im Herzen trug, waren es die feinen Schmeicheleien des Letztern, die er auf die anmuthigſte Weiſe anzuwenden begann, ſobald er die Neigung des alten Herrn wahrnahm und es fühlte, wie vielen Vortheil ihm dieſelbe bringen konnte; es mag dieß ſchwerlich entſchieden werden, aber es reihte ſich Woche an Woche, Monat an Monat, und immer unbedingter und immer mächtiger ward der Einfluß, den der junge Fremde auf ſeinen alten Freund und durch dieſen auch auf die übrigen Glieder der Familie gewann. Der Frühling war in ſeiner ſchönſten Geſtalt eingetreten, der herrlichſte Sommer folgte ihm, täglich wußte Vernier eine neue Luſtpartie, einen Spaziergang oder eine Schifffahrt zu Stande zu bringen, wobei er der gefällige und in ſeiner Lebendigkeit wirklich anmuthige Begleiter der beiden Mädchen war, die nach Mädchenweiſe ſich freuten, der ſtillen Einförmigkeit ihres Hauſes entnommen und mit ganz neuen Genüſſen bekannt zu werden. Wenn aber das trübe Wetter die jungen Leute ins Zimmer bannte, ſo ruhte jener nicht, bis eine muntere Geſellſchaft beiſammen war, die in fröhlicher Heiterkeit die langen Stunden weggaukelte.

Ernſt und ſorglich ſah die vorſtändige Mutter dem lauten Treiben zu, das ihr, wie Alles, was wir in befangener Bangigkeit ahnend durchſchauen, eine Art Entſetzen einflößte. Mit ſchwerem Kummer ſah ſie, wie Vernier ihre Eliſabeth mit der feinſten Sitte auszuzeichnen begann, wie er ſie in unausgeſprochener und doch ſo vielſagender Liebe gleich einem Schutzgeiſt umſchwebte; mit zerriſſenem Herzen fühlte ſie, wie ihre Tochter ſich immer mehr und mehr dem Fremden zuneigte,

wie ſie ihn bald mit allen Kräften ihrer ſanften tieffühlenden Seele zu umfangen ſchien, und der Gedanke, daß entweder auch dieſes Kind für das Leben von ihr geſchieden werde, oder in unerfüllter Sehnſucht, wie ſie ſelbſt, unglücklich ſein würde, fiel zerſtörend in das kaum wieder beruhigte Daſein der armen Frau.

Thue man doch niemals dem Alles opfernden Mutterherzen Unrecht! die Furcht vor der entſetzlichen Trennung, ſo ſchmerzlich ſie der liebenden Mutter ſein mußte, war bei dieſem drohenden Unheil nicht das peinlichſte Gefühl für ſie. Weit mehr quälte ſie die Unſicherheit des Glückes eines theuern Kindes, deſſen Wohlfahrt fern von der lieben Heimat und allen ſtill waltenden Genien, die bis jetzt dasſelbe umgeben hatten, in fremden Verhältniſſen, einzig nur von einem Manne abhangen ſollte, der ihr in mehr als einer Hinſicht Mißtrauen einflößte und deſſen Charakter überall noch nicht ausgebildet genug war, um ein dauerhaftes Glück zu verſprechen. Die Mutterliebe macht ſcharfſichtig und ſchlau; in Kurzem hatte ſie ſich die Gewißheit verſchafft, daß die Sittenreinheit nicht unter die Tugenden des Geliebten ihrer Tochter gehörte; ſeine Neigung zum Spiel und zu ſtarken Getränken, die er zwar mit großer Geſchicklichkeit zu verbergen wußte, war ihr ſchon früher nicht entgangen, und überzeugt, daß Eliſabeth auf dieſem Wege rettungslos einem tiefen Abgrund zueile, machte ſie mit mütterlicher Liebe und Milde ihre Rechte auf ihr Herz und ihren Verſtand geltend. Angebetet von ihren Kindern, mußte ein ernſt warnendes Wort auf das junge Gemüth einen großen Eindruck machen, und Eliſabeth, an der Wahrheit alles deſſen, was die Mutter bekräftigte, nicht zweifelnd, beſchloß, einer Liebe zu entſagen, die ſie nicht glücklich machen konnte, und jede aufkeimende Blüthe zarter Neigung zu vertilgen. Wenn aber der Einfluß des natürlichen Schutzgeiſtes auf der Kinder Herz groß und viekumfaſſend iſt, ſo iſt das Gefühl, um deſſen willen das Weib Vater und Mutter verläßt, doch noch mächtiger; und wenn auch

Elisabeth ſich von dem jungen Freunde zurückzog und eine ſcheinbare Kälte an die Stelle der frühern Hinneigung getreten war, ſo bleibt es ſchwer, beim täglichen Zuſammenleben den Eindrücken zu entgehen, die nur zu leicht gefaßte Entſchlüſſe wieder wankend machen, und des armen Kindes verſtörtes Gemüth, ſein Beſtreben und das Nichtgelingen, gab Bernier ſchnell Aufſchluß über das Vorgefallene, dem er mit eilenden Maßregeln abzuhelfen bald entſchloſſen war.

Ehe Frau von Detmund einen ſo baldigen Schritt ahnen konnte, trat der junge Mann eines Tages in das Zimmer des alten Herrn, und indem er ihm einen Brief ſeines Vaters überreichte, in welchem Detmund bei der heiligen Freundſchaft, die ſie umſchlinge, beſchworen ward, ihm die Bitte um die Hand ſeiner älteſten Tochter für den Sohn nicht zu verſagen, der ſie liebe, und auf dieſe Weiſe den ſchon geknüpften Knoten enger zu ſchürzen wünſche, brachte auch er zugleich ſeine Worte an, und wußte ſo gut Ernſt mit liebkoſendem Scherze, Vorſtellungen und Bitten, Verſprechungen und Schmeicheleien zu miſchen, daß der Vater, bethört und hingeriſſen, den Jüngling nach einer Stunde, zwar nicht mit der beſtimmten Zuſage, aber doch mit Hoffnungen entließ, die bei der Eigenheit dieſes Charakters nicht leicht wieder zerſtört werden konnten. Die vollendete Entſcheidung gab der Widerſpruch der Mutter, als ihr die Sache eröffnet wurde; gaben ihre Thränen, ihr Jammer, die dem harten Manne theils als Auflehnung gegen ſeine Macht, theils als eigenſüchtige Liebe erſchienen, welche das eigene Glück dem Wohlergehen Anderer vorziehe, und was ihn früher nur gefällig angeſprochen hatte, wurde von dieſer Minute an feſter Entſchluß.

Eliſabeths getheiltes Herz ſchwankte zwiſchen der Liebe zu der Mutter, deren Schmerz ihre Bruſt mit Wehmuth und banger Vorahnung erfüllte, und zwiſchen der Freude, nun doch dem Gegenſtande der erſten und einzigen Empfindung, die ſie jemals einem Manne geweiht hatte, ſich hingeben zu dürfen. Das unausgeſprochene Ver-

gnügen einer weiten Reiſe, die Begierde nach allen den Schönheiten der Natur und Kunſt in dem fernen Lande, in welches der Freund ſie führen ſollte, die Hoffnungen, die jede jugendliche Seele noch in ungeſchwächter Kraft zu hegen vermag, die Verheißungen des geliebten Bräutigams, deſſen Schwüre mehr gelten, als die leiſen Klagen der weinenden Mutter, brachten bald die bangen Ahnungen zum Schweigen, die, durch der Letztern Warnungen veranlaßt, ſich noch zuweilen regten, und bald gab ihr ganzes Weſen ſich dem ſeligen Gefühle hin, das ſo oft für eine ganz trübe Zukunft ſchadlos halten muß. Das arme Mädchen bedachte nicht, daß alle die Vorzüge, alle die Freuden, welche ihr die bevorſtehende Verbindung zu bieten ſchien, gleich dem vorübereilenden Dufte verwelklicher Blüthen dahin ſterben würden, wenn die Fremde in der unbekannten Heimat ſie ſuchen und genießen müßte; ſie bedachte nicht, daß es einen Grad von Liebe bedarf, der dieſem armen Leben ſelten oder nie gegeben iſt, wenn das Mädchen ſich dauerhaft glücklich fühlen ſoll, da wo außer ihrem Gatten kein Herz ihr offen ſteht, wo der Mutter Theilnahme, wo der Schweſter Liebe, wo der Geſpielinnen Freundſchaft das errungene Glück nicht mitfühlt, mit beſpricht und dadurch den Genuß desſelben tauſendfältig vermehrt; ſie überlegte nicht, daß mit dem Schritte aus der lange geliebten, freundlichen Heimat, aus den gewohnten Umgebungen, von den traulichen Verhältniſſen des Familienlebens hinweg, für ſie Alles zerriſſen, Alles dahin geſtorben ſei, was ihr ganzes Leben hindurch ſie erfreut hatte; daß ſie von nun an ganz und ausſchließlich dem Manne angehöre, dem ſie ſich hingegeben hat, und außer dieſem keine Erholung, keine Unterſtützung, kein Troſt für ſie zu finden ſei; ach, ſie glaubte es nicht, daß ſie für den Rauſch einer vielleicht ſchnell erſterbenden Liebe das ſchöne ſichere Glück eines, nicht nur von dem Manne ſeiner Wahl, aber von einer ganzen liebenden Familie umfangenen Weibes dahin gab! Leicht nur und flüchtig empfindet das jugendlich pochende Herz dieſe gewichtige Wahr-

heit, Liebe nur. Liebe verlangt das sehnende Gemüth, und wo diese zu finden ist, da schwinden momentan alle andern Vorstellungen, es schweigt jedes andere Gefühl; aber wenn die schöne Heimat verlassen ist, wenn der Fuß den fremden Boden betreten hat, wenn die Täuschungen sich lösen, die den befangenen Sinnen die richtige Ansicht geraubt haben, wenn Augenblicke der Unzufriedenheit, der Mißstimmung eintreten, wenn das verödete Leben sich der aufgeregten Phantasie in schreckendem Lichte darbietet: — ach, dann steigen die Bilder früheren Glückes mahnend empor und das arme Herz verliert sich in unbezwinglichem, nie gestilltem Heimweh!

Indem wir den Hochzeittag Elisabeths, an welchem in die Brust der unglücklichen Mutter kein Strahl der Freude drang, und die fürchterliche Stunde einer wahrscheinlich lebenslänglichen Trennung mit Stillschweigen übergehen und auch die nächsten Jahre nicht berühren, in welchen die Vorgefühle des Mutterherzens über der Tochter Schicksal nur zu sehr in Erfüllung gingen, finden wir Frau von Detmund bei der Verlobung ihrer zweiten Tochter wieder, in deren freundlicher Zukunft sie eine Entschädigung für namenlose Leiden zu finden hoffte. Freilich konnte bei einer Verbindung, wo eine liebenswürdige Persönlichkeit, eine angenehme Lage, die Nähe der eigenen und die Vorzüge der neu gewählten Familie, ein Glück vorher sehen ließen, welches dasjenige der Schwester weit übertreffen mußte, die Mutter sich eher der Freude überlassen, und Mathildens Hoffnungen waren auf festern Grund gebaut, als die der oft beweinten und vermißten Elisabeth. Aber das Leben gibt selten dauernde Freuden; je reiner und schöner diese sind, je schneller eilen sie vorüber, und auch hier sehen wir die junge Frau nach zwei Jahren der höchsten Erdenwonne aus den umfangenden Armen des trostlosen Gatten und der unglücklichen Mutter, aus der Mitte liebender Verwandten und Freunde, von dem Lächeln des erstgebornen Kindes hinweg gehoben, um von dem irdischen Glücke zu dem himmlischen überzugehen.

Nur das unverständliche Lallen des armen, verlassenen Säuglings konnte Frau von Detmund, deren Herz mit dem letzten Athemzuge ihrer Tochter zu brechen schien, auf dieser Erde zurückhalten und aufs Neue den Wunsch, ein leidenvolles Leben fortzusetzen, bei ihr entwickeln. Das Vermächtniß, das Mathilde sterbend in der Mutter Arme gelegt hatte, war es allein, das ihr Kraft gab, den Schlägen zu widerstehen, die nun schnell folgend jede Möglichkeit des Glückes in ihrem Daseyn zerstören zu wollen schienen. Wilhelm von Detmund, dessen unausgebildeter Charakter sich plötzlich aller hemmenden Fesseln entbunden gefühlt hatte, und der sich aus dem stillen väterlichen Hause auf einmal unter einer bunten Menge junger, allzu lebenslustiger Kameraden sah, hatte noch nicht Festigkeit genug gewonnen, um die Grundsätze zu bewahren, die der Mutter edler Geist ihm einzuprägen gesucht hatte; er ward zwar nicht schlecht, davor bewahrte ihn der Genius der Mutterliebe und die Erinnerung an die verehrte Frau, in welcher er auch in den unbewachtesten Augenblicken das Bild der schönsten, menschlichsten Tugend sah; aber Beispiel und Gelegenheit machten ihn leichtsinnig, brachten ihn zu Fehlern, die er später selbst verabscheute, und die ausgezeichneten Fähigkeiten seines Geistes, die Leichtigkeit, mit welcher er Alles auffaßte und das Gelernte behielt, machte ihn nachläßig und übermüthig. Auf die Universität gelangt, vollendete die unselige Bekanntschaft mit einem Spieler sein Unglück und zerstörte alle die guten Entschlüsse, welche die Thränen und Vorstellungen der geliebten Mutter in ihm erregt hatten. Er spielte, verschwendete, machte Schulden, und als sich diese zu einer schreckhaften Summe gehäuft hatten, als mit einem Male seines Vaters unerbittliche Strenge und seiner armen Mutter unendlicher Jammer mahnend und drohend vor ihm stand, da brach sein Muth, und unfähig der Zukunft, so wie er selbst sie herbeigeführt hatte, entgegen zu treten, verließ er heimlich den Schauplatz seiner Thorheiten, verschwand, und alle Spuren, die den emsigsten Nachforschungen zu entdecken gelangen,

führten nicht weiter, als bis zu einem der holländischen Seehäfen, wo er sich entweder eingeschifft haben oder verunglückt sein mußte.

Die Kunde, die von Elisabeths Leben aus Frankreich herübergelangte, war auch nicht dazu gemacht, das Mutterherz, dessen Hoffnungen allmälig alle zu Grabe getragen wurden, zu trösten und zu erheben. Sie war zwar von der Familie ihres Gatten freundlich empfangen worden, hatte aber in ihrem Kreise keine einzige Persönlichkeit gefunden, die sie hätte ansprechen können, und das Fremdartige, dessen Bild so zauberisch vor ihrer Seele stand, hatte seinen Reiz verloren, sobald die Nähe den trügerischen Schimmer abgestreift hatte. Vernier ließ es zwar nicht an Aufmerksamkeiten mancher Art fehlen, besonders so lange seine Eitelkeit durch die Bewunderung befriedigt wurde, die Elisabeths zarte Schönheit und ihr liebenswürdiges Wesen hervorbrachten; aber von der ehelichen Treue hatte er keine strengen Begriffe, so wie er überhaupt in Allem, was die Moralität betrifft, ein echter Schüler Epikurs war; und als die Flitterwochen vorübergegangen, in denen auch die ungleichartigsten Paare einander zu verstehen scheinen, fühlte die Getäuschte wohl, daß Vernier nicht der Mann sei, der ihre fromme Seele, ihren gebildeten Geist und ihr tief fühlendes Herz zu fassen und werth zu halten vermöge. Die Geburt eines Mädchens schien sie zwar während einigen Jahren mit ihrem Geschicke zu versöhnen und das fremde Land zur Heimat umzugestalten; alle ihre Briefe waren voll von ihrer kleinen Klaire, die sie auch nur einmal in der Großmutter Arme zu legen wünschte: allein es ging dennoch sichtbar eine Sehnsucht aus jedem ihrer Worte hervor, die wie das Heimweh eines Engels nach seiner himmlischen Heimat klang. Was sie auf Erden nicht mehr zu erreichen hoffen konnte, die schöne Heimat ihrer Jugend, das theure Vaterhaus, die geliebten befreundeten Menschen, für deren Verlust ihr kein Ersatz ward, das vereinigte sich in immer helleren Bildern mit den Hoffnungen, die sie auf ein besseres Leben im Herzen trug, und sanft

lösten sich die Bande, die den leidenden Körper an die sehnende Seele knüpften.

Beinahe möchte man das Gefühl, mit welchem Frau von Detmund die Nachricht von dem Tode ihres letzten Kindes erhielt, eine wehmüthige Freude nennen. Sie war wahrhaft heimgegangen, aus dem enttäuschten, verödeten Dasein hinweg in ihr besseres Vaterland, und lieber wußte die Mutter sie dort geborgen, als unter Menschen, von denen sie ewig nicht verstanden werden konnte. Das Bild ihrer Ruhe folgte ihr an das lange und schmerzliche Krankenlager des Gatten, dem sie mehrere Monate hindurch die liebevollste und geduldigste Krankenwärterin war; der erst am Ende seiner Laufbahn das Wesen erkannte, das sein gutes Glück ihm zur Gefährtin gegeben hatte, und in seinen letzten Augenblicken mit dem Dank für ihre Güte auch den Schmerz aussprach, das Kleinod an seiner Seite nicht nach seinem vollen Werthe geschätzt zu haben.

Wohl mag es zuweilen räthselhaft erscheinen, wie Frauen, deren zarter Bau dem ersten Sturme zu unterliegen droht, eine Reihe von Unglücksfällen, von schmerzlichen Entbehrungen und Leiden zu ertragen vermögen, ja wie oft die intellektuellen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes sich nur kräftiger entwickeln, während in ähnlichen Fällen die Kraft des Mannes gebrochen wird. Biegsam aber und weich, wie ihre Form, ist der Sinn der Frauen; zum Dulden und Tragen bestimmt, von der Natur zu sanfter Nachgiebigkeit angewiesen, schmiegen sie sich unter der Last des Unglücks, bis das Ungewitter vorüber ist, während der stolze Geist des Mannes, die geduldige Ergebung verschmähend, der Uebermacht trotzt, mit dem Unheil ringt, und endlich von dem Schicksal überwältigt zu Boden sinkt, ohne sich wieder emporraffen zu können. Seine Schwachheit fühlend, sucht das Weib, mehr als der Mann, eine haltbare Stütze auf dem schroffen Wege, wo oft kein freundliches Licht die Wandelnde leitet, und wo vermöchte sie eine solche Stütze zu finden, als in dem schönen Glauben,

der allein mit seinem ganzen umfassenden Troste die düstern Stunden des Jammers zu erhellen vermag, und dem sich das weibliche Herz mit all der Innigkeit hinzugeben versteht, die für alle schönen und heiligen Gefühle dasselbe so empfänglich macht. Je heftiger die Wellen des Unglücks sich an dem schwankenden Lebensschiffein brechen, je unauflöslicher verwebt sich dieser Glaube und diese Hoffnung mit dem innern Wesen der Frau; wie die körperliche Kraft, so stärkt sich auch die geistige durch die Nothwendigkeit des Gebrauches, es erhebt sich Gemüth und Herz, es bildet sich Geist und Sinn in der Schule des Unglücks, und unkenntlich, zu ihrem Vortheil verändert, erscheint uns oft am Ende ihres kummervollen Lebens diejenige, die wir in der schönsten Blüthe des Glückes und der Jugend gekannt haben. Und wie rührend stellt das Bild der Dulderin sich uns dar, wenn wir sie nach den Tagen würdig getragener Trübsal wieder erblicken, wie sie die Trümmer ihres Glückes um sich gesammelt hat! wie nach den Stürmen eines wild bewegten Lebens eine tiefe Ruhe in ihre Brust gezogen ist, eine Vorahnung des Friedens, der ihr nun nicht lange mehr entgehen kann! wie sie im Andenken an das Ueberstandene in milder Güte waltet und liebt und das schöne Vorrecht des Alters genießt, durch eigenes Beispiel auch andere Menschen leben und leiden zu lehren.

Wir haben Frau von Detmund an dem Sterbelager ihres Gatten, als verarmte Mutter, mit der Welt nur noch durch ihre kleine Emma verbunden gesehen, mit dem Körper nur noch auf der Erde weilend, mit dem Geist aber den theuern Vorangegangenen in unbekannte Regionen nachschwebend, und wir erblicken sie nach einer Periode von zwölf Jahren in den heitersten, freundlichsten Umgebungen wieder; zur Matrone geworden, aber lebensfroher und muthiger, als in den Tagen der schönen Jugend, mit regem Interesse Alles umfangend, was seit der Zeit der Trübsal ihrem liebenden Herzen aufs Neue gegeben worden war, und wie in einen schweren, aber segenbringenden Traum in die Vergangenheit zurückschauend.

Nachdem Herr von Detmund zu ſeiner letzten Ruheſtätte gebracht worden war, und die Wittwe ſeine Verlaſſenſchaft geordnet hatte, ſtrebte ſie vor Allem, eine Umgebung zu verlaſſen, die ihr nur trübe Erinnerungen geben konnte, und ſehnte ſich nach einem ſtillen Plätzchen, wo ſie ruhig und fern von läſtiger Zerſtreuung dem Andenken an alle die holden Geſtalten leben dürfte, die ihr in einſamen Augenblicken zuweilen liebend die Arme entgegen zu breiten ſchienen. So zog ſie dem kleinen Städtchen zu, wo wir ſie im Anfange dieſer Blätter heimiſch gefunden haben, kaufte ſich eine angenehme Wohnung außer den dunkeln Mauern und beſchäftigte ſich einzig und unausgeſetzt mit der Erziehung ihrer kleinen, blonden, lieblichen Emma. Gerne hätte ſie auch den Nachlaß ihrer ältern Tochter, die verwaiſete Klaire, in ihre liebenden Arme, unter ihren Schutz herbeigerufen; allein der Vater, dem ſonſt die heißen Gefühle eines treuen Herzens eben nicht eigen waren, fand an dem lebhaften, reizenden Kinde ein ſolches Behagen, daß er zu einer Trennung nicht zu bereden war, und Alles, was die Großmutter zu thun vermochte, war, der kleinen Klaire eine Erzieherin aus dem deutſchen Vaterlande zuzuſenden, deren Fähigkeiten nicht zu bezweifeln waren, und die bald in dankbarer Liebe die herzliche Anhänglichkeit der Enkelin der fernen Matrone zuzuwenden und ſie dieſelbe im Bilde lieben zu lehren wußte.

Schon hatte Frau von Detmund in dem anſpruchloſen Kreiſe ihrer nützlichen Thätigkeit einen Theil der Seelenruhe wieder gefunden, die ihr in dem Jammer eines zerriſſenen Herzens untergegangen war; ſchon vermochte ſie wieder Plane für eine freundliche Zukunft der beiden geliebten Kinder zu entwerfen, als eine ſehr große, ganz unvermuthete Freude ihr zu Theil ward. Sie ſaß eines Tages mit Emma auf dem Schooße in ihrem Garten, als ungemeldet ein noch jugendlicher, aber von der Sonne braun gebrannter Mann herein trat, einige Augenblicke wie zweifelnd ſtehen blieb und ihr dann, als ſie befremdet ſich erhob, mit dem Schluchzen einer heftigen Rührung

zu Füßen stürzte. — „Mutter, Mutter, können Sie verzeihen?“ stammelte endlich der verlorne Sohn, und wer die schöne Parabel unsers Heilandes kennt, wird wohl nicht glauben, daß hier das Mutterherz den Heimgekehrten verstoßen habe. Solch ein Augenblick des Wiederfindens löscht die Spur jahrelanger Thränen und Kümmernisse aus, er ließ die vor Wonne schwindelnde Mutter vergessen, daß sie jemals gelitten hatte; und als allmälig in Wilhelm keineswegs ein Taugenichts, wie zu fürchten stand, sondern ein durch Unglück gereifter junger Mann ans Licht trat, als sie sich überzeugen durfte, daß in seinem Herzen die Flamme der Tugend brenne, daß seine Liebe ihr in vollem Maße vergangenen Jammer vergelten wolle, da faltete sie gläubig und dankend die Hände und sagte leise: „Herr, deine Wege sind unerforschlich, aber sie sind weise und gut!“

Wilhelm war bei seiner schnellen Flucht vor Bestrafung und Schande, mit einigem Gelde versehen, an dem Einschiffungsplatze, wo er sich nach England begeben und einen Jugendfreund aufsuchen wollte, einer Art von Seelenverkäufer in die Hände gerathen, der ihn, entblößt von allen Bedürfnissen und in Gesellschaft des Abschaums der Menschheit nach Ostindien übersetzen ließ und dort zu den beschwerlichsten Arbeiten gebrauchte. Mehrere Jahre verlebte er in einem bejammernswerthen Zustande, in welchem er sich hundert Mal den Tod wünschte, und Muße hatte, seine Thorheiten bitter zu bereuen. Ein Zufall machte einen Offizier der englischen Kompagnie, dem sein Name nicht unbekannt schien, auf ihn aufmerksam; er verwendete sich für ihn, entriß ihn seinem Elende, mit der großmüthigsten Theilnahme sorgte er für alle seine Bedürfnisse, nahm ihn zu sich, und Wilhelm gestand, daß er diesem edlen Landsmanne — denn der Offizier sei ein Schweizer gewesen — viel mehr noch als das Leben, daß er ihm seine weitere Ausbildung, seine vermehrten Kenntnisse, die Entwickelung aller seiner moralischen und körperlichen Fähigkeiten schuldig sei. Er hatte ihm Beschäftigung angewiesen, hatte ihn mit

Geld und Anſehen unterſtützt und nicht geruht, bis ein kleines Vermögen ſeine Bemühungen vergolten hatte, welches dem Reuigen möglich machte, in ſein Vaterland zurückzukehren und die Schulden zu tilgen, die durch ſeinen Leichſinn ſo unverantwortlich gehäuft worden waren. Beim Abſchiede drückte der Mann, deſſen Wilhelm nie ohne Thränen im Auge erwähnte, ſeinen jungen Freund tief bewegt an die Bruſt, gab ihm ſeinen Segen und bat ihn, der Mutter zu ſagen: der Freund ihrer Jugend habe auch in einem fernen Welttheile ſeine Gefühle für ſie nicht vergeſſen.

Ergriffen von ſchmerzlich-ſüßer Ahnung, begehrte Frau von Detmund den Namen des unbekannten Wohlthäters zu wiſſen, und als des Sohnes Lippe mit heiliger Liebe und anbetender Verehrung „Laßberg“ nannte, da ſchien es, als ob mit einem Male dreißig Jahre voll ſchwerer Kämpfe und Leiden ſich in dem Gedächtniſſe der Mutter verwiſchen, als ob aus dem Meere der Vergangenheit ſich das jugendgeliebte Bild glänzend erheben und noch ein Mal die Tage der erſten, durch das ganze Leben treu bewahrten Neigung für ſie anbrechen ſollten. Dem Freunde ihres Herzens hatte ſie die Rettung ihres Kindes und den ſtillen Frieden ihrer übrigen Lebenszeit zu verdanken; er liebte ſie noch, ihr Andenken hatte jenſeits der Meere dem Sohne den Freund und Beſchützer gegeben, wie ſollte nicht dieſe Gewißheit, ſchöner als alle Träume der roſigen Phantaſie, einen Glanz auf ihre Zukunft werfen, deſſen milder Schimmer ſogar das dunkle Grab erhellte, in welchem ſie ihn wiederzufinden hoffte! Sie fragte nicht viel; ſie ſprach wenig über das Vorgegangene, und Wilhelms feiner Sinn verſtand und achtete der Mutter Zurückhaltung; aber wenn an lichten Abenden Beide bei einander ſaßen, Beider Gedanken ſich auf den nämlichen Punkt richteten, dann nannte wohl der Sohn leiſe den Namen „Laßberg“, und ſanft drückte die Mutter die Hand deſſen, der ihr darum noch theurer war, weil Er ihn erhalten und ihr wiedergegeben hatte.

Entſchloſſen, ſeine Schuld, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, gut zu machen und ſeiner Mutter zu erſetzen, was ſie in frühern Jahren an Lebensgenuß hatte entbehren müſſen, wählte Detmund den Wohnort derſelben zu ſeinem Aufenthalt. Die Kenntniſſe im Handelsfache, die er ſich unter einem fremden Himmelsſtriche erworben hatte, und die Neigung, die er von jeher für den Handelsſtand fühlte, beſtimmten ihn, ein Etabliſſement zu errichten, das in Kurzem vortrefflich gedieh und ihn in den Stand ſetzte, ſeine Hand einem liebenswürdigen, aber mittelloſen Mädchen zu reichen, das ganz geeignet war, ihn glücklich zu machen, und den Werth der würdigen Frau zu faſſen, die ein günſtiges Geſchick ihr zur Mutter gegeben hatte. Sechs Enkel und Enkelinnen ſah Frau von Detmund dieſer ſchönen Verbindung entſprießen, die alle mit unendlicher Liebe der freundlichen Matrone zugethan waren; ihr Daſein begann ſich wieder zu beleben, jeder Tag brachte ihr einen neuen Genuß, der ſich in dem Gefühle noch verſtärkte, die Freudegeberin des jungen Völkleins, die vertraute und geliebte Freundin der Eltern, ihre freundliche Rathgeberin und mit einem Worte Allen Alles zu ſein.

So wie das Unglück oft in unausgeſetzten Schlägen über den Menſchen hereinbricht, ſo wird auch, ſcheint einmal die Sonne wieder, das Glück nicht müde, ihn mit ſeinen Gaben zu überhäufen.

Vernier ſtarb in Folge eines Sturzes vom Pferde, und Klaire, nach deren Anblick Frau von Detmund ſich ſeit neunzehn Jahren vergeblich geſehnt hatte, betrat in Begleitung ihrer treuen Erzieherin und Freundin zum erſten Male das Mutterland, deſſen Berge und Schluchten, deſſen grauſe Abgründe und freundlich helle Triften, wie die Wunder der Fabelwelt, ſeit ihren Kinderjahren in der jugendlichen Phantaſie zu anziehenden Bildern ſich geſtaltet hatten, in deren Mitte ſie jetzt die Verwandten finden ſollte, die nur dem Körper, nicht dem Geiſte nach, ihr fremd und unbekannt waren. Klaire Vernier, deren lebhafte Einbildungskraft, deren heißes Herz, deren

rege Empfänglichkeit für Alles, was eine abstoßende oder anziehende Kraft für sie besaß, genugsam die südliche Natur bezeichnete, hätte unter der Leitung ihrer weisen Führerin alle die Fehler allzu lebhaft fühlender Menschen zu mildern gelernt und die Eigenschaften ihres Kopfes und Herzens lieblich entwickelt. Das schon entworfene Bild ihres Körpers stimmte vollkommen mit der Liebenswürdigkeit ihres Geistes überein, und selbst das Eigene, zuweilen etwas Sonderbare und Fremdartige in ihrer äußern und innern Erscheinung machte sie nur um so anziehender, wie eine aus fremdem Boden verpflanzte und dennoch in ihrer eigenthümlichen Ueppigkeit sich entwickelnde Blume doppeltes Interesse gewährt. Wie vermöchten Worte die Empfindungen der Großmutter zu schildern, als sie das nie gesehene Kind ihres verklärten Lieblings in die Arme schloß; als es ihr schien, die Verstorbene selbst führe ihr das Wesen zu, an dem sie auf der irdischen Bahn mit solcher Innigkeit gehangen, welches allein ihr das Scheiden schwer gemacht hatte; als sie nur ihr hörbare Klänge gleich Geisterlauten durch das Zimmer hallend zu vernehmen glaubte; als mit einem Male die heiße Sehnsucht des Mutterherzens, die nie erstickt, und eine Freude, deren Heftigkeit beinahe an Schmerz grenzte, sich ihrer bemächtigten; als sie mit dem einen Arm die neu Geschenkte umfing, den andern der Entschwundenen in die Ewigkeit entgegen breitete, und keiner der Anwesenden sich der Thränen der tiefsten Rührung enthalten konnte. Solche Momente gehören nicht der erzählenden Feder an, sie müssen mit heiligem Sinne und einem Gefühl empfunden werden, dessen fromme Reinheit ein Funke des göttlichen Geistes ist, und jede irdische Darstellung würde sie entweihen.

Frau von Detmund würde jetzt ganz glücklich gewesen sein, wenn sie die Sorge um das geliebte Kind hätte verscheuchen können, von welchem sie fürchtete, es möchte sich in den ungewohnten Umgebungen, bei fremden Gebräuchen und Sitten, in einem Klima, dessen rauhe Lüfte so leicht die zarte Blume verletzen konnten, nicht heimisch fühlen

und der Schmerz einer unbefriedigten Sehnſucht alsdann auch die übrigen anziehenden Verhältniſſe unerfreulich erſcheinen laſſen. Eine oft übertriebene Sorglichkeit, ein ängſtliches Vorahnen von Leiden und Kümmerniſſen, deren Wirklichkeit meiſtens nicht eintritt, ſcheint eine Zugabe der edelſten weiblichen Charaktere zu ſein, und mehr noch, als nöthig wäre, die Bahn der Frauen mit Dornen zu beſtreuen, für welche doch vorzugsweiſe die Lehre gegeben ſein möchte: „Sorget nicht für den morgenden Tag!“ Von Allem, was die Großmutter vorgeſehen hatte, geſchah gar Nichts; Klaire blühte und grünte gleich der zierlichſten Centifolie, ihr ſtrahlendes, ausdrucksvolles Auge leuchtete Geſundheit und Frohſinn, und in franzöſiſchen und deutſchen Poeſieen, in dem lieblichen Dialekte des Languedoc und in allemanniſchen Lauten tönte den ganzen Tag die ſchön ausgebildete Stimme des holden Mädchens. Mit Klairen war erſt recht eigentlich die heiterſte Fröhlichkeit in den trauten Kreis gekommen, der früher auch wohl recht ernſt und ſtille beiſammen ſein konnte; Allem wußte ſie die lichte Seite abzugewinnen, jede aufſteigende Wolke wegzuſchmeicheln, jedes kleine Mißverhältniß in ſeiner Entſtehung zu löſen; ja, es war, als vermöchte kein verſtimmtes Gefühl ſich in der Nähe der freundlichen, gaukelnden, anmuthigen Pſyche feſtzuhalten. Man glaube aber ja nicht, daß Klaire nicht auch fremdes und eigenes Leid hätte empfinden können, daß ſie unfähig geweſen ſei, zu verſtehen, was die Seele mächtig erfaßt und die Bruſt mit wehmüthig-ernſten Regungen zu erfüllen vermag. Wenn auch ihr Charakter ſich mehr zu harmloſer Heiterkeit neigte, ſo konnte ſie doch tief, ja heftig empfinden; kein fremder Jammer blieb von ihr unbemerkt, kein unausgeſprochenes Weh ohne Theilnahme, und wenn oft die niedlichen Füßchen ſich unwillkürlich tanzend bewegten und das Lächeln der ungetrübteſten Freude ſich in die Grübchen der Wangen zeichnete, ſo reichte ein Blick auf irgend einen Armen oder Unglücklichen oder eine Thräne in fremdem Auge hin, den ſchwebenden Gang zu hemmen

und Perlen des Mitgefühls auch in ihre Augen zu bringen. War es ein Wunder, daß ein so liebenswürdiges Wesen die Freude ihrer Umgebungen hieß und jeden Bestandtheil derselben an sich zog? Von der Großmutter bis zu der kleinen Klara, die sie vor einem halben Jahre aus der Taufe gehoben hatte, bezeugte ihr jedes einzelne Glied der Familie auf seine Weise die herzlichste Liebe; keine Freude war vollkommen, kein Genuß erschien erwünscht, wenn Klaire nicht dabei war, die sich schnell in alle kleinen Veränderungen der Lebensweise zu fügen gewußt hatte; den Kindern, von denen sie angebetet wurde, war sie Lehrerin, Anführerin bei ihren Vergnügungen, Rathgeberin, wenn irgend etwas ausgeführt werden sollte, und liebende Vorbitterin, wenn ein Kleid zerrissen, eine Tasse zerbrochen oder sonst etwas Menschliches widerfahren war. „Klaire!" jubelte die Kinderschaar, wenn sie am Abend, ihrer Lehrstunden entlassen, in den obstreichen Garten der Großmutter stürmte; „wo ist denn Klaire?" fragten Detmund und seine Frau, wenn sie nicht sogleich bei ihrer Ankunft sichtbar war; „wird Mamsell Klaire nicht erscheinen?" erkundigten sich die Einzelnen des kleinen freundschaftlichen Zirkels, der sich zuweilen um die Matrone sammelte, und die Blicke der gesegneten Frau leuchteten in heiterer Zufriedenheit, wenn die geliebte Enkelin in gewohnter Anmuth jeden der Anwesenden befriedigte.

Niemand aber umfing Klairen mit einer so schwärmerischen Liebe als die stille, freundliche Emma, deren weiches Herz in der liebenswürdigen und kräftig ins Leben gewurzelten Freundin eine willkommene Stütze fand: die zarte Epheuranke, sich um den blühenden Rosenbaum schlingend, so bezeichnete einst Detmunds kunstreiche Hand die beiden Mädchen. Ohne die kleinste Regung von Mißgunst zu empfinden, erkannte Emma laut und leise die Vorzüge ihrer Base an; sie selbst fand ihr Vergnügen in der Bewunderung, welche ihr gezollt ward, und ihr bescheidener Sinn hätte gerne der Freundin in jedem Verhältnisse die erste Stelle gelassen, wenn nicht diese selbst

oft zurückgetreten wäre, damit die liebenswerthen Eigenschaften des mildesten aller weiblichen Wesen auch ans Licht gezogen und erkannt würden. Obschon der Unterschied des Alters nur zwei Jahre betrug, hätte man doch die Verbindung der beiden Mädchen beinahe mit derjenigen einer jugendlichen Mutter und ihres holden Kindes vergleichen können; und wenn Emma mit dem süßen Flötenlaute ihrer zarten Stimme „meine Klaire" sagte und die geliebte Freundin umschlang, wenn Klaire Emma's freundliches Gesicht an ihre Brust drückte, zärtlich einen leisen Kuß auf die blendend weiße Stirn hauchte und liebkosend flüsterte: »Mon ange, ma douce amie!« wer hätte dann nicht die holdselige Gruppe mit den Augen des Geistes und des Körpers in sich auffassen mögen? —

Ein einziger Umstand nur war es, der zuweilen ein Gefühl der Unbehaglichkeit in Klairens Brust erweckte und sie einen Augenblick ihre angenehme Stellung in der neuen Heimat vergessen ließ. Es lebte ein junger Mann in dem Städtchen, den seine Vermögenslage und seine Persönlichkeit berechtigen konnten, auf die Hand einer Enkelin der Frau von Detmund Ansprüche zu machen, und seit Klairens Ankunft schien er nur Herz und Sinn für die Vorzüge des jungen Mädchens zu haben, welches ihn jedoch immer weit lieber gehen als kommen sah. Sie konnte nichts Erhebliches gegen ihn einwenden, sie empfand den Vortheil, den eine Heirath, welche ihr die Nähe ihrer verehrten Großmutter sicherte, für sie haben mußte, und verbarg sich auch die Freude und den Lebensgenuß nicht, den diese Verbindung über die letzten Tage der edlen Matrone bringen würde; allein eben alle die Betrachtungen, die für den ungeliebten Bewerber sprachen, machten ihr diesen doppelt unangenehm, und sie bemühte sich vergebens, seiner angenehmen Gestalt und seinem gebildeten Geiste Geschmack abzugewinnen. Klaire hatte ein Andenken mit sich aus Frankreich herüber gebracht, dessen Wärme von den Nordwinden und den Schneegebirgen ihres Mutterlandes noch nicht hatte zerstört

werden können; und wenn sie sich auch die Thorheit einer plötzlich entstandenen und ohne Folgen gebliebenen Neigung ernstlich vorhielt, so war doch das Bild, das unverwischt und in dem zauberischen Glanze eines ersten Gefühls in ihrem Herzen lebte, dem armen Werner sehr ungünstig. Hätte Klaire gewußt, was die Einzige, die es ihr entdecken konnte, sorgfältig vor ihr verborgen hielt, hätte sie ahnen können, daß Werner vor ihr Ankunft Emma ausgezeichnet und sich dadurch ihrer jugendlichen Neigung bemächtigt hatte, und daß nur der Eindruck, den ihr größerer Liebreiz auf ihn machte, einer Verbindung ihrer Freundin mit dem Erwählten entgegen getreten war; hätte sie sich vorstellen können, daß Emmas kindlicher Sinn sich nicht zu denken vermochte, wie man für den Gegenstand ihrer eigenen Neigung nicht Liebe fühlen müsse, sobald er sich um diese bewerbe, und daß sie großmüthig zu entsagen strebte, sie hätte manche trübe Stunde weniger verlebt und den Kampf vermieden, der sich zwischen ihrer Pflicht und ihrem Herzen entspann. Wenn es unwahrscheinlich vorkommen möchte, daß zwei enge verbundene Mädchen sich über so wichtige Angelegenheiten nicht verständigt haben sollten, so mag zur Erläuterung dienen, daß ungeachtet der anscheinenden Leichtigkeit und Hingebung in Klairens Gemüth sie dennoch ziemlich viel Zurückhaltung besaß, und nicht unter diejenigen gehörte, die, von einer traulichen Minute hingerissen, Mittheilungen machen, welche sie nachher mit der Hälfte ihres Lebens zurückerkaufen würden; daß überhaupt dasjenige, was ihr Herz für Werners gute Eigenschaften unempfänglich machte, unter die verborgensten Dinge ihres innern Wesens gezählt werden durfte, und daß Emma mit großer Anstrengung ein äußerst verdienstliches und großmüthiges Werk zu vollbringen glaubte, indem sie der vermeintlichen Nebenbuhlerin das Geheimniß ihrer Brust verschwieg.

So hatte sich in der Detmundschen Familie die Lage der Dinge gestaltet, als die Jahresepoche eintrat, bei welcher wir ihre Bekannt-

ſchaft zu machen Gelegenheit hatten. Es war das erſte Weihnachtsfeſt, das Klaire in der neuen Heimat feierte; in ihren frühern Verhältniſſen war wenig daran gedacht worden, dasſelbe durch liebevolle Aufmerkſamkeiten oder freundliche Ueberraſchungen zu verherrlichen, und wenn die Bonne von den Sitten des Schweizerlandes bei dieſem Anlaſſe erzählte und aller der heitern Stunden gedachte, die in dem eigenen Familienverein ihr in dieſen Tagen geworden waren, ſo fühlte das mutterloſe Mädchen zuweilen eine recht ſchmerzliche Sehnſucht nach den ſchimmernden Lichtchen, den vergoldeten Nüſſen, den glänzenden Spielſachen, die den glücklichen Kindern in der Erinnerung an den himmliſchen Bruder beſcheert werden. Jetzt hatten die Vorbereitungen der Großmutter, die jedem Einzelnen ſchenken wollte, was ſeine einfachen Wünſche in ſich befaßten, die Freude der Kinder, die ſich ſeit Wochen von Nichts unterhielten, als von dem Weihnachtsabend und ſeinen herrlichen Wundern, und ſelbſt die freudige Erwartung der ältern Familienglieder, Klairens kindlicher Sinn, der für ſolche unſchuldige und wahrhaft Glück bringende Freuden geſchaffen war, ganz in Anſpruch genommen; auch ſie wollte beſcheeren, auch ſie wünſchte Theil zu haben an dem Jubel des fröhlichen Abends, und deßhalb ſtand ſie nicht nur der verehrten Matrone, gleich Emma, thätig zur Seite, ſondern ſie hatte auch mit ſinnigem Geiſt im Stillen mancherlei bereitet, das nun binnen wenigen Stunden ans Licht gefördert werden ſollte.

Es war ſeit dem glücklichen Wiederſehen von Mutter und Sohn und dem Entſtehen einer neuen Geſchlechtsfolge Sitte, daß alle Vorabende vor der Weihnacht nach dem Abendgottesdienſt ſich Klein und Groß in dem freundlich erleuchteten Kaminzimmer der Frau von Detmund verſammelte, dort ein einfaches Abendbrod genoß und dann, wenn die Ungeduld die kleinen Weſen raſtlos auf den Stühlen umhertrieb, nach gegebenem Zeichen, die Thüre des großen Saales ſich öffnete, in welchem einzelne Tiſchchen das Eigenthum eines Jeden

wohlgeordnet trugen und frische Tannenbäumchen mit hellflimmernden Lichtern die willkommenen Gaben zauberisch beleuchteten. Heute sollte zu Klairens Ehre das Fest vollends verschönert werden; sie selbst sollte, zwar dicht verschleiert, aber in glänzendem Anzuge, den Genius desselben vorstellen, durch ihre Erscheinung die Fragen der Kinder nach dem „Weihnachtkindlein", das andern Glücklichen auch schon sichtlich erschienen war, befriedigen; und zum Ueberflusse war dießmal ein einziger, aber fast bis an die Zimmerdecke reichender Weihnachtsbaum angeordnet worden, dessen Umfang eine unermeßliche Menge bunter Herrlichkeiten faßte, und der in die Mitte des Saales gestellt, hinreichend war, die ganze Umgebung mit seinem Strahlenglanze zu erhellen.

So eben war der letzte Faden geknüpft worden, als vom nahen Kirchthurme die erste Mahnung zu dem feierlichsten aller Gottesdienste erscholl und Klairens Herz in eine tiefe, beinahe unerklärliche Bewegung gerieth. „Großmutter!" rief sie mit dem ihr eigenthümlichen, aber gar nicht unangenehmen Accente, „wir sind fertig alle Drei, es ist nun nicht mehr viel zu thun, erlaube mir mit Emma in die Kirche zu gehen, und bevor ich mich der irdischen Freude hingebe, der himmlischen mein Herz zu öffnen; laß mich beten gehen zu meinem lieben entschlafenen Mütterchen und danken für das Glück, das der Heiland mir armen verlassenen Kinde geschenkt hat!"

Wohl mehr als einen an sich schon lobenswerthen Kirchengang hätte das schmeichelnde Kind von der Großmutter erbitten können; doch protestirte sie gegen das Weggehen der beiden Mädchen, von denen das eine mindestens ihr zum Empfang ihrer Gäste unentbehrlich sei, und da Emma dem Abendgottesdienste schon vielmal beigewohnt habe, so könne Marie, das Kammermädchen, die holde Bittstellerin begleiten.

Die Dämmerung war schon merklich vorgeschritten, als die vereinten Glockenklänge in steigender und sinkender Kraft, je nach der Bewegung des Windes, die Andächtigen zu den geweihten Hallen

rieſen, deren Anſicht in dem erſten Augenblicke Klairens Herz nicht befriedigten. In hellem Glanze, meinte ſie, ſollte an dieſem feſtlichen Abende das Innere der Kirche den Menſchen entgegen leuchten, ſo wie die verhängnißvolle Nacht vor achtzehn Jahrhunderten die leiſen Ahnungen der Sterblichen zu ſchöner Gewißheit verklärt hatte. Dunkel aber und ſchauerlich war es in dem weiten Gebäude, einzelne Lichtchen flammten hier und da mit mattem Scheine und vergrößerten mit ihrem ungewiſſen Schimmer die Schatten der hohen Säulen, die in rieſigen Umriſſen ſich nach der Kuppel ausdehnten. Mit leiſen Geiſtertritten ſchwebten die Geſtalten der Eintretenden vorüber, kein Laut außer den ſterbenden Tönen der Glocken war hörbar, alles Aeußere ſchien ſich in dieſer nächtlichen Umgebung verlieren zu ſollen, damit das Innere das Uebergewicht erlangen und die Falten des Herzens ſich in dem eigenen forſchenden Auge enthüllen möchten.

Was zuerſt der Phantaſie des Mädchens ſtörend entgegen getreten war und ihre Erwartung getäuſcht hatte, was Schauer auf Schauer an dem zarten, in halber Aengſtlichkeit gehobenen Buſen vorüberrieſeln ließ und mit einem frühern Weihnachtsfeſt einen ſchneidenden Kontraſt bildete, das begann nun aber allmälig, als die hellen, langſam ſich fortbewegenden Orgeltöne wie Stimmen vollendeter Geiſter in der Dunkelheit verhallten, und dann des Predigers Rede mit den ſchönen Worten anhob: „Ehre ſei Gott in den Höhen und Friede auf Erden!“ in eine wohlthuende Ruhe überzugehen, und das junge Herz, deſſen Leben ſich kaum entfaltet hatte, das in dem Wehen der erſten Frühlingskühle die Ungewitter des Sommers, die ſtürmenden Orkane der Herbſtzeit noch gar nicht ahnete, erſchloß ſich den Träumen, deren roſiger Schein nur eine Epoche in dem menſchlichen Daſein umfaßt, deſſen Schimmer aber oft noch wohlthätig in das mitternächtliche Dunkel der ſpätern Winterreiſe herüberblickt. Still und in ſich gekehrt ſaß Klaire, den Kopf auf eine der Hände geſtützt; die ohnehin nur halb geſehenen Gegenſtände verwiſchten ſich nach und nach vor ihren

Augen, kein Geräusch traf mehr an ihr Ohr und selbst der Vortrag des Lehrers flog ungehört an dem Sinne des nachdenkenden Mädchens vorüber. Wer kennt nicht diesen Zustand zwischen Wachen und Träumen, wo die Einbildungskraft ihre regen Schwingen hebt und so oft dem leidenden Menschen in Ahnungen nie gekannter, nie zu erreichender Seligkeit das einzige Glück verleiht, das seinem Leben beschieden ist! In wehmüthigen Lauten sprechen dann leise, wohlbekannte Stimmen an das bewegte Herz; es tauchen längst entschwundene Bilder aus dem Meere der Vergangenheit mahnend empor und der dichte Schleier der Zukunft scheint sich sogar dem forschenden Blicke minutenlang zu lüften.

An ähnlichem Tage, in ähnlicher Stunde hatte Klairens Seele vor zwei Jahren einen Eindruck empfangen, den weder Zeit noch gänzliche Trennung vollkommen zu verlöschen im Stande gewesen waren, und der, gleich dem harmonischen Laute der Aeolsharfe, bei der leisesten Berührung von Außen in einzelnen, ergreifenden Klängen durch ihr ganzes Wesen hallte. Was auch das spätere Leben mit sich bringe, wie heftig und leidenschaftlich, ja wie treu und ausdauernd das Herz lieben möge, dessen erste Gefühle mit ihrer Täuschung in dem Sturme der Vergangenheit versunken sind; sollten auch die Regungen, die nach vorhergegangenen bittern Erfahrungen entstehen mochten, wirklich des Daseins höchstes Glück begründen: der Zauber kehrt dennoch nicht wieder, der nur das Vorrecht der jugendlichen, reinen, von keinen Mißklängen zerrissenen Brust sein kann; und oft, wenn dem gereiften Menschen ein freundlich schönes Glück zu Theil geworden ist, wenn Geist und Sinn sich in der Mitte passender Verhältnisse befriedigt fühlen, zieht leise und zart eine Erinnerung durch die Seele, die, gleich einem Lichtstrahl aus besserer Welt, in das alltägliche Thun und Treiben hineinblickt und eine Zeit der Begeisterung zurückruft, welche auf dieser Erde nicht zum zweiten Male erblühen darf.

Zwei Jahre waren es, ſeit Klaire die Feſttage der heiligen Weihnacht zum erſten Male in einer größern Stadt feierte, wohin ſie von Freunden ihres Vaters gebeten worden war. Ihre Lehrerin und Freundin, von einem leichten Fieber befallen, durfte ſie nicht begleiten, und ſie ſah ſich alſo, was ebenfalls noch nie geſchehen war, mitten in einer Geſellſchaft junger Leute, theils Söhne und Töchter des bekannten Hauſes, theils Freunde desſelben, die ihr alle fremd, dennoch mit der Leichtigkeit franzöſiſcher Sitte den liebenswerthen Gaſt aufs Beſte zu unterhalten verſtanden und Nichts unterließen, von dem ſie vermuthen konnten, es würde einem jungen und heitern Mädchen angenehm ſein. Klairens Vater war Proteſtant, und obſchon er eben nicht ſehr gewiſſenhaft an ſeinem Glauben zu hangen ſchien, ſo war es ihm doch nicht gleichgültig, zu welcher Kirche ſeine Tochter ſich bekennen würde, und er ſcheute den Geiſt der Proſelytenmacherei ſo ſehr, daß er ſie ſorgfältig vor jedem Einfluſſe dieſer Art und hauptſächlich vor dem Beſuchen der katholiſchen Kirchen hütete, deren Auszierung ſowohl, als die oft hinreißend ſchöne Muſik, die ſo leicht religiöſe Gefühle erregt und entwickelt, einem unbefangenen und nur an den einfachen Ernſt des proteſtantiſchen Gottesdienſtes gewöhnten Gemüthe dermaßen anziehend erſcheinen können, daß es darüber das einzig Wahre und Göttliche aus den Augen verliert. Flüchtig und ſelten hatte alſo Klaire die innere Ausſchmückung der Tempel geſehen; einem großen Feſte hatte ſie niemals beigewohnt, und die kleine, unbedeutende, in ihrer Nacktheit wenig anſprechende proteſtantiſche Kapelle war der einzige Ort, an welchem ſich ihre fromme Seele den heiligen Eindrücken überließ, die der öffentliche Gottesdienſt auf reine Gemüther machen muß. Mehr als jedes andere Vergnügen galt nun dem Mädchen der Genuß, in dieſen ſchönen Tagen einer frohen Erinnerung, die auch ihrer entſchlafenen Mutter ſo wichtig und lieb geweſen waren, in der Mitte angenehmer Geſpielen an den geweihten Stätten umherzuwandeln, wo das nie Geſehene und für diejenigen,

deren Auge und Ohr ſich noch nicht daran gewöhnt hatte, ſo tief Ergreifende des katholiſchen Ritus, ſich aller ihrer Sinne bemächtigte und ſie gleichſam dieſer Welt entrückte, um ſie auf Minuten einem überirdiſchen Daſein zuzugeſellen. Schon um des Anſtandes willen hätte ſie ſich von den Gebräuchen nicht ausſchließen können, welche ihre Gefährten beobachteten; aber ſie befolgte ihr Beiſpiel nicht nur aus Nothwendigkeit, ſondern nach dem Drange eines Herzens, das ſich in nie gekannten Bebungen zu dem Throne der Gottheit emporſchwang, wenn der Silberlaut von hundert Stimmen in den weiten Hallen erklang, oder wenn ſie ſich mit der Menge der Andächtigen in feierlicher Stille auf die Kniee warf, den Herrn der Heerſchaaren anzubeten. Nachdem die größern wie die kleinern Kirchen durchwandelt, auch jedes kleine Kapellchen, in welchem auf dem kümmerlich geſchmückten Altar die Lampe brannte, beſucht worden war, wobei über ihre Andachtsluſt mancher neckende Spott von der jungen Geſellſchaft ſich ergoſſen hatte, freute ſich Klaire mit einer Innigkeit, die ihr ſelbſt zuweilen etwas ſchreckhaft vorkam, auf die Geburtsnacht des Heilandes, wo ſie dem feierlichen Mitternachts-Gottesdienſte beiwohnen ſollte, von welchem ſelbſt die Leichtſinnigern unter ihrer Umgebung mit begeiſtertem Gefühle ſprachen. Der Vorabend des Feſtes ging ihr in ahnender Erwartung vorüber; ein leiſer Vorwurf drang zuweilen in ihre Seele, wenn ſie bedachte, welche große Vorurtheile ihr Vater gegen Alles hegte, was den fremdartigen Gebräuchen angehörte, und daß er es ſchwerlich billigen würde, wenn er wüßte, mit welcher Sehnſucht ſie dem Augenblick entgegenſah, der ihr ſonſt immer entweder in den ſtillen Umgebungen ihres gewöhnlichen Lebens oder in friedlichem Schlummer entſchwunden war; aber die Gewalt, welche bedeutungsvolle Myſterien und auf die Sinne der Menſchen berechnete Einwirkungen äußerer Gegenſtände beinahe zauberiſch ausüben, iſt nicht ſo leicht zu bezwingen, und mitten in dem fröhlichen Treiben, das ſie umgab, vermochte ſie weder ihr Gemüth den ernſten Betrachtungen

zu entziehen, denen ſie ſich hingegeben hatte, noch an den Scherzen Theil zu nehmen, die den jugendlichen Lippen der Uebrigen entſchwebten und keine Spur jener gehalteneren Stimmung an ſich trugen, die jede wichtige Epoche von dem denkenden Menſchen fordert. Einſam und in ſich gekehrt ſaß Klaire in einer Fenſtervertiefung, die Gegenwart ſchwand vor ihren Blicken, ihre Seele verſenkte ſich in eine Maſſe von Gedanken und Empfindungen, die ſie nicht ganz zu entwickeln verſtand, in ihrem Herzen lebten Hoffnungen und Ahnungen auf, deren göttlicher Urſprung nicht zu verkennen war, wenn auch Irdiſches ſich noch darunter miſchte; die einzelnen Glockenſchläge, welche die nahe heilige Stunde verkündigten, machten in ihrer Bruſt ein Heimweh, eine Sehnſucht rege, die ſie nicht zu deuten wußte; das Bild ihrer verklärten Mutter belebte ſich mit friſchen Farben, das Andenken der nie gekannten, und doch ſo herzlich geliebten Verwandten in der Ferne erwachte mit einer ſchmerzlichen Heftigkeit, ſie gedachte der vielen Entbehrungen ihrer verwaisten Kinderjahre; und als von allen Kirchthürmen die Glocken ſchallten, als ſie in dem Gedränge einer großen Volksmaſſe der Kathedrale zueilte, da war ihre Gemüthsſtimmung ſo verſchieden von der Laune ihrer Begleiter, als ein ſtiller, dämmernder, wehmüthig-freundlicher Abend von der Feier eines lauten, geſangreichen, hellen Frühlingsmorgens.

Düſteres Dunkel herrſchte in dem ungeheuren Dome, in welchem eine zahlloſe Menge von Menſchen ſich drängte; nur vom Hochaltare her blinkten einzelne trübe Lichter, unvermögend, den großen Raum auch theilweiſe zu erhellen, und wie gedrückt von der ſchauerlichen Finſterniß, bewegte ſich ſtillſchweigend die Maſſe von Andächtigen aller Klaſſen durcheinander oder kniete an den Altären und zwiſchen den Stühlen; kein vernehmlicher Laut ward gehört, nur das Flüſtern der Betenden drang bisweilen mit unverſtändlichem Geräuſch an das lauſchende Ohr, und das Ganze machte der befangenen Seele den

Zuſtand geiſtiger Dunkelheit und beklagenswerther Hoffnungsloſigkeit deutlich, welche das geſunkene Menſchengeſchlecht umgeben, ehe das Licht aus der Höhe das Irdiſche und das Himmliſche mit ſanft tröſtendem Glanze erleuchtete. Nun hob auf der Emporkirche eine Sopranſtimme von ſeltener Schönheit und Ausbildung mit Begleitung von blaſenden Inſtrumenten einen Geſang an, deſſen getragene Töne in den weichſten Mollauflöſungen leiſe durch die Kirche ſchwebten und die ſehnſüchtigen Regungen eines verlangenden, heimwehkranken Herzens ausſprachen. Ihr antwortete in einzelnen Zwiſchenräumen klagend ein Chor, als riefen leidende Geiſter flehend um Rettung aus endloſer Qual, und jedes Gemüth, das nicht ganz von dem Göttlichen abgezogen war, mußte ſich mit Wehmuth und jenem tiefen Schmerz erfüllen, die von niedern Naturen nicht empfunden werden kann, weil er ſich nur aus dem Innerſten derjenigen Seelen entwickelt, deren Bildung ſie fähig macht, die zarteſten Eindrücke der Freude und die feinſten, an Genuß grenzenden Gefühle des Leidens in ſich aufzunehmen.

Klaire war ganz Ohr und ganz Empfindung; unfähig ſich mit Außendingen zu beſchäftigen, dem Zauber hingegeben, den ſolche ernſte Umgebungen, vereint mit der Macht der Muſik, auf die empfänglichen Sinne auszuüben vermögen, ließ ſie ſich von dem Gedränge fortſchieben, ohne zu beachten, daß ſie längſt von ihrer Geſellſchaft getrennt war, und die Hand des jungen Frauenzimmers, das ſie unter ihren neuen Bekannten am meiſten liebte und ſich vorzugsweiſe ihr anſchloß, ſich aus der ihrigen verloren hatte.

„O Adelaide, wie herrlich, wie erhaben iſt Alles, was mich umgibt! Wie fühlt ſich mein ganzes Weſen von nie gekannten, heiligen Empfindungen bewegt! Wie wünſchte ich mich in einer abgelegenen Ecke ruhig den mächtigen Eindrücken hingeben zu können!“ ſo flüſterte die Bewegte, an die Seite ihrer Nachbarin ſich lehnend, indem ſie die vermißte Hand wieder zu ſuchen ſtrebte.

„Um Verzeihung, Mademoiſelle! Sie irren ſich", ſchnarrte ihr eine unbekannte Stimme entgegen, und mit Entſetzen erblickte Klaire jetzt ein hochgeſchminktes Geſicht, deſſen höhniſche Züge ſie in ihrem Leben nicht geſehen hatte. Mit noch größerem Schreck ſah ſie ſich von ganz fremden Menſchen umgeben, nirgends eine Spur mehr von den Gaſtfreunden, mit welchen ſie gekommen war, und ſelbſt unfähig bei dem unſichern Schimmer einzelner Lichtſtrahlen jene weder mit Blicken aufzufinden, noch durch die wogende Menge dringend, ſie zu ſuchen.

Athemlos war ſie zu einer der Säulen gelangt, die den Hochaltar umgeben, und theils um ſich eine Stütze gegen das andringende Volk zu geben, theils weil ihr wirklich vor Angſt und Beſorgniß die Sinne zu ſchwinden begannen, lehnte ſie ſich feſt an dieſelbe und umſchlang ſie halb bewußtlos mit dem einen Arm. Ihre mißliche Lage raubte ihr einen Augenblick alle Beſonnenheit; in einer ganz fremden Stadt, wo ſie kaum einige Menſchen und die Häuſer und Straßen gar nicht kannte, um Mitternacht ſich allein, ohne den mindeſten Schutz, in dem Gewühle von Tauſenden zu finden, waren auch in der That Betrachtungen, die nicht dazu gemacht ſein konnten, ein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen; und wenn man noch dazu rechnet, daß Klaire eine Menge Erzählungen von den Gefahren vernommen hatte, denen junge Frauenzimmer in großen Städten ausgeſetzt ſeien; wenn man bedenkt, daß dieſer Umſtand ſie abhielt, Jemanden um Hülfe und Zurechtweiſung anzuſprechen, und ſie viel zu befangen war, um dem Gedanken Raum zu geben, ihre Geſellſchaft werde, ſie vermiſſend, Himmel und Erde bewegen, um ſie wieder zu finden: ſo mag es nicht befremden, daß das arme Mädchen in troſtloſer Bangigkeit zu weinen begann und die heißen Tropfen in Menge über die kalten, blaſſen Wangen liefen.

„Fehlt Ihnen Etwas, Mademoiſelle?" fragte eine wohllautende Stimme, und dicht neben Klairen ſtand ein junger Mann, deſſen

Aeußeres keineswegs dazu gemacht war, Furcht oder Scheu einzuflößen. In wohlgeordneten Ringeln floß das Nußbraune Haar über die Stirn und an beiden Seiten des angenehm freundlichen Gesichtes herunter; dunkelblaue, vielsagende Augen blickten theilnehmend auf das jammernde Mädchen und bürgten, mehr noch als seine Worte, für den guten Willen, mit welchem er ihm beizustehen bereit war. Die ganze Gestalt hatte etwas jugendlich Anmuthiges und doch zugleich männlich Kräftiges, was ja den Frauen besonders anziehend erscheint, weil es ihrer Schwäche Schutz verheißt und den muthigen Vertheidiger bezeichnet, dem sie sich so gerne anvertrauen. Ein junger und hübscher Mann, dessen erster Anblick schon die günstigsten Vorurtheile in Klairens Herzen erregte, wäre nun wohl nach den Regeln der Vorsicht die letzte Person gewesen, von welcher sie Beistand hätte annehmen sollen; aber es gibt leider nur zu viel Momente, in welchen man zu verständigen Berechnungen nicht aufgelegt ist, und übrigens war der Unbekannte der erste Mensch, der sich um sie bekümmert hatte; die Noth war dringend, die Züge des Schutzherrn konnten nicht trügen, und Klaire stand nicht an, ihm die Ursache ihrer Thränen und ihre Verlassenheit mit wenigen Worten deutlich zu machen. Die erste Frage des Jünglings war nach dem Namen des befreundeten Hauses, die zweite nach der Reihenfolge, in welcher man die Kirchen hatte besuchen wollen, und zuletzt bat er seine neue Gefährtin zu bestimmen, ob er sie sogleich in ihre Wohnung geleiten solle, oder ob sie an seiner Seite die Bekannten erst aufzusuchen geneigt sei? Der Weg nach Hause war sehr weit, die Entfernung bis zu der nächsten Kirche hingegen, wo Klairens Begleiter den Moment der Erleuchtung hatten abwarten wollen, ganz unbeträchtlich, und nachdem dieser Umstand den Ausschlag gegeben hatte, fügte sich ihr Arm in denjenigen, der ihr so höflich dargeboten wurde, und mächtig von ihm geschützt, oft beinahe getragen, erreichte sie bald die Kirchthüre, und mit dem Schritt ins Freie verlor sich zum Theil die Beklommenheit, die ihre

Seele beängstigt hatte. Um dieselbe ganz zu zerstreuen und ihr ein unbedingtes Zutrauen zu dem unbekannten Begleiter einzuflößen, begann dieser mehrere Vorfälle zu erzählen, die auf das eben Vorgegangene Bezug hatten, und es entwickelte sich in diesen flüchtigen Darstellungen so Manches, das auf einen liebenswürdigen Charakter schließen ließ, es sprach aus jedem Worte ein so kindlich-treuer Sinn und eine solche Anhänglichkeit an eine Heimat, die der junge Mann vor Kurzem erst verlassen haben mußte, daß Klairens Hand nicht mehr so lose und federleicht auf dem Arme ihrers Führers lag, sondern in herzlichem Vertrauen sich auf ihn zu stützen begann, und auch ihre Erwiderungen auf anfänglich unbedeutende, allmälig aber ernster werdende Aeußerungen, die sich auf die Wichtigkeit des Festes und alles dessen bezogen, was die Religion des Menschen und also auch seinen innern Werth ausmacht, verständlicher und bedeutender wurden. Das gegenseitige Wohlgefallen stieg mit jeder Minute, die Schritte, die erst eilend über die Straße geflogen waren, wurden immer kleiner und gingen nach und nach in ein wahres Schneckentempo über, und als die zweite Kirche mehrmals durchwandert worden und von den Gesuchten keine Spur zu finden war, ließ sich Klairens wieder erwachende Aengstlichkeit leicht durch die tröstende Bemerkung beschwichtigen, daß in der Jesuitenkirche, in welcher die Beleuchtung und die Musik am vorzüglichsten sei, unfehlbar die Freunde sich finden würden, und sei dieß nicht der Fall, so bleibe ja immer noch der Ausweg, geradezu nach Hause zu kehren.

„Wie oft führte ich so meine gute Mutter durch die Straßen unserer Vaterstadt, wenn sie am heiligen Weihnachtsfeste die katholische Kirche besuchte; sie war wohl Protestantin, aber dennoch versäumte sie nie in dieser heiligen Zeit an der mitternächtlichen Freude Theil zu nehmen und in ihr frommes Herz alle die wohlthätigen Eindrücke aufzufassen, die wohl angewandte äußere Mittel auf des Menschen Sinn hervorzubringen vermögen. Ach, mein liebes, gutes

Mütterchen längſt iſt ſie nun der dunkeln Erde entnommen; zu dem Strahlenglanze eingegangen, der uns die Wahrheit und die Göttlichkeit erkennen laſſen wird; aber immer bewegt in dieſer Stunde ihr Andenken mehr noch als ſonſt mein Herz und ich kann mich zuweilen recht ſehnlich aus dem hellen, freundlichen Leben hinweg in ihre ſtille Ruhe hinwünſchen!" Daß die Thränen, welche jetzt ſanft über Klairens Wangen zu fließen begannen und wie ätheriſche Tropfen in der winterlich kühlen Luft verſanken, galten nur dem Andenken einer ebenfalls geliebten Mutter floſſen, welches durch die Worte des jungen Fremdlings aufgefriſcht worden war; das dürfte man billig bezweifeln, und dem Eindrucke, den der Begleiter und ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit auf das unbewachte Herz hervorbrachte, einen Theil der Gemüthsbewegung zuſchreiben, die ſo leicht da entſteht, wo die erſten Regungen eines mächtigen Gefühls ſich zu entwickeln beginnen. „Auch meine Mutter weilt dort oben", ſprach ſie mit leiſer, gerührter Stimme, indem ſie nach dem Himmel blickte, der in dunkelm Blau, mit dem Glanze von Millionen Sternen bedeckt, auf die Wanderer niederſah; „ſie hat mich armes, verwaiſetes Kind zurückgelaſſen in der fremden Welt, wo Nichts mir das liebe Mutterherz erſetzen mag, und in ſolchen Stunden erwacht zuweilen ein Heimweh in meiner Bruſt, das mir deutlich zeigt, wie die unſichtbaren Bande zwiſchen der Heimgegangenen und mir noch beſtehen und das mich in unausſprechlicher Sehnſucht von der öden Erde weg in ihre Arme zieht." — „Wer weiß es, vielleicht ſind die beiden theuern Weſen jetzt beiſammen", erwiederte mit ſchwärmeriſchem Ausdrucke der Jüngling, „vielleicht haben ſie ſich in den himmliſchen Räumen gefunden, wie wir uns in dem Getümmel des Feſtes treffen mußten; und ſie bitten dann gewiß gemeinſam für das Glück ihrer Kinder", fügte er hinzu, indem er es zum erſten Mal wagte, Klairens Hand zu faſſen und ſie gegen ſeine Bruſt zu drücken. Dieſe aber, von der Bewegung aus ihren Träumen geriſſen und wie durch einen Blitzſtrahl mit dem

Zustande ihres Herzens bekannt gemacht, entzog ihm schnell die zarten Finger, und einige Minuten lang beschleunigten sich ihre Schritte, wie durch eine innere Aengstlichkeit getrieben.

Auf den breiten steinernen Stufen, in der Vorhalle, unter den Thüren der Jesuitenkirche fand sich ein solches Gedränge von Menschen, daß Klaire schwerlich hinein gekommen wäre, hätte nicht der kräftige Arm ihres Führers überall Raum gemacht und sie, mit sanftem Druck die Schwanenhand haltend, vor jedem unvorsichtigen Stoße geschützt. Eine himmlische Musik hallte ihnen entgegen; Stimmen, deren Schönheit wirklich an die Engelsharmonieen mahnten, empfingen sie, und da ein weiteres Vordringen in diesem Augenblicke unmöglich gewesen wäre, blieb das junge Paar in dem hintern Theile des Tempels und ließ sich, um nicht Aufsehen zu erregen, gleich der zahlreichen Gemeinde auf die Kniee nieder. Klairens Herz pochte hörbar; sie fühlte sich von der anmuthigen Erschütterung angezogen, die ihr in dem Laufe dieser Nacht wie ein Schutzgeist entgegen getreten war, ihre Seele war von den ersten Gefühlen der Liebe befangen, ohne daß sie sich dieses selbst gestehen mochte; die Töne über ihr, das Zauberhafte, welches das ganze Ereigniß in ihren Augen gewonnen hatte, und die undeutlich empfundene Bangigkeit vor einem nahen, vielleicht ewigen Scheiden, hatte ihr Gemüth in jene gefährliche Spannung versetzt, in der wir Verhältnisse und Menschen nicht mehr klar zu beurtheilen vermögen und uns oft zu Handlungen verleiten lassen, die bei hellem Bewußtsein niemals stattgefunden hätten.

„Welch einen mächtigen Einfluß hat die Musik auf die Seele", flüsterte leise, dicht an sie gebeugt, der junge Mann, „und wie oft werden diese reinen Klänge, wie oft wird die Erinnerung an die vergangene Stunde und das holde Engelsbild mein Herz magisch ansprechen, das mir in ihr erschienen ist, wenn ich nun bald, fern von allen geliebten Gegenständen meiner frühern Jahre, unter fremdem Himmelsstriche einem unbekannten Geschick entgegen gehe." Klairens

Köpfchen ſank tiefer, das eben Vernommene hallte auf ſeltſam ſchmerzhafte Weiſe in dem ängſtlich klopfenden Herzchen wieder; die erſte zarte Freude der entſtehenden Liebe und ihr zerreiſſendes Weh durchzuckte ſie in einer Minute, und unfähig, einen einzigen antwortenden Laut hervorzubringen, entſtieg nur ein halb verborgener Seufzer der beklemmten Bruſt.

„Darf ich hoffen, daß auch Sie zuweilen, nur wenn die Weihnachtslichter und ihre Freude wiederkehren, Deſſen gedenken werden, dem das Glück in ſchnell eilendem Fluge erſchien, ohne daß er es zu erfaſſen verſuchen durfte? Werden Sie", ſetzte er hinzu, indem er noch einmal die kleine Hand, die ihm nun nicht mehr entzogen wurde, in der ſeinigen und dann an ſeine Lippen drückte, „werden Sie, wenn künftig der verklärten und vermißten Mutter Bild Ihnen vorſchwebt, auch der meinigen und dann des armen Felix ſich erinnern, dem das Heimweh ferne von dem ſchönen, geliebten Vaterlande das wunde Herz noch wunder drücken wird?"

Klairens Lippen verſagten ſich, die Höflichkeitsformel auszuſprechen, die der Anſtand geboten hätte, die aber zu grell mit dem Gefühle abſtach, das ſich antwortend in ihrer Seele regte und eine kalte Erwiederung als unpaſſend und herzlos erkärte. Sie wendete das holdſelige Geſichtchen, in welchem noch die Freude mit dem Schmerz kämpfte und den Ausdruck ihrer Züge überaus anziehend machte, halb nach dem Bittenden um, der mit Entzücken die Erfüllung ſeiner Wünſche darin las, und leiſe und ganz unwillkürlich drückten ſich die weichen Finger gewährend in die haltende Hand. In dieſem Augenblicke erſcholl der jubelnde, himmelanſtrebende Chor: „Ehre ſei Gott in den Höhen!" und wie durch einen Zauberſchlag erleuchtete ſich die Kirche vom Hochaltar bis in die Kuppel mit Tauſenden kleiner Lämpchen, deren Glanz mit einem Male die dunkelſten Partien des großen Raumes erhellten. „Sehen Sie, der Himmel ſelbſt begünſtigt meine Wünſche; ſchauen Sie, wie der leuchtende Schimmer und die

harmonischen Laute über uns die Gewährung schöner Hoffnungen verkünden! Ich werde Sie einst wiedersehen, und wenn auch nach Jahren erst, die heutige Stunde wird unvergessen in meinem Herzen leben." Das Licht brachte Besinnung in Klairens Gemüth, sie stand mit Hülfe ihres Begleiters auf; und um sich selbst für die augenblickliche Hingebung zu bestrafen, wollte sie so schnell als möglich dem gefährlichen Beisammensein ein Ende machen, und forschte ängstlich in ihrer Umgebung nach einem bekannten Gesichte, aber da nur fremde Züge sie anstarrten, machte sie den viel zu interessant gewordenen Begleiter mit dem Entschlusse bekannt, schnell nach Hause zu kehren. Er gehorchte ohne Widerrede, allein die Menge des Volkes drang vorwärts, und nur mit großer Anstrengung und Vorsicht gelang die retrograde Bewegung nach der Eingangsthüre. In der Nähe derselben trafen sie auf einige stämmige Bauern, denen ein Gläschen über den Durst das Gleichgewicht einigermaßen geraubt haben mochte; bei dem Hin- und Herstoßen geriethen dieselben in die Nähe unsers jungen Pärchens, und trotz der Kraftanwendung des jungen Mannes traf ein gewaltsamer Druck der immer steigenden Wogen das sorgsam gehütete Mädchen und warf es an seine Brust. Mit zarter Theilnahme die Erschrockene umfassend, fragte er bekümmert, ob sie sich Schaden gethan habe? und wir wollen nicht in Abrede sein, daß der günstige Moment von ihm benutzt worden sei, um die schlanke Gestalt dichter, als es wohl nöthig gewesen wäre, an sich zu schließen, aber die glücklichen Minuten einer erwachenden Liebe waren zerronnen, und jubelnd begrüßende Stimmen und die leuchtenden Fackeln mehrerer Bedienten rissen die halb Bewußtlose aus ihrer Betäubung.

Klaire war bei der herrschenden Dunkelheit und der großen Anzahl ihrer Begleiter, von denen jeder sie in der Nähe der übrigen vermuthete, erst in der zweiten Kirche vermißt worden. Eine unaussprechliche Angst befiel die ganze Gesellschaft bei der endlichen Entdeckung; man machte sich auf den Weg, die Abhandengekommene in

der Kathedrale aufzusuchen und verfehlte sie auf die Weise. Immer höher stieg die Sorge, es wurde ein Theil der Dienerschaft auf die Straßen gesandt, auch die jungen Leute vertheilten sich in verschiedene Rekognoscirungskorps, und eines der beträchtlichsten unter diesen war es, das Klairen freudig umringte und durch seine Gegenwart schnell den rosigen Träumen einer jugendlichen Phantasie die trockene Wirklichkeit entgegensetzte. Die Täuschung war entschwunden, die Welt trat zwischen die beiden Wesen, deren Inneres sich in kurzer Zeit so innig einander angeschlossen hatte. Klaire wollte zwar ihren Retter aus der Noth den Freunden vorstellen, allein der bescheiden Zurückgetretenen hatte schon eine frisch heranströmende Menschenmenge in die Ferne gedrängt, ein Wink mit dem Hute, ein Gruß der Hand blieben die einzig möglichen Zeichen eines freundlichen Abschiedes.

Träumend ging Klaire nach Hause, träumend und das Necken der Gespielinnen nicht achtend, welche behaupteten, das Mädchen müsse Geister gesehen haben, verlebte sie die folgenden Tage, und nur wenn der Pförtner drei Schläge klopfte, welche einen Besuchenden ankündigten, schreckte sie zusammen und ein brennendes Roth erblühte auf den schönen Wangen. Sie hatte ihm ihre Wohnung bezeichnet, den Namen des Hausherrn genannt, sie glaubte, die Höflichkeit allein müßte ihn zu ihr führen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; aber er kam nicht. Sie kehrte in die Heimat zurück, ohne ihn wiedergesehen zu haben; das bewegte Leben und seine Verkettungen milderten das Andenken an die schönste Stunde ihrer Vergangenheit; der Tod ihres Vaters und das Eintreten in neue Verhältnisse hatten jede Hoffnung einstigen Wiederfindens in ihrem Herzen zerstört, aber das Bild des Jünglings hatte sich hell und freundlich erhalten, der Name „Felix“ tönte in einsamen Stunden wohllautend an ihr Ohr, und nie konnte sie ihrer zärtlich geliebten Mutter gedenken, ohne die Erinnerung an den jungen Mann aufzufrischen, der ihrer Seele innerste Gefühle verstanden und mit empfunden hatte.

Einer jener Momente ſtillen Hinbrütens war auch jetzt eingetreten, als Klaire, zum zweiten Male ſeit jenem Abende das Weihnachtsfeſt feiernd, ſich in der Kirche den Träumen ihrer Phantaſie hingab, und mit lebendigen Farben geſchmückt ſtehe, entſchwundene Geſtalten vor ihrem dämmernden Blicke ſtanden. Wie freundlich und liebend ſie aber auch dieſe Reminiſzenzen auffaſſen mochte, wie anziehend immer das Bild des fernen Jünglings ihr erſchien, ſie fühlte dennoch in dieſer Stunde ernſten Nachdenkens, daß es Thorheit ſei, ihr Lebensglück von einer vorübereilenden Erſcheinung abhängig zu machen, von der ſie nicht Namen, nicht Stand wußte, die vielleicht lange ſchon der Erde entſchwunden war. Sie empfand, daß ſie es ſich ſelbſt, daß ſie es den Ihrigen, und vor Allen der verehrten Großmutter ſchuldig ſei, den Täuſchungen ihrer Einbildungskraft nicht länger nachzuhängen und, feſt in das Leben wurzelnd, der Beſtimmung zu folgen, die dem Weibe gegeben iſt. Mit einem tiefen Seufzer ſtellte ſie Werner vor ihr inneres Auge, ſich fragend, ob es möglich ſei, daß ſie bei dieſem Manne die Pflichten der Frau erfülle, und ſo dem Wunſche ihrer Familie entſpreche? Ach, dicht neben der ungeliebten Geſtalt erhob ſich jener braune Lockenkopf, und ſeine dunkel glühenden Augen fragten ſchmerzlich: „Willſt du mich denn von dir weiſen, da du doch an heiliger Stätte betend und liebend mit mir gekniet haſt?“ — „Ich will und muß, antworteten Klairens Gedanken beinahe laut, und wie ſich oft das Gemüth gegen geheime Anzugskräfte faſt trotzig zu wehren ſtrebt, ſo zwang ſich das arme Herz zu dem Entſchluſſe, von heute an Werners Bewerbungen anzunehmen, und für das, was ihr an dem Glück einer heißen Liebe entging, ſich an der Großmutter heiterm Lebensabend zu — — — „Mein Gott, wer war das?“ Es ſchritten leiſe zwei Männergeſtalten durch die Kirche, deren Erſcheinen während der Dauer des Gottesdienſtes unwillkürlich des Mädchens Blicke auf ſie gelenkt hatten. Als ſie an ihrem Stuhle vorüberkamen, fiel ein einzelner Lichtſtrahl auf die

Umriſſe des Einen und erregte durch ſeine Aehnlichkeit mit Felix einen Sturm in Klairens Herz, den ſie beinahe nicht mehr zu ſtillen vermochte. So ſeltſam, ſo beinahe unglaublich es war, daß der lange Erſehnte in dieſer Stunde und an dieſem Orte ſich ihr wieder nähern ſollte, ſo ſehr ſie ſich auch eine Thörin ſchalt, ſo blickten doch ihre Augen, alle ihre Sehkräfte anſtrengend, nach der Stelle, wo unweit von ihr die beiden neu Eingetretenen ſich hingeſtellt hatten und mit gehaltenem Anſtande der Rede des Predigers zu lauſchen ſchienen. Derjenige aber, deſſen Anblick ihr das Blut fiebernd zum Herzen gedrängt hatte, lehnte ſich in den dunkeln Schatten einer Säule; ſie konnte auch nicht einen einzigen Zug erkennen, und der Andere, den der Schimmer einer Lampe beleuchtete, war ein ſchöner, ſilberhaariger Greis in hübſcher Uniform, der bei dem erſten Anblick ein Gefühl des Wohlwollens und der Ehrfurcht erregen mußte, der ihr aber vollkommen unbekannt war. Kaum vermochte das Amen des Predigers und der beginnende Geſang der Gemeinde Klairen ihrem geſpannten Gemüthszuſtande zu entreißen und ſie zu der verſtändigen Anſicht ihrer Lage und der Unwahrſcheinlichkeit einer ſchnell entſtandenen Vermuthung zu bringen. Als aber der ganz vorzüglich ſchöne Geſang ſich in lieblich beſchwichtigenden Tönen langſam und feierlich erhob, da legten ſich die wilden Sturmeswellen in dem bewegten Herzen, und ſanfte, wehmüthige Ergebung trat an die Stelle einer überſpannten Stimmung. „Warum ſollte denn ich eben", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „auf ein Glück hoffen, das nur wenige erreichen, warum ſollte mir die ſchöne Blüthe der erſten Liebe aufbrechen, während tauſend Andere die Knoſpe welken ſehen? Ich bin ja lange nicht ſo gut wie Hunderte meines Geſchlechts, deren Lebensglück vernichtet wird, die nicht wie ich ſich der Liebe freuen können, welche die Familienbande feſter und immer feſter ziehen. Die Träume der erſten Jugend ſind auf immer entſchwunden, das ernſtere Leben nahet ſich — glücklich, wenn nicht ſchwerere Opfer in ſeinem Laufe von mir gefordert werden, als ich

jetzt eines zu bringen im Begriffe ſtehe. Das höchſte Glück ſollte ich nicht erlangen, ich ſollte mich nicht in namenloſer Empfindung einem geliebten Herzen befreunden und mich ihm hingeben dürfen; nun, mein Gott und Herr, laß mich unter deinem Schutze das Rechte und Gute wählen, laß mich leben zum Glück der Meinigen, und kann ich das nicht, vermag ich nicht die Stufen zu erklimmen, die zu hehrer Tugend führen, ſo nimm mich zu dir, laß mich eingehen in deinen Frieden, wo ich mein liebholdes Mütterchen wiederfinden werde, und vielleicht ihn, der auf dieſer Welt mir nicht mehr näher treten ſollte."

Einzelne Tropfen, die mehr einem ſüßen Heimweh, als einem tiefem Schmerz entquollen, rannen langſam über Klairens Wangen, als ſie, von den Lauten der nachklingenden Orgel geleitet, über den Kirchhof ſchritt. Sie lebte einen jener Momente, die in freudiger Entſagung, in innigem Gottvertrauen, in der geiſtigen Vereinigung mit Allem, was das Leben uns entriſſen und geraubt hat, eine Erhebung der Seele hervorbringen, welche der ſchwache Körper nicht andauernd zu ertragen vermöchte, die an ſich ſchon eine Reihe bitterer Leiden aufwiegt und deren Erinnerung allein hinreichen ſollte, die Schlacken und Mängel des irdiſchen Daſeins von uns abzuſtreifen.

Da ſchritten mit feſtem Tritt die beiden Männer wieder an ihr vorüber, deren Erſcheinung in der Kirche ſie ſchon einmal aus der Faſſung gebracht hatte; ſie zogen grüßend die Hüte, und das volle Licht des Mondes ließ, indem es ſeinen ſtillen Schimmer auf den einen von ihnen warf, zum zweiten Male die vollkommenſte Aehnlichkeit mit dem Jüngling erkennen, deſſen Bild, der Zeit und dem Raume zum Trotz, noch immer ſo freundlich in ihrer Bruſt lebte. Sie mußte ſich an dem Arm der begleitenden Dienerin halten, um ſichern Schrittes fortgehen zu können; die vielen Bewegungen in dem an Heiterkeit gewöhnten Gemüthe fingen an, ſie zu erſchöpfen, und nur mit Mühe erreichte ſie die wirthliche, hell erleuchtete Wohnung.

Dampfend ſauste der Theekeſſel lange ſchon in der heimlichen

Stube, wo Jung und Alt ſich allmälig eingefunden und um die Großmutter verſammelt hatte, denn freundliche Züge, heute bis zur Rührung verklärt, den Genuß ausſprachen, den eine frohe, liebende und wohlgerathene Familie dem heranwachſenden Alter gibt und allein für Alles zu entſchädigen vermag, was der Menſch von ſchönen Hoffnungen und Erwartungen in die ſpätern Jahre nicht hinübertragen kann. Die brennende Lampe auf dem runden Theetiſch, das Geräthe in gefälliger, obſchon einfacher Form, die zwei Wachskerzen auf dem Geſimſe des Kamins, das gaſtliche Feuer, das in demſelben flackerte, und die reinlichen, bequemen Möbel, Alles befand ſich in ſolcher Uebereinſtimmung, Alles bezeichnete ſo ausdrucksvoll die Wohlhabenheit und zugleich das ordnende, verſtändige Gemüth der Beſitzerin, daß man in der angenehmen Umgebung heimiſch werden mußte, wenn auch nicht die freundlich-runden Geſichter der Kindchen und das heitere, zuvorkommende Weſen der Eltern den eintretenden Fremdling willkommen geheißen hätte. Emma beſorgte in Klairens Abweſenheit den Thee, und ihre milden Züge leuchteten von theilnehmenden Freude, wenn die ungeduldigen Kleinen an den Flügelthüren lauſchten, um zu horchen, ob in dem geheimnißvollen Saale ſich noch Nichts rege, ob vielleicht nicht durch das Schlüſſelloch ein Lichtſchimmer zu erſpähen ſei. „Wo bleibt denn Klaire, kommt denn Klaire noch nicht?“ war wohl ſchon zwanzig Mal gefragt worden; denn auf ihre Ankunft hatte man die lärmenden Weſen vertröſtet, denen in dieſer verhängnißvollen Stunde das ſchneeweiße Milchbrödchen und Trauben, mit denen man ſie begütigen wollte, ſchlecht mundeten, und von denen der wilde Rudolf, Klairens Liebling, nicht begreifen konnte, warum das dumme Mädchen eben heute in die Kirche habe gehen müſſen? Mit ſanften, aber nachdrücklichen Worten verwies die Großmutter dem kleinen Thunichtgut dieſe unbeſonnenen Reden, berief ihn neben den Sopha, auf dem ſie ſaß, und ſeine Händchen in die ihrigen faſſend, erzählte ſie ihm ſo rührend und gerührt von dem

Freunde aller Menſchen, vorzüglich aber der Kinder, der zum Heil und Troſt der dunkeln Welt, vor langer, langer Zeit in dieſer Nacht geboren worden ſei, und ohne deſſen Erſcheinung die armen Kleinen auf Erden gar kein Weihnachtslichtchen zu ſehen bekommen hätten; ſie erwähnte ſo liebreich der Neigung des himmliſchen Lehrers zu der Kinderunſchuldswelt, und der herrlichen Worte: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ſolchen iſt das Reich Gottes“; ſie fragte den Knaben ſo eindringend, ob es denn nicht Pflicht ſei, ehe man ſich der Freude des Feſtes überlaſſe, an Denjenigen zu denken, zu deſſen Erinnerung es geſtiftet worden, ohne den die Menſchen ſich gar nichts freuen könnten, daß der braune Lockenkopf allmälig immer tiefer und tiefer ſank, den feurigen Augen ein Paar Thränen entrollten und der Kleine endlich das Geſicht in den Schooß der geliebten Großmamma verhüllend, laut zu ſchluchzen begann. Es entſtand eine tiefe Stille; Detmund ergriff die Hand ſeiner Mutter und führte ſie liebend an ſeine Lippen, ſeine Gattin drückte die kleine Klara an das mütterliche Herz und blickte theilnehmend nach der Gruppe hin, Emma war neben dem weinenden Kleinen auf die Kniee geſunken und ihr blaues Auge, in welchem eine Thräne ſchimmerte, ſchaute mit dem Ausdrucke der innigſten Verehrung zu der Matrone empor, während die übrigen Kinder, die Sache noch nicht recht begreifend, ſich halb ſcheu und furchtſam an einander drängten, als ſei eine Geiſtererſcheinung ihnen vorübergeſchwebt. Segnend legte Frau von Detmund die Hand auf des Enkels Haupt und hob flehend die Blicke zu Dem empor, ohne den kein Sperling vom Dache fällt, und der die Bitte der frommen Mutterherzen erhört. „Gedenke dieſer Stunde, mein Sohn!“ — ſprach ſie gerührt, „die jungen wie die alten Kinder überlaſſen ſich oft einer ſtrafwürdigen Ungeduld, wenn des Lebens Ereigniſſe mit ihren thörichten Wünſchen und Hoffnungen nicht übereinſtimmen wollen und ſo manche ſchöne Erwartung zu Grabe getragen wird. Wenn auch dich die Stürme einſt faſſen und

die Lichter einer hell geträumten Zukunft ſich nicht entzünden wollen, wenn dein Herz zagt und die Seele unmuthig und zweifelnd die Rathſchlüſſe des Ewigen ergründen und bekritteln will, dann erinnere dich dieſer Stunde und der längſt heimgegangenen alten Frau, die dich ſo herzlich lieb gehabt hat; ſtrebe nach Ergebung und ruhig duldendem Sinn, blicke auf den Leidenspfad deines himmliſchen Freundes, halte dich an den unſterblichen Freuden, die er dir verheißt, und der Schimmer der Weihnachtslichter wird dann dein Leben erleuchten, bis die Klarheit eines beſſern Daſeins an ihre Stelle tritt."

Leiſe öffnete ſich die Thüre und Klaire trat über die Schwelle. Sie war ungewöhnlich blaß, ihre Augen trugen die Spuren der vergoſſenen Thränen und der zarte Körper, wie vor etwas Schreckendem ermattet, hatte die kräftige Haltung verloren, die ihn ſonſt auszeichnete. Aber die mild erwärmte Luft des Zimmers, die helle Erleuchtung, nachdem der Geiſt den ſchlimmen Eindruck der Kälte und ſchaurigen Dunkelheit empfunden hatte, vor Allem aber die freundliche Ruhe, die ihr in den anmuthigſten Bildern entgegentrat, und das laute Jauchzen der Kinder, die ſich ihr entgegendrängten, löſten ſchnell die Befangenheit, von der ſie ſich umſtrickt fühlte, wie der ängſtliche Traum ſich beim Erwachen in eine behagliche Wirklichkeit umwandelt. Auch Rudolf hob das holde Geſichtchen auf, indem ſich beim Erblicken der theuren Freundin ſchnell die Trauer in heitern Frohſinn verkehrte, und wer das neunzehnjährige Mädchen und den zehnjährigen ſie freudig umfangenden Buben beobachtet hätte, in deren beider Gemüth der Lauf einer Stunde, jedem nach ſeiner Weiſe, ſo verſchiedenartige Empfindungen erregt hatte; wer geſehen hätte, wie leicht der Schmerz dem Eindrucke des Glücks gewichen war und wie Klairens Füße ſich unwillkürlich in Bewegung ſetzten, als der Kleine tanzend um ſie herumſprang, der hätte ſich des Ausrufs nicht enthalten können: „du glückliches, du beneidenswerthes Alter!" Ja, du glückliche, heilige

der Kinderjahre und der ersten Jugendblüthe, wohl bist du schön! Und die Erinnerung an dich, die oft für späteres, verlornes oder nie gefundenes Glück schadlos halten muß, glänzt lieblich herüber in die Jahre, wo allmälig die lichten Stellen seltener werden und die Abenddämmerung in die ernste nächtliche Stille übergeht. Wie seid ihr so schön, ihr Stunden, wo der Schall einer Flöte, wo der Glanz eines Spielzeugs, wo eine Blume hinreichte, um das Leid vergessen zu lassen, das erst noch die jugendliche Brust zerriß. Wie seid ihr so freundlich, ihr Tage, in denen die Hoffnung auf alle blühenden Kränze des Lebens mit himmlischer Flamme in dem liebenden Herzen brennt, wo heiteres Vertrauen und das Gefühl ungeschwächter Kraft die Seele belebt und die Zukunft in rosigem Lichte dem hellen Auge entgegenglänzt. Das ernste, oft drückende Leben verdrängt euch, es umhüllen sich eure lieben Bilder mit Trauerschleiern, es versinkt euer wohlthuender Schein in die Tiefe einer fernen Vergangenheit, aber euer Andenken steht dennoch wie ein leuchtender Pharus in dem wild bewegten Meere des Lebens und bewahrt oftmals den einsamen Schiffer vor den verborgenen Klippen der menschlichen Gebrechen. Sei mir gegrüßt, du holde Zeit! dein stilles Licht geleitet die Bessern sanft und sicher nach dem Port der Ruhe, es verbürgt ihnen die Erfüllung jener Hoffnungen, die nicht gleich den irdischen zerfließen, und verschmilzt zuletzt mit der Glorie der Vollendung, die dem müden, brechenden Auge entgegenstrahlt.

Die gemüthliche Tafelrunde hatte das Abendbrod beendigt; ein scheinbarer Auftrag der Großmutter hatte Klairen entfernt, damit sie sich zu ihrer Rolle bereiten konnte, und unruhig, bange und zitternd vor Hoffnung und Freude rutschen die Kinder auf den Stühlen umher und horchten, sich gegenseitig Stillschweigen gebietend, der willkommenen Ankündigung. Die Großmutter schien dieser Abend besonders ergriffen zu haben; war es das Gefühl des Glücks, das sie lächelnd umgab und mit seiner tief empfundenen Seligkeit oft so

ſtörend auf die Lebenskräfte wirken kann als der Schmerz; war es die Ahnung der Zukunft aller der geliebten Weſen, die auf dem ſorglich bangenden Herzen laſtet, oder hatten die Geiſter längſt vergangener Zeiten ihre lichten Schwingen entfaltet und glitten mit lindem, leiſen Wehen an ihrer Seele vorüber: das vermochten ihre Umgebungen nicht ganz zu entſcheiden, aber ihre freundlichen Züge drückten eine innige Rührung aus, in ihren Augen walte ſich der Wiederſchein einer himmliſchen Flamme, und tief bewegt ruhten ihre Blicke bald auf dem einen, bald auf den andern ihrer Lieblinge. „Liebes Mütterchen, warum ſo ſtille? Dir iſt doch nicht unwohl?“ fragte Emma's ſchmeichelnde Stimme, indem ſie ſich an die Seite der Matrone lehnte, und ſchnell flogen Aller beſorgte Blicke nach der ehrwürdigen Geſtalt, die in ihrer einfachen und doch ſo reinlich anſtändigen Kleidung nach ihrer Weiſe recht liebreizend und anmuthig ausſah. „Seid ruhig, Kinder“, erwiederte Frau von Detmund, „ſeid nur ganz ruhig“, wiederholte ſie, indem ſie ſich über die beiden kleinen Mädchen beugte, die ſich in ſorglicher Liebe an ihre Knie gedrängt hatten und in beinahe lächerlicher Ernſthaftigkeit forſchend die Großmutter betrachteten; „die Freude, die ich in eurer Freude empfinde, und die mild und licht mein Alter erhellt, hat in meiner Seele Erinnerungen hervorgerufen, die lange in den Verkettungen eines bewegten Lebens eingeſchlummert und mit doppelter Macht ſich wieder geregt haben. So wie ihr mich hier ſeht, ihr Kinder“, fuhr ſie mit Munterkeit fort, „habe auch ich einſt Anſprüche an Jugend und Schönheit gemacht, und wenn es euch jetzt auch unglaublich erſcheinen ſollte, ſo waren einſt dieſe alternden Züge frei von Runzeln, es glühten die Wangen in der Roſenfarbe jugendlicher Jahre und die Augen ſtrahlten leuchtend einer heitern Zukunft entgegen. Auch das Herz war jung, hatte jugendliche Genüſſe und gab ſich jugendlichen Wünſchen hin. Wie ihr jetzt, freute ich mich des heiligen Chriſts und der reichen Beſcheerungen, die er brachte; wie ihr, durfte ich mich der Vater-

und Mutterliebe ſtehen, die dann der armen Verwaiſeten zu früh entzogen wurde. Ach, es ſchweben die lieben Bilder wie Engelsgeſtalten an mir vorüber und mahnen an die Stunde, die bald vielleicht die Erinnerung an jedes vergangene Weh, an alle vergeblichen Hoffnungen meines Daſeins beſchwichtiget. Ich will und ich darf nicht klagen", ſetzte ſie nach einer Pauſe der Rührung hinzu, indem ſie alle die Lieben, die ſich im Vorgefühle der einſtigen, unvermeidlichen Trennung an ſie ſchmiegten, ſo weit ihre Arme zu reichen vermochten, umfaßte; „Gott hat mich reich und glücklich gemacht in euerem Glück und in eurer Liebe, ich darf mich der Hoffnung hingeben, an das Ziel des müden Wanderers im Schooße der Meinen und von ihnen gepflegt zu gelangen; mein ſterbliches Auge hat ſich allmälig genug geſchärft, um in Vielem von dem, was ich getragen und geduldet, Gottes leitende Vaterhand zu erkennen, und mit dem Uebrigen warte ich ruhig, bis der verklärte Geiſt das Unverſtändliche zu faſſen vermag. Aber, verdenkt es der alten Frau nicht, wenn ſie am Abend ihres Lebens mit Wehmuth zurückblickt und das Andenken an ſchöne Stunden aufzufriſchen ſtrebt. Unter dieſen iſt eine beſonders, deren Bild ſich in dieſem Augenblicke lebendig vor meine Augen ſtellt, und die mit ihrer ſanften Freude heller für mich ſtrahlet, als euch, ihr lieben Kleinen, nun bald der erſehnte Weihnachtsbaum leuchten wird. Ich hatte einen Freund, der zum Theil mit mir erzogen, ſpäterhin in noch engere Beziehungen zu mir getreten war, und deſſen treue und zarte Neigung meine lieben Eltern billigten, die mein Glück in keine beſſere Hände zu legen wußten. Jedes Jahr hatte von meiner früheſten Kinderzeit an mir an dem heiligen Weihnachtsfeſte alle Wünſche des Herzens befriedigt, und jedesmal klopfte meine Bruſt der Freude dieſer Zeit ſehnſüchtig entgegen. Sehnlicher und liebender aber hatte ich ſie nie herbeigewünſcht, als in dem Jahre, in welchem ich die heimlich verlobte Braut meines Freundes geworden war; denn nicht nur freute ich mich, die erwarteten Erinnerungszeichen von ihm zu erhalten,

aber auch ich hatte Manches vorbereitet, was ihm Vergnügen machen und ihn überraschen sollte. Als die Stunde der Bescheerungen kam, führten mich meine Eltern in das schön erleuchtete Besuchzimmer, und hier stand, wie er als Kind meiner Freude immer die Krone aufgesetzt hatte, wie er aber der Jungfrau lange nicht mehr geboten worden war, ein herrlich aufgeputzter Weihnachtsbaum mit Allem umhängt, was das begehrlichste Herz sich nur zu wünschen vermochte, und mit den vielbedeutenden Kleinigkeiten ausgeziert, die, um der sorglichen Wahl willen, so oft den Sinn freundlicher ansprechen, als die reichsten Geschenke. Was die grünen Aeste trugen, waren Gaben eines Freundes, dessen liebender Sinn Alles errathen hatte, was mir angenehm sein konnte, und der — so vertraute mir meine Mutter — Niemandem die Sorge des Einkaufens und Vorbereitens hatte überlassen wollen. Jedes Bändchen hat er selbst geknüpft, seit Wochen jede freie Minute zu den kleinen Geschäften des Ausschmückens angewendet, und dieser Umstand durfte von mir um so höher geschätzt werden, als sein männlicher Sinn sich niemals mit Dingen außer seiner Sphäre beschäftigte und der Kleinigkeitsgeist der heutigen Männerwelt ihm ganz fremd war. Ich stand an jenem Abende auf dem Gipfel, ach, ich stand auf dem Wendepunkt meines Glückes, denn der Lichtglanz, der von meinem Bäumchen ausströmte, wandelte sich nach und nach in tiefe Dunkelheit. Meine Eltern starben beide in dem Laufe jenes Winters, und mit ihnen entschwanden mir die Schutzgeister meines Glückes. Ich fiel der Vorsorge von Verwandten heim, deren Andenken ich ungern zurückrufe, denn sie bedachten mehr ihren Vortheil als mein eigenes Wohl; eine dunkle Intrigue, deren Fäden ich euch nicht enthüllen mag, führte eine Reihe von Mißverständnissen herbei, die mich von meinem Freunde auf das ganze Leben trennten, und statt seiner wurde mir ein Mann aufgedrungen, dem ich, verzagend an jedem Glück, die kalte Hand und das zerrissene Herz gab. Zwei Drittheile des gewöhnlichen Menschenlebens sind seitdem dahingeflossen,

ich habe so viel getragen und so viele Ereignisse, schmerzliche und frohe, sind über mich hereingebrochen, daß es mir bei dem Gedanken an jene Zeit meines Glückes und meiner Jugend scheint, als kommen diese Erinnerungen aus einem frühern Leben herüber; allein niemals habe ich seitdem ein Weihnachtsbäumchen ausgeschmückt, niemals mich eurer Freude, ihr Kindlein, gefreut, ohne mir jenen Abend zu vergegenwärtigen und mich an seinem hellen Schimmer zu ergötzen und zu erwärmen."

Die Stimme der Großmama war bei den letzten Worten sehr bewegt gewesen, und hatte deutlich gezeigt, wie jetzt noch die Macht der Erinnerung sie ergriff. Detmund verstand seine Mutter besser als irgend einer der traulichen Gesellschaft, seine Hand drückte theilnehmend die ihrige, und der vielsagende Blick seiner Augen verkündete ihr, daß auch er in dieser Minute dessen gedenke, dem er das Heil seines Lebens schuldig war. Die sanfte Emma, die sich auf das Fußkissen der Großmutter niedergelassen und in unverhehlter Rührung ihr die Worte vom Munde gehorcht hatte, bog sich jetzt auf die weiche Hand, deren Form und Farbe dem zerstörenden Alter bis jetzt noch Trotz geboten hatte, und indem eine Thräne auf sie niederfiel, flüsterte sie leise: „Und wo blieb denn Ihr Freund? Lebt er noch? Hörten Sie nichts mehr von ihm?" — — „Ich hoffe, er lebt", erwiederte Frau von Detmund, indem sie liebend des Sohnes und der Enkelin Hand zusammenfügte, „wenigstens lebte er noch vor wenigen Jahren, und der Freundin Andenken hatte keine Zeit verwischt. In der Ferne und außer allem sichtbaren Zusammenhange mit mir hat er mir den größten Theil meines Lebensglückes gerettet! Wiedersehn werde ich ihn in jenen lichten Regionen, wo dem armen Herzen Ruhe und Friede und Freuden die Fülle verheißen sind."

Leise klopfte ein Finger an das Zimmer. Die Kinder glaubten den Ruf zu der Weihnachtsfreude zu hören und stürmten jubelnd der erwünschten Erscheinung entgegen; da öffnete sich langsam die

Thüre, ein Mann mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, trat in Offiziersuniform herein, und hinter ihm ſchritt eine jugendlich männliche Geſtalt über die Schwelle. Der überraſchende Anblick der beiden Fremden, welche gegen die Sitte des Hauſes unangemeldet ſich in den Familienkreis gedrängt hatten, machte im erſten Augenblick einen ſtörenden Eindruck auf alle Anweſenden, beſonders auf die Kleinen, die ſich ſchon wieder in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen. In der zweiten Sekunde aber war Detmund ihnen mit höflicher Faſſung entgegen gegangen, und kaum hatte er die Züge des alten Herrn in der Nähe betrachtet, ſo entfuhr ein Ausruf der höchſten Freude ſeinen Lippen, beinahe möchte man ſagen, dem Innerſten ſeines Herzens: „Oberſt Laßberg!“ rief er, „mein Freund, mein Wohlthäter!“ und dicht und innig hielten ſich beide Männer umſchlungen, deren Seelen Liebe und Dankbarkeit mit ſo unauflöslichen Banden verknüpft hatte, daß eine Reihe von Jahren keines davon hatte zerreißen können. Doch ein noch größeres Intereſſe waltete für den Einen von ihnen, in dem Raum dieſes Zimmers; Laßberg wußte, daß die treu Geliebte, deren Andenken ihn durch ein ganzes langes Leben geleitet und ihn jetzt aus fernem Himmelsſtriche in das Vaterland zurückgeführt hatte, in ſeiner Nähe war und daß er einerlei Luft mit ihr athmete. Beim Hereintreten hatte er die Matrone bemerkt, deren Züge ſein Auge nicht, deren ganze Perſönlichkeit aber ſein Herz erkannte, und ſich ſanft aus Detmunds umſchlingenden Armen losmachend, näherte er ſich der verehrten Frau, welcher ſein Herz noch ſo jugendlich entgegenpochte, als ob die vierzig über beide hingegangenen Jahre in das Reich der Träume verſunken wären. Frau von Detmund hatte ſich langſam erhoben, ſie ſtand mit zitternden Knieen, ſich gegen die ſie ergreifende Schwäche mit der ganzen Kraft ihres Weſens auflehnend, und ſchaute in tiefer Rührung die Geſtalt an, deren jugendliches Bild ſo treu, ſo liebend in ihrem Herzen gelebt hatte. Als Laßberg zu ihr trat, reichte ſie dem Freunde die Hand, deſſen Anblick auf

dieſer Welt ſie ſo eben aufgegeben hatte, und den nun dennoch ein vergeltendes, ewig gerecht waltendes Schickſal aufs Neue mit ihr vereinte. „Eliſe, ſehe ich Sie noch einmal auf Erden wieder?“ ſtammelte ſein Mund in kaum hörbaren Tönen, und unfähig, einen Laut der Begrüßung oder der empfundenen Wonne hinzuzufügen, beugte er ſich über die theure Hand, auf die heiß und aus dem innerſten Herzen ſtrömend eine männliche Thräne fiel. Die Faſſung der edeln Frau, die in keinem Augenblicke ihres Lebens ſie verlaſſen hatte, wich dieſer ſeligen Minute, die nie gehofft und doch gewünſcht, in einſamen Stunden mit dem hellen Glanze ihres Glückes vor ihrem träumenden Sinne gelegen hatte. Stumm drückte die Freundin die Hand, welche die ihrige hielt; in ſprachloſer Rührung legte ſie die andere auf ſeine Schulter, und das verborgene Weh einer ganzen Lebenszeit, das ungekannt und ungetheilt ſo oft die zarte Bruſt zu zerreißen gedroht hatte, machte einem Wonnegefühl Platz, das in ſeiner Heftigkeit beinahe an den entſchwundenen Schmerz grenzte. Faſt ein halbes Jahrhundert war über Beider Scheitel dahingerollt; ſie hatten ſich gebleicht, die ſchöne Hülle hatte ſich in alternde Züge umgewandelt, aber Herz und Gemüth war auf der rauhen Bahn ihrer Vergangenheit mit unaufhaltſamem Schritt der Vollendung zugeeilt, und ſie fanden ſich wieder wie zwei Seelen ſich einſt wiederfinden würden, die auf Erden innig verbunden, ſich geläutert und und von allen Schlacken der Menſchlichkeit gereinigt, auf jenen lichten Höhen, zu denen in dunkeln Stunden unſer ſterbliches Auge glaubend emporſchaut, einander nähern und liebend auf ewig ſich vereinen. Alles war ſtille und feierlich um die beiden Liebenden. Detmund ſtand mit gefalteten Händen neben ihnen und genoß mit vollen Zügen die ſchöne Minute, und die Uebrigen, die nicht wiſſen, ſondern nur ahnen konnten, fühlten Geiſterſchauer an ihnen vorüberrauſchen, als öffne ſich ihren Sinnen eine Pforte der Ewigkeit. Solche Gemälde ſollen nicht durch den ſchwachen Pinſel ſterblicher Menſchen entweiht werden;

die Feder entſinkt der zeichnenden Hand des Dichters, und in ſeinem Herzen regt ſich mächtig und rein der Glaube an Alles, was auf Erden und im Himmel groß und herrlich heißt.

Es iſt eine der Eigenſchaften, welche das weibliche Geſchlecht auszeichnen, daß die Frauen bei jeder Gemüthsbewegung, bei jedem Seelenſchmerze und bei jeder tief empfundenen Freude ſich bald zu faſſen und die eingetretene Spannung ſchnell in die Haltung zurückzuführen wiſſen, die dem Leben geziemt. Zu einer untergeordneten, duldenden Stellung in den menſchlichen Verhältniſſen beſtimmt, wirken Erziehung und Anlage gleich kräftig darauf hin, ihnen die nöthige Gewalt über ſich ſelbſt zu geben, und ſie in den Stand zu ſetzen, in entſcheidenden Momenten einen Theil deſſen mit Anſtand zu verhüllen, was ihre Bruſt bewegt. Die Gewohnheit macht es ihnen zuletzt leicht, über den allzu heftigen Ausbruch ihrer Gefühle zu ſiegen und alle die ſtürmenden Regungen, die bei den Männern ſich in Wort und That ausſprechen, in die zarte Bruſt zu verſchließen. Dieſe Zurückhaltung, dieſes Ueberwinden jeder lebhaften Leidenſchaftlichkeit, bezeichnet das edlere Frauengemüth, das darum, weil es ihm verſagt iſt, die mächtigen Gefühle ſeines Herzens ohne Rückhalt zu äußern, nicht weniger tief empfindet, und die einmal in ſich aufgenommenen Eindrücke wohl viel dauernder zu bewahren verſteht, als der kräftig und unverholen ſich ausſprechende Mann. Was dabei in die Tiefe der Bruſt zurückgedrängt und unterdrückt werden muß, äußert ſich dann in muthigem Wirken, in angemeſſenem Walten da, wo das Schickſal die Frau hinſtellte, und wenn der gewaltige männliche Geiſt einen Theil ſeiner Kraft ſchon durch ungeduldiges Sträuben und Kämpfen zerſplittert hat, dann ſtemmt ſich das ſchwächere Weib unermüdet dem drohenden Verhängniſſe entgegen und erreicht in ſtiller Ausdauer oft dasjenige, was der ausbrechende Sturm in des Mannes Gemüth unmöglich gemacht hat. Mächtig aber und unläugbar iſt der Zauber hoher, edler, duldender Weiblichkeit, wenn ſie den Gipfel

erſtiegen hat, der ihr hienieden zum Ziele dient; wenn das liebende Gemüth nur von ſanften Gefühlen belebt mit Milde und Nachſicht fremde Schwächen erträgt, mit inniger Ergebung die Schläge des Schickſals aufnimmt und jeden unweiblichen Ausbruch leidenſchaftlichen Weſens zurückzuhalten weiß. Der rohe Sinn, die wilde Heftigkeit verſtummt vor ihr und mildert ſich in ihren holden Strahlen; ſie beſſert da, wo noch einige Empfindung wohnt, ſie hebt das verzagende Gemüth, ſie leuchtet mit freundlichem Licht auf den dunkeln Pfaden des Lebens und ihr Einfluß wie ihre Wirkungen ſind nicht zu berechnen.

Frau von Detmund, deren viel geprüfter Sinn ſich frühe gewöhnt hatte, jeden äußern Eindruck mit Faſſung in ſich aufzunehmen und die Freude wie den Schmerz zu bezwingen, war auch jetzt die Erſte, welche ſich in die Seligkeit zu finden wußte, die dem Alter und der Erfahrung zum Trotz ſich ihres Herzens bemächtigt hatte. Von der tiefen Bewegung in die ihr geziemende ſtill freundliche Heiterkeit übergehend, faßte ſie des Freundes und des Sohnes Hand, mit einigen milden Worten das Verhältniß zwiſchen beiden und den Dank bezeichnend, der ſeit Jahren in dem Innern ihrer Bruſt dem fernen Geliebten gezollt worden war. Dann legte ſie die kleine lächelnde Klara in des Kriegers Arm, als den jüngſten Repräſentanten aller ihrer ältern Vorgänger, und das freundliche, gar nicht ſchüchterne Mädchen fand an den glänzenden Achſelbändern und den goldenen Schnüren ein ſolches Behagen, daß es ſich traulich an ihn ſchmiegte und ſelbſt den ausgebreiteten Arm der Mutter verſchmähte. Auch die Uebrigen drängten ſich herzu: der kecke Rudolf, deſſen Knabenſinn die hohe Geſtalt, die dicht anſchließende Uniform, die ſchwankende Feder auf dem Hute und vor Allem der blanke Säbel erfreute, der ſchmeichelnde Otto, der mädchenhaft zarte Julius und die beiden jüngern Schweſterchen wurden von der Großmutter dem Freunde zugeleitet, ſelbſt auf Emma's liebliche Lippen durfte Laßbergs bärtiger

Mund ſich drücken, und zuletzt fragte ihn die Matrone halbleiſe: „ob er nicht glaube, es ſeien ſolche Früchte der Preis eines entſagungsvollen und ſchmerzerfüllten Lebens wohl werth?“ — „Auch ich habe aus dem Sturme des meinigen Etwas gerettet“, erwiederte der Oberſt, mit einem zärtlichen Händedruck, indem er auf ſeinen jungen Begleiter wies, der bis jetzt in beſcheidener Entfernung und in dem fröhlichen Tumulte faſt überſehen in einer Ecke geſtanden hatte. „Ich hoffe, auch die erfreuliche Blüthe wird mir gleich der Ihrigen Früchte tragen, beſonders wenn Sie, theure Freundin, dazu Ihren Segen geben. Es iſt mein Neffe, ein junger Laßberg“, ſetzte er hinzu, ihr den jungen Mann darſtellend, „der ſich Ihr Wohlwollen erbittet; Sie ſind ihm nicht unbekannt, unter dem fremden Himmel, wo er mich vor einigen Jahren aufſuchte, lernte er meiner Freundin Namen und Charakter ehren und lieben, und“, indem er lächelnd die halb verlegene Miene des Jünglings betrachtete, „ich darf verſichern, daß ſeine Ungeduld, hier anzukommen, faſt der meinigen glich.“ — „Aber wie iſt mir denn“, begann der Oberſt von Neuem, nachdem der junge Laßberg bewillkommt und gleichſam als Mitglied in den trauten Kreis aufgenommen worden war, „wie iſt mir denn? Sehe ich wirklich die ganze Familie verſammelt, und haben Sie nicht noch eine andere erwachſene Enkelin als dieſes hübſche Kind, deſſen blaue Augen tief in Herz und Bruſt dringen?“

Wenige franzöſiſche Worte, den Kleinen noch unverſtändlich, machte den beiden Fremden klar, daß ihre Erſcheinung hier ein Feſt unterbrochen hatte, deſſen Beendigung ſie eifrig erbaten, mit dem Beifügen, daß ſie erſt dann ſich recht heimiſch fühlen würden, wenn ſie eine Freude getheilt hätten, die ihnen die ſüßeſten Erinnerungen aus der Vergangenheit heraufrufe. Da Klaire, von der Ankunft der beiden Laßbergs nichts ahnend, ohnehin ſchon zwei Mal hatte wiſſen laſſen, daß ſie bereit ſei, ſo wurde alsbald Anſtalt zu dem feierlichen Eintritt in den Saal gemacht, die Flügelthüren öffneten ſich rauſchend,

ein heller Schimmer unzähliger Lichtchen blendete faſt die Eintretenden, und ſtürmiſch und jubelnd, als ſtehe ihnen das Recht zu, ihr Eigenthum zuerſt zu beſchauen, drängten ſich die Kinder voran, tanzten fröhlich um die reich ausgeſtatteten Tiſche, und die Blicke eines jeden fanden flugs den erfüllten Lieblingswunſch heraus. Die Matrone war mit den Fremden im Hintergrunde ſtehen geblieben und ihr mütterliches Auge verklärte ſich in freudiger Wehmuth bei dem Treiben der Kinder und in der tief empfundenen Nähe des geliebten Freundes. Dieſer hielt die theure Hand in der ſeinen, als wollte er nun nicht mehr laſſen, was ein feindſeliges Geſchick ihm zu lange entzogen hatte, und leiſe flüſterte ſeine liebende Stimme: „Gedenken Sie noch, Eliſe, der Zeit, wo auch unſer Weihnachtsbaum leuchtete? Sollte ſie nun nicht wiederkommen, die ſchöne Zeit?“

Aber was war das? Die Kinder wie die Erwachſenen, geblendet durch das ſtrahlende Lichtmeer und betäubt durch den fröhlichen Tumult, hatten im erſten Augenblicke die hehre und glänzende Geſtalt nicht bemerkt, die im Hintergrunde zwiſchen den aufgeputzten Tiſchen auf einem Piedeſtal ſtand, und in welcher bei der unverrückten, maleriſchen Stellung man beinahe eine Bildſäule vermuthen konnte. Das blendend weiße Gewand, in ſchöne Falten geworfen, umgürtete ein Kranz von Roſen, Roſen umſchlangen den ſchlanken Körper, Roſen verſteckten ſich in dem dunkeln, glänzenden Lockengewebe, und ein Schleier von Silbergaze floß von dem Scheitel bis zur Fußſohle und verhüllte das Geſicht. Den einen Arm breitete ſie gegen die Kinder aus, als ſei durch ihre Allmacht eben die ganze herrliche Umgebung entſtanden, in der andern Hand hielt ſie ein Körbchen, in Form eines Füllhorns, aus welchem die ſeltenſten und kunſtreichſten Gewebe und Stickereien in Seide und Tüll herausſchauten. Unbemerkt hatte Emma ſich zu einer Ecke des Saals gewendet, wo ihre Harfe ſtand, und die beiden zarten Händchen lockten nun Töne aus den Saiten, deren Wohllaut in jedem Augenblick die Gemüther ange-

ſprochen haben würde, die aber in dieſer Minute, in der ohnehin die Lebensgeiſter der Anweſenden ungewöhnlich aufgeregt waren, einen wahrhaft zauberiſchen Eindruck machten.

Bei den erſten Lauten der Harfe fing die verſchleierte Geſtalt an ſich zu bewegen, die Arme breiteten ſich aus, die kleinen Füßchen ſtiegen in taktgemäßem Schritt über das Fußgeſtell herunter, und trugen die liebreizende Erſcheinung in die Nähe der Kinder, die durch den unerwarteten Anblick im Beſehen ihrer Beſcheerungen unterbrochen und in ſprachloſes Erſtaunen verſunken, ſich ſchüchtern in ein Häufchen zuſammengedrückt hatten und in dem holden Weſen mit tiefer Ehrfurcht den nie geſehenen und unter heimlichen Schauern herbeigewünſchten Weihnachtsengel erkannten. Jedem der freundlichen Kleinen theilte die liebliche Geſtalt aus dem Füllhorn ein angenehmes Geſchenk mit, das ſie mit zitternden Händen und tiefen Verbeugungen empfingen und auf die liebkoſenden Reden, Fragen und Ermahnungen kaum zu antworten wagten. Auch den Eltern der muntern Schaar beſcheerte das holde Weihnachtskind Netze und Binden mit Feenkunſt gewirkt und fügte in halbem Kauderwelſch ſcherzende, heitere Worte hinzu; der liebenswürdigen Spielerin aber, die noch immer mit einzelnen, leiſe verhallenden Akkorden jede Bewegung begleitete, hängte ſie eine Kette von ſchwarzen Flechten mit Gold eingefaßt um den blendend weißen Nacken und hauchte liebend einen Kuß auf die helle Stirn. Der junge Laßberg war bei den erſten Tönen der lieblichen Stimme in tiefer Bewegung hinter Frau von Oetmund und ſeinen Oheim getreten, und es entwänden ſich ſo ſehnſüchtige Seufzer ſeiner Bruſt, daß die alte Dame nicht umhin konnte, befremdet zurückzuſchauen und ihres Freundes ſeltſames Lächeln nicht zu deuten wußte. Da ſchwebte aber das Mädchen leichtfüßig auf die Matrone zu, ſtutzte zwar die Dauer einer Sekunde über die Gegenwart eines Unbekannten, allein ohne ſich in ihrer Rolle irre machen zu laſſen, bog ſie ein Knie vor der verehrten Frau und überreichte ihr mit den

Geberden der innigſten Liebe einen Strauß künſtlicher Blumen, deren zarter Bau nicht nur, deren Duft ſogar die natürlichen nachahmte: „Du ſtreueſt der Blumen Fülle überall auf Deiner Kinder Lebenswege, und Dir hat das Schickſal nur wenige gereicht. Aber ſieh nur, dem Danke ihrer Herzen ſind Roſen und Veilchen und das Blümchen der Treue mitten im ſtarrenden Winter entblüht; ſie kränzen damit Deine alternden Tage und wollen dich lieben und pflegen und mit dem Glück ihres Frühlings Deine Zukunft verſchönern, ſo lange Dein liebes Herz ſchlägt.“ So ſprach in flüſternden Lauten das holde Kind und umfing die Knie der theuern Mutter. Da wurde durch die Bewegung, welche dieſe machte, indem ſie das geliebte Mädchen umarmen wollte, der Hintergrund ſichtbar, die Knieende erblickte einen hellbraunen Lockenkopf, der ſich an die Schulter des Oberſten lehnte, deſſen helle Augen in nie vergeſſenem Ausdruck auf ihr ruhten, und überwältigt von der Macht dieſes ſchönen Augenblicks, nachdem ihr Gemüth mehr als ſonſt aufgeregt geworden war, ſank ſie zuſammen und wurde kaum noch von den Armen des ältern Laßberg aufgefangen.

Klaire erwachte nach kurzer Bewußtloſigkeit, denn nur eine ſolche vermag die Ueberraſchung der Freude hervorzubringen, auf dem Sopha in den Armen der Großmutter. Emma beugte ſich ängſtlich zagend über die geliebte Freundin, der Oheim Laßberg ſtand dieſer zur Seite und verſchwendete eine Fluth kölniſchen Waſſers, um den betäubten Geiſt wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, und in der Ferne ſtanden die Kinder, denen bei der Verwandlung des Weihnachtskindleins in Tante Klairen und bei der Enttäuſchung, die ſie erlitten hatten, gerade ſo zu Muthe ſein mochte, wie dem jugendlichen Herzen, das, unter den Trümmern der Unſchuldswelt groß gewiegt und von allen den ſüßen Bildern des unbefangenen Kindheitsſinnes umgeben, nun in das Leben tritt, wo die rauhe Wirklichkeit ſchnell die glänzenden Schwingen der flatternden Pſyche ihres Farbenduftes beraubt und ſie entzaubert dem matten Auge wieder darſtellt. Gleichwohl hinderte dieß nicht,

daß die Kleinen, als Klaire zur Beſinnung zurückkam, ſich um ſie drängten, und halb in der Freude über ihre Geneſung, halb aus Spott über die Ehrfurcht, die ſie ihnen abgedrungen hatte, ſich des Flitterſtaates bemächtigten, der halb zerſtört um ſie herumhing, und mit dem ſie nun wie mit Siegestrophäen in dem Saale herumzogen. Klairens dunkle Augen aber fielen, ehe ſie die Thränen der erſchütterten Großmutter, Emma's liebende Sorge und die zärtlichen Bemühungen der übrigen Freunde bemerkte, auf den vor ihr knieenden Jüngling, deſſen Hände die ihrigen hielten, deſſen Blicke mit verzweifelndem Schmerze auf ihr gehaftet hatten, und in deſſen ganzem Weſen ihre Wiederkehr zum Leben einen Rauſch des Entzückens hervorbrachte: „Felix, ſind Sie es wirklich? Neckt mich kein Traum meiner erregten Phantaſie?“ So ſtammelte der ſüße Mund, und indem ſie die Arme um Frau von Detmund ſchlang und das errö-thende Geſicht an ihrer Bruſt verbarg, rief ſie ängſtlich: „Mütterchen, ſei nicht böſe auf mich! Wußte ich denn, ob ich ihn wiederſehen würde; durfte ich Dir die thörichten Wünſche und Träume meines Herzens geſtehen?“

Frau von Detmund hatte bereits in den Ausrufungen des jungen Laßberg, in Klairens Ohnmacht und den tiefen Gemüths-bewegungen, deren Spuren ſich auch beim Erwachen in ihrem ganzen Weſen zeigten, einen Theil deſſen erkannt, was früher in dem Herzen ihrer Enkelin vorgegangen war, und man darf um ſo weniger zwei-feln, ob ihr die Entdeckung angenehm geweſen ſei, die ihr in dem geliebten Neffen ihres Freundes einen Enkel verhieß, als das Aeußere des jungen Mannes und vorzüglich der treue Blick ſeiner freundlichen Augen manche ſchöne Eigenſchaft des Gemüthes verbürgten. Was ihr und was Klairen, deren Seele das Glück, in dem lange und herzlich geliebten Felix einen ihrer ganzen Familie befreundeten Gegenſtand zu finden, faſt nicht zu faſſen vermochte, jetzt zu wiſſen noch übrig war, erfuhren ſie beide, nachdem die verſtörten Gemüther ſich

wieder geſammelt hatten, die Kinder von dem Uebermaße der Freude ermüdet, jedes mit dem liebſten Theile ſeiner neuen Beſitzungen zu Bette gezogen war, und der Oberſt in dem freundlichen Zimmer, das ihm um des Wiederſehens willen immer das liebſte ſein mußte, zwiſchen ſeiner Freundin und dem jungen Mädchen gemüthlich plaudernd auf dem Sopha ſaß.

„Felix war", ſo erzählte er nun der Freundin, „nachdem er ſeine Studien vollendet und durch des Oheims thätige Hülfe in Allem unterrichtet war, was zu ſeinem einſtigen Fortkommen dienen konnte, eben im Begriffe geweſen, die Reiſe nach Oſtindien anzutreten, wohin theils der Wunſch, ſeinen edlen Verwandten kennen zu lernen, theils das Verſprechen einer vortheilhaften Anſtellung ihn zogen, als er bei ſeiner Durchreiſe durch Frankreich Klairen und mit ihr ein Gefühl kennen lernte, das ihm bis jetzt fremd geweſen war, und deſſen Gewalt über ſein Schickſal unwiederruflich entſchied. Die Rechtlichkeit ſeines Charakters hatte ihm nicht erlaubt, die plötzlich Gefundene und ſchnell wieder Verlorne in eine ungewiſſe Zukunft zu verwickeln, und ſeinem Herzen zum Trotz, das ihm unaufhörlich den Namen von Klairens Gaſtfreunden und des von ihr bewohnten Hauſes zuflüſterte, hatte er ſeine auf den nächſten Morgen beſtimmte Abreiſe um keine Stunde verzögert, wohl fühlend, daß ein neues Zuſammentreffen mit dem liebenswürdigen Mädchen entſcheidend werden, daß es feindlich eingreifen könnte in ein Geſchick, das ihm mehr als ſein eigenes am Herzen lag. Die Beſtimmung nicht aus den Augen zu verlieren, der er ſich hingegeben hatte, wenn nun einmal unbezwingliche Nothwendigkeit, wollte er nicht alle Ausſichten auf eine ehrenvolle, unabhängige Exiſtenz leichtſinnig verſcherzen. Er hatte ſeinem Oheim Alles zu verdanken, denn des Vaters Vermögen war ſo gering, daß es kaum zu dem nothdürftigen Unterhalte ſeiner zur Wittwe gewordenen Mutter hinreichte; Erziehung, Bildung, die Möglichkeit ſich auf eine höchſt anſtändige und ſeines Standes nicht unwürdige Art in der

Welt zu zeigen, jeden Genuß ſeines Alters hatte ihm der väterliche Freund verſchafft, der nun ſeinen Wohlthaten die Krone aufſetzen wollte, indem er ihm eine ſeinen Talenten angemeſſene Stellung geben und ihn zu ſeinem dereinſtigen Erben erklären wollte. Für alle dieſe Opfer verlangte er nur ſeines Neffen Gegenwart, des einzigen Weſens, für welches er nach dem Verluſte ſeines Lebensglückes gelebt und gewirkt hatte. Wie hätte dieſer um einer thörichten Neigung willen Alles hinwerfen können, was Ehre und Dankbarkeit, was ſogar die einfachſte Lebensklugheit von ihm forderte; und zu was hätte es ihn geführt, wenn er wirklich den Eingebungen ſeines Herzens hätte Folge leiſten wollen? Wie hätte er, deſſen Ausſichten durch eine ſolche Handlungsweiſe zertrümmert werden mußten, ſich den Verwandten des geliebten Mädchens nähern und ihnen Anträge machen dürfen, wie hätte er den Muth gewinnen können, ſich in ſeiner Vaterſtadt in ſo traurigen Verhältniſſen wieder zu zeigen, nachdem er mit Allem umgeben und ausgeſtattet, was dem Liebling eines reichen Mannes zu Theil werden mochte, von dort geſchieden war? — Nein, er mußte ſeinem Verhängniſſe folgen, er mußte die zum erſten Mal erwachende, mächtige Leidenſchaft in ſeinem Herzen bekämpfen, und wollte er ſeinen Grundſätzen gemäß, wollte er großmüthig handeln, ſo mußte er ſogleich fliehen und den Wunſch unterdrücken, noch einmal die keimende Neigung in Klairens ſchönen Augen zu ſehen, damit nicht ein unſchuldiges Weſen in die Ungewißheit ſeines Schickſals verflochten würde. Dieſe, bei der heutigen jungen Männerwelt ſelten gewordene Gewiſſenhaftigkeit führte Felix den Tag nach dem Zuſammentreffen in der Kirche mit der Flügelſchnelle vier raſcher Poſtpferde von dem gefährlichen Orte weg, und wohl fühlend, daß er recht gehandelt hatte, ſank er nach einer glücklichen und ziemlich heitern Reiſe ſeinem unbekannten Oheim und Wohlthäter in die Arme.

Der Oberſt fand, wie es denn auch nicht anders ſein konnte, an

dem edlen, talentvollen, in jeder Hinsicht liebenswerthen Manne ein ungemeines Behagen, und es ging für ihn mit dieser neuen Erscheinung gleichsam ein zweites Leben auf. Nicht nur fühlte er sich durch die Persönlichkeit und die Eigenschaften seines Neffen angegezogen, nicht nur war er stolz auf die Lobsprüche, die er überall erhielt, nicht nur machte ihn der Gedanke glücklich, daß es hauptsächlich seinem Einwirken zuzuschreiben sei, daß die hoffnungsvolle Blüthe sich zu der reifenden Frucht gestaltet hatte, aber es knüpfte sich mit seinem jungen Freunde wieder ein neues Band an die immer werth gehaltene Heimat in seinem Herzen; längst verblichene Bilder wurden wieder hell, Empfindungen, die er das ganze Leben hindurch treu in der Brust getragen hatte, regten sich mit neuer Stärke, und Laßberg wurde nicht müde, Erzählungen und Nachrichten zu hören, die ihn mit dem fernen Vaterlande, so schien es ihm, wieder zusammenknüpften. Eins nur blieb ihm räthselhaft in Felix Gemüth; es hatte sich über sein ganzes Wesen ein leiser Anflug von Schwermuth verbreitet, die sich selbst in den lebendigsten und anmuthigsten Umgebungen nicht verlor, und die der alte Laßberg vorerst als leichte Spuren von Heimweh ansah. Nähere Beobachtungen machten ihm aber deutlich, daß es irgend ein anderes Gefühl sei, welches das jugendliche Herz mit dem Schleier der Wehmuth verhülle, das an stillen Abenden, die in jenen Gegenden so unbeschreiblich schön sind, und mit ihren weichen Tinten in die sehnsüchtige Seele übergehen, einen feuchten Schimmer in seine Augen lockte, das ihn von jedem rauschenden Vergnügen zurückhielt und ihm bei dem Anblicke der schönsten weiblichen Gestalten eine unerklärliche Gleichgültigkeit gab. Zu lange und zu unbedingt hatte sich der Oheim ähnlichen Empfindungen hingegeben, zu genau war er mit den Kennzeichen derselben befreundet, als daß er sich über den Herzenszustand seines Neffen hätte täuschen können, und überhaupt, daß die Reise zu ihm irgend ein zartes Verhältniß zerrissen habe, entschlossen, das Glück, dessen er selbst schmerz-

lich entbehren mußte, um jeden Preis dem einzigen Menſchen zu verſchaffen, mit dem ſein eigenes Daſein enge zuſammenhing, näherte er ſich mit der ganzen Sorglichkeit zärtlicher Freundſchaft dem jungen Manne und ſuchte, ſich ſein Vertrauen zu erwerben. Wie aber kann dieſes ſchneller und unbedingter erlangt werden, als wenn Seele gegen Seele ſich aufſchließt? Zum erſten Male gedachte nun der Oberſt gegen Felix der Zeit ſeiner Jugend und deutete die Urſache an, die ihn aus der Heimat vertrieb; zum erſten Male nannte er mit zitternder Stimme den Namen ſeiner Freundin, und fragte den Neffen, ob ihm von ihrem Schickſale nichts bekannt ſei? Die ſichtliche Betroffenheit des jungen Mannes machte ihn aufmerkſam, die dunkle Röthe, die ſich über ſein Geſicht ergoß, ließ ihn ahnen, daß hier das Geheimniß verborgen liege, und es konnte ihm nun wenig Mühe koſten, dasſelbe aus dem ihm ergebenen Herzen zu Tage zu fördern. Als er erfuhr, was Felix aus dem Munde des Bekannten vernommen hatte, bei welchem er ſich in jener Stadt aufhielt, und der zufällig ein Freund der Familie war, bei welcher Klaire wohnte, als er hörte, daß das Mädchen, deſſen Bild ſein Neffe unter dieſen fernen Himmel gebracht hatte, die Enkelin jener Frau ſei, deren Andenken in ſeinem Herzen immer noch herrſchte, als ihm kund ward, daß ihre Feſſeln lange ſchon gebrochen ſeien, da faßte ihn ſeit vierzig Jahren zum erſten Male wieder eine Ahnung von Glück, und haſtiger faſt noch als der jüngere Mann betrieb er von dieſer Minute an den Plan, heimzukehren nach den vaterländiſchen Fluren, die nun plötzlich wieder das ehemalige Intereſſe in ihm erregten, und wo er fortan leben und ſterben wollte. Daß dieſe Reiſe nicht ſo ſchnell vor ſich gehen konnte als beide wünſchten, daß Vorkehrungen getroffen, Maßregeln genommen werden mußten, die Zeit erforderten, das begreift ſich leicht; aber als dann einmal der Augenblick der Erlöſung gekommen war, da wurde auch die Rückkehr zur Heimat mit einer Eile veranſtaltet, als ſäße ihnen der Tod auf den Ferſen; weder die

Gefahren der Seereiſe in der ſchon nahenden, ſtürmiſchen Jahreszeit, noch die ausgeſtandenen Beſchwerden am Ende derſelben hielten die Eilenden auf, und eben hallten die Glocken zum Abendgottesdienſte durch die reine kalte Luft, als ſie zum Thore des kleinen Städtchens einfuhren, das nach eingezogenen Erkundigungen das Ziel aller ihrer Wünſche in ſich begriff. Angeſprochen durch den feierlichen Klang, hingeriſſen durch eine theure Erinnerung, überzeugt, daß in dieſem Zuſammentreffen von Umſtänden das Gelingen ſeiner innigſten Wünſche verbürgt werde, erhoben durch eine faſt ſchwärmeriſch religiöſe Empfindung, die ihn unwiderſtehlich zu der heiligen Stätte rief, wo er in ähnlichem Momente vor zwei Jahren die Geliebte gefunden hatte, fühlte ſich Felix zu der etwas ſonderbaren Bitte an ſeinen Oheim veranlaßt, mit ihm die Kirche zu beſuchen, ehe weiter ein Schritt zu dem erſehnten Wiederſehen gethan würde. Und ſein Herz hatte ihn glücklich geleitet; in dem dunkeln Raume ahnete er die Nähe des theuern Mädchens, ſein zarter Sinn ſagte ihm, daß auch ſie durch ein liebes Andenken hieher gezogen worden ſei, und auf dem Heimwege erkannte er, des Schleiers ungeachtet, die geliebte Geſtalt, in deren Wiederfinden er die ſchönſten Vorbedeutungen zu erkennen glaubte. „Was nun aber aus uns werden ſoll, das müſſen Sie beſtimmen“, fuhr der Oberſt fort, indem er die feſtgehaltene Hand der Matrone ſanft drückte und Klairen freundlich in die ſich niederſchlagenden Augen blickte. „Werden Sie uns nach Bombay zurückſenden, mein liebes Kind, von wo Ihr holdes Bild uns ſo ſchnell nach der Schweiz gezogen hat? Oder wollen Sie gütig und lieb wie die Großmutter es war und noch iſt, die Fremdlinge in dem Vaterlande feſthalten, ſie wieder einverleiben in die lang entbehrten Verhältniſſe des traulichen Familienvereins und einführen zu dem Glück des Hausaltars? Für Felix bürgt Ihnen das Wort des Oheims und mehr noch als dieſes der Edelmuth und die Gediegenheit eines Betragens, zu welchem ihn das zarteſte Gefühl der Pflicht aufgemahnt hat, und für mich

wird vielleicht die Großmama gut ſprechen und Ihnen ſagen, daß ich bereit ſei, ihr liebes Kind mit der vollen unwandelbaren Zuneigung eines zärtlichen Vaters zu umfangen und zu halten mein Leben lang!“

Wohl hätte es vielleicht der Nähe des geliebten Mannes und des bittenden Blicks ſeiner Feueraugen nicht bedurft, um aus Klairens Munde die Beſtätigung ihrer Wünſche und Entſchlüſſe hervorzuziehen, und es blieb nach dem leiſen Geſtändniſſe der Enkelin der alten Dame kein Räthſel mehr, warum anderweitige, recht annehmliche Bewerbungen in dem lange ſchon beſetzten Herzen keine Aufnahme hatten finden können. Der Weihnachtstag, der mit den lieblichen Strahlen ſeiner Winterſonne über den Glücklichen aufging, ſah Klairen und Felix die ſichtbaren Pfänder der Liebe tauſchen, wie lange ſchon die Seelen ſich mit einander vereinigt hatten; er ſah, wie die geſegnete Großmutter in dem Kreiſe aller ihrer Kinder und Enkel die Hände der Liebenden in einander fügte und ſie mit vor Freude bebender Stimme einweihte zu einem glücklichen, tugendhaften Leben, deſſen Quellen, in der eigenen Bruſt entſpringend, ſich einſt, wenn ihr Weſen rein und ungetrübt bleibt, in die Ewigkeit ergießen; er war Zeuge, wie Emma der Freundin einen Kranz von Myrthen und Roſen zum Weihnachtsangebinde brachte, und wie durch die Thränen der Rührung der Strahl ſanfter Freude brach, als eine leiſe Ahnung eigenen Glücks; und als auch dieſer frohe Tag zu ſeinen Brüdern hinunterſank, da fühlte jedes Glied des fröhlichen Vereines, daß, wenn auch dem armen Menſchen die Leidensſtunden weit länger und in größerer Anzahl erſcheinen, als die kurzen frohen Augenblicke, dennoch ein ſolcher Moment hinreiche zur Entſchädigung für ſchweres und tiefes Leid.

Als einige Monate ſpäter die wärmende Sonne der erſten Apriltage faſt jede Spur des unfreundlichen Winters ausgelöſcht hatte, als der welke Raſen in liebliches Grün umgewandelt dem Auge

wohlthat, das ſich an dem Kerzenlichte der langen Nächte ermüdet fühlte; als warme Südlüfte wehten, die Veilchen in beſcheidener Verborgenheit ihren erquickenden Duft den wieder auflebenden Menſchen ſpendeten und Hyazinthen in Menge ſich aus den Knoſpen entwickelt hatten, da vereinigte ſich aufs Neue die ganze Familie in freudigem Leben. Wir finden ſie in dem Garten der Großmutter, wo ſo eben das Kinderfeſt des Oſtertages gefeiert worden war, und die kleinen wie die großen Kinder die bunten, in ihrer Farbenpracht weithin ſchimmernden Eier unter blühenden Büſchen geſucht und gefunden hatten. Die muntere Schaar tummelte ſich auf den Raſenplätzen umher, wußte ſich vor Vergnügen in der lieblichen Frühlingswärme nicht zu laſſen, und wir bemerken, wie ſo eben die kleine Klara unter Rudolfs Beiſtand die erſten, unſichern Schrittchen verſucht, während Vater und Mutter Arm in Arm lächelnd den Spielen zuſchauen. In der Allee, deren Bäume hie und da ſich mit feinem, lichtem Grün bekleidet haben, ſchreitet ein Pärchen auf und nieder, ſo in ſich ſelbſt vertieft, ſo ganz den Gefühlen einer Zeit hingegeben, die nimmer wiederkehrt, daß wir keine Mühe haben, Felix und Klaren zu erkennen, die verloren in die Plane und Hoffnungen einer ſchönen Zukunft, Frühling und Blumen, Himmel und Erde um ſich vergaßen. Uebermorgen iſt der erſehnte Tag, der beide auf ewig mit einander vereinen, der ihnen das Paradies erſchließen ſoll, mit dem allein eine gute Ehe verglichen werden kann. Der Winter iſt ihnen in Trennung und Wiederſehen dahin geſchwunden, denn die Einrichtung des jungen Paares, die nothwendig in Laßbergs Vaterſtadt bewirkt werden mußte, hat Oheim und Neffe oft entfernt gehalten, und der erſtere hat weder Mühe noch Koſten geſcheut, um das Neſtchen ſeiner Lieblinge recht warm und nett zu bauen. Der Raum, der ſie künftig von den Freunden trennen wird, iſt nicht groß, er mag leicht und ſo oft es das Herz wünſcht, überſprungen werden, und die Glück-

lichen, deren Pfad keine drohende Wolke verdunkelt, dürfen sich ohne Rückhalt der Seligkeit einer so schönen Zeit hingeben. Indem wir aber unsere Blicke weiter umherstreifen lassen, erschauen wir eine Gruppe, die uns Hoffnung gibt, der bevorstehende Feiertag werde sich für die Familie bald wiederholen.

In der Laube, über welche sich der hochstämmige, jetzt noch unbelaubte Akazienbaum beugt, und in der binnen wenigen Wochen die Düfte von tausend Jelänger-Jelieber-Blüthen die Sinne erfreuen werden, sehen wir Emma, deren Gesichtchen zu der Erde niedergebeugt, auf welcher der Fuß in angenehmer Verlegenheit magische Kreise und Figuren zeichnet, mit der glühendsten Rosenfarbe übergossen ist, und deren Ohr den Einflüsterungen eines jungen Mannes gefällig horcht, welchen wir alsbald als den von Klaren verschmähten Werner erkennen. Die Art und Weise, mit der das junge Mädchen die halb zurückgezogene Hand dem Gesellschafter wieder überläßt, und der zärtliche Blick, der sich fast unmerklich zuweilen aus dem schüchternen Augenpaare hinüberstiehlt, überzeugen uns sattsam, daß dem werthen Ueberläufer verziehen ist, und des gutmüthigen Kindes Bescheidenheit es ganz natürlich findet, daß früherhin die viel liebenswürdigere Base vorgezogen wurde. Die nähere Kenntniß von Werners Charakter gibt uns aber auch die Gewißheit, daß nach seiner nunmehrigen bestimmten Erklärung keine Wandelbarkeit in seinem Herzen mehr das Glück seiner künftigen Gattin gefährden wird, und das fernere Zusammenleben mit ihrer Familie, dessen ihr liebendes Gemüth bedurfte, vermehrt um vieles Emma's heitere Aussichten.

Auf der Bank aber hinter dem Hause, welche, etwas erhöht, die Uebersicht des ganzen Gartens gewährt, saß die Großmama neben dem geliebten Freunde, und Beider Augen ruhten abwechselnd und wohlgefällig auf den verschiedenen Gruppen, deren Eigenthümlichkeiten ihnen einen fröhlichen Lebensabend verhießen. „Und wollen nicht auch

wir am Ende unſerer Laufbahn den Bund beſiegeln, den wir im Anbeginn derſelben gelobt und, ſo weit die unglücklichen Verhältniſſe es zuließen, treu und unwandelbar im Auge behalten haben? Wollen nicht auch wir unſer Daſein vereinigen, das lange getrennt und darum den furchtbarſten Schmerzen preisgegeben, dennoch die Herzen nur dichter und unauflöslicher an einander geknüpft hat?“ So fragte Oberſt Laßberg, indem er ſich an die Freundin ſeines Herzens wandte, und ſeine bewegte Stimme die Gefühle ſeiner Seele lauter kund that, als es Worte vermocht hätten. Frau von Detmund ſah ihn mit dem klaren, milden Auge an, deſſen Ausdruck, ſchon ehe ſie ſprach, jede Bewegung des Gemüthes beruhigen mußte, und in deſſen Tiefe man unmöglich ſchauen konnte, ohne zu fühlen, daß der aus ihm leuchtende Geiſt mit freundlicher Verſtändigkeit Alles prüfen und das Beſte behalten werde. „Laſſen Sie uns, lieber Freund“, erwiederte ſie, „dankbar genießen, was ein vergeltendes Geſchick in dem Spätherbſt unſers Lebens uns an hohem Glück beſchieden hat, und uns vor Anſprüchen hüten, deren Erfüllung uns leicht von dem geebneten Pfade auf unwegſame Höhen führen könnte. Wir leben nicht mehr in der jugendlichen Zeit, wo eine gänzliche Vereinigung allein das Glück zu begründen vermag; wir ſtehen beide auf der letzten Stufe unſers Daſeins, Erfahrung und Alter haben uns weiſer gemacht und unſere Empfindungen geläutert, ohne ihrer Innigkeit etwas zu rauben; unſer Verhältniß iſt eins der angenehmſten und beglückendſten, es begreift jeden Genuß in ſich, der unſern Jahren zuſteht, es vereinigt unſer Intereſſe wie unſere Herzen und wird niemals den Eigenheiten unterliegen, die dem einen und andern von uns in einer langen Vergangenheit vielleicht zur zweiten Natur geworden ſind. Begnügen wir uns mit ſo ſchönem, oft ſo unerreichbarem Glücke, und ſetzen Sie nicht durch einen Willen, dem ich meine Wünſche freilich auch gegen meine Ueberzeugung aufopfern würde, die Großmutter den Gloſſen des richtenden Publikums und dem Lächeln der

eigenen Enkel aus. — Mit einander und für einander müſſen wir leben und ſterben", fuhr ſie mit liebenden Schmeichellauten fort, als ſie den verdüſterten Blick des Freundes bemerkte; „unſere Zukunft mir getrennt zu denken, vermag ich ſo wenig als Sie, und dem helldenkenden Philoſophen wie dem müden Pilger bietet dieſer Erdenwinkel Vorzüge genug dar, die ihn für ein zerſtreuteres Weltleben zu entſchädigen vermögen. Bleiben Sie in meiner Nähe; meine Kinder ſind die Ihrigen, jede meiner Freuden wird, von Ihnen getheilt, zum herrlichen Genuſſe, und während kein Tag vergeht, der uns nicht auf einige Stunden vereinigte, verwenden wir die übrige Zeit zu Geſchäften, deren Wichtigkeit oder Unwichtigkeit wir uns dann mittheilen. Mit einander und für einander lebend erreichen wir das Ziel, das keines von dem andern auf lange Zeit trennen kann, und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden ſich oft geſtehen müſſen, daß in einiger Entbehrung die wahre Würze des Glückes liegt, und daß der ſtille Schimmer unſers Abends dem hellen Strahl der Mittagsſonne weit vorzuziehen ſei."

Und die Verheißung der Großmutter iſt in Erfüllung gegangen. Oberſt Laßberg hat ſich in ihrer Nähe angekauft, und die freundliche Emma waltet als Hausmütterchen mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern in dem wohnlichen Hauſe, deſſen Garten des Eigenthümers Hand zum wahren Paradieſe verſchönert hat, und das ihr und ihren Nachkommen zum dereinſtigen Beſitze zugeſichert iſt. Die Kinder alle hängen ſo ausſchließlich an dem Oheim Laßberg und an den Herrlichkeiten, die ſein Hof und Garten darbietet, daß man glauben ſollte, dort ſei ihre eigentliche Heimat, und die alte Dame ſelbſt an hellen Sommerabenden, wenn gar Niemand von der jungen Welt zu ihr kommen will, dieſelbe in des Freundes Hauſe aufſuchen muß. Klaire und Felix leben in ihrem größern Zirkel, für den ſie eigentlich mehr gebildet ſind, eben ſo glücklich, ohne darum die Lieben zu vergeſſen, deren Wohnort jedes Mal von ihnen heim-

gesucht wird, wenn es ihnen Noth thut, in der friedlichen Stille eines heitern Familienlebens sich zu erholen oder die Seele zu stärken. Der Vorabend des Weihnachtsfestes aber entschwindet nie, ohne Alle zu vereinigen, und der weite Saal der Großmama, in dessen Mitte jedes Mal ein für sie aufgeputztes Bäumchen steht, das des Freundes Hand geschmückt hat, ist bald nicht mehr geräumig genug, die Glücklichen zu fassen.

Rudolf Meyer.

Aus den Thierzeichnungen [1].

Die Gemſe.

Wo um weißen Schnee die rothen Alpenroſen leuchten, iſt die Heimat der Gemſe. Dort wo braune Felſen wie Aeſte, grüne Bänder als Blätter hinausragen, ſpringt ſie umher, zieht über die Schneewand und aufwärts zu den unerſteiglichen Gipfeln. Sie ſchreitet über zugeſchneite, verborgene Spalten flüchtig und unbeſorgt hinweg. Orkane ſchütteln Fels und Lawine von den Gipfeln, die Gemſe bleibt ohne Furcht. Sie ſchaut ins Wetterleuchten, in die funkelnden Blitze hinein als auf Blüthen. Sie ruht auf ewigem Eis; der Froſt bannt ſie nicht und kühlet nicht ihr heißes Blut; ihr offenes Auge wird nicht geblendet vom Sonnenglanz der Schneegefilde; es zeigt ihr ſicher den Weg durch trübe Nebel, durch finſtere Wolken. So tritt ſie leicht und friſch, frei und muthig ins Leben hinein. Und Blumen ſind ihr überall geſtreut, zwiſchen dem Geſtein der Enzian, die Bärwurz und das Doronicum. Salz ſproßt ihr aus der Felswand, in Gletſcherrinnen fließen ihr die Bäche, aus dem Geſtein, immer friſch, der Quell entgegen; immer friſch umfangen ſie die Lüfte. Ueber ſchroffen Abgründen kommt ſie zur Welt, wo ſchützend die

---

1 Obgleich Meyers Thierzeichnungen nicht eigentlich in das Gebiet der Erzählungen gehören, haben wir doch geglaubt, die Gelegenheit ergreifen zu müſſen, um auf dieſes vortreffliche Buch aufmerkſam zu machen, das lange noch nicht nach Verdienſt gewürdigt iſt.

Rudolf Meyer.

Aus den Thierzeichnungen [1].

Die Gemſe.

Wo um weißen Schnee die rothen Alpenroſen leuchten, iſt die Heimat der Gemſe. Dort wo braune Felſen wie Aeſte, grüne Bänder als Blätter hinausragen, ſpringt ſie umher, zieht über die Schneewand und aufwärts zu den unerſteiglichen Gipfeln. Sie ſchreitet über zugeſchneite, verborgene Spalten flüchtig und unbeſorgt hinweg. Orkane ſchütteln Fels und Lawine von den Gipfeln, die Gemſe bleibt ohne Furcht. Sie ſchaut ins Wetterleuchten, in die funkelnden Blitze hinein als auf Blüthen. Sie ruht auf ewigem Eis; der Froſt bannt ſie nicht und kühlet nicht ihr heißes Blut; ihr offenes Auge wird nicht geblendet vom Sonnenglanz der Schneegefilde; es zeigt ihr ſicher den Weg durch trübe Nebel, durch finſtere Wolken. So tritt ſie leicht und friſch, frei und muthig ins Leben hinein. Und Blumen ſind ihr überall geſtreut, zwiſchen dem Geſtein der Enzian, die Bärwurz und das Doronicum. Salz ſproßt ihr aus der Felswand, in Gletſcherrinnen fließen ihr die Bäche, aus dem Geſtein, immer friſch, der Quell entgegen; immer friſch umfangen ſie die Lüfte. Ueber ſchroffen Abgründen kommt ſie zur Welt, wo ſchützend die

1 Obgleich Meyers Thierzeichnungen nicht eigentlich in das Gebiet der Erzählungen gehören, haben wir doch geglaubt, die Gelegenheit ergreifen zu müſſen, um auf dieſes vortreffliche Buch aufmerkſam zu machen, das lange noch nicht nach Verdienſt gewürdigt iſt.

Balm ſich wölbt, und wie geſtärkt von Blüthendüften, von reiner Luft, hüpft ſie munter der Mutter nach, arglos, wie ein Kind von Engeln behütet. Die Gemſe geht von Weide zu Weide, im Winter in den Wald, des Sommers zu den Höhen, und wo mitten im ewigen Eis Blumen den Felſen bekleiden, weiß ſie ihn zu finden. Die Gemſen regieren ſich ſelber; halten ſo treulich zuſammen. Unter Sprüngen und Spielen klettern ſie der erfahrnen Führerin nach. Sie, immer achtſam, wenn ihre Heerde weidet, ruhet nur, wenn dieſe wacht. Auf jedes Lüftchen achtet ſie, warnt vor jeder Gefahr, leiſe erſt und ſpringt zur Seite, ſpäht mit ſcharfem Blick umher, und hat ſie den Jäger geſchaut, dann ruft ſie mit hellem Pfeifen die Gefährten und blitzſchnell entfliehen ſie, ſetzen über Felſen und Bäche und über den Grat ins ſichere Gletſcherthal, wo, in Trümmer zerriſſen, Wälle und Graben dem Feinde Pforten des Todes geöffnet halten.

Und leicht wie ein Adler, behend wie das Eichhorn, flüchtig und kraftvoll wie ein Hirſch iſt die Gemſe; geſtreckt ihr brauner Leib und ſchlank der Hals, ſtark die Beine, nervig die Füße; ſo ſpitz, ſo leicht der Klauenhuf und ſo ſicher und feſt ihr Tritt. Klar und milde, ſcharf und klug iſt der Blick ihres großen Auges, das rege, leichte Ohr faßt ſcharf den Laut, und ſie wittert den Feind, bevor ſie ihn erblickt. Ihre kleinen, runden Hörner, über den Augen aufgeſtellt und rückwärts gebogen, ſind furchtbare Waffen; mit geſenktem Haupte richtet ſie ihre Spitzen gegen den Feind und wirft ihn über den Abgrund. Sie fürchtet auch den Jäger nicht, und keiner wagt es, ſie zu faſſen; nur der Kugel, aus dem Verſtecke unſichtbar geſchleudert, unterliegt auch ſie, unterliegt der feigen Liſt.

Der Jäger hetzt die Gemſen auf grünen Alpen mit dem Hunde, er verſteckt ſich unter Heerden der Ziegen und Schafe; mühſam beſchleicht er ſie auf ſteilen, wilden Pfaden. Er lauert ihnen auf dem Wechſel auf, ſpähet im Luegi, ob ſie nicht ermüdet lagern, umgeht ſie und gewinnt ihnen den Wind ab. Keine Liſt, keine Ränke ver-

ſchmäht er. Er kriecht auf dem Schneefeld mit nackten Füßen und baarhaupt hin, ſein Auge unverwandt auf die Führerin gerichtet, er liegt bewegungslos, wenn ſich dieſe gegen ihn wendet. Schaut er die Krümmung ihrer Hörner, dann zielet er und zielt ſo ſcharf; laut donnert der Schuß in allen Klüften und laut jauchzt der Jäger, die Fuhrgais iſt gefallen; verwirrt und verlaſſen ſtürmen ihre Gefährten fort. Die ſuchen den Tod im Abgrund, die zerſtreuen ſich zwiſchen Eis und Felsklüften, und manche wird noch die Beute des unermüdlichen, des ränkevollen Jägers. Er ſchlürft das warme Blut der Gemordeten, ein Zaubertrank iſt es ihm, der mit Muth und Entſchloſſenheit waffnet, der ihn ſicher ſtellt gegen den Schwindel, daß dieſer ihn aus dem ſchwarzen Abgrund mit unſichtbaren Händen nicht hernieder reiße.

Das iſt dein Schickſal, muthige, offene, treue Gemſe; du fürchteſt keinen Feind, du trotzeſt Sturm und Wetter, doch Zauberkünſten entgehſt du nicht. Und können Nebel und Stürme, Klüfte und Gipfel dich nicht ſchützen, deinen liſtigen Feind nicht entmuthigen, werden ſie doch deine Rächer. Der Jäger gewinnt keine Ruhe mehr, ernſt, einſylbig, verſchloſſen, denkt er nur auf ſein blutiges Gewerbe, immer gieriger, immer frecher wird er, und ſein eigener Verfolger. Er muß empor zu den Höhen, bei Froſt und Hitze, unter Sturm und Wettern jagt es ihn. Tag und Nacht iſt ſein Gang unter den grauen Felſen, das Morgenroth ſchaut ihn auf den Graten, die Nacht findet ihn auf hartem Lager. Er achtet der Abgründe nicht mehr, ſchreitet über ihnen dahin, auf ſchmalen Bändern, als auf geebneten Pfaden. Wie die Gemſe findet er den Weg durch die Nebel. Gleichgültig wandelt er unter den Blitzen. Er ſchaut ernſthaft hernieder in die blühenden Thäler, in die ſchwarzen Klüfte, ſteht ſtill und finſter am Rande tiefblauer Spalten, ſetzt über die Schründe, flüchtet über Eiswände und blickt mit düſterer Sehnſucht zu den Häuptern der Gebirge empor. Er iſt gefangen, er iſt den kalten, grauſen Mächten des Ge-

birges verfallen; er weiß es nicht. Die Zeit läuft aus, auf welche hin der Zaubertrank ſeine Wirkung thut; da findet ihn dann doch der Schwindel oder die Nebel legen ihm Netze über den Eisſchrund und der Fels läßt ſeine Bahn ausgehen. Der Jäger hat ſich verſtiegen, nicht vorwärts kann er, nicht rückwärts; unter ihm, hart zu ſeinen Füßen iſt es lauter, mit der Hand reicht er in die Leere hinaus, die andere klammert ſich feſt am kalten Geſteine. Die Sonne geht unter, die Berge verglühen, erbleichen, die Nacht zieht ernſt und ſchweigend empor; ihre Flammen blitzen am Himmel. — Da ermatten die Kräfte des Jägers, er ſchließt müde das Auge zu und ſtürzt hinunter auf die Klippen. Sein Leichnam iſt zerſchmettert, ihn legen die Freunde nicht ins Grab; dem Geier allein iſt der Weg zu ihm gebahnt. Nebel umſchleichen das Gerippe, Regengüſſe waſchen es, die Sonne bleicht es ab, und es zerſtreuen Stürme das loſe Gebein. — Das hat das Blut der Gemſe gethan!

s' Müsli.

Lueg, dert lauft e Mus, ſi gumpet der as Bäi, gib Acht! Bhüetis, wi biſcht nid erſchrocke, und jukſcht uf e Säſſel; ſchpring mer amel nid zum Fänſchder uſe! — Worum förchteſch di denn? iſch es doch ſon-n-es ordlichs Dierli, duet keim Chindli öppis. Lueg's nume rächt a, s'iſch ſo winzig chli, i der Hand chönt mes verbärge. Es het ſo-n-es ſamedigs Belzli, chlini, blutti Beinli, es ovals Chöpfli, ſchpizzigs Näsli mit-e-me Schnäuzli dra, und ſchwarzi Aeugli, ſo glänzig wi-n-es Vögeli, und Oehrli rund und dünn, grad wie du. Schüch di ämel vor ſim lange, blutte Schdili nid, was wet's der thue? und förchti nid, daß es di bißi, denn Zähnli het's nume zum Gnage. Gäll es iſch der z'gſchwind? es wütſcht wi-n-es Chugeli übere Bode wäg. Jetzt iſch es doh, jetzt iſch es dert, unter der Gumode, underem Bett. Jetzt het's es Loch gfunde; nu, ſo iſch es rüehig, es het em jo

fälber gförchtet, s'het öppe, wenns scho Winter isch, es Näschtli hinderem Täfel, voll Jungi, vieri, sechsi, und sind villicht no blind und blutt, uf bloßem Schtrau, und müeßte verhungere und verfrüre hätt-e-mers tödet. — S'isch wohr, d'Müs mache si luschtig, gumpe uf Bänk und Disch, gnage au mängisch es Loch is Brodt, schlüfe i d'Chuche, göhnd a Schbäck, a-n-Anke und Mähl, und trinke s'Oehl us der Lampe; si finde de Wäg i Chäller, fresse-n-es Oepfeli; sie wütsche-n-is Grümpelgmach, biße-n-öppe es Fläckli us em Züg, es fäißes, oder göhnd gar i-mene Glehrte hinder sini schtaubige Büecher und mache-n-em Uszüg. Do duet me grad, d'Müß fräße eim Alles und gschände Alles und löse gar usem Anke und Mähl no Koriander dehinde, eine zum Dank. Denn chunt me wider und chlagt, se löße-n-eim z'Nacht kei Rueh, si chäfele hinder de Wände und biße-n-es Loch durs Täfel; chlopfe mögme wi me well, sie gäbe nid lugg, sie schlüfe-n-eim gar i Schtrausack, unders Chopfschüfli und jusch we me ischlose well, chröschbeli sie eim unterem Ohr, und nage d'Bomade mit de Büggeli weg. Und göhnd sie i d'Schüre und göhnd im Summer i Wald, is Feld, so chlagt der Bur, si fräße-n-em s'Chorn ewäg und verderbenem d'Bäum. Wo sölle si den ht? müend sie nid au z'läbe ha? schtreut me jo dem Schbäzli Brösmeli vors Fänschder und meint s'Müsli söll verhungere, füeteret Chaze und schtrichlet sie, wenn sie au chräble, het Igel und dolet d'Chuze und d'Wiseli. Aber dem Müsli mag me es Mümpfeli Brodt nid gönne, mags nid lide, daß sie luschtig sind, und es git es Gschrei, wenn sie usem Loch füre güggele i d'Schtube, oder wenn me sie nume pfife ghört. Do mues me ne grad Gift lege, Mählchrügeli mit Arsenik, oder Falle richte, die dätsche sie tod, chlemme ne de Chopf i, oder sönd sie gar läbig. Wi sie schnüfeli hinderem Gitter, wi si a-n-em uffchtönd und sueche, wo sie use chönte, sie sueche umsunst, si finde nümme de Wäg, wo sie sind ine cho; do wirft me si is Wasser, und wenn sie au schwimme chönne, es hilft ne nüt. Sägmer, gits au es ärmers, es schwächers

Dierli und es verfolgters? und het me no gar e Gruse-n-abem; doch ebe nid alli Lüt; Mänge het's gschoche und Mänge het's verfolgt und isch z'letscht no froh über ins worde. Er isch is Chesi cho, d'Langiwyl het ne plagt, schier tödet, und si einzige Freud, si einzige Trosch, isch es Müsli gsi. Het's ne au im Asang plogt und händ beide enand gschoche, sind si doch bald vertroukt worde; do goht d'Zit dem Gfangene gschwinder verbi. Es chunt füre, es erfreut ne mit luschtige Schprünge, es schtellt si uf, es tanzet und lost uf sis Pfise und Singe, es luegt e so fründlich und munter a; er schtreut em Brösmeli, es trout sie allewyl nöcher und nöcher und frißt em z'letscht us der Hand. Jetzt sind si guet Fründ mit enand, es loht si schtreichle, es gumpet em uf d'Achsle, buzt Schnäuzli und Pfötli, und ghörts d'Schlüssel raßle und Dür ufgoh, gschwind schpringt's em i Buese; dert het's jetzt sis Heimeth und sis Lager. — Und chunt der Gfange wieder use a die früsch Luft und as Sunneliecht, goht schbaziere im Grüene, im schattige Wald, cha nid gnueg über cho, und günnt wie-n-es Chind jedes Blüemeli ab, goht de Mäierisli noh und de Veieli, — s'Müsli ischt vergäße. Es aber suecht sie Fründ, durchschtöberet Decki und Schtreusack und findt-ne nid, es wird trurig, es frißt nüt, es trinkt nüt, es wicklet si no i di lär Decki i und schtirbt vor Chummer und Leid. — Gäll du förchtesch di nümme und losch mer s'Müsli i Noth?

D'Lerche.

Es het verlütet, me ghört scho Psalme singe, d'Chiledüre sind b'schlosse. He nu! so gohn-i use vor d'Schtadt, der Chriesbaum blüeht, d'Matte grüenet in aller Herrlichkeit. Im freye Feld, im dunkle Wald singe sie au dem Herre, und überall ergießt d'Sunne ihri Schtrahle wie-ne heilige Geisch, und d'lau Früehligsluft durdringt wi ne Odem Gottes alle Wäse. Jo! i will bäte und singe,

will Aug und Herz erlabe a jedem Blüeſchtli, der Säge wird über mi goh, und mis Gmüeth ſöll ſie erhebe und mi Geiſt über alles Leid und Ungmach. — Und ſo goni uſe und wandle dur's Fäld und s'Rich Gottes duet ſi uf vor mine Auge. Es iſch, as ob d'Sunne uſem Himmel über d'Wulkene glizrige-Schleyer würfi, d'Bärge verſilberi, Matte und Wald übergrüeni, jedes Hälmli ufrichte, mit ihr Schtrahle i jedes Blüeſchtli ine länge, und jedem ſi Deil gäb. — Und mitten us der grüene Saat flügt d'Lerche uf, dem Himmel zue, als eb er ſi amene Fädeli hielt, und höcher, allewyl höcher flügt ſi, und luegt über Fäld und See, luegt über Wald und Hügel. Der Himmel het ere s'Härzli erfräut und s'Schtimmli gweckt, ſie aber grüeßt d'Sunne, b'ſingt ſie allewyl ifriger, ſitzt jetzt ſchtill höch obeni der blaue Luft, as wenn ſie uſem Bode wär, d'Luft iſch ihre Baum, und Matte und Chornfäld ſind ere Blätter und Schtärnli es Blueſcht. Und ſi ſchwingt ſil uſe und abe, wi von eim Aeſchtli ufs ander.

Nume es gmeins Chleidli het ſie a, wi's Schbäzli, aber ſchlank iſch ſie, het e hälle Blick und es himmliſches Gmüeht, iſch frey und glücklich in ihre Lüfte, und duet ſie das ſchpizig Schnäbeli uf im Singe, es git es Lied, s'taut eim is Härz as eb's vom Himmel chäm. Jetzt verſchwindet ſi i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihr Gſang und doch ſo lut i d'Bruſcht, und wieder häller tönt's und me gseht ſie füre cho, wi nes Schtärnli vom Himmel falle; mitte im Fäld, wo's am ſchönſchte grüent, dert verſchwindet ſie. Worum blibt ſi nid dobe in ihrem Heimeth? — Es het ere der Himmel es Fünkli verſchteckt is Härz, und das goht a, das eläi zündet ere no abe uf d'Aerde. Jo dert het ſi s'Näſchtli ſüberli bettet und zwüſche d'Furre glätt, dert luegt s'Gſchpöhnli mit ſcharfe Aeuglene ihr noh, lit ruehig über den Aeilene und chert ſie mit ſim lange Spore. Der Himmel b'hüetets au do unde, verſchdeckt's i di grüene Halme. Die ſchtrecke ſi allewyl meh vo Tag zu Tag, und ſüſele um ins. Fürblueme luege

uf ins abe gar fründlich. Und d'Halme vergolde sie und werde schwärer, die Junge bicke d'Aeili uf, wärme sie a der Sunne und bade im Sand, Jetzt neige si d'Halme und löhnd Chörndli is Näschtli falle; wi ifrig bicke die Junge, wi fladre si mit ihre Flüglene, gumpe uf und luege übers guldig Fäld. Und wi-ne d'Flügel wachse, ziehnd si i d'Höche und d'Lerche zeigt ene s'Heimeth. Si gsehnd vo de Wulke obe, abe d'Halme falle unter der Sichle, mängs Chörnli ischt aber dehinde blibe, si deiles mit de-n Aeriläser. s'Wiseli mag jetzt cho und über d'Schtopple schpringe, s'Näschtli ischt läär.

Und im Herbscht ischt der Disch abdeckt, sie singe mit der Wachtle ihr Danklied, und flüge-n-ufe in ihre Baum; dert zieht es si jetzt dem Früelig noh über Bärg und Meer go Afrika, und mini Gidanke ziehnd mit, wi vom Heimweh ergriffe, und sueche hinderem Herbscht und Winter der ewig Früehlig und das ewig Liecht. Do schpringt mer mis Chindli etgäge, und het d'Händli voll Blüemli, i nimm es in Arm, i drück es as Härz und goh glückli mim Hüttli zue.

Die Spyren.

Wiewohl die Schwalben alle ziemlich zudringlich sind und gern in jeder Hütte sich Nestchen bauen, so sieht man sie eben nicht ungern, und an vielen Orten hält man sie fast für Propheten. Auch sind die meisten, der breiten Schnäbel ungeachtet, artige Vögel. Es gibt aber Schwalben, welche die niedern Hütten nicht lieben und höher hinaus wollen; dahin gehören die Spyren. Diese kommen glatt und schwarz gekleidet, und schwarz scheinen sie auch durch und durch zu sein. Ihre Flügel sind lang und gehen als Mäntel beinahe über ihre kurzen Beine und breiten Füße; die sind wie mit rauhen, schwarzen Strümpfen angethan, als ob sie damit ihre scharfen und krummen Klauen verdecken möchten. Die Klauen, alle nach vorne gerichtet, gar geschickt zum Rauben und überall anzuklammern, haben ihnen auch den Namen

Stücker zugebracht. Ihrer flachen Köpfe ungeachtet, scheinen sie sehr verschlagen; sie sind überdieß zweizüngig, der Schnabel ist kurz, das Maul sehr weit. — Sie halten in Gesellschaft zusammen, sind beinahe über die ganze Erde als ein lebendiges Netz ausgebreitet, schicken in alle Welttheile, sogar nach China, Missionäre. In der Schweiz haben sie vorzüglich Freiburg zu ihrem Hauptsitz ausersehen und dort in Staatsgebäude und Münster sich eingenistet. Viele sind der Meinung, daß sie mit dem Kitt ihrer Nester noch altes Gemäuer zusammenhalten. Sie bauen sich überall hoch an, als ob sie das Land regieren wollten; da können sie auch ungestört brüten und ihr wüst-frommes Leben ohne Scheu treiben. Ja, sie gelten noch hie und da für heilig, und man fürchtet sich, ihre Nester, so wie diejenigen der Dohlen, dieser diebischen, lärmenden frères ignorantins, herunter zu fegen, als ob sie die Schutzpatrone der Kirchen wären. Da mauern sie ihre Zellen aus zusammen gebettelten und gestohlenen Sachen und liegen gar bequem auf den Federn anderer Vögel. Wo sie einmal festgesessen, wird man ihrer kaum mehr los, und zerstört man ihre Nester, so findet man dieselben dennoch bald an der alten Stelle wieder. Die Spyren halten ihre Arme unter den langen Flügelkleidern versteckt, und wann sie fliegen, glaubt man, sie ertheilen dem ganzen Land den Segen; aber den Scheinheiligen leuchten nur Mücken und schöne Schmetterling' ins Aug, auf welche sie im Dunkeln unversehens losschießen. — Sie sind die besten Wetterkundigen; gibt es Unwetter, so fliegen sie nie aus, sondern halten sich ganz still in ihren Nestern; wird es ihnen zu rauh, so wandern sie in Schaaren nach Süden, wo ihre eigentliche Heimath ist. Wird ihnen die Witterung günstiger, so sind sie auch wieder da. Erst angekommen, stellen sie sich öfters todt; aber kaum sind sie erwarmet, schwimmen sie hoch oben. Licht vertragen sie nicht, lieben die Dämmerung, und dann erst jubeln sie laut auf, fliegen in Kreisen und machen dabei die geschicktesten Schwenkungen. Sie setzen sich nie auf

einen Baum, ſo daß ihnen alles, was grün iſt und blüht, verhaßt ſcheint; auch verfolgen ſie mit wüſtem Geſchrei jeden Vogel aus dem Adlergeſchlechte. Nur für die Spanier und Italiener ſind ſie genießbar; übrigens trifft man ſie hie und da auf den Kopf und ſtopft ſie aus. Gegenwärtig, ſchon im Auguſt, droht ihnen harter Winter, und ſogar von Freiburg weg möchten ſie noch in ihre Heimat ſich flüchten!

Abraham Emanuel Fröhlich.

Der Kinderball.

Eine Geſellſchaft wandernder Muſiker ruhte an einem warmen Frühlingstage im Walde, auf den Höhen ob ihrem vaterländiſchen Rheine. Hugo, ihr Führer, hatte ſich ſchon lange wieder nach Deutſchland zurückgeſehnt; er ſuchte, wenn er den Winter in Süden oder Norden zugebracht, den Mai in deutſchen Gauen zu feiern. Vergnüglich lagen die Freunde im Schatten und Blumen auf einer Waldwieſe, neben der einſamen Schenke, wo ſie einen Schatz alten Weines gefunden, deſſen Pracht ſie nun an der Sonne leuchten ließen. Die linden Zweige der ſich über ihnen wölbenden Buchen, die durch den Wald glitzernden rothen Lichter, die Maien-Wolken und der blaue Himmel ſpiegelten ſich im dunkeln Purpur, der die Flaſchen füllte. Es war den Fröhlichen, als ſögen ſie aus demſelben den ganzen Frühling mit all ſeiner Kraft und Fülle in ſich. Sie ließen ſich von ihrem Diener aus dem Wagen, der ihnen die Inſtrumente nachführte, die Geigen reichen und ſangen, ſich ſelbſt begleitend, folgendes Lied:

„Wir fahrenden Sänger ſind arm und reich:
Ja Vögel der Lüfte, die ſind uns gleich:
Sie wohnen im Halmen,
Sie thronen auf Palmen,
Sie ſuchen das grünende Schattendach,
Sie ziehen dem Frühling und Sommer nach.

Wir ziehen dem Frühling und Sommer nach,
Und allwärts und nirgend iſt unſer Dach:
Wir fiedeln uns wieder
Und fiedeln die Lieder;
Wer jung noch und luſtig, der ladt uns ein,
Da funkelt der Saal und der goldne Wein.

Wir ſingen und fiedeln, dann ſchlägt das Herz,
Wie wann ſich verkündigt der laue März:
Man grüßt ſich in Reigen,
Man küßt ſich zu eigen.
Wir haben der Weiſen, ihr Zauberſang
Vergiſſet ſich nimmer das Leben lang.

Die prangenden Gärten, die Waldesblum'
Sind nur der Genießenden Eigenthum:
Mit Singen erheben
Und bringen wir Leben;
Wie Frühling, ſo Purpur und Gold und Wein
Erblühen und glühen im Lied allein.

Auch Reiche verlaſſen ihr Marmorhaus,
Nur ziehn ſie nicht freudig wie wir daraus:
Beiſammen im Grabe
Liegt Namen und Habe;
Der wandernde Sänger, muß er auch fort,
Lang wandert ſein Lied noch von Ort zu Ort."

„Das iſt wohl ſchön, Johannes", ſagte Hugo, indem er ſich zu dem ſchon ergrauten Violoncelliſten wandte. „Dein munteres Lied hat uns ſchon oft bei allen Demüthigungen, die uns Menſchen und Umſtände zudachten, wieder zum heitern Selbſtgefühl verholfen, zu einem glänzenden Contrapunkt, mit dem wir das abgeleierte Thema

des Alltagslebens erfrischten und in Schwung brachten und merken ließen, daß auch wir Etwas zu bedeuten und zu sagen haben. Aber gestehen wir nur auch, es gelingt uns nicht immer, ab der holperigen Prosa unsers Wanderlebens in die Poesie einzulenken; und — Ihr werdet es launenhaft finden — gerade in diesen lieblichen Gegenden, in die ich mich so lange zurückgewünscht hatte, will mir unser Beruf immer mehr verleiden. Wahrlich, wenn ich heute irgendwo auch nur Dorfschulmeister werden könnte, ich sagte Euch Lebewohl." Johannes, um darauf zu antworten, griff arpeggierend wie zu einem Recitativ-Akkorde, und sang:

„Ja, wieder weht durchs Land des Weines Blüthe,
Da trübt sich mit dem Wein des Freunds Gemüthe,
Da fühlet wie der Wein er sich gefangen;
Nach Heimat-Hügeln treibt ihn ein Verlangen,
Wo er mit seinem Schatze einst gegangen.
Cäcilia war dorten ihm erschienen,
Die Göttliche, in eines Mädchens Mienen,
Und er verlobte sich, ihr treu zu dienen.
Doch als er sie zur Hausfrau wollte haben,
Wandt' sie sich ab vom ungestümen Knaben,
Hat ihren Stand und Namen umgewandelt.
Ist weit mit einem Andern weggewandelt.
Und Heimweh ist Dir, Hugo, nur geblieben,
Ihr stets zu folgen, ewig sie zu lieben,
Sie aufzusuchen in den Landen allen.
Und wir, die länger schon so mit dir wallen,
Wir helfen Dir getreulich suchen, fragen,
Und hoffen stets und wollen nicht verzagen.
In deutschen Gauen, hier bei deutschen Frauen,
Ist sie gewiß noch endlich zu erschauen;

Drum fühlest Du so bang Dein Herz schlagen?
Auf! sei getrost, wir wollen weiter fragen.
Sie wandelt sich im jenes Mädchen wieder,
Und dankt mit Küssen Dir der treue Lieder.
Derhalben gieb dem Gram Dich nicht zu eigen,
Daß aufwärts nicht die alten Hefen steigen
Und trübe nicht der Melodien Quelle;
Hell rinne sie wie dieses Purpurs Welle!"

„Hell rinne sie wie dieses Purpurs Welle!", sangen die Andern im Chor, daß der Wald widerhallte; auch Hugo's Mienen erhellerten sich und sein Glas erklang. „Ja wohl", sagte er, „ist Geben seliger denn Empfangen; wir bereiten überall Freuden, und bringen Sonnenschein in die düstern Tage und gehen wie den Sonnenschein von dannen, wo wir geholfen, Blüthen erwecken und Früchte reifen, und treten auch oft aus dem Himmelblau der Freude in Nebel und Wolkenblau hinein. Aber unsre Poesie will mir wie Leichtsinn vorkommen. Ja wenn man wie die Sonne da oben den Staub nicht berühren müßte und den Fuß nicht näßen, da ließe sich wohl ein Leben so durchwandern. Und doch hatten auch die Götter ihre Begleiterinnen, und wir feiern Hochzeiten auf Hochzeiten, singen für den Bräutigam Lust und Wonne und keiner von uns führet die Braut heim. In die Länge geht das doch nicht mehr. Meine Cäcilia finde ich freilich nimmer, trotz der Prophezeiung des Johannes; aber öffnet sich mir irgendwo eine freundliche Hütte unter deutschen Bäumen, so müßt Ihr Euch einen andern ersten Geiger suchen, und wie sollte sich der nicht finden?"

„Bist Du denn ein bloßer Geiger", sagte Viktor, der zweite Violonist; „wodurch ist denn unser Quartett zu Namen gekommen? Nicht einzig durch unser Spiel; es sind Deine Compositionen, Hugo, und Johannes Lieder, die uns überall willkommen machen; durch

Euch können wir immerdar eigenthümliche und neue Gaben reichen, die alltägliche Gelegenheit zum Feste erhöhen, die stummen Zuhörer zu frohem Selbstbewußtsein erheben, oder ihnen Gefühlen Ton und Wort verleihen und eine andre Würze zu ihren Feierlichkeiten bringen, als das bloße Essen und Trinken ist. Man verlangt ja eher von uns unsre eigenthümlichen Compositionen und Lieder, als daß wir ihnen Quartette vortragen von Haydn oder Beethoven oder Dussek; so tief Ihr Beide uns auch in den Geist dieser Künstler eingeführt habt, ohne Dich, Hugo, bin ich ein todtes Instrument. Gehst Du von uns, so müssen wir die Sklavendienste suchen beim Sultan einer Kapelle oder eines Theaters und da den Launen eines Hofes dienen. Lieber wollte ich von Schenke zu Schenke wandern! So aber sind wir eine fürstliche Kapelle und sind die Fürsten selber, und musiziren, wann und wie es uns gefällt. Führst Du uns eine Fürstin her, wie sollten wir derselben nicht auch willig dienen?"

„Und was würde aus mir werden", sagte der Bratschist, der stille, alternde Gottfried; „recht was im Wesen die einzeln spielende Bratsche ist, eine einsam klagende; auf keiner Seite, weder oben noch unten, findet sie allein den Widerklang; ja sie ist selber nur ferne und dumpfe Erinnerung verschwundener Reigen, ein verlassenes Echo, dem kein Hirtenknabe mehr entgegenjauchzt."

„Ich lasse Dich nie, Du lieber Gottfried", entgegnete Johannes. „Werden wir verlassen, so durchziehen wir das Land als zwei Invaliden, spielen Komödie und singen grausame Geschichten, und so lang mir für Tauf- und Leichenmahl, für Hochzeit und Fastnacht die Verse nicht ausgehen, wird es auch der Trunk nicht. Hilft alles nicht, so lasse ich den weißen Bart wachsen, schlage einen Purpurmantel um, stelle mich blind und lerne empfindsame Stücke auf der Harfe klimpern, gewöhne meinen Mund noch an etwelche gemeine Witze, studire das Ueberraschungs-Handwerk bei unsern neuesten Schriftstellern und setze mit allerlei Zauber die Leute in Erstaunen. — Doch ehe wir

uns trennen und ich solch neuen Lebens- und Glückslauf beginne, wollen wir heute noch jenes Schloß besuchen, das so stattlich über den Wald her glänzt. Die vergoldeten Thürmchen sind ja recht wie hinaufwinkende, mit Brillanten gezierte Finger."

„Und welch eine Fülle von Sonnenschein und Kraft muß von den breiten und langen Rebhalden in die Keller des Schlosses gequollen sein", sagte Viktor, „es selber schimmert und glitzert in der Runde über dem Hügel, wie ein bekränzter Becher!"

„Herrlich muß es in der Halle dort klingen, die mit ihren großen Bogenfenstern gegen das Thal schaut", meinte Gottfried.

„Ja", rief Hugo, „wir wollen den rechten Duft in die Schattengänge und Gärten hinaustragen."

Johannes aber harfenirte noch auf seinem Instrumente und sang dazu:

„Und wohnen schöne Töchterlein
Im Schloß und edle Frauen:
Die leuchten uns noch besser ein
Als selber Wald und Auen.
Zu sehen kann doch Greis und Knab'
Nichts Herrlicheres wählen,
Als durch ein schönes Aug' hinab
Zum Grunde schöner Seelen."

Je näher sie nun dem Schlosse kamen, desto mehr verkündete sich Reichthum und Geschmack. Der in sanften Windungen hinaufsteigende Weg führte durch Buchenwäldchen und Rebenlauben, und unter schattigen Bäumen, bei Brunnen und Quellen, öffneten sich lachende Durchsichten bald in dieses, bald in jenes der Thäler, in welche alle das Schloß als von einem Mittelpunkte aus hineinschaute. Im Hause des Pächters der Schloßgüter fanden die Freunde Gelegenheit, ihren Wagen einzustellen und sich zum Auftreten bereit zu machen. Sie vernahmen auch, daß die Herrschaft anzutreffen sei.

Ein Gang duftender Linden führte sie nun in den großen Garten. Hier sprudelten und sprangen unter den kühlen Schatten reiche und klare Quellen und thaute die üppigste Blumenwelt; Wohlgerüche von Zitronen und Orangen wehte ihnen wie Luft aus den ihnen bekannten südlichen Ländern; die Reize der im Hinaufsteigen genossenen einzelnen Aussichten waren hier zu Einem großen Gemälde vereinigt. Aber wie zur Nachtstunde war's stille im Garten, nur hin und wieder zeigte sich ein Diener mit der Pflege von Blumen und Bäumen beschäftigt. Auch an den Fenstern, zu denen die Freunde emporschauten, erschien kein Gesicht.

„Da thuts Noth, Leben hineinzubringen", sagte Johannes. „Das sieht ja aus, wie eine herrlich geschriebene und köstlich gebundene Partitur und ist Niemand da, der den Geist der Zauberschrift erschließt und laut werden läßt."

So traten sie die große Treppe hinan und kamen in die Vorhalle, aus der links und rechts hohe Gänge in die Gemächer führten und breite Treppen in die obern Theile des Schlosses. Vor ihnen aber in der Mitte der Halle standen die Flügelthüren eines halbgeöffnet gewölbten Marmorsaales mit den großen Bogenfenstern, die ihnen zum Thal hinab geschimmert hatten.

„Wir sind am rechten Ort!" sagten sie mit einander. Denn ein Quartett-Pult stand in der Mitte des Saales unter einem Leuchter. Büsten von Tonkünstlern waren an den Wänden aufgestellt. Ein Flügel stand offen; köstliche Geigen lagen umher. Sie traten ein. Niemand aus dem Schlosse ließ sich sehen. Ein Manuskript war aufgelegt; für den ersten Geiger die Partitur selber. „Das scheint gute Arbeit", sagte Hugo, der die ersten Linien gelesen hatte. „Wo das gefällt", meinte Johannes, „da gefallen auch wir. Wohlan, wir wollen es spielen; dieß ist so anständig, als wenn wir die Klingel ziehen."

Sogleich setzten sie sich in Bereitschaft und überschauten ihre Stimmen. Als auch Hugo mit schnell fassendem Blick den ersten Satz

Der Kinderball.

Eine Geſellſchaft wandernder Muſiker ruhte an einem warmen Frühlingstage im Walde, auf den Höhen ob ihrem vaterländiſchen Rheine. Hugo, ihr Führer, hatte ſich ſchon lange wieder nach Deutſchland zurückgeſehnt; er ſuchte, wenn er den Winter in Süden oder Norden zugebracht, den Mai in deutſchen Gauen zu feiern. Vergnüglich lagen die Freunde im Schatten und Blumen auf einer Waldwieſe, neben der einſamen Schenke, wo ſie einen Schatz alten Weines gefunden, deſſen Pracht ſie nun an der Sonne leuchten ließen. Die linden Zweige der ſich über ihnen wölbenden Buchen, die durch den Wald glitzernden rothen Lichter, die Maien-Wolken und der blaue Himmel ſpiegelten ſich im dunkeln Purpur, der die Flaſchen füllte. Es war den Fröhlichen, als ſögen ſie aus demſelben den ganzen Frühling mit all ſeiner Kraft und Fülle in ſich. Sie ließen ſich von ihrem Diener aus dem Wagen, der ihnen die Inſtrumente nachführte, die Geigen reichen und ſangen, ſich ſelbſt begleitend, folgendes Lied:

„Wir fahrenden Sänger ſind arm und reich:
Ja Vögel der Lüfte, die ſind uns gleich:
Sie wohnen im Halmen,
Sie thronen auf Palmen,
Sie ſuchen das grünende Schattendach,
Sie ziehen dem Frühling und Sommer nach.

und jetzt hörten sie es mit klarem Verstande, mit Fertigkeit und Uebereinstimmung vortragen. Erst mit dem Schlusse desselben traten sie in den Saal und waren nicht weniger überrascht, vier ihnen ganz unbekannte Künstler anzutreffen.

Bald hatten sich aber diese leicht und geistreich nach Künstler Weise entschuldigt, und sahen sich als willkommene Gäste begrüßt. „Aus der benachbarten Stadt", sagte der Gutsherr, „kann ich nur bisweilen und auf kurze Zeit einige Liebhaber bei mir sehen. Ich verlasse meine Wohnung ungern und doch ist mir Musik ein tägliches Bedürfniß, daß mir sogar Lückenbüßer wie gerufen kommen, und ich das vorliegende Quartett schon seit geraumer Zeit mit meinem Pfarrer und Kaplan einstudirte, wobei dann meine Schwester am Flügel Aushülfe leistet. Ueberdieß könnten Sie nicht gelegener hier eingetroffen sein, meine Herren, denn dieses Quartett, für eine festliche Gelegenheit geschrieben, hätten wir auch nach monatelanger Uebung nicht mit der Fertigkeit vorgetragen, wie Sie jetzt vom Blatte weg."

Bald waren die Künstler in dem Schlosse einheimisch. Die mannigfaltigsten Musikgenüsse füllten ihre Morgen und Abende. Hugo fand im Gutsherrn einen geistreichen Componisten und gelehrten Kunstkenner und in dessen Schränken eine reiche Sammlung der besten bekannten Werke und seltener Handschriften auch aus früheren Zeiten. Johannes erfreute sich der in der Bibliothek aufgestellten Dichter und durch Vorlesen auch eigener Arbeiten, die ihm hier wieder reichlich geriethen, brachte er neuen Reiz in die Musik. Gottfried fühlte sich selig in dieser Behaglichkeit, und während die andern studirten und sangen, saß er in der Hauskapelle oder lag unter Bäumen im Schatten, bei Blumen und Quellen an der Sonne, oder spielte mit den Kindern der Nachbarn. Viktor aber mit seiner süßen Geige und seinem klangreichen Tenor fand sich am öftersten mit Adelheid singend und spielend am Flügel.

Die Anwesenheit der Adelheid erhielt überhaupt bei den Männern

jene Aufmerksamkeit, jenes Bestreben, stets wohlgefällig zu erscheinen und zum allgemeinen Genusse Eigenthümliches beizutragen, es anzuerkennen, hervorzuheben, durch Wiederholen, tieferes Eindringen, milde Kritik zum Gesellschaftsgute zu machen, was jeden freundschaftlichen und künstlerischen Verein erst zu einem solchen macht. Es war so nicht leicht zu entscheiden, ob sich der graulockige Johannes oder der blühende Viktor eifriger um Adelheidens Gunst bewarben.

Auch der Gutsherr fühlte sich zumal in der Freundschaft Hugo's beglückt, und ans Abreisen sollten nun die Künstler für einmal gar nicht denken.

Jenes Fest, für das der Gutsherr das Quartett geschrieben, wurde veranstaltet. Er wollte es einer Freundin seiner Schwester geben, einer jungen Nachbarin, die jüngst den Wittwenschleier abgelegt hatte, und eben zur Feier dieses Ereignisses. Denn auch sie war Kennerin der Musik, und die Kunst sollte, wie Johannes das errathen, des Gutsherrn Brautwerberin sein.

Er hatte in jüngster Zeit noch mancherlei auf diese Gelegenheit componirt, auch eine Reihe von Tänzen, die ihm in der glücklichen Stimmung seiner musikalischen Genüsse besonders gelungen waren. Denn auch ein Ball sollte das Fest beleben und zwar ein Kinderball; der Gäste waren viele geladen, und die Frauen sollten ihre Knaben und Mädchen mitbringen als Gespielinnen des Mädchens der Wittwe. Es war dem Gutsherrn dieß überhaupt ein großes Vergnügen, Kindern Freude zu bereiten, und oft lud er die seiner Freunde in der Umgegend zu sich, zumal sein Schloß Raum genug bot, eine beträchtliche Gesellschaft bequem zu beherbergen.

Auch Johannes freute sich auf die Kinderwelt und auf das regere Leben, das nun einige Tage auf dem Schlosse walten sollte. Er war auf seinem Wanderleben zu sehr daran gewöhnt, täglich viele Menschen und die verschiedensten Leute um sich zu sehen, die Feste des Landes mitzumachen, sich an fröhlichen Augen zu vergnügen und durch Witz

und jetzt hörten sie es mit klarem Verstande, mit Fertigkeit und Uebereinstimmung vortragen. Erst mit dem Schlusse desselben traten sie in den Saal und waren nicht weniger überrascht, vier ihnen ganz unbekannte Künstler anzutreffen.

Bald hatten sich aber diese leicht und geistreich nach Künstler Weise entschuldigt, und sahen sich als willkommene Gäste begrüßt. „Aus der benachbarten Stadt", sagte der Gutsherr, „kann ich nur bisweilen und auf kurze Zeit einige Liebhaber bei mir sehen. Ich verlasse meine Wohnung ungern und doch ist mir Musik ein tägliches Bedürfniß, daß mir sogar Lückenbüßer wie gerufen kommen, und ich das vorliegende Quartett schon seit geraumer Zeit mit meinem Pfarrer und Kaplan einstudirte, wobei dann meine Schwester am Flügel Aushülfe leistet. Ueberdieß könnten Sie nicht gelegener hier eingetroffen sein, meine Herren, denn dieses Quartett, für eine festliche Gelegenheit geschrieben, hätten wir auch nach monatelanger Uebung nicht mit der Fertigkeit vorgetragen, wie Sie jetzt vom Blatte weg."

Bald waren die Künstler in dem Schlosse einheimisch. Die mannigfaltigsten Musikgenüsse füllten ihre Morgen und Abende. Hugo fand im Gutsherrn einen geistreichen Componisten und gelehrten Kunstkenner und in dessen Schränken eine reiche Sammlung der besten bekannten Werke und seltener Handschriften auch aus früheren Zeiten. Johannes erfreute sich der in der Bibliothek aufgestellten Dichter und durch Vorlesen auch eigener Arbeiten, die ihm hier wieder reichlich geriethen, brachte er neuen Reiz in die Musik. Gottfried fühlte sich selig in dieser Behaglichkeit, und während die andern studirten und sangen, saß er in der Hauskapelle oder lag unter Bäumen im Schatten, bei Blumen und Quellen an der Sonne, oder spielte mit den Kindern der Nachbarn. Viktor aber mit seiner süßen Geige und seinem klangreichen Tenor fand sich am öftersten mit Adelheid singend und spielend am Flügel.

Die Anwesenheit der Adelheid erhielt überhaupt bei den Männern

jene Aufmerksamkeit, jenes Bestreben, stets wohlgefällig zu erscheinen und zum allgemeinen Genusse Eigenthümliches beizutragen, es anzuerkennen, hervorzuheben, durch Wiederholen, tieferes Eindringen, milde Kritik zum Gesellschaftsgute zu machen, was jeden freundschaftlichen und künstlerischen Verein erst zu einem solchen macht. Es war so nicht leicht zu entscheiden, ob sich der graulockige Johannes oder der blühende Viktor eifriger um Adelheidens Gunst bewarben.

Auch der Gutsherr fühlte sich zumal in der Freundschaft Hugo's beglückt, und ans Abreisen sollten nun die Künstler für einmal gar nicht denken.

Jenes Fest, für das der Gutsherr das Quartett geschrieben, wurde veranstaltet. Er wollte es einer Freundin seiner Schwester geben, einer jungen Nachbarin, die jüngst den Wittwenschleier abgelegt hatte, und eben zur Feier dieses Ereignisses. Denn auch sie war Kennerin der Musik, und die Kunst sollte, wie Johannes das errathen, des Gutsherrn Brautwerberin sein.

Er hatte in jüngster Zeit noch mancherlei auf diese Gelegenheit componirt, auch eine Reihe von Tänzen, die ihm in der glücklichen Stimmung seiner musikalischen Genüsse besonders gelungen waren. Denn auch ein Ball sollte das Fest beleben und zwar ein Kinderball; der Gäste waren viele geladen, und die Frauen sollten ihre Knaben und Mädchen mitbringen als Gespielinnen des Mädchens der Wittwe. Es war dem Gutsherrn dieß überhaupt ein großes Vergnügen, Kindern Freude zu bereiten, und oft lud er die seiner Freunde in der Umgegend zu sich, zumal sein Schloß Raum genug bot, eine beträchtliche Gesellschaft bequem zu beherbergen.

Auch Johannes freute sich auf die Kinderwelt und auf das regere Leben, das nun einige Tage auf dem Schlosse walten sollte. Er war auf seinem Wanderleben zu sehr daran gewöhnt, täglich viele Menschen und die verschiedensten Leute um sich zu sehen, die Feste des Landes mitzumachen, sich an fröhlichen Augen zu vergnügen und durch Witz

und Laune, durch Spiel und Sang große Kreiſe zu erhitzen, als daß er ſich ſo bald in eine beſchränktere Einſamkeit hätte finden können. Am Morgen, an welchem die Gäſte erwartet wurden, war er ſchon bei Zeiten mit Gottfried den Berg hinunter und den Herausfahrenden entgegen gegangen und hatte es übernommen, die, welche Luſt hatten, die Höhe hinaufzuſteigen, auf Nebenwegen durch neue Anlagen zu führen.

Die Kinder voraus waren bereit, aus den heranfahrenden Wagen zu ſpringen und dem luſtigen Alten zu folgen. Noch ehe ſie ins Schloß traten, waren ſchon alle mit ihm vertraut, und nach der Mahlzeit ſuchten ſie ihn wieder zu ihren Spielen.

Es ſollte nach derſelben als Gruß und Einleitung zu muſikaliſchen Genüſſen eine Compoſition des Gutsherrn aufgeführt werden, aber noch war die Fürſtin des Feſtes nicht angekommen und ließ ſich erſt auf den Abend erwarten; andere Muſik und Kurzweil war nun das Vergnügen des ſchnell vorüber gegangenen Mittags.

Am Abend verſammelte ſich die anſehnliche Geſellſchaft Väter und Mütter, die erwachſenen Söhne und Töchter, auch etliche Matronen und Großväter, heiter geſtimmt, dem Kindertanze zuzuſehen im kühlen Gartenſaale.

Es war ein ſchöner Raum in den reinſten Verhältniſſen gebaut, rings an den Wänden Freskomalereien, die Landestrachten darſtellend, in zierlichen Gruppen den Verhältniſſen des Landlebens enthoben und dasſelbe in reizenden Erſcheinungen ſchildernd: eine Ruheſtunde der Feldarbeiter, eine Bergfahrt, ein Ernte- und Wingerfeſt. Die Muſik war in eine Laube hinter Zweige und Blumen verſteckt. Der Gutsherr mochte die Kunſtfreunde nicht wie gewöhnliche Geiger auf einem Gerüſte erſcheinen laſſen und durch dieſes auch nicht den Saal verunſtalten. Sie hatten übrigens, ſelber verhüllt, doch durch Laub und Blatt einen Blick in den Saal und auf die Vorüberſchwebenden.

Der Tanz hatte begonnen. Unbefangen hüpften die Paare der

kleineren Kinder dahin, viele, auch ohne tanzen gelernt zu haben, schon im richtigen Gefühle des Taktes, sich selber eins das andere lehrend oder auch bisweilen irrend und aus der Bahn führend; andere, nur des Drehens und Springens froh, ohne auf die übrigen zu schauen oder auf die Töne zu hörchen, durchschwärmten den Saal und die geordneten Reihen, in denen sie sich noch nicht erhalten konnten, und umspielten zwanglos den Reigen; etliche thaten sich Etwas darauf zu gut, mit den Größeren Schritt zu halten, setzten nach dem Maße ihre Füßchen und schwangen sich lustig wie Genien, oder wie man sich Feen und Sylphen denken mag: ein reizender Anblick, diese leichten und niedlichen Formen, die Lockenköpfe und runden Gesichter, der lachende kleine Mund, alle Anmuth der Kunst und doch die sich selber unbewußte, unbefangene Natur! Dann die etwas ältern Knaben und Mädchen, schon in den künstlichen Formen und Wendungen des Tanzens geübt, aber dem Vergnügen ganz hingegeben und der unschuldigsten Freude gegenseitigen Wohlgefallens, die Regel oft vergessend, über den einfachen und schlichten Tanz am meisten erfreut und noch unbekümmert um Lob oder Tadel, nur hin und wieder eines auf Mutter oder Schwester hinblickend, der Mahnungen, auf Haltung und Bewegung zu achten, Unschönes zu vermeiden, wieder eingedenk, alle in unermüdlicher Munterkeit. Endlich die Jünglinge und Töchter, wie sie schon Zuneigung sich zeigten, daß sich die nämlichen Paare öfter wieder fanden, oder die Knaben um ein besonders blühend Mädchen sich drängten und mit demselben zu prangen schienen. Die Töchter selber, schon mehr gemessen, sich und die Tänzer beobachtend und nicht gleichgültig um das Urtheil der Zuschauer und von jungen Männern, an denen sie vorüber tanzten, nicht ungerne angeredet. Doch wurde Steifheit und Gefallsucht bei der jugendlichen Fröhlichkeit und dem leichten und raschen Sinne der meisten übersehen. Und wollten die Kleinen öfter unzufrieden sein, daß diese Erwachsenen lieber künstlerische Tänze vorschlugen, in denen

ſie ihre Fertigkeit und jeder Einzelne ſich beſonders zeigen konnte, der Raum war groß genug, daß auch dann die Kinder nach Luſt ſich drehen und ſchwingen konnten, ohne die älteren Geſpielen zu ſtören, und daß ſich die gruppenreichen Tanzfiguren leicht und bequem entwickelten, das Ganze und Einzelne ſich wohlthuend aus einander halten konnte.

Das immerhin reizvolle Schauſpiel eines Kindertanzes war hier um ſo lieblicher durch die Schönheit der auserleſenen Jugend, ihr wohlgefälliges Benehmen, ihren ſorgfältigen Putz. Als Hirtinnen waren die Mädchen gekleidet, als Hirtenburſche die Knaben in ein weißes, kurzes und faltenreiches Hirtenhemd, und der abſcheulichen Cravatte und des häßlichen Fracks entledigt, in dieſer luftigen Tracht doppelt munter und jugendlich. Ein zufriedenes Lächeln ſchwebte auf Aller Angeſicht; die Augen und Wangen glühten, die Locken flogen; wie die luftigen Gewande der Tänzerinnen, wie die Bänder und Schleifen bewegten ſich die zarten und runden Glieder; die Mannigfaltigkeit, wie die weißen Gewande alle geziert waren, der bunte Wechſel der Kränze und Maienſträuße gewährte das luſtigſte Gemälde. Der üppige Frühling iſt nicht ſo bezaubernd, wie der Anblick einer ſchönen Kinderwelt, dieſer Fülle von Geſundheit und Anmuth, dieſer Unendlichkeit von Anlagen und Kräften in ihrer mannigfaltigen Verſchiedenheit und Entwickelung, wo Alles ſich ſo friſch und ungeſtört und neidlos entfaltet, das Einzelne ſich ſchon ſo beſtimmt unterſcheidet und alles wieder durch Jugend und Freude ſo innig verbunden iſt.

Und wie vergnügt ſaßen die Eltern in der Runde! Ihre Blicke folgten den Lieblingen im Kreiſe herum, bald den Schwung und Sprung der Füßchen betrachtend, bald die Haltung des Kopfes, die Bewegung von Arm und Hand. Man belobte der Freundin Kind, um auch auf das eigene aufmerkſam zu machen, und freute ſich neidlos des ſchöneren und anmuthigeren Kindes, wie über das eigene. Aufs Lebhafteſte empfanden die Eltern ihr ganzes Lebensglück; die

Mütter prieſen im Herzen überſtandene Mühen und Gefahren, aus denen ſo geſunde Blüthen emporgewachſen, noch inniger erfreut als der Gärtner, dem nun ſein Flor in der Sonne prangt zu allgemeinem Ergötzen, den er in der Stille gepflegt mit aller Geduld und Sorgfalt.

Und in wie liebliche Träume wiegte der Tanz der Kleinen ihre Eltern. Neigungen ſahen dieſe ſchon entſtanden oder in zarten Keimen ſproſſen. Wie die Tänze ſelber wanden und verbanden ſich ihre Hoffnungen und Pläne.

Und wenn ſtiller, empfanden doch nicht weniger innig auch die Großeltern im Enkelgeſchlechte ihre eigene Verjüngung. Aus der Kühle ihres ruhigen Abends ſahen ſie in das Morgenroth ihrer Kindheit, das auf den Wangen der Kleinen glänzte, ihr dahingeſchwundenes Leben neu erblüht in den Träumen der Enkel, bei dieſen ihre Fortdauer und ihr Andenken geſichert und durch die zarten Hände der in die Welt getretenen Unſchuld mit der Engelwelt hier und dort ſich verbunden.

Zur Lebendigkeit ſo mannigfaltiger Gefühle trug auch die Schönheit der Muſik vieles bei, wie ſie denn nicht umſonſt mit Wellen und Strömen verglichen wird, die uns tragen und wiegen und mit ſich reißen, in denen man der Schwere und Schwüle des Staubes entledigt iſt, wie auf Flügeln im reinen Elemente ſchwebt und an Leib und Seele erfriſcht und neu geboren wird.

Während des Tanzens hatte auch der Gutsherr die längſt erſehnte Nachbarin in den Saal geführt. Alles erfreute ſich, die anmuthige Geſtalt wieder im weißen Gewande erſcheinen zu ſehen und ihre Gegenwart erhöhte ſichtlich Aller Freude. Sie ſaß unter den ältern Frauen, aber bei ihrer friſchen Schönheit hätte auch unter der Reihe der Jungfrauen Niemand in ihr die Mutter erblickt.

Jetzt bat der Gutsherr die Kunſtfreunde, ſeine neuen Tänze zu ſpielen. Sie thaten es mit ihrer erprobten Kunſtfertigkeit. Wer Muſik

auffaſſen konnte, verſtand die neue Sprache, war von ihren Gefühlen ergriffen und lobte die reiche Fügung.

Es waren reizende Einladungen, ſich freundlichem Geleite anzuvertrauen, und der Ausdruck der Seligkeit, Geſuchtes gefunden zu haben, neu verbunden ſich gegenſeitiger Hingebung zu erfreuen und ſich auf ſanften Wellen der Wonne zu wiegen. Durch Weiſen, welche wie aus dunkeln Schatten noch zu klagen, aus der Einſamkeit zu flehen ſchienen, gewannen die Schilderungen des Genuſſes lebendigeres Licht. Mitunter klangen von jenen Melodien, die auch dem großen Componiſten nicht immer gelingen, die, ungeachtet ihrer Neuheit, wie unſerem eigenen Herzen entquollen ſind, die reinſten Saiten in uns tief und mächtig in Schwingung bringen und ſich nimmer wieder vergeſſen laſſen.

Die kunſtgebildete Nachbarin hatte bald das Eigenthümliche und Anſprechende, ja Ergreifende dieſer Tanzweiſen empfunden, und nach ihrem Erfinder fragend, durch Adelheid ihn erfahren. Andere Aufmerkſamkeiten wurden ihr nicht undeutliche Worte zu den Melodieen, und der ſie beobachtende Gutsherr glaubte freudige Ueberraſchung aus ihren ſchönen Augen leuchten zu ſehen. Ja ſie bat um Wiederholung der gelungenen und gemüthlichen Weiſen.

Als er hierbei weniger mehr die Noten anzuſehen hatte, wurde Hugo auf ein noch kleines anmuthiges Mädchen aufmerkſam, das gerade vor ihrer Laube ſtehen geblieben war und zu ihnen hereinguckte. Das iſt ja leibhaftig meine Cäcilia, dachte er, wie ich ſie als Kind kannte und liebte, gerade ſo trug ſie die ſchwarzen Locken; das war ihr Blick und ihr kleiner Mund und das Grübchen in der Wange. Das Mädchen begann wieder zu tanzen, es war auch Cäciliens Haltung und Bewegung. Hugo, von den Erſcheinungen des Tanzes ſonſt ſchon gerührt, ward erſchüttert; unwillkürlich wandte er ſich gegen die Zuſchauer, auf die er bisher weniger geachtet hatte, und von deren einem Theil er der Muſik wegen abgewandt ſitzen mußte. Und

ſiehe! da ſaß in der Reihe, die er eben bisher nicht im Auge hatte, ſeine Cäcilia ſelbſt, blühend wie er ſie als Jungfrau geliebt und geküßt.

Ihre Eltern hatten ſie ihm, einem armen Jüngling, nicht laſſen wollen, verließen unverſehens ihren damaligen Aufenthalt, Hugo's Heimat. Die Trauernde wußte man nachwärts von dem Tode ihres Geliebten zu verſichern. In der Nähe dieſes Schloſſes verheirathete ſie ſich ſpäter an einen reichen Mann, lebte auf dem Lande in ſtiller Zurückgezogenheit, und war nach kurzer Zeit wieder Wittwe geworden.

Alle Freuden in ihrem ehemaligen Beſitze, alle Leiden nach ihrem Verluſte, die Wonne des Wiederfindens, der neue Schmerz, ſie Gattin zu ſehen, durchſtürmten ihn. Sein bisheriges Leben war ein Sehnen und Suchen nach ihr. Er hätte jetzt plötzlich aus ſeiner Verhüllung hervorſpringen, ſie mit Namen rufen, ihre Hand ergreifen, ſie umarmen und herzen mögen. Zwar ſaß jetzt nur der Gutsherr neben ihr und ſie war ganz in die Unterhaltung mit ihm vertieft. Aber Hugo wußte ſie nicht als Wittwe und hatte natürlich auch die Gegenwart ihres Gatten vorauszuſetzen.

Die Freunde bemerkten Hugo's außerordentliche Bewegung und wie er unverwandt durch die Zweige nach der neben dem Gutsherrn ſitzenden Schönheit hinblickte.

„Iſt meine Prophezeiung ſchon in Erfüllung gegangen?“ fragte Johannes nach Beendigung des Tonſtückes. „Ja“, ſagte Hugo, „dort ſitzt meine Cäcilia; aber das Kind, das jetzt neben ihr ſteht, iſt ihr Ebenbild; ſie iſt verheirathet!“ Viktor, durch Adelheid von der Abſicht des Feſtes unterricht, gab Kunde von den Verhältniſſen. „Nun ſo frage durch Töne an“, ſagte Johannes, „ob ſie Dich noch kenne, ob ſie Dich liebe. Wir wollen, bis Du deſſen gewiß biſt, nicht aus unſerm Verſtecke hervortreten.“

„Nun“, erwiederte Hugo, „ich will von jenen alten Tänzen einige ſpielen, die wir als Kinder hörten, von jenen Melodieen, die ich als

Knabe ihr fürs Klavier ſetzte und mit der Geige begleitete, und auch die Lieder unſerer Kindheit zu Tänzen umgeſtalten; haltet das Thema und die Harmonie feſt, wenn ich mich in Variationen und Phantaſieen ergehe."

Sie hatten jetzt die Tänze des Gutsherrn wiederholt durchgeſpielt. Er dankte ihnen für die Liebe, die ſie denſelben gewidmet, ſchien über ihren Erfolg vergnügt und ahnete nicht, welch einen Wettkampf ſie nun zu beſtehen hätten. Hugo ſtellte ſich tiefer in die Laube und ſo, daß er Cäcilien im Auge behalten konnte.

Er begann mit einer einfachen alten Volksweiſe. Sie wurde von den Zuhörern und auch von Cäcilia als Scherz aufgenommen. Die älteren Männer und Frauen nickten dazu vergnüglich den Takt. Längſt entſchlafene Erinnerungen wurden durch dieſe Töne wieder mit aller Innigkeit ins Leben gerufen. „Dergleichen Tänze war doch die beſſern", ſagte man ſich, „ſo ſtill und gemächlich ſind ſie!" Der Himmel ihrer Jugend, die Freudenfeſte, das erſte Lieben und Hoffen, die Seligkeit des erſten Genuſſes tauchte ihnen aus dieſem ungetrübten Spiegel. Dieſe Weiſen gaukelten ſelber wieder vor ihnen, wie eine Kinderſchaar mit allem Zauber. Sie fühlten ſich ſelbſt wieder Kinder unter den Kleinen, und beſſer gefiel ihnen der Tanz, der nach der alten Weiſe ſich bewegte. Jetzt begannen die Freunde Variationen derſelben in der Reihe herum zu ſpielen, wie ſie der Augenblick jedem eingab. Ueber den geiſt- und kunſtreichen Wechſel ſchien Cäcilia vergnügt, denn die Freunde hatten darin durch lange Uebungen eine außerordentliche Fertigkeit gewonnen, mannigfaltig eigenthümliches Leben ein und demſelben melodiſchen Gedanken zu verleihen, auch ihre Begleitung nach der jedesmaligen Geſtaltung zu verändern und verſtändigten ſich während des Spiels ſchnell durch flüchtige Winke über Rythmus und Tonart; auch kannten ſie ihr gegenſeitiges Vermögen und ihre Manier ſo, daß ſie Eine Künſtlerſeele zu ſein ſchienen.

Jetzt hob Hugo eine Melodie an, die in ſeiner Kindheit vorzüglich

gerne gehört wurde, die auch zu seiner Zeit im Munde der Jugend lebte. Cäcilia faßte sie mit heiterm Lächeln auf, und Hugo überließ sich im Fortgange des Tanzes seinen Phantasieen und sein Spiel bewegte sich in leichten tändelnden Weisen, in Anklängen an Kinder- und Hirtengesänge, selbst an Kirchenlieder. Er wollte seine Cäcilia in die alte Heimat zurückführen, in die Wiese, wo sie Blumen pflückten und Kränze wanden, Häuser und Mühlen bauten an dem kleinen Bach, sich schaukelten unter den Obstbäumen, auf dem Hügel sich sonnten, in selbst geflochtenen Hütten Wohnung machten, die Gegend durchstreiften, den Vögeln nachzogen, Pfeifen sich schnitten im Wald und all das idyllische Leben genossen, auf dem so, wie auf jungem Grün der Saaten und dem ersten weichen Laube der Buchen und Birken der milde Sonnenschein glänzt, und aus welchem das künftige Hoffen und Glauben sich nährt. Bei der Unmittelbarkeit, mit welcher dem Ton die Seele verbunden zu sein scheint, mit der sie auf dem Tonströmen in die Seele des andern gleitet, gelang es dem in Erinnerungen Versunkenen, diese ebenso in Cäcilia's Gemüthe zu erwecken. Auch der Gutsherr und Adelheid und andere selbst weniger Kunstgebildete waren von den Weisen ergriffen.

Hugo sah, wie Cäcilia nachdenkend geworden war, wie sie bisweilen mit fragenden Blicken zur Laube schaute und dann wieder das Auge senkte. Nun stimmte er ihren Lieblingstanz an, den er in seliger Zeit gedichtet und den dann eine freudenreiche Jugend mit allen Wohlgerüchen der Erinnerung durchwürzte. Sie erkannte die Weise in den ersten Takten und erröthete, als ob ihr ein Geheimniß verrathen worden wäre. Sie war in jenen Saal hingezaubert, wo in ihrem frühern Aufenthaltsort alle Vereinigungen zu Freuden und Festlichkeiten gehalten worden waren. Alle Genossen der Kindheit sah sie um sich, auch die vielen, die seither aus dem Wechseltanze des Lebens zur Ruhe getreten waren. Die einzelnen Paare tanzten wieder an ihr vorüber, alle die Scherze alter Freunde erneuerten sich ihr.

Und dann ſah ſie in der Wirklichkeit ihr Kind und eine andere Welt vor ſich, als man ſich damals geträumt. Sie dachte Freundinnen, die unglücklich geworden, einſt Hochgefeierte, jetzt vergeſſen in Entſagung und Mangel, Edle verkannt, Geſunde verblüht. Und weit hinter dieſen Erfahrungen, in düftevoller, blauer Ferne deſto wonnevoller die Freude des Kindes, das Sehnen und Hoffen der Jungfrau, und dieſe Empfindung wieder mit der tiefen Wehmuth gemiſcht über ſo viel und ſo ſchnell Entſchwundenes. Und in allen dieſen Erinnerungrn erblickte ſie nur ihn, ihren Jugendfreund. Er hatte alle Spiele der Kinder, alle Feſtlichkeiten der Jugend geordnet, ohne ihn hatten ſie Nichts genoſſen, er war ihre Luſt und ihr Stolz. Seine Liebe hatte ſie nachwärts nicht wieder gefunden, ſo das Leben nie mehr gefühlt, wie mit ihm. Bei jeder Wiederholung des Tanzes wurde ſie bewegter, mit der Melodie umwogten ſie auch die Düfte und Gerüche jener Feſte; die Kränze und Sträuße ihrer Jugend hauchten ihr entgegen in den durch den Garten und in den Saal ziehenden Gerüchen der Nelken und Lilien, der Roſen-, Jasmin- und Orangenbäume; die Springbrunnen im Garten rauſchten ihr wie der Fluß, in den ſie einſt aus jenem Saale hinunterſchauten, an dem ſie ſich erkühlten unterm Sternen- und Mondenſchein.

Der Gedanke, den ſie ſonſt unterdrückt, wenn auch nicht beſchwichtigt hatte, ſeinen Tod verſchuldet zu haben, trat da wieder mit neuem Ungeſtüm wie eine Sünde vor die Seele. Aber ſchon hörte ſie aus der räthſelhaften Laube eine neue Weiſe. Niemand in der Welt konnte dieſe kennen, als nur er; ſie ſelber hatte ſie ja erfunden und ihm mitgetheilt.

„Lebt er denn noch?“ ſagte ſie, „iſt er ſelber da? Ja, es iſt ſein Geigenſpiel; auf dieſen Tönen ſchwebten wir einſt in Seligkeit; es iſt ſein ſchmelzender Ton!“ Sie verbarg ihre Thränen und eilte an die freie Luft.

„Sie liebt mich noch!“ ſagte Hugo, ging hinaus und ſuchte ſie

in den Schattengängen. „Cäcilia!“ rief er, und auf den bekannten, ſie freudig durchſchätternden Ton wandte ſie ſich, und mit dem Rufe „Mein Hugo!“ ſtürzte auch ſie ihm entgegen.

Der Gutsherr hatte Cäcilien erſt nur in ſeinen Tönen um Liebe angefragt. Jetzt war er zu edel, um bei der ſo überraſchend löſenden und lohnenden Fügung noch ſtörend zwiſchen hinein zu treten. Er erfuhr Hugo's Treue, er ſah Cäciliens unverwelkte Liebe und empfand mit Rührung und herzlicher Theilnahme ihr Glück.

Im Saal aber hatte der Tanz neues Leben gewonnen. Johannes ſaß nun, von den Kindern umſtanden, außerhalb der Laube und ſang zu ſeinem volltönenden Inſtrumente mit ſeiner kräftigen Stimme, die alle Sylben wohl verſtehen ließ, ſeine Tanzlieder. Das bewegte, auch die Jünglinge, ſich mit den Jungfrauen unter die Kinder zu miſchen, ſelber ältere Männer und Mütter wagten zum hellen Jubel der Kleinen noch einen gemächlicheren Tanz. Johannes, in Seligkeit über das Glück ſeiner Freunde, endigte ſein Singen und Spiel mit dieſem Tanzreigen:

Ja wahrlich iſt auf dieſer Welt
Nichts Schöneres zu ſehen,
Als Menſchen, die, in Luſt geſellt,
An uns vorüber gehen:
Ein Feierzug,
Ein Geiſterflug,
So viel vorüber walten,
Unendlich an Geſtalten.

Voran der Jüngling mit der Maid,
Herzinniglich umfangen.
Aus hellen Augen glüht die Freud'
Und blüht auf Lipp' und Wangen;

Es weht der Kranz
Im leichten Tanz:
Wie Sterne sich erheben,
So schweben sie ins Leben.

Und festen Tritts und Hand in Hand
Kömmt Mann und Frau gegangen;
Sie sehn, was ihnen auch verschwand,
In Kindern wieder prangen.
In Maienluft,
In Gartenduft
Sind wie von Engelschaaren
Umspielt sie von den Paaren.

Und leichter wird dem Ahn der Sinn,
Die Augen wieder heiter:
Er lehnt sich auf den Enkel hin,
Den rüstigen Begleiter;
Zurück die Bahn
Und ihm voran,
Ein wogendes Gewimmel
Vom Himmel und zum Himmel.

Gleichwie da wogt der Strom ins Meer
Mit seiner Wellen Volke,
Unzählig wie das Sternenheer,
Und Wolke schwebt an Wolke:
Ein Feierzug,
Ein Geisterflug,
So viel vorüberwallten,
Unendlich an Gestalten.

Und dem, der hell die Saiten rührt,
Und weiß im Lied zu ſcherzen,
Den Tanz mit ſeinem Bogen führt,
Beflügelnd Fuß und Herzen,
Wer ſchenket hold
Ihm jetzt den Sold,
Den Becher für das Geigen,
Den Kuß für dieſen Reigen?

Alle Kinder flogen herbei, ihrem lieben Johannes zu danken.

Franz Kuenlin.

Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Ein wahre Geſchichte.

Im Mai des Jahres 1811 lockte mich der ſchöne Frühling in die freie, friedliche Schweiz. Nach verſchiedenen Wanderungen kehrte ich eines Abends in Freiburg im Gaſthofe zu Krämern ein, wo mich am andern Morgen das ſtarke Geläute der Glocken im nahen Thurm der gothiſchen Stiftskirche ſchon früh weckte. Vor Tagesanbruch noch verließ ich mein Nachtlager, um kühle Morgenluft einzuathmen, und freute mich ſchon zum voraus auf das herzerhebende Schauſpiel, welches ein Sonnenaufgang am Gebirge gewährt. Ich wählte den höchſten Standpunkt der Stadt, und lagerte mich neben dem auf einem hohen Hügel von Quaderſteinen erbauten ehemaligen Jeſuitenkollegium, deſſen geräumige und ausgedehnte Gebäude, von mehreren Seiten mit hohen und dicken Mauern eingeſchloſſen, die ganze Stadt wie eine Citadelle beherrſchen, zumal dieſes Inſtitut als das freiburgiſche Kapitolium angeſehen werden kann. Kaum hatte ich Zeit, meine Gedanken zu ſammeln, als mich die Ankunft mehrerer Menſchen ſtörte, die ich wegen der Dunkelheit nicht unterſcheiden konnte. Sie verfügten ſich ſämmtlich in die Kirche, welche von Innen geöffnet ward. Meine angeborne Neugierde trieb mich hinein.

Nur ein Paar düſter ſcheinende Lampen verbreiteten ein magiſches Halbdunkel in den weiten Hallen dieſes ſchönen Tempels.

Auf einem Nebenaltar brannten zwei Leuchter. Nach einigen Minuten trat ein feſtlich gekleideter Prieſter vor den Altar. Auf den

Stufen desſelben knieten ein ſchön gekleideter Mann und ein hochgeſchmücktes Frauenzimmer, die beide vom gleichen Alter zwiſchen dreißig und vierzig Jahren zu ſein ſchienen. Zwei Herren mit Klapphüten unter dem Arm und dem Galanteriedegen zur Seite ſtanden links und rechts. Der Geiſtliche begann folgendermaßen:

„Unergründlich ſind die Schlüſſe der weiſen, allmächtigen Vorſehung, die wir ſchwache Menſchen weder zu ahnen noch vorher zu beſtimmen vermögen. Dieſes göttlichen Tempels Hallen vereinigen ein edles Paar. An den Stufen dieſes Altars knieen zwei Menſchen, welche das vom Allvater geleitete Schickſal ſonderbar zuſammenfügte, um ſich lebenslänglich wechſelſeitig zu beglücken. Was unmöglich ſchien, wird hier zur Wirklichkeit.“

Nach dieſem frommen Eingange, dem noch einige fromme Ausrufungen folgten, die ich wegen ihrer Alltäglichkeit wieder vergeſſen habe, hielt der Prieſter. Ich benutzte die wenigen Augenblicke, um an Rabeners Abhandlung: „Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen“ zu denken, die ich oft, ſo wie ſeine übrigen Schriften mit Vergnügen geleſen habe und noch leſe, obſchon ſie nicht mehr zur Modelektüre gehören.

Der Prieſter fuhr fort:

„Hier kniet Herr Johann Baptiſte von Parrette von Clerval bei Beſançon, aus einem alten, hochadeligen Geſchlechte entſproſſen; ein würdiger Enkel ſeiner hehren Ahnen. Dem Thron und der Kirche ſeiner Väter treu ergeben, ward er ein Opfer der gräßlichen revolutionären Volkswuth, welche vor geraumer Zeit ſein Vaterland erſchütterte und verheerte. In drückenden Feſſeln, gleich einem Böſewicht, nach Breſt geſchleppt, ſchmachtete er lange in den ſcheußlichſten Kerkern jener Stadt, mit allen Mühſeligkeiten des Lebens kämpfend. Der bittere Kelch ſeiner unbeſchreiblichen Leiden ſchien ſein Maß erreicht zu haben, als plötzlich ein tröſtender, rettender Engel erſchien. Gott verläßt ſeine Gerechten nie.

„Die hochadeliche Frau Urſula, geborne Schoucan von Latour, Wittwe von Pedro, von Fetlan, im Hochgericht Unter Engadin in Graubündten, welche zu meinen Füßen kniet, obſchon in glänzenden Umſtänden lebend, beſuchte doch jeden Morgen aus edelm Triebe die zahlreichen Unglücklichen, welche in Breſts Gefängniſſen trauerten, blaſſe Bilder des Elendes. Vor vielen andern zogen ſie Herrn von Barrette's ſchöne Züge, ſeine edle Geſtalt, ſeine muthige Hingebung in ſein herbes, unverſchuldetes Schickſal, an. Sie verſorgte ihn großmüthig, ohne ihn je gekannt zu haben, mit allen nöthigen Lebensbedürfniſſen, und verſchaffte ihm endlich ſeine gänzliche Freiheit durch ihren Einfluß bei den Häuptern der damaligen Regierung.

Froh reiste Herr von Barrette nach ſeiner Heimat, mit Empfehlungsſchreiben und Reiſegeld reichlich von ihr verſehen, die ihm zur Wiedererlangung ſeiner verlornen, beträchtlichen Güter wohl zu Statten kamen, obſchon während ſeiner langen Gefangenſchaft humanere Herrſcher an's morſche Ruder des zerrütteten Staates getreten waren. Er verdankte ſeiner edlen Retterin nicht nur des Lebens Beſtes, ſeine Freiheit, ſondern auch ſeine Reichthümer. Unerlöſchlicher Dank erfüllte ſein ganzes Herz gegen ſie.“

„Wer hätte es ahnen können, auch dieſer edle, uneigennützige Engel mußte geprüft werden, um mit neuem Glanze hervorzugehen. Die Gräuel verabſcheuend, welche die gewaltſame Staatsumwälzung Frankreichs nach ſich zog; erbittert über die blutdürſtigen Ungeheuer, ein Auswurf der Hölle vom Himmel zur Strafe der ſündigen Menſchen geſandt, die an der Spitze aller Verwaltungen ſtanden, um zu morden und die heiligſten Rechte der Menſchheit mit Füßen zu treten, verband ſich die edle Wittwe von Pedro mit noch andern gutdenkenden angeſehenen Leuten der Stadt Breſt zu Lieferungen an die Engländer, in der Hoffnung, ihnen Mittel an die Hand zu geben, das niedergeſchmetterte Reich von ſeinem gänzlichen Umſturz zu retten.

Wie eitel sind der Menschen Entwürfe! — Eine verruchte Kreatur entdeckte das löbliche Unternehmen. Die tugendhafte Dulderin ward ergriffen, mißhandelt, und in einen finstern Kerker geworfen, wo nichts als die größten Qualen ihrer warteten. Um ihre Verbündeten nicht in das Verderben zu stürzen, nannte sich diese Hochherzige freiwillig als die einzige Schuldige. Wenig fehlte, so hätte des Henkers Beil ihr edles Leben auf der Guillotine geendet Doch durch die Allmacht der göttlichen Vorsehung entkam sie diesem gräulichen Schicksal. Sie ward nach Tours geführt, wo sie in einem engen Gefängnisse mehrere mühevolle Jahre in äußerster Nothdurft zubrachte. Ganz ihren Empfindungen überlassen, überdachte sie das Schreckliche ihrer peinlichen Lage. Sie wog das Vergangene mit der Gegenwart und Zukunft. Ein himmlischer Strahl des göttlichen Lichts hellte ihre dunkeln Begriffe auf. Sie erkannte die Nichtigkeit ihrer ersten reformirten Religionslehren, und von einem wackern Geistlichen unterstützt, dem es einige Mal gelang, die Gefangenen mit Worten voll geistlicher Salbung zu trösten, entsagte sie ihren Irrthümern, und bekannte sich zur römischen, allein seligmachenden Religion. Nach einigen kummervollen Jahren ward sie, von Allem entblößt, freigelassen. Ohne Hülfsmittel verlebte sie einige Zeit in Deutschland, weil sie nicht zu ihren Verwandten in Graubünden Zuflucht nehmen wollte, die sie wegen ihrer Abtrünnigkeit von ihrer Irrlehre verachtet und verstoßen hatten. Sie kam hieher, wo sie mehrere Monate zubrachte, von gottesfürchtigen Personen unterstützt, und wo sie endlich Herr von Parrette fand, der sie aller Orten aufsuchte, sobald er von ihrem Unglück unterrichtet worden war. Er bot ihr seine Hand und seine Reichthümer an, als eine billige Vergeltung der ihm erwiesenen unschätzbaren Wohlthaten!"

Hier endete der Priester das Geschichtliche dieser merkwürdigen, wohlgestellten Rede. Während der feierlichen Stille, die darauf folgte, vergossen alle Zuhörer Thränen der innigsten Rührung und Theil-

nahme. Nach den gewöhnlichen Formen und Zeremonien schritt der Geistliche zur Trauung.

Ich verließ die Kirche, um die Sonne in ihrem Purpurkleide aus der Dämmerung hervortreten zu sehen, und um mich an ihrem herrlichen Anblick zu laben und zu stärken. Während ich dieß schöne Schauspiel, das kein menschliches erreichen kann, ganz hingegeben anschaute, traten die Hochzeitgäste, unter denen sich viele ansehnliche Herren und Damen befanden, aus der Kirche, und begleiteten die Neuvermählten nach ihrer Wohnung, wo sie ein gut bestelltes Frühstück freudig verzehrten.

Den ganzen Tag hindurch war diese Hochzeit, auf die ich so unvermuthet gestoßen war, das Thema zu allen meinen geheimen Unterhaltungen. Schade ist's, daß Christian Friederich Henrici, Picander genannt, nicht mehr lebt, der bekanntlich drei Oktavbände Hochzeitgedichte schrieb; die heutige hätte ihm reichhaltend Stoff dazu gegeben, an welchem es dem guten Dichter gewiß oft gefehlt haben mag. —

Was ferner von der Geschichte folgt, habe ich zwar nicht mit eigenen Augen gesehen, aber von zuverlässigen Freunden und Bekannten erfahren, deren Aussagen vollgültig sind.

Nach beendigtem Frühstück reiste Herr von Parrette mit seiner Gemahlin, in Gesellschaft einiger Herren und Damen, nach Peterlingen (Payerne), wo sie zu Mittag speisten. Als sie am Nachtisch saßen und um die Runde Gesundheiten tranken, hörte man Kutschen auf dem Pflaster des Städtchens rasseln, die vor einem gegenüberstehenden Gasthofe hielten, und aus welchen einige schöne, schlanke Mädchen stiegen, die daselbst einkehrten. Ein etwas ungestümer aber gutmüthiger Jüngling, der mit dem Herrn von Parrette vertrauliche Freundschaft geschlossen hatte, sprang sogleich vom Tische, um sich nach den hübschen Mädchen zu erkundigen. In einem Hui war er wieder zurück, und raunte dem letztern, etwas zu laut, ins

Ohr: »Des Demoiselles de Lyon et de Genève qui vont à Berne.«

Nach einiger Zeit verließen beide, unter dem Vorwande, fernere Reiseanſtalten zu treffen, den Tiſch. Frau von Parrette ward darüber unruhig und ging ans Fenſter. Zu ihrer größten Beſtürzung ſah ſie ihren eben erſt angetrauten Ehemann mit ſeinem Freunde in das Gaſthaus ſchleichen, wo die ſchlanken Mädchen, die ſehr frech ausſahen und locker gekleidet waren, ſich befanden. Nun fing ſie ſchrecklich an zu jammern und zu klagen, daß ſie mit einem ſolchen Wüſtling, der ihr ſo viel von Tugend vorgeſchwatzt habe, unauflöslich verbunden ſei; wenn ſie das vorher nur hätte ahnen können, ſo wäre ſie lieber in ihrer Dürftigkeit geblieben; von dem reichen Sünder habe ſie doch kein Glück zu hoffen. Sie vergoß unter herzzerreißendem Schluchzen und Stöhnen einen Strom von Thränen. Mit vieler Mühe konnte man ſie einigermaßen beruhigen, als Herr von Parrette wieder in das Gaſtzimmer trat, und ſobald er von der Urſache ihrer rothgeweinten Augen unterrichtet wurde, ſie mit vieler Beredtſamkeit ſeiner Unſchuld verſicherte. Er habe nur, ſagte er, die Tugend ſeines Freundes prüfen wollen, um ihn noch mehr ſchätzen zu lernen; er müſſe ihm aber nun hier ein ruhmvolles öffentliches Zeugniß geben; denn gegen alle verführeriſchen Lockungen und Künſte der ſchlauen, gefälligen Mädchen habe derſelbe mit männlicher Kraft glorreich gekämpft und die Feuerprobe glücklich beſtanden. — Mit Enthuſiasmus redete er zum beſchämten Jüngling: „Du biſt tugendhaft und meiner Liebe und Freundſchaft werth; empfange die Weihe durch einen brüderlichen Kuß, und bleibe dir und mir treu!“

Mehr bedurfte es nicht, um die tief bekümmerte Frau zu tröſten, die am Halſe ihres Gatten wegen unzeitiger Eiferſucht und ungerechten Zweifels an ſeiner Tugend um Verzeihung bat, welche er ihr auch mit einem herzlichen Kuſſe zuſicherte.

Nach dieſer Trauerſcene trank man Kaffe und Liqueur. Die

Stunde der Trennung ſchlug. Herrn von Parrette's Begleiter wollten die Zeche bezahlen, allein er war ihnen ſchon zuvorgekommen. Nach vielen Für- und Gegenreden ließ er es ſich endlich gefallen, daß ſie die fremden Weine, den Kaffe und die Liqueurs auf ihre Rechnung nehmen dürften. Mit vieler Theilnahme ſchied man von einander, nachdem Herr von Parrette verſprochen hatte, nach Beendigung ſeiner Geſchäfte in der Heimat ſogleich wieder zu kommen, um einige glückliche Tage im Kreiſe ſeiner guten Freunde zu leben.

Nach mehreren Monaten traf Herr von Parrette mit ſeiner Gattin wirklich wieder in Freiburg ein. Er hatte während ſeiner Anweſenheit in Clerval einige ſeiner minderbeträchtlichen Güter veräußert, die Bezahlung derſelben aber in Wechſeln genommen, weil er kein baares Geld aus Frankreich mit ſich führen durfte. Nun wünſchte er ſie zu Gelde zu machen. Der Banquier, dem er ſie antrug, kannte das Haus nicht, auf welches ſie geſtellt waren, und verlangte eine Bürgſchaft. Die leiſtete Parrette's junger Freund ſogleich, weil er mit den häuslichen Angelegenheiten desſelben ſehr bekannt war. Herr von Parrette hatte nämlich vor ſeiner ehelichen Verbindung mit der Wittwe von Pedro einen Heirathskontrakt in Freiburg geſchloſſen, worin er ihr, falls er vor ihr ohne Kinder ſtürbe, 100,000 Fr. zuſicherte. Nebſtdem erhielt ihre Tochter noch, als Zeichen ſeiner Zufriedenheit, mit einer ſo anſehnlichen adelichen Familie verbunden zu werden, in Jahresfriſt ſchon 50,000. Als bei der Stipulation der Notar fragte, ob er franzöſiſche oder Schweizerfranken ſchreiben ſolle, ſagte Herr von Parrette nach einigem Beſinnen: „Da wir jetzt in der Schweiz ſind, ſo ſchreiben Sie auch Alles in Schweizergeld!“ Sein junger Freund war zu dieſer Stipulation als Zeuge berufen worden, und da ihm Herr von Parrette zu der Hand der reichen Tochter von Pedro einige Hoffnung gegeben hatte, trug er kein Bedenken, dieſen ſehr begüterten Mann bei

dem Wechsler um eine beträchtliche Summe zu verbürgen, worauf ihm dieser das Geld auszahlen ließ.

Nachdem Herr von Parrette noch verschiedene Sachen von Werth eingekauft hatte, die er bei seiner nahen Zurückkunft zu berichtigen versprach, reiste er nach Chur in Graubünden, um das ebenfalls bedeutende Vermögen seiner Gemahlin, das durch eine unvermuthete Erbschaft noch vermehrt worden war, einzuziehen.

In der Hauptstadt Graubündens verweilte Parrette nicht lange, sondern miethete sich auf unbestimmte Zeit im schönen Marktflecken Malans ein, wo er nun die sehr anmuthige Amalia von Pedro, seine Stieftochter, aufführte, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit aller Männer Blicke fesselte. Da der Ruf ihres Reichthums durch die Heirath ihrer Mutter mit dem Herrn von Parrette auch bis in Graubündens Thäler erschollen war, wozu die hundertzüngige Fama ohne Zweifel das Ihrige reichlich beigetragen hatte, fehlte es auch wohl nicht an Anbetern, welche die holde Amalia wie Schmetterlinge umflatterten. Zudem gesellte Herr von Parrette noch Schmausereien, so daß er bald der Bekannten und Freunde genug hatte, die entweder mit der freundlichen Tochter koseten, oder sich mit der geschwätzigen Mutter unterhielten, und zur Abwechselung mit dem zutraulichen heitern Wirthe zechten, der ihnen seine erstaunenswürdigen Abentheuer erzählte.

Mittlerweile hatte Herr von Parrette neue Wechsel von verkauften Gütern in Clerval erhalten, die er sogleich einlösen wollte. Da dieselben aber in Chur nicht ohne Kaution angenommen wurden, so verstanden sich sogleich einige Herren dazu, dem Vater zu Gefallen.

Dringende Geschäfte nöthigten Herrn von Parrette, mit seiner Familie nach Mailand zu gehen. Höchstens in ein Paar Wochen versprach er zurück zu sein. Am meisten vermißte man seine liebenswürdige Tochter, deren Abreise um so mehr schmerzte, da sie viele

Verehrer gefunden und einigen auch Hoffnung auf ihre Hand gegeben hatte.

Es verstrichen einige Monate, man hörte Nichts von Herrn von Parrette; seine Wechsel kamen mit Protest zurück, die Bürgen mußten sie nun honoriren, denn in Mailand konnte er nicht ausfindig gemacht werden. — Die Papiere, welche Parrette in Freiburg verfilbert hatte, hatten das nämliche Schicksal.

Diese Geschichte machte gewaltiges Aufsehen. Verschiedene Umstände derselben wurden, wie dieß stets zu geschehen pflegt, verkleinert oder vergrößert; doch die vorhin angeführten Thatsachen sind zuverlässig. Was und wer die eigentlichen zwei Hauptpersonen dieser Erzählung waren, erhellt aus folgendem.

Vor der französischen Revolution reiste ein englischer Lord durch Clerval. Es brach ein Rad an seinem Wagen. Man ließ den nächsten Schmied rufen, der den Schaden eilig ausbesserte, und dadurch den ungeduldigen Britten in Stand setzte, sogleich weiter zu fahren. Dieß gefiel dem Sonderling, der dem aufgeräumten Parrette (so hieß der Schmied) den Vorschlag machte, sammt seiner Familie mit nach England zu gehen, wo er ihm eine vortheilhafte Schmiede auf einem seiner Güter zusicherte. Da sich der Schmied nicht in den besten Glücksumständen befand, packte er seine Habseligkeiten so wie seine Frau und Kinder eilfertig zusammen, und reiste mit dem Lord ab. In England bezog er sogleich die ihm versprochene Schmiede, in welcher er sich sehr wohl gefiel, weil seine Sachen gut gingen.

Sein ältester Sohn Jean-Baptiste konnte sich mit seinem muntern, offenen, freien Wesen so vortheilhaft bei dem Britten einschmeicheln, daß er ihn mit seinen Söhnen erziehen ließ. Hier bildete sich der junge Parrette; allein sein Hang zur Spitzbüberei verleitete ihn zu so vielen Schelmereien und bösen Possen, daß ihn der alte Lord endlich nach fruchtlosen Strafen in sein Vaterland zu-

rückschickte. Hier fand er nun bei dem Ausbruch der französischen Staatsumwälzung reichlichen Stoff zu Befriedigung seiner gaunerischen Neigung; doch glückte ihm die Verfertigung falscher Assignaten nicht, die ihn auf die Galeere nach Brest brachte.

Hier machte er mit der Ursula Schoucan, von Fettan im Unter-Engadin, Bekanntschaft, die in Brest einen Pastetenbäcker, Namens Pedro, geehlicht hatte, und wegen Diebereien eingesperrt worden war. Ihr Vater, der eine elende Hütte neben einem Thurm bei Fettan in Graubünden bewohnte, nach welchem sie sich vermuthlich de la Tour heißen mochte, fristete sich das Leben mit Schuhflicken und Hausiren.

Ohne Zweifel hatten sie schon in Brest oder nachher in irgend einem Winkel Frankreichs den Plan ausgesponnen, allzugutmüthige Schweizer zu bethören; denn nicht nur durch die falschen Wechsel verschaffte sich Parrette viel Geld in Freiburg und Chur, sondern erhielt im erstern Orte noch von verschiedenen Leuten bedeutende Summen Geldes durch die Prahlerei mit seinen beträchtlichen Gütern und die Bigotterieen der schlauen Ursula Schoucan, seiner Buhldirne, welche sogleich bei allen Betschwestern Unterstützung und Hülfe fand, und auch sogar Geistliche, die doch schon oft von Konvertiten betrogen worden waren, in ihr Interesse zu ziehen wußte, so daß sie mehr Kredit fand, als irgend ein ehrlicher Handwerker, dem dadurch das Glück seines ganzen Lebens begründet worden wäre.

In Freiburg hatten sie in ihrer Wohnung Effekten und mehrere verschlossene Kisten zurückgelassen; da nun dieselben auf Begehren einiger Gläubiger, gerichtlich untersucht wurden, um den Werth an die Bestrechthabenden auszuliefern, fand man nichts als schlechte alte Kleider, Amulette, Rosenkränze, aszetische Bücher, zerbrochene Flaschen und dergleichen. Die schweren Kisten, auf welche die Gläubiger ihre Hoffnung gestützt hatten, enthielten Kieselsteine.

Wie es verlautete, wurde dieſes verſchmitzte Paar nach einiger Zeit in Hamburg eingezogen und nach Beſançon gebracht, wo es von den Gerichten den verdienten Lohn ſeiner Verbrechen erhalten hat.

Möge indeſſen dieſe wahre Geſchichte nicht ohne Früchte bleiben, und ihren Zweck, vor Leichtgläubigkeit zu warnen, nicht verfehlen! Dieß wird für die geringe Mühe des Niederſchreibens mein beſter Lohn ſein.

J. J. A. Pfyffer zu Neueck.

O ma patrie!

Und wo n' ih goh, und wo n' ih stoh,
Das Heiweh will mih nit verlo;
Es zieht mih über Berg und See
Bis ih mi Heimeth wieder gseh;
Es zieht mi fort wie am e Band
Zu dir, o Schwyz, du lieblichs Land!

An einem schönen Herbstabend des verflossenen Jahres saß die Familie des Herrn von M., eines Landedelmanns aus der Nachbarschaft von Besançon, in ihrem herrlichen Garten, am romantischen Ufer des Doubs.

Herr von M., ein recht kräftiger Fünfziger, auf dessen hoher Stirne jedoch die sturmvolle Vergangenheit ihre chronologischen Typen zurückgelassen hatte, war an der Seite einer reizenden Dame von ungefähr dreißig Jahren, die ihren seelenvollen Blick unverwendet auf ihn heftete und mit der innigsten Anhänglichkeit an seiner freundlich-ernsten Erzählung den lebhaftesten Antheil zu nehmen schien. Der Sprecher kam an eine Stelle, die ihn sichtbar unendlich rührte, denn er heftete seine feuchten Augen und gefalteten Hände zum Himmel empor; eine feierliche Pause trat ein; — er schien zu beten. Die Dame streckte ihm liebevoll eine Hand entgegen, mit der andern zog sie ein wunderliebliches, mit allen Reizen einer blühenden Jugend reichlich ausgestattetes Mädchen an sich.

„Ach Heinrich", hob die Dame mit unbeschreiblich süßem Tone an: „Heinrich, laß die Todten ruhen! umhülle nicht das fröhliche Bild

der Gegenwart mit dem schwarzen verhängnißvollen Schleier der Vergangenheit. Die Donnerschläge der Vernichtungsepoche sind längst verhallt; die grausamen Stürme haben ausgewüthet und wenn sie auch deine großen Hoffnungen vernichteten, ja selbst deine Liebsten unter Trümmer begruben, so hadre doch darum nicht mit der Vorsehung, sie hat dir auf diesen Ruinen, wenn auch keinen stolzen Palast, doch eine freundliche Hütte gebaut."

Herr von M., als wenn er in diesen letzten Worten einen leisen Vorwurf geahndet hätte, stand plötzlich auf, drückte die Dame und das holde Mädchen mit Innigkeit an seine Brust. „Vergib mir Emma, mein theures Weib!" so redete er die erstere in wehmüthigem Tone an, „vergib, wenn meine Phantasie so gerne bei den traurigen Bildern der Vergangenheit verweilt, wenn ich oft zu lange bei den Gräbern meiner Eltern und Freunde mich aufhalte, und dich, du süße treue Gefährtin, mit unserer guten Emilie allein stehen lasse. Glaube nicht, daß der Gedanke an das Verlorne auch nur einen Augenblick das Gefühl der Dankbarkeit für mein gegenwärtiges Glück zu schwächen vermag. — Alles mußte so kommen! — Wie der silberhelle Bach sanft und wohlthuend sich durch grüne Fluren hinschlängelt, nachdem er kurz vorher im tobenden Wasserfalle entwurzelte Bäume und Felstrümmer mit sich fortriß, so fließt jetzt mein Dasein, nachdem es sich durch Grabeshügel, Ruinen und Einöden Bahn gebrochen, im Schooß der Liebe und Freundschaft ruhig und ungetrübt dahin! — Hätte ich dich, liebe Emma, auf einem andern Wege wohl je angetroffen? — Hätte das Glück mich höher als mit unserer Emilie beschenken können? — Wie hätte ich einst, als ich, ein armer verlassener Jüngling, den von meinen Eltern und tausend Schlachtopfern mit Blut gedüngten Boden des mit Inbrunst geliebten Heimatlandes floh; als ich von Hunger, Furcht und namenlosen Leiden gefoltert zum erstenmal die schneebedeckten Riesen der Schweiz erblickte, und endlich jenseits der Grenze, auf dem freien Grunde des freundlichen europäischen Asyls, erschöpft

niederſank, — wie hätte ich damals, auch mit der lebhafteſten Phantaſie eines Franzoſen hoffen können, ein Weſen wie dich, meine Emma, zu finden, um mit ihr einige Jahre ſpäter unter glücklichen Vorbedeutungen in das Land meiner Geburt zurückzukehren? — Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar!“ — Dieſes ſagend, verließ Herr von M. mit ſeiner Familie die bisherige Stelle, und wandelte ſchweigend Arm in Arm mit ſeinen Gefährtinnen am Ufer des Doubs auf und ab. Plötzlich ſtand Emilie ſtille, gab mit der Hand ein Zeichen, um ihre Eltern aufmerkſam zu machen, und wendete dann ihr Lockenköpfchen horchend nach der Seite eines benachbarten Wäldchens hin. Man vernahm einige ferne Töne, die melancholiſch in das Säuſeln des Abendwindes und das geheimnißvolle Murmeln der vorbeieilenden Wellen verſchmolzen. „Das iſt das traurige Lied unſers Claude!“ rief das Mädchen und ſtimmte dann leiſe die Melodie desſelben an. „Wie beginnt es doch?“ Sinnend wog ſie das Köpfchen eine Weile in der Hand und rieb die Stirne. „Nicht wahr, lieber Papa, es fängt an: L'encens des fleurs — embaume —“ „Mein gutes Kind, ich habe den Claude noch nie ſingen hören, und kenne das Lied nicht.“ „Du auch nicht, liebe Mama?“ Die Mutter ſeufzte: „Ja wohl kenne ich ein Lied, welches ſo beginnt, Emilie; nicht wahr, der Refrain heißt:

O ma patrie!
O mon bonheur!
Toujours chérie u. ſ. w.

„Getroffen! getroffen!“ rief das holde Kind mit den Händen klatſchend. „Claude ſingt dieſes Lied alle Tage, und wenn er dann zu den Worten kommt: o ma patrie, ſo wird er gar traurig, hebt ſeine Augen voll Thränen zum Himmel empor, und ſtreckt die Arme nach der Ferne aus, als wenn er ein unſichtbares Gebilde umarmen, und an ſeine Bruſt drücken wollte.“

„Sonderbar! — ſehr ſonderbar“, ſagte Herr von M., eine dunkle

O ma patrie!

Und wo n' ih goh, und wo n' ih stoh,
Das Heiweh will mih nit verlo;
Es zieht mih über Berg und See
Bis ih mi Heimeth wieder gseh;
Es zieht mi fort wie am e Band
Zu dir, o Schwyz, du lieblichs Land!

An einem schönen Herbstabend des verflossenen Jahres saß die Familie des Herrn von M., eines Landsheimanns aus der Nachbarschaft von Besançon, in ihrem herrlichen Garten, am romantischen Ufer des Doubs.

Herr von M., ein recht kräftiger Fünfziger, auf dessen hoher Stirne jedoch die sturmvolle Vergangenheit ihre chronologischen Typen zurückgelassen hatte, war an der Seite einer reizenden Dame von ungefähr dreißig Jahren, die ihren seelenvollen Blick unverwendet auf ihn heftete und mit der innigsten Anhänglichkeit an seiner freundlich-ernsten Erzählung den lebhaftesten Antheil zu nehmen schien. Der Sprecher kam an eine Stelle, die ihn sichtbar unendlich rührte, denn er heftete seine feuchten Augen und gefalteten Hände zum Himmel empor; eine feierliche Pause trat ein; — er schien zu beten. Die Dame streckte ihm liebevoll eine Hand entgegen, mit der andern zog sie ein wunderliebliches, mit allen Reizen einer blühenden Jugend reichlich ausgestattetes Mädchen an sich.

„Ach Heinrich", hob die Dame mit unbeschreiblich süßem Tone an: „Heinrich, laß die Todten ruhen! umhülle nicht das fröhliche Bild

lern, gastfrei aufgenommen, das seltene Glück der Genügsamkeit kennen lernte, schmolz nach und nach die letzte Eiskruste meines Herzens, — ich beweinte den Opfertod meiner Eltern, die Zerrissenheit meines Vaterlandes und entwarf einen Plan für die Zukunft. — Ich mache Euch diese Mittheilung von meinen frühern Verhältnissen, Claude, weil ich euch derselben würdig halte und gleichzeitig darthun möchte, daß ich, selbst aus der Schule des Mißgeschickes hervorgegangen, Euch vielleicht helfen, wenigstens rathen könne."

Nichts ist so sehr geeignet, uns bei unserm Mitmenschen die innerste Pforte seiner Seele aufzuschließen, als eine vertrauliche Eröffnung, die mit der Stimmung seines Innern harmonirt. Auch Claude vermochte diesem Andrange nicht zu widerstehen; seine Augen füllten sich mit Thränen, sein ganzes Wesen verrieth einen heftigen Kampf. „Sie sollen Alles wissen, bester Herr von M.! Sie sollen mich, den Sie unbekannt in Ihren Dienst aufgenommen haben, ganz kennen lernen. Ich will Ihre Güte wenigstens mit vollem Vertrauen erwiedern. Meine Geschichte ist kurz. Mein Vater ist ein wohlhabender Gutsbesitzer im Lande Neuenburg in der Schweiz." Emma machte ein Zeichen der Verwunderung, jedoch unbemerkt, um Claude in seiner Erzählung nicht zu unterbrechen. „Nachdem ich mich wegen einer wichtigen Familienangelegenheit mehrere Jahre im Süden Italiens aufgehalten hatte, kehrte ich endlich nach dem glücklichsten Erfolge in den Schooß der Meinigen zurück. Manches hatte sich seit meiner Abwesenheit im Vaterlande umgestaltet, Manches schien sich noch in Folge der Ereignisse entwickeln zu wollen. Selbst in unserm Zwitterstaat Neuenburg offenbarte sich ein Geist, der wahrscheinlich schon vor den französischen Julitagen bestand, aber nicht so frei aufzutreten gewagt hätte. Gegenüber dem Adel oder der Hofpartei hatten sich republikanische Vereine gebildet, die, wenn auch einzelne heterogene Substanzen in sich enthaltend, doch nur einen Hauptzweck: Lossagung vom monarchischen Princip und innigere Verbindung mit unsern Eid-

und Bundsgenossen der übrigen Schweiz, anstrebten. Ich darf kühn behaupten, daß kein einziges Mitglied dieser Vereine aus Haß oder Abneigung gegen die Person des Fürsten von Neuenburg handelte, denn er erwies unserm Lande manche Wohlthat und würde bei uns vor Jedem den Vorzug genießen, wenn wir uns je entschließen könnten, einen andern Oberherrn anzuerkennen als das, uns selbst gegebene Gesetz.

Was die republikanische Partei in ihrer Mehrheit that, geschah aus voller Ueberzeugung, nun für das heilige, in der Natur der Dinge selbst liegende Recht zu kämpfen. Es drängte sie unwiderstehlich, dem unseligen, in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, im weitern und engern Sinne des Wortes, oft so hemmend entgegentretenden politischen Doppelzustande ein Ende zu machen, und sich frei und entfesselt von fremden Banden, den geist- und blutsverwandten Eidgenossen anzuschließen. Ich gehörte, bald mit Leib und Seele zu den eifrigsten Patrioten. Die Geschichte unsers Kampfes und Unterganges ist Ihnen, Herr von M., gewiß zur Genüge bekannt. Der Ursachen des letztern sind mancherlei. Der Fürst hätte vielleicht selbst zur Umgestaltung unserer Verhältnisse Hand geboten, denn unser Land ist ja für ihn bloß eine ferne Kolonie, die ihm keinen Nutzen bringt, und zu welcher er weder Kanal noch Straße hat, allein eine gutgemeinte Dazwischenkunft entriß uns die erworbenen Vortheile zu Gunsten der Monarchisten. — Wir fielen; — unsere Feinde wollten nicht nur strafen, sie wollten sich rächen. Wer fliehen konnte, floh. Ich entkam glücklich, obwohl man mich sogar über die Grenze bis Villafangs verfolgte. Die Vorsehung führte mich nach Besançon und in Ihr gastfreies Haus."

„Ich wollte Euch in Eurer Erzählung nicht unterbrechen", sagte Frau von M., als Claude geendet hatte, — „allein schon Euer Lieblingslied brachte mich auf die Vermuthung, Ihr dürftet vielleicht wohl ein Landsmann aus der französischen Schweiz sein. Es freut mich

nun um so mehr, meine Ahnung erfüllt zu sehen, da ich von Euch vernehme, daß Ihr ein Neuenburger seid; denn wißt, auch ich bin eine Angehörige jenes Landes. Aber wie heißt Euer Geburtsort? wo wohntet Ihr?" — „Ich bin in Boudry geboren", erwiederte Claude, „und wohnte früher bei meinem Vater zwischen Boudry und dem See, am Ufer der Reuse." — „Gott, Ihr seid also" —

Die Frage der Frau von M. wurde, auf eine für sie zwar angenehme, andern Leuten aber sehr zur Unzeit kommende Ueberraschung, unterbrochen, indem so eben zwei ihrer besten Jugenfreundinnen von Neuveville am Chasseral, mit der Post angekommen, sie wechselweise zum Erdrücken umarmten.

Ich übergehe diese und die nachfolgenden Szenen des Wiedersehens. Sie würden mich zu weit von der erwarteten Erklärung des Ausrufes: „Gott, Ihr seid also" — der allerdings auf eine alte Bekanntschaft schließen läßt, abführen und diese Geschichte ins Unendliche verlängern.

Kurz und gut! in dem mit unserm Claude fortgesetzten Verhöre kam heraus: daß er nicht so, sondern Wilhelm P* heiße und ein leiblicher Vetter der Frau von M. sei, den sie aber seit 12 Jahren nicht mehr, und damals bloß während den Ferien einige Tage bei einer Tante in V. gesehen hatte.

Unser junge Verbannte singt zwar noch sehr oft sein: O ma patrie! am schönen Ufer des Doubs, allein Emilie will bemerkt haben, es töne doch nicht mehr so traurig wie früher, und Wilhelm vergesse sich oft so sehr, daß er anstatt wie ehemals die Arme immer nach der blauen Ferne auszubreiten, dieselben manchesmal auch ihr entgegenstrecke.

Johann Jakob Reithard.

Erinnerung taucht jetzt in meinem Geiste auf. Diesen Refrain habe ich in jener Unglückszeit oft gehört, als ich von Alp zu Alp in den Schweizergebirgen umherirrte. Er ergriff mich immer wunderbar und in meiner hülflosen elenden Lage seufzte ich, ging anders gekleidet als die Hirten, diese fröhlichen Kinder der Natur: „o mes patrie!“

„Das Lied ist bei uns ganz einheimisch, lieber Heinrich!“ fügte Emma hinzu. „Erinnerst du dich noch jenes herrlichen Mittages, als wir die tête de rang bestiegen und ich feierlich von meinem Vaterlande Abschied nahm, um dir als Gattin nach deiner Heimat zu folgen? Damals hörte ich dieses Lied zum letzten Male aus dem Mund eines Aelplers von Boudevilliers; die wehmüthigen Klänge sind in meinem Innern noch nicht verhallt!“

Unsere kleine Gesellschaft hatte sich nun unvermerkt unter diesen und ähnlichen Gesprächen dem Aufenthalt des Sängers Claude genähert. Bisher wurde er von der Familie von M. für einen politisch verfolgten Vendeer gehalten und seiner Zeit ohne andere Ausweistitel oder Empfehlungen, als die seiner offenen, ehrlichen Züge und die seiner augenscheinlichen Dürftigkeit, als Jäger, welchen Beruf er vollkommen zu verstehen vorgab, in den Dienst genommen. Er diente treu und redlich, war aber mit seiner Herrschaft nicht viel in Berührung gekommen, da Herr von M. wegen Kränklichkeit und vieler Geschäfte seit langem an der Jagd keinen Antheil nehmen konnte. Er war von Niemand besser gekannt als von der liebenswürdigen Emilie, indem er nie von seinen Zügen zurückkehrte, ohne ihr ein kleines Geschenk mitzubringen.

Herr von M. befand sich in derjenigen Stimmung, in welcher man so gerne die Thaten und Thaten Anderer hört. Die Erinnerung an seine sturmvollen unglücklichen Jugendjahre hatte in ihm jene Wehmuth, jenes unnennbare Gefühl aufgeregt, mit welchem man wie ein tröstender Engel so gerne alle Leidenden an sein Herz drücken möchte. „Rufe mir den Claude“, sagte er zu seiner Tochter, „wir müssen doch mit ihm ein wenig näher bekannt werden.“

Claude erſchien, freilich gegen die Etikette, Hand in Hand mit Emilien, verbeugte ſich anſtandsvoll vor ſeiner Herrſchaft und gewärtigte mit dem Hut in der Hand ihre Befehle. — Mit Wohlgefallen betrachtete Herr von M. den ſchön gewachſenen, kräftigen Jüngling, auf deſſen blaſſem Geſichte verborgener Kummer leicht zu entdecken war, — fragte ihn dann freundlich, wie es ihm in ſeinen Dienſtgeſchäften gefalle, ob er zufrieden ſei oder irgend einen Wunſch zu äußern habe.

Ein leiſes Roth färbte die Wangen des Jägers. „Wie könnte ich anders“, erwiederte er, „als mit der höchſten Dankbarkeit das Glück anerkennen, bei Ihnen ein Aſyl gefunden zu haben, das mir gegen die Stürme meines Geſchickes ſichern Schutz gewährt. Die Größe Ihrer Wohlthat kann durch meine ſchwachen Dienſte nie vergolten werden! Was meine Wünſche anbetrifft, ſo ſtelle ich deren Erfüllung einer beſſern Zukunft anheim, denn die Menſchen“ —

„Fahret fort, Claude!“ ſagte Herr von M., „enthüllt uns offen und zutrauensvoll Euer Inneres. Euch drückt geheimer Kummer, vielleicht vermögen wir ihn zu lindern. Jedenfalls gehören wir nicht zu jenen Menſchen, auf welche Ihr ſo eben hindeuten zu wollen ſcheinet. Man muß die Heilung einer Wunde nicht der fernen Zukunft überlaſſen, wenn die Gegenwart vielleicht ſie zu geneſen vermag. Auch ich war einſt unglücklich, die Revolution raubte mir Vaterland, Eltern, Vermögen. Meine Lage war um ſo ſchrecklicher, da ich, obwohl ſchuldlos, lange Zeit unſtät und flüchtig, kein einziges Weſen fand, dem ich meine ſturmbewegte Bruſt aufzuſchließen wagen durfte. Im Winter hätte ich in Verzweiflung meinem harten Geſchicke unterliegen müſſen; zum Glücke war es Sommer. Die ſchöne Natur goß den Balſam des Troſtes in mein Herz und die erhabenen Szenen der herrlichen Schöpfung belebten meinen oft ſinkenden Muth und verliehen mir eine wunderbare Stärke. Als ich endlich die Gebirge Helvetiens erreichte und bei den fröhlichen Aelp-

lern, gastfrei aufgenommen, das seltene Glück der Genügsamkeit kennen lernte, schmolz nach und nach die letzte Eiskruste meines Herzens, — ich beweinte den Opfertod meiner Eltern, die Zerrissenheit meines Vaterlandes und entwarf einen Plan für die Zukunft. — Ich mache Euch diese Mittheilung von meinen frühern Verhältnissen, Claude, weil ich euch derselben würdig halte und gleichzeitig darthun möchte, daß ich, selbst aus der Schule des Mißgeschickes hervorgegangen, Euch vielleicht helfen, wenigstens rathen könne."

Nichts ist so sehr geeignet, uns bei unserm Mitmenschen die innerste Pforte seiner Seele aufzuschließen, als eine vertrauliche Eröffnung, die mit der Stimmung seines Innern harmonirt. Auch Claude vermochte diesem Andrange nicht zu widerstehen; seine Augen füllten sich mit Thränen, sein ganzes Wesen verrieth einen heftigen Kampf. „Sie sollen Alles wissen, bester Herr von M.! Sie sollen mich, den Sie unbekannt in Ihren Dienst aufgenommen haben, ganz kennen lernen. Ich will Ihre Güte wenigstens mit vollem Vertrauen erwiedern. Meine Geschichte ist kurz. Mein Vater ist ein wohlhabender Gutsbesitzer im Lande Neuenburg in der Schweiz." Emma machte ein Zeichen der Bewunderung, jedoch unbemerkt, um Claude in seiner Erzählung nicht zu unterbrechen. „Nachdem ich mich wegen einer wichtigen Familienangelegenheit mehrere Jahre im Süden Italiens aufgehalten hatte, kehrte ich endlich nach dem glücklichsten Erfolge in den Schooß der Meinigen zurück. Manches hatte sich seit meiner Abwesenheit im Vaterlande umgestaltet, Manches schien sich noch in Folge der Ereignisse entwickeln zu wollen. Selbst in unserm Zwitterstaat Neuenburg offenbarte sich ein Geist, der wahrscheinlich schon vor den französischen Julitagen bestand, aber nicht so frei aufzutreten gewagt hätte. Gegenüber dem Adel oder der Hofpartei hatten sich republikanische Vereine gebildet, die, wenn auch einzelne heterogene Substanzen in sich enthaltend, doch nur einen Hauptzweck: Lossagung vom monarchischen Princip und innigere Verbindung mit unsern Eid-

und Bundgenossen der übrigen Schweiz, anstrebten. Ich darf kühn behaupten, daß kein einziges Mitglied dieser Vereine aus Haß oder Abneigung gegen die Person des Fürsten von Neuenburg handelte, denn er erwies unserm Lande manche Wohlthat und würde bei uns vor Jedem den Vorzug genießen, wenn wir uns je entschließen könnten, einen andern Oberherrn anzuerkennen als das, uns selbst gegebene Gesetz.

Was die republikanische Partei in ihrer Mehrheit that, geschah aus voller Ueberzeugung, nur für das heilige, in der Natur der Dinge selbst liegende Recht zu kämpfen. Es drängte sie, unwiderstehlich, dem unseligen, in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, im weitern und engern Sinne des Wortes, oft so hemmend entgegentretenden politischen Doppelzustande ein Ende zu machen, und sich frei und entfesselt von fremden Banden, den geist- und blutsverwandten Eidgenossen anzuschließen. Ich gehörte, bald mit Leib und Seele zu den eifrigsten Patrioten. Die Geschichte unsers Kampfes und Unterganges ist Ihnen, Herr von M., gewiß zur Genüge bekannt. Der Ursachen des letztern sind mancherlei. Der Fürst hätte vielleicht selbst zur Umgestaltung unserer Verhältnisse Hand geboten, denn unser Land ist ja für ihn bloß eine ferne Kolonie, die ihm keinen Nutzen bringt, und zu welcher er weder Kanal noch Straße hat, allein eine gutgemeinte Dazwischenkunft entriß uns die erworbenen Vortheile zu Gunsten der Monarchisten. — Wir fielen; — unsere Feinde wollten nicht nur strafen, sie wollten sich rächen. Wer fliehen konnte, floh. Ich entkam glücklich, obwohl man mich sogar über die Grenze bis Villafangs verfolgte. Die Vorsehung führte mich nach Besançon und in Ihr gastfreies Haus."

„Ich wollte Euch in Eurer Erzählung nicht unterbrechen", sagte Frau von M., als Claude geendet hatte, — „allein schon Euer Lieblingslied brachte mich auf die Vermuthung, Ihr dürftet vielleicht wohl ein Landsmann aus der französischen Schweiz sein. Es freut mich

nun um so mehr, meine Ahnung erfüllt zu sehen, da ich von Euch vernehme, daß Ihr ein Neuenburger seid; denn wißt, auch ich bin eine Angehörige jenes Landes. Aber wie heißt Euer Geburtsort? wo wohntet Ihr?" — „Ich bin in Boudry geboren", erwiederte Claude, „und wohnte früher bei meinem Vater zwischen Boudry und dem See, am Ufer der Reuse." — „Gott, Ihr seid also" —

Die Frage der Frau von M. wurde, auf eine für sie zwar angenehme, andern Leuten aber sehr zur Unzeit kommende Ueberraschung, unterbrochen, indem so eben zwei ihrer besten Jugenfreundinnen von Neuveville am Chasseral, mit der Post angekommen, sie wechselweise zum Erdrücken umarmten.

Ich übergehe diese und die nachfolgenden Szenen des Wiedersehens. Sie würden mich zu weit von der erwarteten Erklärung des Ausrufes: „Gott, Ihr seid also" — der allerdings auf eine alte Bekanntschaft schließen läßt, abführen und diese Geschichte ins Unendliche verlängern.

Kurz und gut! in dem mit unserm Claude fortgesetzten Verhöre kam heraus: daß er nicht so, sondern Wilhelm P* heiße und ein leiblicher Vetter der Frau von M. sei, den sie aber seit 12 Jahren nicht mehr, und damals bloß während den Ferien einige Tage bei einer Tante in B. gesehen hatte.

Unser junge Verbannte singt zwar noch sehr oft sein: O ma patrie! am schönen Ufer des Doubs, allein Emilie will bemerkt haben, es töne doch nicht mehr so traurig wie früher, und Wilhelm vergesse sich oft so sehr, daß er anstatt wie ehemals die Arme immer nach der blauen Ferne auszubreiten, dieselben manchesmal auch ihr entgegenstrecke.

Die Frauen in Burgdorf, oder Entstehung der Hühnersuppe.

Erstes Kapitel.

Wie der Schneidermeister Werni von Aarburg zu Burgdorf einen Korb holt und darüber in heftigen Zorn geräth.

Am Abend des ersten Pfingsttages 1399, zwischen 4 und 5 Uhr ritt eine wunderliche Gestalt durch jenes Thor der Stadt Burgdorf, von welchem aus die Heerstraße gen Winigen führt. Man hätte den Reiter, von dem hier die Rede ist, füglich für den leibhaften Tod selber in reicher, schlotternder Kleidung halten können, wenn die sichtbaren Körpertheile, nämlich der Schädel und die Hände, nicht mit gelber Haut überzogen und Nase und Kinn nicht im blühendsten Zustand gewesen wäre. Nummer Eins, die Nase nämlich hieng als ein ungeheurer Erker von der Stirn herunter, an welche sie durch zwei starke Augbraunen, gleich wie mit schwarzen Eisenklammern befestigt schien, unter denen zwei falsche Augen nach der Nasenspitze schielten, die ihrerseits, in erklecklicher Entfernung vom Gesichte, sich von diesem emanzipiren zu wollen schien, welchem Bestreben der eingefallene, schnappende Mund, so groß er war, sich vergeblich widersetzte. Nummer Zwei, nämlich das Kinn, war eigentlich nur ein großer wurstartiger Auswuchs, von welchem spärliche Haare, wie ein Ziegenbart, herunterflatterten. Das Thier, worauf der Knochenmann ritt, offenbar ein ehrsamer Ackergaul, suchte die ungewohnte Ehre,

Die Frauen in Burgdorf, oder Entstehung der Hühnersuppe.

Erstes Kapitel.

Wie der Schneidermeister Werni von Aarburg zu Burgdorf einen Korb holt und darüber in heftigen Zorn geräth.

Am Abend des ersten Pfingsttages 1399, zwischen 4 und 5 Uhr ritt eine wunderliche Gestalt durch jenes Thor der Stadt Burgdorf, von welchem aus die Heerstraße gen Winigen führt. Man hätte den Reiter, von dem hier die Rede ist, füglich für den leibhaften Tod selber in reicher, schlotternder Kleidung halten können, wenn die sichtbaren Körpertheile, nämlich der Schädel und die Hände, nicht mit gelber Haut überzogen und Nase und Kinn nicht im blühendsten Zustand gewesen wäre. Nummer Eins, die Nase nämlich hieng als ein ungeheurer Erker von der Stirn herunter, an welche sie durch zwei starke Augbraunen, gleich wie mit schwarzen Eisenklammern befestigt schien, unter denen zwei falsche Augen nach der Nasenspitze schielten, die ihrerseits, in erklecklicher Entfernung vom Gesichte, sich von diesem emanzipiren zu wollen schien, welchem Bestreben der eingefallene, schnappende Mund, so groß er war, sich vergeblich widersetzte. Nummer Zwei, nämlich das Kinn, war eigentlich nur ein großer wurstartiger Auswuchs, von welchem spärliche Haare, wie ein Ziegenbart, herunterflatterten. Das Thier, worauf der Knochenmann ritt, offenbar ein ehrsamer Ackergaul, suchte die ungewohnte Ehre,

Reitpferd zu ſein, durch einen gräßlich ſchwerfälligen Trott, der den Reiter fortwährend in die Höhe ſcheffelte, auf eine Herz und Nieren prüfende Art zu erkennen zu geben. Der Interimsregent des ſtattlichen Thieres ſelbſt war Niemand Anderes, als der weltberühmte Schneidermeiſter Werni von Marburg, welcher dato nicht nur auf Roß-, ſondern auch auf Freiersfüßen ging. Darum hatte er ſich in eine funkelnagelneue Kleidung geſteckt; darum prangte auf ſeinem kannenförmigen Kopfe ein rothes Sammetharet mit ſchneeweißen und kohlſchwarzen Federn, welche ihm die Naſe umfächelten; darum zierte ihn ein gelbſeidenes Wamms mit blauen Schlitzen, das feſtlich ſeine ſchmale Bruſt umfluderte; darum wickelten ſich rothe Hoſen um ſeine magern, erbarmungswürdigen Beine, und graue Filzſtiefel um ſeine ungebührlich langen Füße, welche Gottes freien Erdboden für Steigbügel anſahen; darum that ſein Geſicht Etwas, das in ſeiner Art ein ſelbſtgefälliges, behagliches Lächeln war, von vielen Leuten jedoch für ein lächerlich-tückiſches Grinſen gehalten wurde.

Der Beſuch des ſtattlichen Reiters galt Herrn Peter Ochſenbein, wohlbeſtelltem Rathsmann und Gaſtgeber zum Roß, oder eigentlich ſeiner Tochter Küngold, welche ehrengedachter Meiſter Werni als eheliches Gemahl heimzuführen gedachte. Zeugte ſchon der halsbrechende Ritt des würdigen Freiwerbers von ſeiner inbrünſtigen Minne, ſo bewies er dieſe noch handgreiflicher durch die eiſerne Ruhe, womit er den erderſchütternden Lärm der Burgdorfer Jugend traverſirte, die die ſeltſame Erſcheinung mit lautem Spott umtobte — und war es für einen rechtſchaffenen Schneider ſchon ein gewagtes Unternehmen, ſich zum erſten Male in ſeinem Leben einem ſo feurigen Roſſe anzuvertrauen, wie dasjenige war, auf welchem er eben ſeinen Einzug hielt, ſo ſchien es für einen ausgedörrten Sechsziger wohl noch viel gewagter, ein ſo raſches ſiebenzehnjähriges Ding zu freien, wie die Tochter des Roßwirthes und Rathsherrn Ochſenbein in der untern Stadt zu Burgdorf, die der geneigte Leſer ſogleich in Augenſchein nehmen kann.

wenn es ihm beliebt, den Meiſter Werni, nachdem er ſeine Roſinante vor der Hausthüre angebunden, in die Wirthsſtube zu begleiten, wo es eben recht luſtig hergeht.

Als der Schneider im Gefühl ſeines prächtigen Putzes und ſeines mit Zofinger Silbermünzen gefüllten Beutels gravitätiſch in die Gaſtſtube trat, wurde es unter den dort anweſenden zahlreichen Gäſten einen Augenblick mäuschenſtill. Alle betrachteten mit Erſtaunen das wandelnde, in bunte Lappen gekleidete Beinhaus und ſteckten, als Herr Ochſenbein dem Eingetretenen geſchmeidig entgegentrat und ihn als ſeinen verehrten Herrn Vetter bewillkommte, flüſternd und ziſchend die Köpfe zuſammen. Auf zwei Geſichtern war aber ſogleich eine ſonderliche Bewegung zu leſen. Das eine Geſicht gehörte niemand Anderem, als der Jungfrau Küngold, welche, hinter einem jungen Manne ſtehend, eben deſſen leeren Humpen vom Tiſche genommen hatte, um ihn wieder zu füllen. Die erſt noch purpurfarbigen Wangen waren plötzlich ſchneeweiß geworden; die erſt noch ſchelmiſch blitzenden ſchwarzen Augen ſtarrten verglaſt nach der Schneidergeſtalt, und vom „Ah! —“ einer unwillkommenen Ueberraſchung war ihr kußliches Mündlein noch offen geblieben. Das andere Geſicht gehörte vorbeſagtem jungen Manne, der, nachdem er den Meiſter Werni eine Sekunde gemuſtert hatte, den blondlockigen Kopf nach Küngold umwandte und ſie mit den großen ehrlichen blauen Augen recht dringlich anſchaute, als ob er fragen wollte: „Iſt er's?“ Der wehmüthig-zornige Blick, den er bald darauf zur Antwort erhielt, mochte geradezu ſagen: „Er iſt's!“ denn eine wilde Flammenröthe ergoß ſich über das kräftige jugendliche Antlitz des Jünglings, ſeine Augen funkelten, und die Hand auf dem Tiſche ballte ſich krampfhaft zur Fauſt.

Allein der lange wunderliche Gaſt beachtete dieſes verhängnißvolle Mienen- und Geberdenſpiel nicht im Mindeſten, ſondern ſchritt, nachdem der dicke Roßwirth ihn benachrichtigt hatte, daß die Maid mit der leeren Kanne ſeine einzige eheleibliche Tochter Küngold ſei, mit

zahlreichen Verbeugungen auf das todtbleiche Mädchen zu und pflanzte sich mit seinen krummen Beinen wie ein lateinisches X vor sie hin, versichernd, dieser Tag sei einstweilen der glücklichste seines Lebens. Auf dieses „einstweilen" legte er einen näselnden Nachdruck, wovor Küngold zusammenschauderte und der vorerwähnte junge Gast den rechten Fuß fast am Stuhlbein verkrümmte. Ohne ein Wort zu erwiedern, eilte die Jungfrau fort und der alte Freiwerber fuhr erst aus seiner Verblüffung, als ein schmetterndes unauslöschliches Gelächter aller anwesenden Zecher die Schlösser der Sitte und die Riegel des Erstaunens endlich siegend durchbrochen hatte.

Meister Werni lugte mit den falschen schielenden Augen etwas verdrießlich in der Stube herum und vermerkte endlich, indem er mit zitternder Hand an den zwölf Barthaaren melkte und dabei zu lächeln suchte, gegen Vetter Ochsenbein: „Ihr Burgdorfer, Groß und Klein, seid ein absonderlich aufgeräumtes Völklein, hm! hm! wie ich schon in den zwei Minuten meines Hierseins zur Genüge erfahren habe, hm! hm! Ihr kennt hierorts ganz genau die Pflichten der Gastfreundschaft, hm! hm! und übt sie auf eine wunderliche Weise hm! hm! . . . . ."

Herr Ochsenbein braute noch an einer entschuldigenden Antwort, als der junge Mienen- und Zeichenrechner hastig vom Stuhle aufschoß und dem Schneider zurief: „Steckt euern Tadel ein, Herr Leichenhahn, oder was ihr sonst sein möget, hm! hm! Oder ich breche euch eure klappernden Knochen vollends entzwei, hm! hm! Die Burgdorfer üben die Gastfreundschaft gerne, aber nur an vernünftigen, menschlich gestalteten Kreaturen, nicht an Wechselbälgen und Vogelscheuchen, hm! hm! an denen sich, wie zum Exempel an euch, hm! hm! die schwangern Frauen versehen möchten und wodurch die ehrlichste Stadt im obern Ergäu um ihre an Leib und Seel gesunde und wohlerworbene Nachkommenschaft kommen könnte — hm! hm!"

Nun erst brach das rechte Wetter los, es hatte sich durch des

jungen Mannes Rede allgemein in die Hagelschauer des bittersten und entschiedensten Spottes verwandelt und der verlegene Wirth und Rathsherr wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seinen Gast und künftigen Eidam mit möglichster Geschwindigkeit aus den Augen der Lacher in ein Nebenzimmer bugsirte, wohin noch lange das höhnende hm! hm! hinüberklang.

Meister Werni warf sich mit unverkennbarem Unmuth in den ledernen Großvaterstuhl; die letzten Trümmer seiner Zähne klapperten vor Schreck und Verdruß zusammen, und sein Gesicht war bis an die äußerste Nasenspitze blau angelaufen. „Hätt' ich das gewußt, Vetter," schnarrte er wild, „ich wäre hübsch daheim bei meinen Gesellen geblieben, die mich respektiren, und bei meinen Mitbürgern, die mich vergöttern — hm! hüt!"

„Das hättest du thun können, Meister Werni," entgegnete leise Herr Ochsenbein, indem er hochmüthig die Arme in die Speckseiten stemmte und die Augbrauen zusammenzog. „Dann aber hättest du meine Tochter nie bekommen. Merke dir: erst wenn ich hier den Schultheißenstuhl besteige, besteigst du das Ehebett. Schultheiß werd ich aber erst, wenn die Oesterreicher unserer Stadt Meister sind; Meister werden sie nur, wenn sie des Ortes Gelegenheit durch dich kennen; diese kannst du, zu ihren Handen, nur kennen lernen, indem ich sie dir zeige, und um sie dir zeigen zu können, war es nöthig, daß du hieher kamst. Verstanden?"

„Vollkommen, hm! hm!" näselte der Aarburger; „ich bewundre deine Weisheit, Vetter, die so gründlich, wie mein Lehrbube, Einen Faden aus dem Andern herauszuhaspeln versteht. Indessen denk ich, der Schneidermeister Werni wäre auch ohne österreichischer — Gesandter zu sein (Spion ist ein schlechtes Wort hm! hm!) mit seiner wohlgespickten Truhe ein genehmer Freiwerber gewesen hm, hm! — wenn nicht für die Tochter, doch mindestens für den Vater, der, wie ich wohl recht weiß, das Geld achtet, auch wenn es eine Schneidernadel

lern, gastfrei aufgenommen, das seltene Glück der Genügsamkeit kennen lernte, schmolz nach und nach die letzte Eisdrusse meines Herzens, — ich betweinte den Opfertod meiner Eltern, die Zerrissenheit meines Vaterlandes und entwarf einen Plan für die Zukunft. — Ich mache Euch diese Mittheilung von meinen frühern Verhältnissen, Claude, weil ich euch denselben würdig halte und gleichzeitig darthun möchte, daß ich, selbst aus der Schule des Mißgeschickes hervorgegangen, Euch vielleicht helfen, wenigstens rathen könne."

Nichts ist so sehr geeignet, uns bei unserm Mitmenschen die innerste Pforte seiner Seele aufzuschließen, als eine vertrauliche Eröffnung, die mit der Stimmung seines Innern harmonirt. Auch Claude vermochte diesem Andrange nicht zu widerstehen; seine Augen füllten sich mit Thränen, sein ganzes Wesen verrieth einen heftigen Kampf. „Sie sollen Alles wissen, bester Herr von M.! Sie sollen mich, den Sie unbekannt in Ihren Dienst aufgenommen haben, ganz kennen lernen. Ich will Ihre Güte wenigstens mit vollem Vertrauen erwiedern. Meine Geschichte ist kurz. Mein Vater ist ein wohlhabender Gutsbesitzer im Lande Neuenburg in der Schweiz." Emma machte ein Zeichen der Verwunderung, jedoch unbemerkt, um Claude in seiner Erzählung nicht zu unterbrechen. „Nachdem ich mich wegen einer wichtigen Familienangelegenheit mehrere Jahre im Süden Italiens aufgehalten hatte, kehrte ich endlich nach dem glücklichsten Erfolge in den Schooß der Meinigen zurück. Manches hatte sich seit meiner Abwesenheit im Vaterlande umgestaltet, Manches schien sich noch in Folge der Ereignisse entwickeln zu wollen. Selbst in unserm Zwitterstaat Neuenburg offenbarte sich ein Geist, der wahrscheinlich schon vor den französischen Julitagen bestand, aber nicht so frei aufzutreten gewagt hätte. Gegenüber dem Adel oder der Hofpartei hatten sich republikanische Vereine gebildet, die, wenn auch einzelne heterogene Substanzen in sich enthaltend, doch nur einen Hauptzweck: Lossagung vom monarchischen Princip und innigere Verbindung mit unsern Eid-

und Bundgenossen der übrigen Schweiz, anstrebten. Ich darf kühn behaupten, daß kein einziges Mitglied dieser Vereine aus Haß oder Abneigung gegen die Person des Fürsten von Neuenburg handelte, denn er erwies unserm Lande manche Wohlthat und würde bei uns vor Jedem den Vorzug genießen, wenn wir uns je entschließen könnten, einen andern Oberherrn anzuerkennen als das uns selbst gegebene Gesetz.

Was die republikanische Partei in ihrer Mehrheit that, geschah aus voller Ueberzeugung, nur für das heilige, in der Natur der Dinge selbst liegende Recht zu kämpfen. Es drängte sie unwiderstehlich, dem unseligen, in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, im weitern und engern Sinne des Wortes, oft so hemmend entgegentretenden politischen Doppelzustande ein Ende zu machen, und sich frei und entfesselt von fremden Banden, den geist- und blutsverwandten Eidgenossen anzuschließen. Ich gehörte, bald mit Leib und Seele zu den eifrigsten Patrioten. Die Geschichte unsers Kampfes und Unterganges ist Ihnen, Herr von M., gewiß zur Genüge bekannt. Der Ursachen des letztern sind mancherlei. Der Fürst hätte vielleicht selbst zur Umgestaltung unserer Verhältnisse Hand geboten, denn unser Land ist ja für ihn bloß eine ferne Kolonie, die ihm keinen Nutzen bringt, und zu welcher er weder Kanal noch Straße hat, allein eine gutgemeinte Dazwischenkunft entriß uns die erworbenen Vortheile zu Gunsten der Monarchisten. — Wir fielen; — unsere Feinde wollten nicht nur strafen, sie wollten sich rächen. Wer fliehen konnte, floh. Ich entkam glücklich, obwohl man mich sogar über die Grenze bis Villafangs verfolgte. Die Vorsehung führte mich nach Besançon und in Ihr gastfreies Haus."

„Ich wollte Euch in Eurer Erzählung nicht unterbrechen", sagte Frau von M., als Claude geendet hatte, — „allein schon Euer Lieblingslied brachte mich auf die Vermuthung, Ihr dürftet vielleicht wohl ein Landsmann aus der französischen Schweiz sein. Es freut mich

nun um so mehr, meine Ahnung erfüllt zu sehen, da ich von Euch vernehme, daß Ihr ein Neuenburger seid; denn wißt, auch ich bin eine Angehörige jenes Landes. Aber wie heißt Euer Geburtsort? wo wohntet Ihr?" — „Ich bin in Boudry geboren", erwiederte Claude, „und wohnte früher bei meinem Vater zwischen Boudry und dem See, am Ufer der Reuse." — „Gott, Ihr seid also" —

Die Frage der Frau von M. wurde, auf eine für sie zwar angenehme, andern Leuten aber sehr zur Unzeit kommende Ueberraschung, unterbrochen, indem so eben zwei ihrer besten Jugenfreundinnen von Neuveville am Chasseral, mit der Post angekommen, sie wechselweise zum Erdrücken umarmten.

Ich übergehe diese und die nachfolgenden Szenen des Wiedersehens. Sie würden mich zu weit von der erwarteten Erklärung des Ausrufes: „Gott, Ihr seid also" — der allerdings auf eine alte Bekanntschaft schließen läßt, abführen und diese Geschichte ins Unendliche verlängern.

Kurz und gut! in dem mit unserm Claude fortgesetzten Verhöre kam heraus: daß er nicht so, sondern Wilhelm P* heiße und ein leiblicher Vetter der Frau von M. sei, den sie aber seit 12 Jahren nicht mehr, und damals bloß während den Ferien einige Tage bei einer Tante in V. gesehen hatte.

Unser junge Verbannte singt zwar noch sehr oft sein: O ma patrie! am schönen Ufer des Doubs, allein Emilie will bemerkt haben, es töne doch nicht mehr so traurig wie früher, und Wilhelm vergesse sich oft so sehr, daß er anstatt wie ehemals die Arme immer nach der blauen Ferne auszubreiten, dieselben manchesmal auch ihr entgegenstrecke.

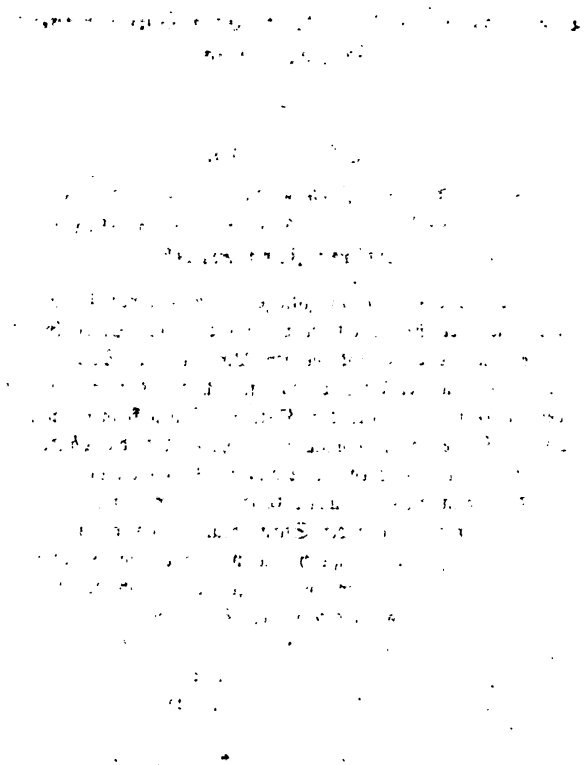
das Pergament zu ſehen, worauf der Lohn ſeines Verraths nach der Verſicherung Meiſter Werni's mit bunten, reich verzierten Buchſtaben, zu leſen ſein ſollte. Unverzüglich machte ſich der Ueberbringer des Aktenſtücks an die Oeffnung ſeines daliegenden Mantelſacks und zog nach langem Suchen eine in Leinwand gewickelte Rolle hervor, die er dem ungeduldig Harrenden mit dem Vermerken überreichte, er möge ſich im Durchleſen ſputen, ſintemal der Schlaf jetzt ſeine Schneiderſeele übermanne, nachdem dies der vielfachen Gefahr nicht gelungen ſei, welche ihm den heutigen Tag zum merkwürdigſten ſeines Lebens mache.

Mit zitternder Hand wickelte der eitle Gaſtgeber die Rolle auf. Von bunten, reichverzierten Buchſtaben ſah er Nichts, wohl aber ſtand mit zierlicher Mönchsſchrift auf dem Pergament geſchrieben:

„— — Du tuoſt als diu kint,
die da gähes muotes ſint:
Swaz den kumet in den muot,
ez ſi übel oder guot,
darzuo iſt in alles gach,
und geriuwet ſi ſere dar nach.“ [1]

Wie verſteinert ſtarrte der Leſer bald den verhängnißvollen Spruch, bald den Schneider an, der gähnend und ſcheinbar unbefangen ſeine tückiſchen Blicke erhoben hatte, um die freudige Wirkung in Augenſchein zu nehmen, welche die vermeintliche Urkunde bei dem Rathsmann hervorbrächte. Wie erſtaunte er aber, als Herr Ochſenbein ihm das Pergament ſichtbar erſchüttert und mit den Worten zurückgab: Vetter, du haſt dich vergriffen. Was hier geſchrieben ſteht, kömmt mir vor,

1 Stelle aus dem „armen Heinrich“ von Hartmann von Aue, Minneſänger des dreizehnten Jahrhunderts.



Die Frauen in Burgdorf, oder Entstehung der Hühnersuppe.

Erstes Kapitel.

Wie der Schneidermeister Werni von Aarburg zu Burgdorf einen Korb holt und darüber in heftigen Zorn geräth.

Am Abend des ersten Pfingsttages 1399, zwischen 4 und 5 Uhr ritt eine wunderliche Gestalt durch jenes Thor der Stadt Burgdorf, von welchem aus die Heerstraße gen Winigen führt. Man hätte den Reiter, von dem hier die Rede ist, füglich für den leibhaften Tod selber in reicher, schlotternder Kleidung halten können, wenn die sichtbaren Körpertheile, nämlich der Schädel und die Hände, nicht mit gelber Haut überzogen und Nase und Kinn nicht im blühendsten Zustand gewesen wäre. Nummer Eins, die Nase nämlich hieng als ein ungeheurer Erker von der Stirn herunter, an welche sie durch zwei starke Augbraunen, gleich wie mit schwarzen Eisenklammern befestigt schien, unter denen zwei falsche Augen nach der Nasenspitze schielten, die ihrerseits, in erklecklicher Entfernung vom Gesichte, sich von diesem emanzipiren zu wollen schien, welchem Bestreben der eingefallene, schnappende Mund, so groß er war, sich vergeblich widersetzte. Nummer Zwei, nämlich das Kinn, war eigentlich nur ein großer wurstartiger Auswuchs, von welchem spärliche Haare, wie ein Ziegenbart, herunterflatterten. Das Thier, worauf der Knochenmann ritt, offenbar ein ehrsamer Ackergaul, suchte die ungewohnte Ehre,

Reitpferd zu ſein, durch einen gräßlich ſchwerfälligen Trott, der den Reiter fortwährend in die Höhe ſcheffelte, auf eine Herz und Nieren prüfende Art zu erkennen zu geben. Der Interimsregent des ſtattlichen Thieres ſelbſt war Niemand Anderes, als der weltberühmte Schneidermeiſter Werni von Aarburg, welcher bato nicht nur auf Roß-, ſondern auch auf Freiersfüßen ging. Darum hatte er ſich in eine funkelnagelneue Kleidung geſteckt; darum prangte auf ſeinem kannenförmigen Kopfe ein rothes Sammethütet mit ſchneeweißen und kohlſchwarzen Federn, welche ihm die Naſe umfächelten; darum zierte ihn ein gelbſeidenes Wamms mit blauen Schlitzen, das feſtlich ſeine ſchmale Bruſt umfluderte; darum wickelten ſich rothe Hoſen um ſeine magern, erbarmungswürdigen Beine, und graue Filzſtiefel um ſeine ungebührlich langen Füße, welche Gottes freien Erdboden für Steigbügel anſahen; darum that ſein Geſicht Etwas, das in ſeiner Art ein ſelbſtgefälliges, behagliches Lächeln war, von vielen Leuten jedoch für ein lächerlich-tückiſches Grinſen gehalten wurde.

Der Beſuch des ſtattlichen Reiters galt Herrn Pater Ochſenbein, wohlbeſtelltem Rathsmann und Gaſtgeber zum Roß, oder eigentlich ſeiner Tochter Küngold, welche ehrengedachter Meiſter Werni als eheliches Gemahl heimzuführen gedachte. Zeugte ſchon der halsbrechende Ritt des würdigen Freiwerbers von ſeiner inbrünſtigen Minne, ſo bewies er dieſe noch handgreiflicher durch die eiſerne Ruhe, womit er den erderſchütternden Lärm der Burgdorfer Jugend traverſirte, die die ſeltſame Erſcheinung mit lautem Spott umtobte — und war es für einen rechtſchaffenen Schneider ſchon ein gewagtes Unternehmen, ſich zum erſten Male in ſeinem Leben einem ſo feurigen Roſſe anzuvertrauen, wie dasjenige war, auf welchem er eben ſeinen Einzug hielt, ſo ſchien es für einen ausgedörrten Sechsziger wohl noch viel gewagter, ein ſo raſches ſiebenzehnjähriges Ding zu freien, wie die Tochter des Roßwirthes und Rathsherrn Ochſenbein in der untern Stadt zu Burgdorf, die der geneigte Leſer ſogleich in Augenſchein nehmen kann.

wenn es ihm beliebt, den Meiſter Werni, nachdem er ſeine Roſinante vor der Hausthüre angebunden, in die Wirthsſtube zu begleiten, wo es eben recht luſtig hergeht.

Als der Schneider im Gefühl ſeines prächtigen Putzes und ſeines mit Zofinger Silbermünzen gefüllten Beutels gravitätiſch in die Gaſtſtube trat, wurde es unter den dort anweſenden zahlreichen Gäſten einen Augenblick mäuschenſtill. Alle betrachteten mit Erſtaunen das wandelnde, in bunte Lappen gekleidete Beinhaus und ſteckten, als Herr Ochſenbein dem Eingetretenen geſchmeidig entgegentrat und ihn als ſeinen verehrten Herrn Vetter bewillkommte, flüſternd und ziſchend die Köpfe zuſammen. Auf zwei Geſichtern war aber ſogleich eine ſonderliche Bewegung zu leſen. Das eine Geſicht gehörte niemand Anderem, als der Jungfrau Küngold, welche, hinter einem jungen Manne ſtehend, eben deſſen leeren Humpen vom Tiſche genommen hatte, um ihn wieder zu füllen. Die erſt noch purpurfarbigen Wangen waren plötzlich ſchneeweiß geworden; die erſt noch ſchelmiſch blitzenden ſchwarzen Augen ſtarrten verglaſt nach der Schneidergeſtalt, und vom „Ah! —“ einer unwillkommenen Ueberraſchung war ihr kußliches Mündlein noch offen geblieben. Das andere Geſicht gehörte vorbeſagtem jungen Manne, der, nachdem er den Meiſter Werni eine Sekunde gemuſtert hatte, den blondlockigen Kopf nach Küngold umwandte und ſie mit den großen ehrlichen blauen Augen recht dringlich anſchaute, als ob er fragen wollte: „Iſt er's?“ Der wehmüthigzornige Blick, den er bald darauf zur Antwort erhielt, mochte geradezu ſagen: „Er iſt's!“ denn eine wilde Flammenröthe ergoß ſich über das kräftige jugendliche Antlitz des Jünglings, ſeine Augen funkelten, und die Hand auf dem Tiſche ballte ſich krampfhaft zur Fauſt.

Allein der lange wunderliche Gaſt beachtete dieſes verhängnißvolle Mienen- und Geberdenſpiel nicht im Mindeſten, ſondern ſchritt, nachdem der dicke Roßwirth ihn benachrichtigt hatte, daß die Maid mit der leeren Kanne ſeine einzige eheleibliche Tochter Küngold ſei, mit

zahlreichen Verbeugungen auf das todtbleiche Mädchen zu und pflanzte ſich mit ſeinen krummen Beinen wie ein lateiniſches X vor ſie hin, verſichernd, dieſer Tag ſei einſtweilen der glücklichſte ſeines Lebens. Auf dieſes „einſtweilen“ legte er einen näſelnden Nachdruck, wovor Küngold zuſammenſchauderte und der vorerwähnte junge Gaſt den rechten Fuß faſt am Stuhlbein verkrümmte. Ohne ein Wort zu erwiedern, eilte die Jungfrau fort und der alte Freiwerber fuhr erſt aus ſeiner Verblüffung, als ein ſchmetterndes unauslöſchliches Gelächter aller anweſenden Zecher die Schlöſſer der Sitte und die Riegel des Erſtaunens endlich ſiegend durchbrochen hatte.

Meiſter Werni lugte mit den falſchen ſchielenden Augen etwas verdrießlich in der Stube herum und vermerkte endlich, indem er mit zitternder Hand an den zwölf Barthaaren melkte und dabei zu lächeln ſuchte, gegen Vetter Ochſenbein: „Ihr Burgdorfer, Groß und Klein, ſeid ein abſonderlich aufgeräumtes Völklein, hm! hm! wie ich ſchon in den zwei Minuten meines Hierſeins zur Genüge erfahren habe, hm! hm! Ihr kennt hierorts ganz genau die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, hm! hm! und übt ſie auf eine wunderliche Weiſe hm! hm! . . . .“

Herr Ochſenbein braute noch an einer entſchuldigenden Antwort, als der junge Mienen- und Zeichenredner haſtig vom Stuhle aufſchoß und dem Schneider zurief: „Steckt euern Tadel ein, Herr Leichenhahn, oder was ihr ſonſt ſein möget, hm! hm! Oder ich breche euch eure klappernden Knochen vollends entzwei, hm! hm! Die Burgdorfer üben die Gaſtfreundſchaft gerne, aber nur an vernünftigen, menſchlich geſtalteten Kreaturen, nicht an Wechſelbälgen und Vogelſcheuchen, hm! hm! an denen ſich, wie zum Exempel an euch, hm! hm! die ſchwangern Frauen verſehen möchten und wodurch die ehrlichſte Stadt im obern Ergäu um ihre an Leib und Seel geſunde und wohlerworbene Nachkommenſchaft kommen könnte — hm! hm!“

Nun erſt brach das rechte Wetter los, es hatte ſich durch des

jungen Mannes Rede allgemein in die Hagelschauer des bittersten und entschiedensten Spottes verwandelt und der verlegene Wirth und Rathsherr wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seinen Gast und künftigen Eidam mit möglichster Geschwindigkeit aus den Augen der Lacher in ein Nebenzimmer bugsirte, wohin noch lange das höhnende hm! hm! hinüberklang.

Meister Werni warf sich mit unverkennbarem Unmuth in den ledernen Großvaterstuhl; die letzten Trümmer seiner Zähne klapperten vor Schreck und Verdruß zusammen, und sein Gesicht war bis an die äußerste Nasenspitze blau angelaufen. „Hätt' ich das gewußt, Vetter," schnarrte er wild, „ich wäre hübsch daheim bei meinen Gesellen geblieben, die mich respektiren, und bei meinen Mitbürgern, die mich vergöttern — hm! hm!"

„Das hättest du thun können, Meister Werni," entgegnete leise Herr Ochsenbein, indem er hochmüthig die Arme in die Speckseiten stemmte und die Augbraunen zusammenzog. „Dann aber hättest du meine Tochter nie bekommen. Merke dir: erst wenn ich hier den Schultheißenstuhl besteige, besteigst du das Ehebett. Schultheiß werd ich aber erst, wenn die Oesterreicher unserer Stadt Meister sind; Meister werden sie nur, wenn sie des Ortes Gelegenheit durch dich kennen; diese kannst du, zu ihren Handen, nur kennen lernen, indem ich sie dir zeige, und um sie dir zeigen zu können, war es nöthig, daß du hieher kamst. Verstanden?"

„Vollkommen, hm! hm!" naselte der Aarburger; „ich bewundre deine Weisheit, Vetter, die so gründlich, wie mein Lehrbube, Einen Faden aus dem Andern herauszuhaspeln versteht. Indessen denk' ich, der Schneidermeister Werni wäre auch ohne österreichischer — Gesandter zu sein (Spion ist ein schlechtes Wort hm! hm!) mit seiner wohlgespickten Truhe ein genehmer Freiwerber gewesen hm, hm! — wenn nicht für die Tochter, doch mindestens für den Vater, der, wie ich wohl recht weiß, das Geld achtet, auch wenn es eine Schneidernadel

die Eidsgenoſſenſchaft entbrannt iſt und wo Herzog Albrecht, nachdem er mit dem Schwert nicht hat ſiegen können, es mit Liſt und Beſtechung verſucht. Burgdorf ſollte jetzt ein Kyburgiſches Erbleben unter öſterreichiſcher Oberherrſchaft werden; ſo war es im Rathe Albrechts und Eberhards, aber ganz anders war es im Rathe des Himmels beſchloſſen.

Die Rüſtungen der Oeſterreicher im Unteraargäu wurden ſehr geheim betrieben: ſo daß wir hier von der Gefahr erſt Kunde erhielten, als ſie im Dunkel der Nacht faſt bis nach meinem Stammhofe Bickingen vorgerückt waren, wo ein Knecht die daher ſchleichenden Söldner gewahrte, deren einige eben einen Hühnerſtall leerten, deſſen heftig gackernde Einwohnerſchaft ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Schnell wurden die Thore geſchloſſen, die Sturmglocken geläutet. Alles in der Stadt, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, griff zu den Waffen. Ein edler Kampfes- und Todesmuth hatte Alle ergriffen. Unſer greiſe Schultheiß, Johannes Pfiſter von Bern, ſchritt mit dem breiten Schlachtſchwerte, das ſchon im Jahr 1335 den herrlichen Sieg bei Laupen über den hochmüthigen Adel miterringen half, ermunternd und ordnend durch unſere Reihen. Die Mauern, durch unzählige Laternen erleuchtet, boten ein höchſt belebtes Schauſpiel dar; von ihnen herunter ſah man die zahlreichen Feinde den Stadtkranz dunkel umſchleichen, gleich ſchlauen Füchſen einen wohlverwahrten Hühnerſtall. Es war drei Uhr des Morgens, den 26. Heumonds. Auf der nördlichen Seite der Stadt, welche durch Mauern am ſchwächſten bewehrt iſt, ſammelten ſich die Buſchklepper und begannen den Hügel gegen die Stadtkapelle, ſeitwärts vom Barfüßerkloſter, hinaufzuklimmen. Es war, als ob der Wald, von dem Beatenkirchlein her, ſie zu Hunderten ausſpeie. Unter leiſem Geſurr und Geklirr kamen ſie immer näher. Als ſie kaum noch auf halbe Bogenſchußweite von uns waren (ich befand mich gerade an jener Stelle), gab Cunrad von Rütſchelen, der Stadt Venner, welcher hier befehligte, das Zeichen

zur Abwehr. Und nun rollten eine Menge zusammengetragener Steine, Kessel und Töpfe voll siedenden Oels und Wassers — und unverweilt stürzten dann wir, einem brausenden Wetter vergleichbar, aus unserm Verstecke und den Abhang hinunter, in die gebrochenen und erschrockenen Reihen; fürraus die herzhaften Frauen von Burgdorf, bewaffnet mit Knitteln, Kärsten, rostigen Spießen und Schwertern, wie sie eben der Augenblick reichte; Waffen, welche, wie mancher Feindesleichnam zeugte, auf furchtbare Weise gehandhabt wurden. Die feigen Schufte, die uns unvorbereitet zu überfallen und zu bewältigen gemeint hatten, stießen ein Geheul des Entsetzens aus. Es war das Zeichen zu allgemeiner und schimpflicher Flucht gegen die Grafenscheuern und Bickingen. Hier aber erwartete sie erst ihr schlimmstes Geschick; denn bereits hatte der wackere Schultheiß Pfister, vom Winigerthor her, einen Ausfall gemacht und ihnen bei Bickingen den Weg abgeschnitten.

Inzwischen war der schönste Julitag angebrochen. Im Strahl der aufgehenden Sonne konnten wir unsere Feinde genau unterscheiden. Sie waren von dem mir gar wohl bekannten Ritter von Rüßeck, Stadthauptmann zu Zofingen und Herrn zu Wottenstein, angeführt, einem edeln Kriegsmann, der sich zu so hinterlistigem Angriff nicht hätte sollen gebrauchen lassen. Es schien auch, als ob der alte Muth, den er bei Sempach und anderwärts bewiesen, gänzlich von ihm gewichen sei. Wie unsinnig sprengte er auf seinem rothen Streitroß hin und wieder und schrie, das Antlitz auf den silbernen Brusthamisch bergend, seinem flüchtigen Volk allerlei verkehrte Befehle zu. Fast wäre er auch von Frau Ursula Kupferschmid, des Bürgers und Rathmanns von hier, mit einer Hellbarde umgebracht worden. Schon hatte sie zum Schlage ausgeholt und hätte ihn unfehlbar getroffen, wenn nicht, zum Glück für ihn, das schwere Mordinstrument sie so bedenklich hinten übergezogen hätte, daß sie es, um nicht selbst unglücklich zu werden, mußte fahren lassen. So entkam er. Schlimmer

erging es dem Junker von Säfenwyl. Elsebeth Dysli, Tochter des Wildmannwirths, hielt ihm, wie er in vollem Rennen um den Waldsaum herumkam, gen Winigen zu fliehen, mit so tapferer Hand eine Ofengabel entgegen, daß er sich daran spießte, unter jammervollem Geschrei vom Rosse sank und seinen hochmüthigen Geist aufgab. Ich könnte euch noch eine Unzahl Heldenthaten erzählen, die unsere braven Frauen an jenem Morgen verübten; könnte euch erzählen von Rebekka Surer, des Zeugschmieds Frau, welche mit einem Hackmesser, das an langer Stange befestigt war, einem Reisigen von Köllikon seine Bogennase rein vom Kopfe wegschlug; von Jungfer Regula Stampf, der Schneiderin, welche dem Trompeter der feindlichen Heerschaar, mittelst eines eichenen Knittels, die Trompete so kräftig ins Maul schlug, daß das Mundstück hinten beim Halswirbel wieder zum Vorschein kam; von Petronella Schwaßmann, des Schärers Frau, welche, trotz ihres hohen Alters, mit einem alten zweihändigen Schlachtschwerte des Junkers von Rütschelen, bei dessen Frau sie in selber Nacht gerade Hebammendienste verrichtet hatte, so tapfer drein schlug, daß ihr darüber selber Hören und Sehen verging; von Perpetua Stüßelinger, Köchin des hochwürdigen Kaplans Füchsli, welche einen mit den Feinden ziehenden Franziskanermönch von Zofingen von freier Hand zu Boden warf und ihm mit dem Strick, den er um den Leib trug, die Hände auf dem Rücken zusammenschnürte — kurz, ich könnte euch von Großthaten unserer Frauen erzählen bis am Morgen und würde doch nicht fertig; sie stehen in den väterlichen Herzen unserer Regenten aufgeschrieben, die auch, wie ihr nachher vernehmen werdet, weise Anstalten getroffen haben, daß das dankbare und ehrenvolle Gedächtniß dieser weiblichen Tapferkeit und Vaterlandsliebe bei der spätesten Nachwelt nicht erlösche.

Das Gefecht bei Bickingen war eine Zeitlang von unserer Seite nichts als ein Schlachten, eine bloße Metzelei. Die erschrockenen Soldbuben, im Gefühl umzingelt zu sein, ließen sich in stumpfer Ver-

zweifluug spießen, wie Salmen, und todtschlagen, wie Rinder. Endlich gelang es dem Freiherr von Wildegk, kenntlich am riesigen Wuchs, glänzendem Harnisch und den wehenden Pfauenfedern, die zerstreuten Uebergebliebenen zu sammeln und sich mit ihnen da durchzuschlagen, wo unsere Reihen am dünnsten waren. Bei der Gelegenheit verlor Miriam Schaber, des Kleinweibels sechszehnjährige Tochter, welche dem vorübereilenden Standartenträger das Fähnlein entreißen wollte, durch einen Stich das junge Leben.

Auch die Männer von Burgdorf zeichneten sich durch absonderliche Tapferkeit aus, und ich darf, ohne Ruhm zu melden, auch meiner eigenen Wenigkeit etwas Erwähnung thun. Die Armwunde, um deren willen ich jetzt noch den Arm in der Schlinge trage, ist mir auch nicht im Schlaf geworden. Dank aber vor Allen dem ehrwürdigen, muthig-besonnenen Schultheißen Junker Pfister; dem schlachtkundigen Junker Konrad von Rütschelen und dem jungen leumuthigen Peter am Graben! Ihren Anordnungen und ihren belebenden, kräftigenden Beispielen ist der Sieg von Bickingen entsprungen.

Als wir die Menge der todten Feinde (es mochten ihrer gegen Zweihundert sein) auf dem Schlachtfeld bestattet und die acht Leichname der Unsrigen auf Wagen geladen hatten, um sie der geweihten Erde des Gottesackers zu übergeben, — zogen wir mit Beute belastet und triumphirend heim in die befreite Stadt. In unserer Mitte gingen fünfundzwanzig Gefangene, worunter auch ein Junker von Scheunkenberg, der wehmüthig hinter seinem prächtigen Rappen herschritt, auf dem Melcher Saxon saß, der Stadt Seckelmeister, welcher den Flüchtigen im Weiherwalde, wo er sich versteckt hielt, gefangen genommen. Petronella Schaber führte ihren dicken, seufzenden Franziskaner an einem Ende des Ordensstricks, der seine frommen Hände auf dem breiten Rücken zusammenhielt. So zogen wir unter dem Freudenjauchzen der Einwohnerschaft und der Umwohner, die von allen Seiten zusammenströmten, in die Stadt ein.

erging es dem Junker von Säfenwyl. Elſebeth Dysli, Tochter des Wildmannwirths, hielt ihm, wie er in vollem Rennen um den Waldſaum herumkam, gen Winigen zu fliehen, mit ſo tapferer Hand eine Ofengabel entgegen, daß er ſich daran ſpießte, unter jammervollem Geſchrei vom Roſſe ſank und ſeinen hochmüthigen Geiſt aufgab. Ich könnte euch noch eine Unzahl Heldenthaten erzählen, die unſere braven Frauen an jenem Morgen verübten; könnte euch erzählen von Rebekka Surer, des Zeugſchmieds Frau, welche mit einem Hackmeſſer, das an langer Stange befeſtigt war, einem Reiſigen von Köllikon ſeine Bogennaſe rein vom Kopfe wegſchlug; von Jungfer Regula Stampf, der Schneiderin, welche dem Trompeter der feindlichen Heerſchaar, mittelſt eines eichenen Knittels, die Trompete ſo kräftig ins Maul ſchlug, daß das Mundſtück hinten beim Halswirbel wieder zum Vorſchein kam; von Petronella Schwatzmann, des Schärers Frau, welche, trotz ihres hohen Alters, mit einem alten zweihändigen Schlachtſchwerte des Junkers von Rütſchelen, bei deſſen Frau ſie in ſelber Nacht gerade Hebammendienſte verrichtet hatte, ſo tapfer drein ſchlug, daß ihr darüber ſelber Hören und Sehen verging; von Perpetua Stüßelinger, Köchin des hochwürdigen Kaplans Füchsli, welche einen mit den Feinden ziehenden Franziskanermönch von Zofingen von freier Hand zu Boden warf und ihm mit dem Strick, den er um den Leib trug, die Hände auf dem Rücken zuſammenſchnürte — kurz, ich könnte euch von Großthaten unſerer Frauen erzählen bis am Morgen und würde doch nicht fertig; ſie ſtehen in den väterlichen Herzen unſerer Regenten aufgeſchrieben, die auch, wie ihr nachher vernehmen werdet, weiſe Anſtalten getroffen haben, daß das dankbare und ehrenvolle Gedächtniß dieſer weiblichen Tapferkeit und Vaterlandsliebe bei der ſpäteſten Nachwelt nicht erlöſche.

Das Gefecht bei Bickingen war eine Zeitlang von unſerer Seite nichts als ein Schlachten, eine bloße Metzelei. Die erſchrockenen Soldbuben, im Gefühl umzingelt zu ſein, ließen ſich in ſtumpfer Ver-

zweiflung fließen, wie Salmen, und todtschlagen, wie Rinder. Endlich gelang es dem Freiherr von Wildegk, kenntlich am riesigen Wuchs, glänzendem Harnisch und den wehenden Pfauenfedern, die zerstreuten Uebergebliebenen zu sammeln und sich mit ihnen da durchzuschlagen, wo unsere Reihen am dünnsten waren. Bei der Gelegenheit verlor Miriam Schaber, des Kleinweibels sechszehnjährige Tochter, welche dem vorübereilenden Standartenträger das Fähnlein entreißen wollte, durch einen Stich das junge Leben.

Auch die Männer von Burgdorf zeichneten sich durch absonderliche Tapferkeit aus, und ich darf, ohne Ruhm zu melden, auch meiner eigenen Wenigkeit etwas Erwähnung thun. Die Armwunde, um deren willen ich jetzt noch den Arm in der Schlinge trage, ist mir auch nicht im Schlaf geworden. Dank aber vor Allen dem ehrwürdigen, muthig-besonnenen Schultheißen Junker Pfister; dem schlachtkundigen Junker Konrad von Rütschelen und dem jungen leumuthigen Peter am Graben! Ihren Anordnungen und ihren belebenden, kräftigenden Beispielen ist der Sieg von Bickingen entsprungen.

Als wir die Menge der todten Feinde (es mochten ihrer gegen Zweihundert sein) auf dem Schlachtfeld bestattet und die acht Leichname der Unsrigen auf Wagen geladen hatten, um sie der geweihten Erde des Gottesackers zu übergeben, — zogen wir mit Beute belastet und triumphirend heim in die befreite Stadt. In unserer Mitte gingen fünfundzwanzig Gefangene, worunter auch ein Junker von Schenkenberg, der wehmüthig hinter seinem prächtigen Rappen herschritt, auf dem Melcher Saxon saß, der Stadt Seckelmeister, welcher den Flüchtigen im Weiherwalde, wo er sich versteckt hielt, gefangen genommen. Petronella Schaber führte ihren dicken, seufzenden Franziskaner an einem Ende des Ordensstricks, der seine frommen Hände auf dem breiten Rücken zusammenhielt. So zogen wir unter dem Freudenjauchzen der Einwohnerschaft und der Umwohner, die von allen Seiten zusammenströmten, in die Stadt ein.

Wem ſchon einmal Kettengeraſſel, ewiger Kerker oder Tod auf der Ferſe geweſen; wem das Eulengekrächz unauslöſchlicher Schmach und Entehrung ſchon in ahnungsvollen Tönen in die Ohren geklungen; weſſen Wohnſtatt die zerſtörende Flamme ſchon angeleckt hat, wer ſchon in Gefahr geweſen iſt, durch den einſchlagenden Blitz ſein Liebſtes auf der Welt zu verlieren — der wird begreifen, wie es uns war, nach dieſem uns von Gott und ſeinen Heiligen verliehenen Siege .....

Hier hielt der Erzähler inne, um ſich einen Augenblick den Gefühlen andächtiger Dankbarkeit zu überlaſſen, in welchen ihn aber der Pilgrim mit ſeltſamer Haſt unterbrach, fragend: Ei, was iſt dann aber mit dem Heini Vogelſang und der Tochter des Roßwirthes, von welcher das Gerücht verbreitet, ſie hätten eigentlich, bei Hauſe verharrend, den beſten Fang in dieſer Fehde gethan, hm hm?

Alles hat ſeine Zeit, frommer Pilgersmann! entgegnete Herr Bickinger faſt empfindlich. Ich konnte Euch doch nicht erzählen, was unterdeſſen in der Stadt vorgefallen, ehe denn ich dort war. Mit dem, was ihr eben geſprochen, verhält ſichs wirklich ſo. Heini Vogelſang und Küngold Ochſenbein haben in dieſem Krieg den beſten Fang gethan. Ihr müßt nämlich wiſſen, was ich vorher auch nicht wußte, daß von der Herberg zum Roß ein unterirdiſcher Gang außer die Stadt führte und in der Beatenkapelle endete. Nun hatte Heini Vogelſang in Erfahrung gebracht, daß ein ſchlechter Menſch aus Aarburg, ein gewiſſer Schneider Werni (hier ließ der Pilger ein grunzendes hm „haha!“ hören), Vetter des Roßwirthes und ein hordreicher Kauz, der trotz ſeines Alters und ſeiner abſchreckenden Häßlichkeit, die ſchöne Küngold als Eheſtandsthier in ſeine Silbertruhe ſperren wollte (hier grunzte der Pilger heftiger), daß dieſer Gauch in der zweiten Pfingſtnacht zwiſchen 11 und 12 Uhr draußen um die Beatenkapelle herumgeſtänkert und wieder in die Stadt gekommen ſei, ohne ſich das Thor öffnen zu laſſen. Er theilte ſeine Beobach-

tungen der Küngold mit, die ihm heimlich mit Minne zugethan war, und dieſe vertraute ihm dagegen das Geheimniß vom verborgenen Gang; welches ſie — ich weiß nicht wie — in Erfahrung gebracht hatte. Als nun die Nachricht in die Stadt kam, die Feinde ſeien heimlich im Anzug, verfiel Heini Vogelſang gleich auf die Vermuthung, dieſe Erſcheinung ſei in Verbindung mit gedachtem Gang und gedachtem Schneider, von dem man genau wußte, daß er, obgleich ein Aarburger und Berner'ſcher Unterthan, doch häufig mit den öſterreichiſchen Edelkälbern des Ergäus pflügte, die er herauszuputzen und zu kleiden berufen war; denn ſeine Werkſtatt iſt eine der geſuchteſten und berühmteſten zwiſchen Aare und Doubs. Heini theilte ſeine Gedanken der Dirne mit. Gewiß, behauptete er, haben die Strauchdiebe durch Werni vom Daſein eines ſolchen Ganges Kenntniß erhalten und begehren, auf dieſem Wege in die Stadt zu dringen. Küngold beſann ſich einen Augenblick und meinte dann, dagegen ließe ſich eine höchſt wirkſame Kriegsliſt treffen. Vor dem Eingang ſei eine Fallthüre, welche in den Unterkeller führe, wo die Fleiſch-, Obſt- und Buttervorräthe aufbewahrt werden, und in welchem man auf einer Leiter etwa dreißig Fuß hinunterſteige; verdunkle man nun die ohnehin ſchon finſtere Stelle noch mehr durch ein vorgeſchobenes Faß, und nehme man die Leiter weg, ſo werde der ganze Rudel der Eindringlinge, zumal bei dem engen Durchpaß, der nie mehr als Einen hereinlaſſe, hinunterfahren in die Hölle und erſt mit Erlaubniß des hieſigen Magiſtrats wiederum auferſtehen, wofern nämlich alsdann die Mehrheit nicht Hals und Bein gebrochen, was gar leicht geſchehen könnte. An lange Ueberlegung war hier nicht zu denken. Die Beiden eilten ſtracks in den Keller hinunter; den Alten konnten ſie nicht berathen, denn er war zum Weinkauf nach Neuenburg gereiſet. Alles geſchah nach der Dirne Anordnung — und richtig: kaum war der Unterkeller zum Empfang der fremden Gäſte bereit, und der Boden reichlich mit Stroh ausgelegt, damit der Fall weniger zu hören ſei, — kaum hatten ſich die Beiden

wohlbewaffnet hinter das schützende Faß zurückgezogen, als sich auch schon ein dumpfes Gerassel hören ließ und der verhängnißvolle Pfeifer knarrend sich drehte. Zu sehen war Nichts, als ein Gleißen und Blinken von glänzendem Stahl und bald darauf ein dumpfer Sturz in die Tiefe, dem rasch sich drängend, ein zweiter, dritter, vierter — zwanzigster folgte. So schnell fiel Einer auf den Andern, daß sich im Uebermaß des Schreckens kein Geschrei erheben konnte. Wieder blitzte es, glänzender als je zuvor, unter dem Eingang, dann sprach eine dumpfe Stimme: Zurück, Meister Werni! hier ist's dunkel wie in einer Kuh und unheimlich wie in einem Grab — geht voran!

In dem Augenblick ließ sich von unten ein dumpfes Geheul vernehmen, da ließ der Heini flugs die Fallthüre über die Oeffnung fallen und drang mit bloßem Schwerte auf den glänzend Gerüsteten ein, der wohl im Anfang meinen mochte, es sei Einer der Seinen und sich daher auch erst zur Wehre stellte, als er bereits einen Stich durch die Halsberge empfangen hatte. — Das ist deine Verrätherei, satanische Schneiderbrut! donnerte der Verwundete, daß es im Gewölbe wiederhallte, und zog sich fechtend zurück. Hinter ihm erklangen die eiligen Schritte eines hastig Davoneilenden, ohne Zweifel war das der Verräther Werni, den ich heute noch in Stücke zerhacken möchte, den Schelm!

Hier fuhr der Pilgrim heftig zusammen, murmelte sein hm hm! und klapperte dabei etwas mit den Zähnen, daß seine Bewegung dem Spitalvogt nicht entgehen konnte: Was ist euch, alter Mann, fragte er theilnehmend; ihr scheint unwohl zu sein? Worauf der Pilger Herrn Bickinger mit heiserer Stimme fortzufahren bat, bemerkend, die Erzählung habe ihn allerdings tief ergriffen, um so tiefer, da er sich eben recht lebhaft gedacht, in welcher dringenden Gefahr die gute Stadt Burgdorf in jenem Augenblick sich befunden, und wie wunderbar Gott sie gerettet habe. Damit bekreuzte er sich, und der Vogt fuhr arglos fort:

Heini verfolgte — während Küngold auf dem Fallladen Wache stund — unausgesetzt und hitzig den Geharnischten, welcher, rückwärts gehend, sein Schwert in steter Schwingung erhielt, daß es gerade war, als versende er Blitze. Lange zog er sich so vertheidigend zurück — schon hatte er die Treppe erreicht, welche hinauf in die Kapelle führte, nun aber gänzlich verschüttet ist. Plötzlich, mit der Wuth eines Löwen, stürzt der Verfolgte über den Heini her, welcher durch das ununterbrochene Zurückziehen seines Feindes übereck gemacht, sich eine Blöße gegeben hatte. Ein furchtbarer Stich in die rechte Seite streckte ihn sogleich zu Boden, und über seinen Körper wegsetzend, eilte der Sieger den Gang zurück.

Während dessen war Küngold über Heini's langes Ausbleiben ängstlich geworden; sie zog die Laterne unter dem Scheffel hervor, welcher sie bedeckt hatte und wollte eben hineinzünden, in das finstere Gewölbe, als sie schwere Eisentritte die Stufen heraufkommen hörte. Das ist nicht des leicht gekleideten Heini's Tritt. Besonnen kauert sie, die Laterne sorgfältig in die Schürze verhüllend und mit der schweren Keule zum Schlage ausholend, dem Eingange gerade gegenüber. Jetzt erscheint eine leuchtende Rüstung unter dem Eingang; vorsichtig prüft ein blitzendes Schwert, mit der Spitze herumstupfend, den Boden. Dabei vermehrt sich das dumpfe Geheul und Gewimmel unter der Fallthüre. Endlich tritt die Gestalt zögernd heraus; sie beugt das behelmte Haupt zu Boden, augenscheinlich, um zu horchen. Plötzlich erhebt sich Küngold. Fast zugleich mit dem Strahl der enthüllten Laterne, fällt des Mädchens Keule auf das Haupt des Ueberraschten, und rasselnd sinkt von dem gewaltigen Schlag der muthigen Dirne ein geharnischter Ritter zu ihren Füßen. Es war Hugo von Hohenramstein aus dem Emmenthal, ein junger Edelknecht, den Kyburgern dienstbar und Anführer des „unterirdischen" Streifzuges. Regungslos lag er da, und Küngold hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mit der Laterne den geheimnißvollen Gang zu durchstreifen. Ungefähr in

der Mitte desſelben wankte ihr eine blutige Geſtalt entgegen. Es war Heini Vogelſang, der, von ſeiner Ohnmacht geneſen, aber vom Blutverluſt äußerſt geſchwächt, in den Keller zu ſeinem Lieb zurück zu gelangen ſuchte. Nie hat ſich über der Erde wohl eine heißere und heiligere Minne gefunden, als hier unter der Erde! Küngold verhielt ihm die quellende Wunde mit dem Taſchentuch, ſie unterſtützte, ſie trug ihn halb zurück, und ſprang die Treppe hinauf, Leinenzeug und Binden und ſtärkende Eſſenzen oben im Hauſe zu holen. In einer Minute ſtand ſie wieder da und bald war das Blut geſtillt, die Wunde verbunden. Kaum geſchehen, tönte von der Gaſſe her in den offenen Keller herunter, erſt ein dumpfes, dann ein immer lauter werdendes Getümmel, in welchem ſich bald ein ungeheurer Volksjubel und der Ausruf unterſchied: Viktoria! Es lebe Bern! Verderben Kyburg! In raſcher Bewegung und mit einem innigen „Gottlob!“ erhob ſich Heini Vogelſang vom Boden; ja, dieſe Stimmen ſchienen ſelbſt die Pforten des Orkus zu durchdringen; denn der todtgeglaubte Ritter fing ſich, tief aufſeufzend, an zu regen, und erhob ein wenig das ſchwerbehelmte Haupt, um es ſogleich wieder ſinken zu laſſen; das gutherzige Bernerkind eilte, ihm des gewichtigen Eiſenhutes zu entlaſten. Da klaffte ihr die tiefe Halswunde entgegen, durch die das Leben in warmen rothen Wellen rann, und die goldenen Locken befeuchtete während der bleiche Tod über das wohlgebildete Antlitz zog, das blaue Auge brach, und die jugendlichen Züge mit ſtarrem Gletſchereis übergoß. So erzählte ſie's ſelbſt mit herzinniger Wehmuth. Noch ein tiefes ſchmerzliches Aechzen und Zucken — und der Ritter Hugo von Hohenramſtein, der Letzte ſeines Geſchlechtes, war nicht mehr. Heini Vogelſang hatte ihn in der Knabenzeit wohl gekannt und dem Junker, der einmal in der Emme badete und unterſank, mit eigener Gefahr das Leben gerettet, um es ihm hier, im Verein mit der Maid ſeines Herzens, feindlich zu nehmen.

Auf ſein Treulieb geſtützt, verließ Heini, nachdem er die ſchwere

Fallthüre und die drei Riegel derſelben nochmals ſorgfältig unterſucht und ſich überzeugt hatte, daß für die Gefangenen an kein Entkommen zu denken ſei, den Keller. Schon hatten ſich fröhliche Gäſte in der Wirthsſtube eingefunden; ihnen erzählten die Beiden das beſtandene Abenteuer, die wunderliche Gefangennehmung der heimlich einbrechenden Gäſte und den Tod des Hohenramſteiners. Ungläubig ſchüttelten die guten Bürger ihre Häupter und ſtellten dies Kopfſchütteln erſt ein, als ſie die Leiche des Ritters mit Händen griffen und beim Schein einer großen Stalllaterne ſich vom Daſein der überliſteten Brandfüchſe mit eigenen Augen überzeugten. Welch' neuer Jubel! Die ganze Stadt war des Ruhmes der Beiden voll, und ſelbſt die reichern Spießbürger, welche vorher eine Heirath zwiſchen der Tochter des geldſtolzen Roßwirths und Rathsherrn Ochſenbein und dem Sohn des armen Thorwächters für eine Sünde gegen den heiligen Geiſt gehalten hätten, fanden nach dieſem wunderſamen Ereigniß die Sache ganz in der Ordnung und ſprachen im Sinne des Evangeliums: „Was Gott zuſammengeführt, das ſoll der Menſch nicht trennen.“ Heini's Wunde war nach der Verſicherung des Schärers ungefährlich, das Schwert des Ramſteiners hatte keine edeln Theile verletzt, doch mußte er ſich ſogleich zu Bette legen.

Am Abend kam der Roßwirth von ſeiner Weinreiſe nach Hauſe zurück. Das Gerücht hatte ihm auf dem Wege die Nachricht von der Gefahr ſeiner Vaterſtadt zugetragen und er eilte, nach ſeiner eigenen Verſicherung, auf Windesflügeln heim. Er wunderte ſich nicht wenig, faſt ganz Burgdorf, Groß und Klein, Reich und Arm, Vornehm und Gering, ſelbſt den ehrwürdigen Schultheißen und Ritter Rudolf Pfiſter in ſeinem Hauſe zu finden.

„Wahrlich!“ rief der freundliche Regent dem Alten entgegen, „die Stadt Burgdorf hat in euerer Abweſenheit die Blutprobe ausgehalten, und ich bin überzeugt, achtbarer Herr, wäret ihr zu Hauſe geweſen, auch ihr hättet euch als ein treuer Anhänger Berns gezeigt. Euere

Stelle ist indessen wacker vertreten worden; eure Tochter Küngold hat gezeigt, daß ein frisches eidsgenössisches Bürgerblut in ihren Adern fließt." Hierauf erzählte er dem Roßwirth selbst, was sich in seinem Hause zugetragen, schilderte die rührende Minne Küngolds und Heini's, die so treulich Gefahr und Noth getheilt und gemeinsam die Stadt errettet; er schloß mit dem Wunsche, daß es dem jungen Paar wohlergehen möge!

Erst war der Wirth ob der Gefahr, welche der Stadt durch den Gebrauch des unterirdischen Ganges, über welchen bereits eine völlige Verschüttung beschlossen war, ganz gelb vor Entsetzen geworden. Nach und nach hatte er sich wieder erholt, und bei dem Schlußwinke des Schultheißen rief er fast grimmig: „Erlaubet mir, gnädiger Herr, so weit sind wir noch nicht. Ich glaube denn doch, die Tochter des Rathsherrn und Roßwirths Ochsenbein zu Burgdorf hat noch andere Ansprüche zu machen, als auf einen Wächtersohn, der überdies ein leichtfertiger Junge ist, welcher die Dirne behext oder wenigstens verführt hat."

„Meine Nachrichten über den Jüngling lauten anders, Herr Roßwirth," entgegnete der Schultheiß. „Nichts als Liebes und Gutes wird von ihm gesprochen; alle Urtheile stimmen überein, und daß das eurige so hart und unbillig ist, beweiset gerade, daß man sehr unrecht thäte, alles Liebe und Gute über euch zu sagen."

Der Roßwirth warf hochmüthig die Lippe auf, besann sich einen Augenblick und wandte sich dann plötzlich mit einem höhnischen Lächeln an den jungen Pfister Erbo, der da am Tische saß, um nach dem heißen Tage, an dem er wacker mitgestritten, sich am kühlen Wein zu erlaben.

„Meister Erbo!" begann Ochsenbein, „ihr habt vor vier Monden um meine Tochter angehalten; ungern wies ich damals euere Werbung zurück; gebieterische Rücksichten haben mich dazu gezwungen. Diese Rücksichten sind nicht mehr. Nehmt die Dirne hin und

mit ihr hundert baare Goldgülden Heirathsgut. Seid Ihr's zufrieden?"

Aller Blicke waren auf den jungen Erbo gerichtet; man wußte, daß er die Maid zärtlich liebe und war nun sehr begierig zu erfahren, ob Selbstsucht, Stolz oder Großmuth seinen Entschluß bestimmen würde. Der Jüngling besann sich nicht lange; er warf dem Alten einen finstern Blick zu und antwortete:

„Ochsenbein! Ihr sind weder einer Tochter, wie Küngold, noch eines Eidams, wie Heini Vogelsang, würdig. St. Ursus bewahre mich, Werkzeug eueres blinden Hochmuths zu sein und den wackersten Gesellen in Burgdorf von einem Herzen zu verdrängen, wohin er gehört, weil es nur für ihn schlägt, und weil er seiner so sehr würdig ist. Gott sei mein Zeuge: meine Liebe zu Küngold ist warm und innig; sie wär es aber nicht, wenn sie der Jungfrau Besitz auf Unkosten des Glückes derselben erzwingen wollte Weiche von mir, Versucher."

Damit leerte Erbo hastig seinen Becher und stürmte aus der Stube. Aber der Wirth zum Roß biß sich wild in die feißten Lippen, stampfte den Boden und murmelte: „Und wenn alle Kaiser und Könige vor mir auf den Knieen lägen, dem Buben gäb' ich meine Tochter nicht; ich bin ein freier Mann!"

„Es wird Niemand vor Euch knieen!" entgegnete eine schwache männliche Stimme, die dem guten Heini gehörte, welcher, auf Küngold gestützt, eben in die Stube getreten war. Ich habe einen Werbebrief an euch, der mir gewiß keinen Korb einbringt, Vater Ochsenbein. Kommt einen Augenblick dort unters Fenster und leset! ich wette mein Leben, ihr werdet keinen andern Tochtermann begehren, denn eben gerade mich."

„Du glaubst an Wunder, Heini, wie mich dünkt," hohnlachte der Gastwirth zum weißen Roß.

„An Wunder nicht, aber an Zeichen," entgegnete lächelnd Heini;

langte in den Busen und reichte dem dicken Herrn einen Pergamentbrief, den dieser, in die Fensternische gelehnt, mit verletzendem Uebermuth empfing und entfaltete. Aber kaum hatte er einige Blicke hineingethan, als er gewaltig zu zittern anfing und bleich wurde, wie ein Leichentuch. Heini trat besorgt auf ihn zu, las das Pergament, das seiner bebenden Hand entglitten war, sorgfältig vom Boden auf, und steckte es wieder in sein Wamms.

„Ich bin überzeugt, Herr Ochsenbein," sprach er dann, „daß Ihr jetzt weiter gegen meine Freiwerberei Nichts einzuwenden habt. Der Brief, den ihr soeben gelesen, hat Euch über meine Verhältnisse so trefflichen Aufschluß ertheilt, daß ich glaube, ihr werdet euch schwerlich weigern, euere väterliche Zustimmung zu meiner Verheirathung mit euerer einzigen, eheleiblichen Tochter Küngold vor dieser ehrenfesten Versammlung auszusprechen."

„In der That," — stotterte jetzt Ochsenbein, indem er im Haar kratzte und dem guten Heini einen wundersam verwirrten Blick zusandte, „auf diesen Brief hin — infolge jenes Schreibens — in Hinsicht der vorliegenden Umstände — — läßt sich die Sache bedenken, und ich will dir Morgen Antwort geben, Heini Vogelsang!"

„Ei, wozu denn ein so langes Bedenken, hochachtbarer Herr Rathsmann und Gastgeber? Ich werde einmal mit euerer Erlaubniß solchenen Brief dem hier anwesenden Publici mittheilen und dasselbe unpartheiisch urtheilen lassen, ob Ihr mir unter Bedingungen, wie sie dieses Schreiben enthält, nicht euere Tochter geben könnet? Ob Ihr, wenn Ihr mich abweiset, nicht jenem Blasbalg gleichet, welcher so lange in's Feuer blies, bis es ihn selbst zuletzt verzehrte?"

Mit diesen Worten nahm der Wächtersohn das Pergament wieder hervor und machte Anstalten, es abzulesen, worauf ihm aber Herr Ochsenbein mit ängstlichem Eifer in die Rede fiel:

„Ihr habt Recht, Herr Vogelsang! Ein Narr müßt ich sein, wenn ich unter solchen Conditionibus nicht Euer Schwäher werden wollte.

Behaltet dieſe Conditiones inzwiſchen immerhin für Euch, und bindet ſie Niemand auf die Naſe; ſie gehen nur uns Beide an. Uebrigens ſoll allen Anweſenden hiemit kund und zu wiſſen ſein, daß euch, theuerſter Eidam, meine Tochter nicht nur hundert, ſondern zweihundert Goldgülden Mitgift bringt."

Alle Anweſenden ſtaunten über dieſe plötzliche Sinnesänderung des Roßwirthes und wunderten ſich ob des ſeltſamen Briefes, welcher, wie ein Talismann, dies harte Herz erweicht, dieſen ſtörriſchen Sinn und Hochmuth gebeugt hatte. Daß es ein Werbebrief ſei, der gewiſſe, beſonders annehmbare Anträge und Bedingungen enthalte, glaubte Niemand, denn man kannte Heini's Verhältniſſe zu gut; aber eben ſo wenig konnte Jemand den eigentlichen Inhalt des Pergaments ergründen. Nur der verehrte Schultheiß ſchien Etwas zu vermuthen, indem er bemerkte, es ſtände vielleicht an ihm, als Stellvertreter ſeiner hochweiſen gnädigen Herren und Obern zu Bern, die Conditiones dieſer Heirath zu ermitteln, und den wunderkräftigen Werbebrief, an dem er das herzoglich-öſterreichiſche Siegel bemerkt zu haben glaube, zur Einſicht zu begehren; die Wirkung freue ihn aber zu ſehr, als daß er der Urſache nachgrübeln möchte, und er wünſche dem braven jungen Paare nochmals Gottes und der lieben Heiligen beſten Segen.

Mit dieſen Worten verließ der Schultheiß und ſein Gefolge, die Gefangenen mit ſich führend, wovon mehrere jämmerlich hinkten, das Haus zum weißen Roß, welches er erſt vier Wochen ſpäter, an Heini Vogelſangs Hochzeit, wieder mit ſeinem Beſuche beehrte. Ein ſtürmiſcher Jubel, eine begeiſterte Menge, begleitete ihn bis hinauf ins alte Grafenſchloß.

Am folgenden Morgen beſchied ein Herold, in der Landesfarbe durch die Stadtgaſſen reitend, ſämmtliche Einwohner, Männer und Frauen, auf den Nachmittag um zwei Uhr in den Schloßhof. Hier empfing uns, deren Keiner zu Hauſe blieb, der greiſe Schultheiß zu Pferde

und redete, mitten in unſern Kreis reitend, uns ungefähr folgendermaßen an:

„Liebe und insbeſonders Getreue Der geſtrige Tag iſt für die Regierung, in deren Namen ich hier bin, und für euch, wackere, ſtreithafte Bürger und Bürgerinnen, ein Tag bleibenden Segens geworden. Er hat unwiderſprechlich bewieſen: euere Liebe und Anhänglichkeit an Bern, die altgefreite Stadt, er hat in dieſe auf ewige Zeiten das Gefühl der Dankbarkeit und innigen Wohlwollens niedergelegt. Seid verſichert, daß von der gerechten und erkenntlichen Obrigkeit, deren Diener und Stellvertreter ich zu ſein die Ehre habe, nicht nur euere verbrieften und beſtrggelten Rechte und Freiheiten, euere alten Herkommen, Privilegien und Gebräuche werden in Ehre gehalten, ſondern ſelbſt, je nach Umſtänden und Bedürfniſſen durch neue vermehrt werden. Ich erfülle, indem ich euch für euere geſtern bewieſene Tapferkeit und Treue danke, nicht allein den Auftrag meiner Obern, ſondern den meines eigenen Herzens. Beſonders euch, Frauen und Töchter hieſiger Stadt, die ihr ſonſt nur der Spindel, Nadel und der ungefährlichen Häuslichkeit gewohnt, voll begeiſterten Eifers für die Vertheidigung dieſer Mauern zu den Waffen gegriffen, und noch glorreicher als einſt die Frauen von Zürich, die nicht zum Kampfe kamen, zu dem gewonnenen Siege durch euere thätliche Mithülfe beigetragen habt; euch Frauen und Töchter von Burgdorf zeig ich hiermit an, daß meine weiſe und gnädige Obrigkeit, in gerechter Würdigung eueres Verdienſtes, auf meinen Antrag beſchloſſen hat: „Es ſoll für ewige Zeiten, je am Jahrestag der Bickinger Schlacht, die Frau des regierenden Schultheißen eine Mahlzeit anrichten, und unter die Frauen und Töchter in den acht Gaſſen der Stadt vertheilen. Dieſes Eſſen ſoll zur Erinnerung, daß der Anzug der Feinde durch die Hühner in Bickingen verrathen worden, Hühnerſuppe heißen, und beſtehen aus ſechzig Hühnern, achtzehn Stücken Fleiſch und genügſamem Brod. Kommet nun herauf ins Schloß und ſeid fröhlich.

Möge euer treuer und tapferer Sinn von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterben! Es wird geſchehen, denn ſo wackere Mütter können keine ſchlechte Kinder gebären!“

Doch das fröhliche Siegesmahl, das wir im Rittersaale hielten, erinnert mich, daß auch unſer Nachteſſen längſt wartet. Iſt es euch genehm, frommer Mann, ſo ſetzt euch mit uns zu Tiſche. Zieht ihr vor, allein zu ſein, ſo wird man euch die Speiſe hierher bringen. — „Ich bitte um das Letztere, erwiederte dumpf der Pilger. Einſamkeit thut mir Noth, und mich ruft ein Gelübde zeitig nach den Altarſtufen euerer Kapelle„ Eins aber muß ich euch noch fragen, lieber Herr — denn euere Erzählung hat meine ganze Theilnahme erweckt — wie geht's jetzt den beiden jungen Eheleuten, Heini und Küngold?“

„Die gehaben ſich ſehr wohl,“ erwiederte Herr Bickinger aufſtehend. „Der Alte hat ihnen, ſchon acht Tage nach der Hochzeit, die ganze Wirthſchaft eigenthümlich übertragen, und eine Wallfahrt nach St. Jago di Compoſtella in Hiſpania angetreten, von der er bis auf heutigen Tag noch nicht zurückgekehrt iſt.“

Damit nahmen Herr Bickinger und der Kapellan freundlich Abſchied von dem Pilger und der Pater erbot ſich noch, ihm am Morgen die Reliquien zu zeigen, ein Anerbieten, das der Fremde mit Dank annahm. Haſtig verſchlang er dann das aufgeſtellte Erbsmuß, den dampfenden Braten, einen Pokal des reinſten Reifweins und entfernte ſich mit tückiſchem Grinſen.

* * *

Ein paar Stunden ſpäter ſtieg aus dem hölzernen Anbau der Herberge zum weißen Roß ein dicker Rauch auf, und bald brach die verzehrende Flamme, das Gaſthaus ergreifend, aus dem leichten Strohdach. — „Feuer! Feuer!“ donnerte es durch die Gaſſen, und die Sturmglocke läutete. Von allen Seiten ſtrömten die aus dem beſten Schlafe geſchreckten Einwohner herbei, zu löſchen und zu retten,

was zu retten war. Mit Besonnenheit und unermüdlichem Eifer flüchtete der junge Hauseigenthümer und Wirth, Heini Vogelsang, seine und seiner Nachbarn bewegliche Habe vor das Thor; ihm stand getreulich seine Gattin Küngold und sein Freund und Nachbar, Spitalvogt Bickinger bei. Als dieser von einem solchen Gang wieder zurückeilte, huschte der Pilgrim von gestern Abend wie ein Schemen an ihm vorbei; aber er erkannte ihn beim Licht des umsichgreifenden Feuers. Ein schneller Verdacht flog in dem wackern Bürger auf. „Halt, guter Freund!“ rief er, und faßte ihn mit kräftiger Faust. „Ihr seid der Einzige, der, statt zu helfen, davonläuft, gelobtet euch vielleicht auch ein Gelübde, das Feuer, wo es Häuser verzehrt, nicht zu löschen?“

Der Angeredete zitterte in der Hand des Burgdorfers wie ein Espenlaub. „Ich habe — ich bin — hm hm! — — mir ist — halt nie wohl, wo's brennt,“ stotterte er. „Ich habe — hochachtbarster Herr! — eine schreckliche Abneigung gegen Feuersbrunsten — hm hm! Das ist — ich versichere Euch, hochweiser Herr Spitalvogt! — ein Familienübel und kömmt glaube ich — hm hm! von meiner Urgroßmutter her, welcher das Bett unter dem Leibe verbrannte, als sie mit meiner guten, seligen Großmutter schwanger ging; hm hm! — Aber laßt mich jetzt um Gottes willen meines Weges ziehen, Hochedler! sonst werdet Ihr noch erleben, daß ich in Ohnmacht falle. hm hm! Aus lauter Abneigung gegen Feuersbrunsten, auf Ehre! Gelobt sei Jesus Christ!“

„In Ewigkeit — kommt Ihr so nicht los,“ entgegnete Bickinger, dessen Argwohn durch des Pilgers Benehmen gewaltig gestiegen war. „Ihr kehrt mit mir zurück, frommer Mann!“ —

In diesem Augenblick stieß ein Vorübereilender mit einem umfangreichen Bündel Hausrath unserm verdächtigen Pilger aus Versehen den großen Kremphut vom Kopfe. Der Mann mit der Bürde, welcher kein Anderer als Heini Vogelsang war, sah sich rasch um,

und blieb beim Anblicke des Wallfahrers wie versteinert stehen; dann ließ er achtlos den ganzen Kram sinken und rief: „Heilige Mutter Gottes! Das ist ja der Wernt von Aarburg!“

Die Schauer der Vernichtung warfen den Verbrecher ohnmächtig zu Boden. Wie das Feuer, welches er angelegt, vom scharfen Morgenwinde gepeitscht, in wenig Minuten die ganze untere Stadt ergriffen hatte, so ging auch der Ruf: „Man hat ihn, man bringt ihn, den Mordbrenner!“ blitzschnell von Mund zu Mund, und es würden die herbeiströmenden Brandbeschädigten über ihrem rächerischen Zorn die Rettung ihrer Habe versäumt haben, wenn nicht der greise Schultheiß sie zurückgewiesen und den Elenden ihren Augen entzogen hätte, indem er ihn in's tiefste Verließ der Burg werfen ließ. Vierzehn Tage später, Nachmittags um zwei Uhr stieg aus der Stadt Burgdorf wieder eine Rauchsäule auf. Aber nicht die Sturmglocke, sondern das Armensünderglöcklein der Schloßkapelle wurde geläutet — und nicht einer brennenden Wohnung galt es, sondern einem Verbrecher auf brennendem Holzstoße. Dieser Verbrecher war der Berner'sche Unterthan, Basilius Wernt, Schneidermeister und Spendvogt von Aarburg, der, überwiesen des Hochverraths und der Brandstiftung, in Folge welcher die ganze untere Stadt Burgdorf in einen Aschenhaufen verwandelt war, hier den Feuertod erleiden sollte. Der Richtplatz war auf der Wiese unter dem Schlosse, am jetzigen alten Markt. Eine unzählige Volksmenge hatte sich versammelt und sah schaudernd den Verbrecher das schuldbeladene Haupt auf der Brust, regungslos in den Ketten hangen, womit er an den Pfahl festgebunden war. Die Angst hatte ihn getödtet, ehe die Flammen es thun konnten. Seine Asche wurde verflucht und in den Wind gestreut.

Aber aus der Asche der untern Stadt blühten gesegnete Wohnungen auf, unter diesen vor allen stattlich die Herberge zum weißen Roß. Wer zwei Jahre nach der grauenvollen Brunst dort einkehrte, konnte einer aufgeblühten Rose gleich, an welche die Knospe sich

ſchmiegt, die junge Wirthin ſehen mit ihrem Knäblein im Arm, und da war Eins gegen Zehn zu wetten, daß er — und wenn es auch gegen Gebrauch und über den Durſt war, ſich einen zweiten Becher einſchenken ließ, nur um den holden Anblick noch eine Weile genießen oder ſich länger mit dem Wirth und Rathsmann, dem geehrten und verſtändigen Herrn Heinrich Vogelſang unterhalten zu können, der die Gegenwart ſeines Schwähers im Mindeſten nicht vermiſſen ließ. Dieſer war, wie die Sage ging, auf ſeiner Wallfahrt nach St. Jago an zu reichlich genoſſenem ſpaniſchem Roſinenſaft geſtorben. Gott habe ihn ſelig.

* * *

Faſt fünfhundert Jahre ſind ſeit dieſen Ereigniſſen in die unergründliche Tiefe der Zeit hinabgerauſcht und mit ihm eine Menge Generationen, und ihre Leiden und Freuden. Vergebens ſuchſt Du, o freundlicher Leſer, das Grab des ehrwürdigen, ritterlichen Schultheißen, oder den Ort, wo Küngolds und Helmis Gebeine ruhen; das Gras, das über ihnen wächst, giebt Dir keine Kunde; der Schutt, den die Zeiten darüber gehäuft, redet nicht. Die Vergangenheit iſt ein ungeheures Buch, und die Geſchichte ein ſchwacher lückenvoller Abriß, gemäß dem kurzſichtigen Auge der Sterblichen. Dem Blicke des Ewigen, Unveränderlichen geht zwar kein Blatt, keine Zeile, kein Wort des großen Buches verloren, und das tröſte Dich, wenn Du den Staub Deiner Lieben zum andern Staube legſt, und das Gefühl einer gleichen Zukunft Dich ſchmerzlich durchdringt. Allein, es iſt ein ſchöner Gedanke, ſchon auf Erden nicht vergeſſen zu werden, noch auf die ſpäte Nachwelt begeiſternd zu wirken, ein Gedanke, „des Schweißes der Edeln werth“. Darum laſſet uns das Gedächtniß unſerer Altvordern ehren und feiern, und ihre Thaten verewigen, ſo viel wir können, und ſchaffen wir, daß wir einer ähnlichen Bemühung unſerer Nachkommen würdig ſeien!

* * *

Wie wir glauben, wird es unsern Lesern nicht unangenehm sein, zu vernehmen, daß das nach dem Gefechte bei Bickingen zu Ehren der tapfern Frauen gestiftete Hühnersuppenfest, wenigstens dem Namen nach, bis auf den heutigen Tag sich in Burgdorf erhalten hat. Wir sagen: „dem Namen nach", — denn die Zeit hat auch an ihm, so viel sie es vermochte, ihre Kraft ausgeübt und ihm einen modischen Zuschnitt verliehen. Was ihr nicht ganz gelang, wollte vor fast hundert Jahren der Geiz und Hochmuth der spendpflichtigen Schultheißin vollenden. Aber die Frauen von Burgdorf zeigten sich ihrer Vorfahrerinnen werth und vertheidigten ihr gutes, altes Recht in ihrer Art ebenso mannhaft, als ihre Ältermütter die Stadt. Als Belege führen wir wörtlich an, was uns die handschriftliche Burgdorfer Chronik von Joh. Rud. Aeschlimann, Bürger dieser Stadt, hierüber in treuherziger Sprache meldet:

„Anno 1737 weigerte sich die damalige Frau Schultheissin, Ursula Manuel, geborne Ernst, denen Frauen zu Burgdorf das zu dieser Festivität Schuldige jeder Art ferner auszurichten. Die Frauen aber, die bis dahin ihre Männer nicht aus Schuldigkeit, sondern aus bloßer Complaisance am Genusse dieser Stiftung haben Antheil nehmen lassen, beklagten sich darüber vorerst bei ihren Ehegenossen, welche aber, sowie auch der Magistrat nachhero, sich nicht in die Sache mischen, sondern lieber stillschweigend zusehen wollten. Auf dieß hin ernannten die hierüber ziemlich entrüsteten Frauen eine Deputation aus ihrer Mitte[1]), sandten selbige mit bestimmtem Auftrage an die Schult-

1) Die Namen dieser mit der Reklamation an die Frau Schultheißin und deren Aktionsrung vor dem täglichen Rath in Bern beauftragten zwei Frauen verdienen, hier der Nachwelt aufbehalten zu werden. Die erste war Frau Margaritha Trachsel, geb. Langhans von Bern, Herrn Oberspitalvogt Albrecht Trachsels Gattin, sie starb 1741. Die zweite war Herrn Bendicht Aeschlimanns, Einungers Frau, Anna Maria König, von Bern, Hieronymus und Anna Maria Perrets Tochter; sie starb im Januar 1766.

heißin, — wurden aber von dieſer Rabſake ſchnöd abgewieſen. Die gleichen deputirten Frauen, im Bewußtſein ihrer gerechten Sache, beklagten ſich ſofort hierüber bei dem täglichen Rathe in Bern, wo auch zugleich der Herr Schultheiß ſeine Oppoſition gegen die fernere Ausrichtung der fraglichen Beiträge vorlegte. Den Erfolg davon zeigt die hier wörtlich beigefügte Erkanntniß:

„Wellen diejenigen Desmarches von Herrn Venner Fankhauſer „zu Burgdorf gegen den Herrn Schultheiß daſelbſt nicht erheblich „geweſen, denen Frauen allda die Hünerſuppen wieder zukommen „zu laſſen, da doch ſolche von ſeinem Herrn Vorfahrer unverwei„gerlich entrichtet worden, als Mnhg. Hrn erkennt: Weilen Hrn. „Schultheiß das Amt in Nutz und Beſchwerde angetreten, ſolche „Ausrichtung ein ſehr altes Herkommen, ſo ſoll er ſolche, laut „Hünerſuppen-Rodels de 1659, von Beſtens wegen entrichten, — „weilen Ihr Gnaden ſolche alte Gebräuche nicht gern abſchaffen.

„Datum den 14. Fbr. 1737."

Der Herr Schultheiß mußte nun überdieß noch den deputirten Frauen ihre gehabten Auslagen dießorts mit Crn. 24. 2. 1. und für ihre wegen Information über dies Geſchäfte verſäumten 16 Tage vier neue Doublonen als Discretion bezahlen. Noch hatte er Luſt, dieſe Sache coram Zweihundert, als der höchſten Gewalt, zu ziehen. Das Factum dazu war wirklich dem Druck übergeben, als es ihm von guten Freunden widerrathen wurde, und nun konnten ſich die guten Frauen eines zweiten Sieges freuen.

„Anno 1798 bei damaliger Staatsumwälzung gerieth dieſe den Frauen Burgdorfs ausſchließlich geeignete Hühnerſuppen-Stiftung zu gänzlicher Aufhebung. Mit der neu eintretenden Ordnung der Dinge wurden die Landvogteien und Schultheißenamt abolirt. Die Schlöſſer des Landes erhielten eine auf Oekonomie berechnete Beſtimmung; mithin andere Bewohner. Landvögte und Schultheißen zogen wieder dahin, wo ſie hergekommen. An ihre Stelle ward in jedem Diſtrikt

der neuen Eintheilung ein ſogenannter Statthalter, ein Sohn des Landes, geordnet. So wie ſich nun der Herr Schultheiß von hier am 17. April 1798 entfernte, ſo verloren auch die guten Frauen von Burgdorf in der Perſon der Frau Schultheißin ihre dießörtige rechtmäßige Schuldnerin, als welche die queſtionirlichen Beiträge, infolge alten Herkommens zu liefern hatte. Die neuen Statthalter ſowohl als ihre Frauen kannten keine dergleichen Schuldigkeiten; am allerwenigſten war bei der damaligen Regierung Luſt und Willen zu Ausrichtung dieſer durch das Alterthum heilig gewordenen Gefälle. Manche unſerer Schönen mag da den Verluſt eines ſo ausgezeichneten Privilegii geheim beſeufzet haben; — manche hätten lieber andere Vorrechte — nur dieſes nicht — der Revolution zum Opfer gebracht.

„Doch die Stunde der Wiederherſtellung dieſes Freudenfeſtes erſchien endlich nach achtzehnjährigem Ausbleiben, für Burgdorfs ſchöne Frauen. Durch die Bemühungen des damaligen ſehr ſchätzbaren Herrn Oberamtmanns Gatſchet kam es wieder dahin, daß die Oberamtmänninnen jeder der zu dieſen Gefällen von jeher berechtigten acht Gaſſen ihre dießärtige Reklamation einſtweilen à tout hazard eingeben durften.“

Schweizerische Erzählungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Kurz.

Zweiter Band.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1860.

Alfred Hartmann.

Dursli, der Auswanderer.

Erstes Kapitel.

Warum Dursli den Steinacker verkaufen und auswandern will.

Ich heiße der Dursli ab dem Steinacker, weil mein Vater der „Steinackerbauer" genannt wurde, und der hatte seinen Namen wahrscheinlich deßwegen, weil er gewöhnlich mehr Kieselsteine als Dublonen in den Furchen fand, wann er hinter dem Pfluge ging. Aber doch gehörten zu unserm Heimwesen ein paar Stücke, auf denen schweres Korn und langer Roggen wuchs, und auch ein paar gute Wässermatten. Auf dem Hofe stand ein Haus, das war auch nicht von gestern; es sah sehr rauchig und rußig aus und hatte sein breites Strohdach tief über die Ohren heruntergezogen. Aber es stand mitten in einem schönen Baumgarten voll großer und gesunder Aepfel-, Birn- und Kirschbäume, und so alt und braun es war, schaute es im Sonnenschein doch noch recht freundlich und anmuthig aus dem Grünen heraus.

Der Vater war vor acht Wochen gestorben; mit der Mutter und den beiden Schwägern hatte ich getheilt und war nun selber der Steinackerbauer. Da sprach ich zur Mutter, die am Ofen saß und spann — es war früh im März und draußen Schnee und Sturm — „Mutter, ich will fort — nach Amerika."

Der Mutter brach der Faden ab und ſie rief: „Das wird doch nicht dein Ernſt ſein, Durſli!“

„Doch, Mutter“, gab ich ihr zur Antwort. „Ihr wißt, aus unſerm Dorfe und aus den nächſten in der Umgegend wandern bei vierzig in dieſem Frühjahr aus, und aus dem Bernbiet mehr als hundert. Mutter, ich geh' mit ihnen.“

Da fing die Mutter zu weinen und zu jammern an: „was dann aus ihr werden ſolle und aus dem ſchönen Steinacker?“ Aber ich blieb feſt und ſagte: „Eben der Steinacker iſt's, der mich forttreibt, der Steinacker mit ſeinen zwanzig Jucharten, von denen ich die Hälfte ſchuldig bin, — gerade genug, um nicht ſterben, nicht leben zu können. Soll ich arbeiten wie ein Roß, mich ſchinden und plagen von früh bis ſpät, Jahr aus Jahr ein, um zinſen zu können zu rechter Zeit und genug Erdäpfel zu eſſen, wenn's gut geht? — und in den ſchlimmen Jahren mir die Biſſen vom Munde ſparen, um nur immer zinſen zu können? — und wenn's einmal ein Unglück gäbe, gar nicht zu wiſſen, wo aus und an, um mir den Weibel vom Haus zu halten? Weiß ich ja doch, wie der Vater ſel. oft nöthliche Zeiten hatte, da doch noch Alles beiſammen war. Oder ſoll ich den Steinacker theilen mit den Schwägern, ſo daß keiner nichts hätte, und ein Tauner und Geißbauer werden? Nein, Mutter, ich geh' nach Amerika!“

Aber die Weiber ſind pfiffig, und meine Mutter wußte, daß ich in der Nachbarſchaft etwas Liebes habe. Sie probierte es deßhalb, mich an dieſem ſchwachen Fleck zu packen. „Das Babeli in der Sandgruben“, ſagte ſie, „das willſt du dann ſitzen laſſen; das iſt auch nicht ſchön von dir.“ Und als ſie dieſes geſagt hatte, ſchielte ſie verſtohlen nach mir hinüber.

Da ſtand ich auf und trat vor ſie hin und ſprach zu ihr: „Nein, das Babeli laß ich nicht ſitzen, und dich auch nicht, Mutter. Ich habe Alles ausgeſonnen, wie es kommen ſoll, als ich an den langen Winter-

abenden auf der Ofenbank lag, und ihr glaubtet ich ſchlafe, oder wenn ich früh im Stall hanthierte, oder mit dem Wagen in den Wald fuhr. Der Schwager in der Mühle übernimmt den Steinacker, er hätte ihn ſchon lange gerne gehabt; vom Gelde, das er mir ſchuldig wird, nehme ich etwa zwei- oder dreihundert Dublonen mit und ziehe mit den Andern, die im nächſten Mai verreiſen wollen. Unterdeſſen ziehſt du in die Mühle hinunter. Aber wenn es ſo iſt, wie ſie ſchreiben und wie ich es ſogar ſchon gedruckt geleſen habe, daß man die Jucharte beſtes Land, zehnt- und bodenzinsfrei, um einen Fünfliber bekommen könne, ſo kaufe ich mir in Amerika um mein Geld einen großen Hof, und übers Jahr, wenn wieder ein Trupp verreist, gehſt du mit ihnen, Mutter, und bringſt mir mein Babeli mit. Das gibt ja dann ein Leben als wie im Himmel."

Die Mutter ging betrübt zu Bett in ihr Kämmerlein und weinte, bis der Morgen grau durch die Scheiben ſchien. Aber mir träumte, ich ſei ein großer Bauer in Amerika, der Niemandem zu zinſen brauche, und habe ſechs ſchöne Roſſe im Stall.

Zweites Kapitel.

Die Abreiſe.

Es war Mai geworden. Die Auswanderer, denen ich mich anſchließen wollte, hatten ſich verabredet, zu Solothurn beim Sternen zuſammen zu kommen. Es mochten ſo bei dreißig oder vierzig ſein, die mit einander reiſen ſollten: da war der alt-Weibel, der wollte in ein Land ziehen, wo es keine Gemeindräthe gibt, da er mit denen zu Haus Jahr aus und ein Streit und Händel gehabt und dabei ſein halbes Gut verprozediert hatte; — da war der Baſchlhanns und ſeine Frau Marei, die alle Jahr ein Kind bekam und ein Jahr über das andere Zwillinge. die zählten, die Großmutter mitgerechnet, allein

ſchon ihrer ſiebzehn; — da waren der Brönzkaſpar und der Schnapsroni, welche ihr Reiſegeld aus dem Gemeindeſeckel erhalten hatten; — da war auch der Schullehrer, dem das Schulmeiſtern verleidet war; und noch mancher war dabei, den ich vergeſſen habe.

Die meiſten von uns waren guten Muthes und trugen Mehelt auf den Hüten, als ob es an eine Hochzeit gehe. Die Zeit bis zur Abreiſe vertrieb man ſich mit trinken, ſingen und jauchzen, und es war in der Gaſtſtube mehr Lärm und Geſchrei als an einem Markttage.

Man fuhr dazumal noch nicht auf der Eiſenbahn. Für die Reiſe bis nach Havre an das Meer hatten wir große Leiterwagen, welche ſauber mit Stroh und Tüchern gedeckt waren, ſo daß unſere Habſeligkeiten vor dem Unwetter geſichert waren und auch die Weiber und Kinder darunter Schirm und Schatten fanden. Der Baſchihans brauchte für ſich allein einen Wagen und hatte für drei Roſſe noch ſchwer genug geladen an dürren Schnitzen, Erdäpfeln, Speckſeiten, Pfannen und Kellen; auch hatte die Großmutter nicht vergeſſen, zwei Harniſchplätze mitzunehmen, da ſie einmal gehört, es hätte einer geſchrieben, es ſei in Amerika Land auf Land ab keiner weder zu ſehen, noch zu kaufen. Der alt-Weibel, der mit ſeinen beiden Buben auswanderte, hatte all ſein Werkgeſchirr aufgepackt, Pflug und Egge, Flegel und Senſe, Gabel und Rechen, zum Erſten, weil ihm die Sachen bei der Steigerung nicht genug gelten wollten, — zum Andern, ſagte er, er habe gehört, ſie hätten in Amerika nur ſo neumodiſches Zeug, Pflüge, wo man lüpfen müſſe anſtatt zu drücken, und drücken anſtatt zu lüpfen, und er möge in ſeinen alten Tagen nicht noch einmal in die Lehre gehen, und übrigens habe er mit dem alten Pflug immer noch ſchönes Korn bekommen und nicht gehört, daß es bei andern Pflügen ſchöneres gebe. Der Schnapsroni und der Brönzkaſper, die in Amerika eine Waſſerbrennerei anfangen wollten, hatten eine große Strohflaſche voll Kirſchwaſſer mitgenommen, als Muſter, wie ſie ſagten. — Ich

ſelbſt war nicht mit vielem Gepäck beladen, ſechs Hemden, eine Sonntagskleidung und eine für die Werktage und zwei Paar neue Schuhe. Mein Geld hatte ich in Dublonen umgewechſelt und in einen Gurt genäht und trug es auf dem Leibe.

Und die Stunde kam, die Pferde waren angeſpannt, die Kinder in die Wagen gepackt, das letzte Glas wurde eingeſchenkt und ausgetrunken. Und als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, da gab es einen lauten Jubel und die jungen Leute ſchwenkten jauchzend ihre Hüte; — ging es ja einem neuen beſſern Leben entgegen, einem neuen ſchönern Vaterlande, wo die Fünfliber auf den Straßen herum liegen, wie bei uns die Kieſelſteine, und man ſich bloß zu bücken braucht, um ſie aufzuleſen, und wo die Magenwürſte an den Bäumen wachſen, ſagte der Schnapsroni. Mir aber war's ums Herz wie damals, da ich als ein kleines Büblein zum erſtenmal von der Mutter fort mit dem Vater auf den Buchſi-Märet gehen durfte; eines Theils freute ich mich, einmal in die weite Welt hinaus zu gehen, andern Theils drückte es mich doch faſt zentnerſchwer; — aber ich ſchämte mich, es merken zu laſſen, und jauchzte, wie die Andern, ins Blaue hinaus.

Da kam unſerem Zug ein anderer Zug entgegen; es war in der Bittwoche, und mit Kreuz und Fahnen kam ein ganzes Dorf des Weges daher und flehte mit beten und ſingen den Segen des Himmels auf die Felder und Matten herunter. Dazu läuteten von nah und fern von allen Kirchthürmen die Glocken. Unſer Jauchzen verſtummte. Manches hätte beſſer ſein können in der alten Heimat; aber noch alle Jahre hatte unſer Herrgott auf unſere Felder und Matten regnen laſſen und die Sonne ſcheinen, daß das Gras wuchs und die Saaten reiften. Für uns Auswanderer wuchs nun auf dieſen von des Vaters und Großvaters Schweiß getränkten Aeckern keine Aehre mehr. Der Segen, den die Bittgänger vom Himmel herunter riefen, kam denen nicht zu gut, die auf fremder Erde ſich eine neue

Heimat ſuchten. Sie ſollten das ſchöne Geläute von St. Urſen nie mehr hören, nie mehr ſehen die glitzernden Schneeberge und den blauen Leberberg. Da fiel Manchem eine Thräne über die Backen, der ſich das Flennen ſchon lange hatte abgewöhnt.

Es war unſer Dorf, das heute mit Kreuz gegangen. Die Mutter und das Babeli waren auch dabei; aber ich ging auf die andere Seite der Straße hinter einen unſerer Wagen, daß man mich nicht ſehen konnte. Da zogen die Kreuzleute vorbei, das Beten und Singen verhallte in der Ferne, und wir fuhren ſtill fürbas gen Baſel

Drittes Kapitel.

Wie ein Schulmeiſter in die Neſſeln legt.

Von Baſel bis ans Meer iſt ſchon eine weite Reiſe, beſonders auf einem Leiterwagen; und langweilig iſt der Weg auch über die weiten Ebenen, durch die unſauberen Dörfer mit ihren Steinhütten, um welche weder ein Gärtchen noch ein Obſtbaum zu ſehen, und es that einem recht im Herzen weh, die magern, halbverhungerten Kühlein anzuſchauen, von denen gewiß keines ſo viel Milch gibt, als bei uns eine rechte Gaiß. Als wir durch die Stadt Paris kamen, wäre der Baſchihans faſt um ſeine ſchönen Schnitze, Hammen und Speckſeiten gekommen; die Zollner waren ſchon daran, ſie einzuſacken, und ſagten: es ſei verbotene Waare, aber das Marei wehrte ſich drum wie ein Leu; da kam gerade einer von den Vorgeſetzten dazu und der befahl, daß die Sachen verſiegelt werden ſollten, bis wir wieder zur Stadt hinaus ſeien, und der Baſchihans durfte ſeine Sachen behalten. Unterdeſſen gingen wir in eine Pinte, um ein Glas Wein zu trinken, der war roth, dick und für das Geld noch ſchlecht genug, und hatte der Wirth den Schwefel auch nicht geſpart, denn wir haben alle Kopfweh davon bekommen, ausgenommen der Schnaps-

roni und der Brönzkaſpar, und müſſen dieſelben recht ausgepichte Magen haben, weil es ihnen nichts gethan hat.

Da kam es eines Tages, daß ich in weiteſter Ferne, dort wo Erde und Himmel zuſammenkommen, einen grauen Streifen entdeckte, der immer breiter und breiter wurde. Einer der Fuhrleute, welcher dieſen Weg ſchon mehr denn einmal gemacht hatte, ſagte, das ſei das Meer. Bald erblickten wir auch die Thürme der Stadt Havre und die Spitzen der Maſtbäume von den Schiffen, welche in dem Meerhafen lagen. Wir jungen Männer jauchzten, die Kinder jubelten und die Alten rieben ſich freudig die Hände; es dünkte uns, wir ſeien nun ſchon faſt am Ziele. Und doch ſtanden wir jetzt erſt am Rande unſerer alten Heimat; und noch viele hundert Stunden, noch ein weites Meer und wie manches, wovon uns nicht einmal im Traume ſchwante, lag zwiſchen uns und der neuen Heimat, die wir ſuchten!

Als wir durch die Stadt zogen, ſchauten die meiſten Leute theils ſpöttiſch, theils mitleidig unſerem Zuge nach; und ich hörte einen Herrn, der auf der Gaſſe ſtand, zu ſeinem Kameraden auf hochdeutſch ſagen: „Sieh' da, ſchon wieder neuer Zuzug dieſer armen Leute, welche ihrem Elend entgegen gehen.“ Dieſes dumme Bedauern machte mich ganz wild und ich hätte mit dem Herrn gern Händel angefangen, denn wir zogen ja unſerem Glücke und beſſeren Tagen entgegen, und nicht dem Elende.

Auf der Reiſe, wo man nichts als fremde Geſichter um ſich ſieht, und die Leute welſchen, daß man nichts davon verſteht, da dünkt es einem, jeder, der ſo redet, wie wir es von der Mutter gelernt haben, ſei unſer Freund und iſt uns faſt ſo lieb wie ein Bruder. Und wir beſchloſſen, wir wollten treulich zuſammenhalten während der ganzen Reiſe und keinen im Stich laſſen. Der Schnappsroni und der Brönzkaſper waren zwar ein Paar wüſte Geſellen, ſie hatten die Gutteren mit dem Schnapsmuſter ſchon lange ſelbſt ausgetrunken und ihr Reiſegeld faſt ganz verthan; auch hatten ſie unterwegs manchen

Reben Rauſch gehabt und dann Händel angefangen oder ſonſt Unfug getrieben; aber ſie waren ja aus unſerm Dorf, und wenn wir ihnen nicht halfen, wer ſollte ihnen dann helfen? Und wir machten unter einander aus, es wolle jeder etwas beiſteuern, damit die beiden Brüder Liederlich mitkommen könnten übers Meer.

Der Schulmeiſter hatte irgendwo im Schneckenwelſchen hinten die Sprache gelernt und wurde nun ausgeſchickt, um die Ueberfahrt über das Meer ſo gut wie möglich zu verdingen. Nicht lange, ſo wurde derſelbe von einem ſchön geputzten Herrn angeſprochen: „Er wiſſe ihm ein ſchönes, vortreffliches Schiff, es gäbe auf dem ganzen Meere keines, mit dem man ſo ſicher, ſo ſchnell und ſo billig hinüber fahren könne; alle Paſſagiere erhielten zwei und zwei ein beſonderes Zimmer, der Kapitän ſei der beſte Menſch von der Welt und die Matroſen die höflichſten Burſche, die er kenne.“ Darauf nahm der Herr, der ſeine Kleider und ſchwere goldene Ketten anhatte, den Schulmeiſter am Arm und führte ihn in den Hafen, wo viele hundert Schiffe, eins am andern, vor Anker lagen, und zeigte ihm mit dem Finger das allergrößte und ſchönſte davon: „dieſes ſei das Schiff, aber es ſeien gerade nur noch ſo viele Plätze auf demſelben zu haben, als der Schulmeiſter für ſeine Geſellſchaft brauche, und wenn man ſie nicht ſogleich beſtelle, ſo würde man gewiß zu ſpät kommen.“

Der Schulmeiſter fragte ihn, mit wem man deßhalb reden müſſe, worauf der Herr antwortete, „er habe zwar ſehr viele dringende Geſchäfte und faſt keine Zeit, aber ihm zu lieb, und weil er die Schweizer beſonders gern habe, wolle er ihn zum Schiffskapitän führen.“ Und ſie gingen mit einander durch viele krumme und enge Gäßchen bis zu einer Pinte, da ſaßen ein Paar hinter einer Kanne Branntwein: „der mit dem ſchwarzen Bart ſei der Kapitän“. Der Schulmeiſter machte die Sache nun mit ihm ins Reine und mußte ihm zehn Fünfliber darauf geben, wofür er einen Schein bekam. „Er ſolle dann morgen im Hafen wieder nachfragen, wann das Schiff abfahre.“

Unterdeſſen hatten wir andern in dem Wirthshauſe, wo wir von den Fuhrleuten hingeführt worden waren, unſere Sachen abgeladen; aber das war ein wüſtes unſauberes Loch, voll Flöhe und Wanzen, und es war uns allen, wenn wir doch nur ſchon wieder fort wären.

Des andern Tages gingen wir in den Hafen, wo uns der Schulmeiſter das Schiff zeigen ſollte, auf das wir verdinget waren. Und er meinte ſich, daß er ſeine Sache ſo gut gemacht und uns um ein Spottgeld ſo gut verdinget habe, und ſagte: „es käme Einem wohl, etwas Rechtes gelernt zu haben, und es wäre ſchon Manchen beſſer gegangen, wenn ſie einen Schulmeiſter bei ſich gehabt hätten.“ — Da war aber das Schiff nicht mehr an der Stelle, wo es geſtern geweſen war, und wir konnten es nirgends mehr finden. Und als der Schulmeiſter darnach fragte, ſo ſagte man ihm, es ſei früh am Morgen abgereist; und als er den Schein zeigte, daß er und ſeine Geſellſchaft ſich auf das Schiff verdinget hätten, und daß er zehn Fünfliber darauf gegeben, da lachten ihn die Leute aus und ſagten ihm, er habe ſich von zwei Spitzbuben betrügen laſſen. Da gingen wir ganz kaput in unſer Wirthshaus zurück und es mochte nicht einmal einer ein Maul aufthun, um dem Schulmeiſter den Kopf zu waſchen, wie es ihm eigentlich von Rechts wegen gehört hätte.

An unſerem Wege am Hafen ſtanden ganze Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, in Lumpen gekleidet und halb verhungert, die bettelten auf deutſch um ein Almoſen. Aber der alt-Weibel, der nicht gern etwas gab, ohne zu wiſſen warum und wie, der fragte, wer ſie ſeien und woher ſie kämen; da erzählten die Bettler, ſie ſeien arme Auswanderer aus Deutſchland, ſie hätten all ihr Geld verzehrt und könnten nun weder hinüber nach Amerika, noch zurück nach Hauſe. — Als wir dieſe Worte hörten, da lief es uns ganz eiskalt den Rücken hinauf und wir gingen, ſo ſchnell wir konnten, ins Wirthshaus zurück, um zu berathen, wie man ſich auf ein Schiff verdingen könnte, ohne noch einmal betrogen zu werden.

Viertes Kapitel.

Das Schiff.

Da fiel es dem alt-Weibel ein, daß er einmal im Blatt von Einem geleſen habe, der ſei von der Eidgenoſſenſchaft angeſtellt; man ſage ihm Herr Conſul. Der werde wohl deßwegen da ſein, um den Schweizern, die in dieſe Stadt reiſen, an die Hand zu gehen. Und er ging mit dem Schulmeiſter zu ihm. Das war ein gar freundlicher und geſcheidter Herr, der gab ihnen den Beſcheid, der Schulmeiſter hätte ſich beſſer in Acht nehmen ſollen, und er würde die zehn Fünfliber wohl nicht wieder bekommen können, wir ſollten ſie in Gottes Namen aus unſerm gemeinſchaftlichen Reiſeſeckel beſtreiten. Dann ſagte er ihnen noch, er wolle ſeinen Schreiber mitſchicken, der müſſe ſie zu einem Schiffsherrn führen, der ein braver Mann ſei und dem man trauen könne. Als nun die Mannen abſchaffen wollten, ſo hieß es, es koſte nichts; da wollte der alt-Weibel den Herrn Konſul in die nächſte Pinte zu einer Flaſche Wein nöthigen, aber der ſagte, das brauche ſich nicht und wünſchte ihnen glückliche Reiſe.

Jetzt war die Sache bald im Reinen, und ſobald wir das Ueberfahrtsgeld bezahlt hatten, wurden unſere Sachen auf das Schiff abgeholt. Zuvor mußten wir aber noch für unſern Mundproviant ſorgen. Der Baſchihans war kein Narr geweſen, daß er ſich daheim ſo wohl mit Speck und Schnitzen verſehen hatte; es waren zwar am Meerhafen genug Stände und Kaufläden, wo man einkaufen konnte, was man auf dem Schiffe nöthig hatte, aber alles nur um ein ſchweres Geld; und doch mußten wir daran glauben. Wir verſahen uns alſo mit geſalzenem und geräuchertem Fleiſch, ganz hartgebackenem Brod, Schmalz, Erbſen, weißen Bohnen, Sauerkraut und Erdäpfeln, von Allem ſo viel, als wir etwa in acht Wochen zu brauchen dachten. Das machte unſern Reiſeſeckel um ein gutes leichter, hatten wir ja ſogar die Erdäpfel beim Pfund bezahlen müſſen. Der Schnaps-

roni und der Brönzkaſper hatten ſchon längſt kein Geld mehr und bekamen auch keines, und ließen wir ſie nur um Gotteswillen mitfahren, aber ihre Gutteren brachten ſie doch friſch gefällt auf das Schiff. Und konnten wir zuerſt gar nicht begreifen, wo ſie das Geld dazu hergenommen, merkten es aber am Ende doch, weil der Kaſpar jetzt immer in den Hemdärmeln herumlief, und der Roni beim wärmſten Wetter zugeknöpft war bis an den Hals und auch nicht den kleinſten weißen Fetzen zum Halstuch herausließ, während wir andern einen Stolz darauf ſetzen, unſere ſchönen weißen Hemdekragen bis hoch über die Ohren hinauf zu ziehen.

Einen beſondern Anſtand hatte noch der alt-Weibel mit ſeinen Pflügen, Eggen und B'ſchüttiſäſſern. Als dieſelben angerückt kamen, ſagte der Packmeiſter: „man ſolle den Grümpel nur friſchweg ins Meer werfen; da der Platz auf dem Schiffe vom Schuh bezahlt werden müſſe, ſo würde die Fracht mehr koſten, als wenn man die Sachen in Amerika neu kaufe, und dann ſeien ſie noch ums Halbe beſſer." Aber das war dem alt-Weibel ein Stich ins Herz: „er habe immer beim fürnehmſten Wagner ſchaffen laſſen, den habe, beſonders was die Pflüge anbetreffe, in der ganzen Amtei keiner übertroffen." Und zuletzt wurde er höhn und ſagte, „er habe noch Geld genug, um zu zahlen, was es koſte". Und koſtete es ihn wirklich zuletzt mehr, ſeinen Grümpel hinüber zu ſchaffen, als was er und ſeine Buben mit ſammt der Koſt bezahlen mußten.

Endlich waren wir und was uns gehörte verſorgt, und es ging für uns ein neues ungewohntes Leben an, das uns Allen ganz wunderbar vorkommen wollte. Nebſt uns waren noch über Hundert, die auswanderten, auf dem Schiffe, meiſtens Schwaben und vom Rheine her; und der ganze Platz, auf dem wir uns aufhalten durften, wenn wir friſche Luft ſchöpfen wollten, war nicht viel größer als ein mittelmäßiges Tenn. Der Ort aber, der zum Schlafen und zum Aufenthalt beim ſchlechten Wetter beſtimmt war, ſah ungefähr

aus wie ein Käskeller, wo an den Wänden Käsladen, einer über dem andern angebracht sind; auf diesen Käsladen waren die Schlafstellen, wo man zu zwei und zwei sich einrichten mußte, so gut man konnte und mochte. Und war da Alles durch einander, Jung und Alt, Mannen und Weiber. Man sagte diesem Ort das Zwischendeck, und war dasselbe nicht höher als ein gewöhnlicher Schweinstall, in welchem keiner von uns Männern, mit Ausnahme des Schulmeisters, aufrecht stehen konnte. Aber wir dankten dennoch Gott, daß es uns nicht gegangen, wie jenen armen Deutschländern, die geldlos und hülflos nicht vorwärts konnten und nicht zurück, und auf halbem Wege verhungern und verkümmern mußten.

Fünftes Kapitel.

Dursli lernt, wie man den Fischen predigt.

„Adies Welt!" dachte ich, als wir in das blaue Meer hinaus fuhren, und saß oben auf dem Schiffsverdeck auf einem zusammengerollten Ankerseile und schaute, wie die Bäume am Land immer kleiner wurden. Es ging ein rechter Wind, und unser Schiff schoß wie eine wilde Ente über das Wasser weg, und die Wellen die hoben es in einem fort hinauf und hinunter, daß es einem bedünkte, man sitze die ganze Zeit auf einem Gigampfi; das ging so schnell, daß man bald den höchsten Thurm der Stadt Havre nicht mehr sehen konnte. Und ward mir da, als ob ich jetzt erst recht von der Heimat Abschied nehmen müsse und vom Babeli und der Mutter. Und als ich aufschaute, da stand der Schulmeister neben mir, der war ganz bloß und hielt sich am Schiffsgeländer und schaute ins Wasser hinab. Ich fragte ihn, warum er so traurig sei und ob er vielleicht das Heimweh bekomme; — da seufzte er und sagte: „es sei doch eine schöne Sache, so in einer großen Schulstube zu sitzen und Schule zu halten,

und festen Boden unter den Füßen zu fühlen, der nicht immer hinauf und hinab gehe; er glaube übrigens, er werde krank und ich solle ihn doch hinunter auf sein Bett führen." Da nahm ich ihn am Arm und wollte mit ihm die Hühnerleiter hinab, welche in das Zwischendeck hinunterführt. Da kam eben das Marei heraufgeklettert, und als es uns sah, fing es gar erschrecklich zu jammern an: „es sei ihr so übel zum Sterben, und es dünke sie, das Unterste wolle obsig kommen; sie glaube bestimmt, es fange an eine gräuliche Krankheit auf dem Schiffe zu regieren, es habe unten schon mehr als die halben gepackt, und dann sei nicht einmal ein Doktor da, wo einem helfen könnte, und wie sie daheim einen gehabt hätten; sie meine nicht so einen Herrendoktor, die verstünden doch nichts, aber einen, wie der Tschampelhans, der alle Krankheiten im Wasser g'schaue, und schon wisse, wo es Einem fehle, wenn man ihm nur ein Gütterli in einem Briefe schicke."

Aber wir hatten nicht Zeit, lange auf ihr Jammern zu hören, denn der Schulmeister wurde immer bleicher, und ich war froh, als ich ihn auf unser Lager gebracht hatte, — wir hatten nämlich unsere Betten auf einem gemeinschaftlichen Käsladen. Auf der Pritsche, welche gerade unter uns angebracht war, da hausten der Kaspar und der Roni, und ich bemerkte, als ich dem Schulmeister ins obere Gemach hinauf half, daß sie ganz traurig, jeder in einem Winkel, saßen, mitten zwischen ihnen ihre große Schnapsflasche. Und als ich so neben dem Schulmeister saß, dem es im Liegen ein wenig besser geworden war, da hörte ich wie der Roni zum Kasper sagte: „Magst du einen Schluck?" aber der Kasper antwortete mit schwacher Stimme: „Ach nein, der letzte ist mir noch zu oberst." „So hab' ich's auch", seufzte der Roni, „und doch ist's ein gutes Wasser, das brennt den Rachen hinunter, als ob man eine Hand voll Nesseln durchzöge; aber ich glaube, wir haben nicht mehr lange zu leben" — und die alten Knaben fingen ganz barmherzig mit einander zu flennen an. Mir

ſelbſt wurde es in der dunſtigen Schiffskammer, wo alle möglichen Gerüche einem in die Naſe ſtiegen, ganz wunderlich, und weil der Schulmeiſter nun ruhig war, ſo ſtieg ich ſo ſchnell wie möglich wieder hinauf an die friſche Luft. Aber da kam ich faſt vom Regen unter die Dachtraufe. Es ſtand da dicht neben einander Alles am Schiffsgeländer, jung und alt, Schweizer und Deutſchländer, Männer und Weiber, und jeden Augenblick bog ſich einer hinüber und predigte den Fiſchen, die gewiß ſchon lange keinen ſolchen Kolatz mehr gehabt hatten. Dazwiſchen gingen zwei Kerle auf und ab mit brandkohlſchwarzen Geſichtern; das waren Neger aus Afrika und dienten auf dem Schiff als Knechte. Einer hatte einen großen Beſen und der andere einen Kübel voll Waſſer und ſie putzten weg, wo etwas Unreinliches auf das Schiff kam. Aber wenn einer der armen Kranken hinfiel und nicht mehr aufſtehen konnte, ſo nahm ihn einer der Schwarzen bei den Armen und der andere bei den Beinen und trugen ihn fort. Ich war recht erſchrocken und glaubte die Cholera oder die Peſt, Gott behüt uns davor, ſeien ausgebrochen, aber die Schiffsmatroſen machten ſich nichts daraus und ſchauten lachend zu, und gar die beiden ſchwarzen Teufel verzogen ob dem Elende ihre breiten Mäuler faſt bis an die Ohren.

Der Wind kam jetzt noch etwas ſtärker, da fühlte ich, daß es nun mich ſelbſt zu packen anfange. Der kalte Schweiß lief über mich hinunter, und es war mir, als ſollte ſich mein Innerſtes herauskehren; ich hielt mich am Schiffsgeländer und machte — wie die Uebrigen. Aber je luſtiger unſer Schiff auf dem Waſſer herumtanzte, bald hinauf bald hinunter ſchießend, bald hierhin bald dorthin ſich neigend, um ſo übler wurde mir, und ich ſpürte, wie meine Kraft von mir wich und mein Muth von dannen ging.

Wir waren nun ſchon ganz weit vom Land, und man ſah dasſelbe nur noch wie einen fernen ſchwachen Nebel. Was hätte ich gegeben, wenn ich wieder dort geweſen wäre und nicht mehr auf dem

zitternden, ſchwankenden Schiffe! Ich glaube, mein halbes Leben hätt' ich dafür gegeben, — der Gurt mit meinen Doublonen hätte mich nicht gereut! Und hätten mich die beiden wüſten Mohren gepackt und über das Verdeck ins Waſſer hinausgeworfen, es wäre mir ganz gleich geweſen und würde kein Glied dagegen gerührt haben.

So ſaß ich an das Ankerſeil gelehnt und hatte die Augen zu, und war mir ſo ſchlecht, daß ich nicht einmal mehr an das Babeli denken mochte. Da klopfte mir Jemand auf die Achſel und dann ſchüttelte er mich rechtſchaffen, daß ich die Augen aufmachen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Es war ein Herr, der hatte ein gar vornehmes Ausſehen und ſchöne Kleider an, aber er ſprach ungefähr unſere Sprache und ſagte: „Ihr ſeid wohl recht krank, guter Freund?“ „Ach ja“, gab ich zur Antwort, „ich werde wohl ſterben müſſen.“ Aber der Herr lächelte: „Das ſei nicht ſo gefährlich, weder für mich noch für die Andern; man heiße das die Seekrankheit, und Keiner bleibe davon verſchont, welcher zum erſten Male auf dem Meere fahre, beſonders wenn dasſelbe ein Bischen unruhig ſei; aber es wäre noch Niemand daran geſtorben.“ Darauf hieß er mich aufſtehen und führte mich an einen Platz, nahe am großen Maſtbaum, wo man die Schwankung des Schiffes viel weniger ſpürte; zuletzt holte er gar noch eine Flaſche guten Rothen und gab mir ein Paar Schlücke davon zu trinken. Jetzt wurde mir ſchon wieder viel beſſer, und ich bedankte mich, ſo gut ich konnte. Der Herr aber ſagte, das brauche ſich nicht, Einer müſſe dem Andern helfen auf dieſer Welt, beſonders Landsleute, die in der Fremde zuſammen kommen. Bevor er von mir ging, ſprach er dann noch, es würden jetzt bald warme Nächte kommen, da ſei es viel luſtiger oben auf dem Verdeck, als unten im Bett; es würde ihn freuen, dann einmal ruhig und ungeſtört ein Stündchen mit mir verplaudern zu können.

Es nahm mich doch z'Deuxelswunder, warum der Herr, der auf den erſten Platz bezahlt hatte, ſich mit mir unſtudiertem Bauern-

knaben abgeben mochte. Deßhalb ſuchte ich mich über ihn zu erkundigen, konnte aber nicht viel mehr erfahren, als was er mir ſelbſt geſagt hat: er heiße Herr Schmid, ſtamme aus der Schweiz und habe in Amerika ein großes Geſchäft. — Was er Apartes mit mir wolle, darüber rieth ich hin und her, konnte aber nichts errathen.

Sechstes Kapitel.

Wie der Dursli Cigarren raucht, wobei ihm der Verſtand ſtill ſteht.

Nach ein paar Tagen wurde das Meer wieder ruhiger. Da war dann die erſchreckliche Krankheit, von der wir Alle ſterben zu müſſen glaubten, bald kurirt, und Einer nach dem Andern kroch ab ſeinem Käsladen die Hühnerleiter hinauf auf das Verdeck. Aber nun zeigte ſich bald eine andere Plage. Während es Allen übel geweſen war, da dachte kein Menſch ans Eſſen und noch weniger ans Kochen; jetzt fuhr plötzlich ein gewaltiger Hunger in die Leute und jedermann wollte nun zuerſt am Kochfeuer ſein, ſo daß man ſich faſt in die Haare kam, und da eine Pfanne ins Feuer geleert und dort eine Schüſſel zerſchlagen wurde. Am beſten kam das Marei dabei weg, das hatte einen großen Hafen mit Schnitz und Speck ob, und ſtand davor, die Fäuſte in die Seiten geſtützt, und ſchaute den Leuten dabei ſo reſolut unter die Naſe, daß kein Menſch es wagte, ihm oder ihrem Hafen etwas zu leid zu thun. Dem Roni und dem Kaſpar war's ums Eſſen ganz gleich, ſondern ſie flattirten wieder gutes Muthes ihrer Gutteren, bis der Kaſper auf ſeiner Pritſche liegen blieb und einſchlief. Aber der Roni, der kam mit ſeinem Schnapsrauſch auf das Verdeck und zwirbelte, mir nichts, dir nichts, hinter den großen Maſt auf den erſten Platz hinüber; dort kam er gerade dem Herrn Kapitän in den Wurf, der befahl ihm, hinzugehen woher

er gekommen; aber der Mont fing jetzt an aufzubegehren: „er ſei ein freier Schweizer und es habe ihm Niemand nichts zu befehlen.“ Da ſagte der Kapitän: „und ich bin ein freier Amerikaner, aber bei mir gehört auf den erſten Platz, wer für den erſten bezahlt, und wer für den zweiten bezahlt, auf den zweiten.“ Und als der Roni noch nicht ruhig ſein wollte, da packten ihn ein paar Matroſen, ſchütteten zwei oder drei Kübel Meerwaſſer über ihn und thaten ihn dann an den Schatten, bis er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte. Und iſt ihm ganz recht geſchehen.

Einmal, als es ſchon ganz finſter geworden war, und ſich die Meiſten auf ihre Käsladen zur Ruhe gelegt hatten, ſchaute ich noch über das Verdeck-Geländer in das Meer; denn es gefiel mir gar wohl, wie die Wellen in der Dunkelheit ſo flimmerten und leuchteten, ungefähr wie eine Schachtel Zündhölzchen, die man im Finſtern aufmacht. Und war dieſes wunderliche Brennen des Waſſers faſt in jeder ſchönen, ſtillen Nacht zu ſehen. Da ſtand der Herr Schmid, welcher mich von der Seekrankheit kurirt hatte, wieder neben mir und frug mich, ob es mir recht ſei, noch ein Bischen aufzubleiben. Darauf ſetzten wir uns auf eine Kiſte, und er zog ein paar Zigarren hervor und nöthigte mich, auch eine zu nehmen; aber ich wußte nicht recht, auf welcher Seite man ſie ins Maul nehmen ſolle; der Vater ſel. hätte mich hübſch rangſchiert, wenn ich mit Zigarren gekommen wäre; wollte ich rauchen, ſo konnte ich von dem Tabak nehmen, der ihm der liebſte war, und von welchem man um einen Batzen drei Mal um den Leib bekam. Item, wir fingen an mit einander zu plaudern, und ich mußte ihm erzählen, woher ich ſei, wie ich es zu Hauſe gehabt habe und warum ich auswandern wolle.

„Aber, guter Freund“, frug er auf einmal, „wo wollt ihr denn eigentlich hin?“ — „Hat der Herr vielleicht von ſeinem ſtarken Rothen ein Glas zu viel getrunken“, dacht' ich und gab zur Antwort, ich meine unſer Schiff fahre nach Amerika. Da ſah ich wohl, obſchon

es ziemlich finster war, daß der Herr Schmid das Lachen nicht recht verbeißen konnte. „Wenn du einen Narren haben willst, so kauf dir einen eisernen", dacht' ich, und stand auf, um zu gehen, aber der Herr legte freundlich seine Hand auf meinen Arm und sprach: „Ihr müßt mir meine Frage nicht in Uebel nehmen, Durski. Daß ihr nach Amerika wollt, konnte ich errathen, und daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika euer Reiseziel sind, ließ sich ebenfalls daraus schließen, daß wir auf demselben Schiffe fahren. Da aber dieses Land etwa hundertfünfzigmal so groß ist, als die Schweiz, und ungefähr achttausend Kantone wie Solothurn darin Platz hätten, so war meine Frage, scheint mir, doch erlaubt." — So groß hatte ich es mir freilich nicht vorgestellt und eigentlich auch nie so recht darüber nachgesonnen, wohin ich wolle, sondern ich hatte gedacht, ich gehe mit den Andern, und das war wahrscheinlich die Meinung eines jeden von uns gewesen. Es waren freilich von Zeit zu Zeit Briefe gekommen von solchen, die in früheren Jahren ausgewandert waren, aber wo diese Leute eigentlich zu finden seien, ob sie bei einander wohnten, und ob wir an denselben Ort hinwollten oder nicht, davon hatte keiner von uns einen recht deutlichen Begriff. So kam es, daß mir jetzt fast der Verstand ein wenig still stehen wollte. „Seht Durski", fing der Herr wieder an, nachdem er mir drei Mal hatte Feuer geben müssen, und ich allemal wieder hatte löschen lassen in Gedanken, — „es ist wohl der Mühe werth, darüber sich zu besinnen. Oben im Lande wird's im Winter so kalt, wie bei euch nicht auf den höchsten Schneebergen; unten aber ist's eine Hitze, daß kein Mensch es erleiden mag, auf dem Felde zu schaffen, als die schwarzen Negersklaven, und würde man jeden, der dort einen Pflug oder eine Hacke anrühren wollte, auch nicht für etwas Besseres ansehen, als für einen Sklaven. Am Meere, bei den großen Städten, da ist das Land so theuer, als wie bei euch im Buchoggberg; dagegen im Innern des Landes ist's spottwohlfeil, und ist dort auch an vielen

Orten ein schöner, milder Himmel, nicht zu warm und nicht zu kalt, und guter, fruchtbarer Boden; aber dort ist's dann einsam, nichts als Wald und Weide, und wer's nicht erfahren hat, der weiß es nicht, wie's thut, stundenweit keinen Nachbarn zu haben, der sich mit uns freuen, uns trösten, uns helfen kann im Nothfall."

Die verfluchte Zigarre war mir schon wieder ausgelöscht, da sagte der Herr noch, ich hätte jetzt auf dem Schiffe die schönste Zeit, über die Sache nachzudenken, und er wolle mir ein Buch geben, darin sei ziemlich wahrhaftig beschrieben, wie es in dem Lande aussehe, in welches wir zögen, und ich solle dieß Buch durchlesen und dann mit meinen Reisegefährten zu Rathe gehen. Aber bevor wir das Schiff verließen, wolle er mir dann noch etwas Apartes im Vertrauen sagen.

Siebentes Kapitel.

Kurze Freude, große Noth.

Das Wetter war nun gar besonders schön und lieblich geworden, es ging gar kein scharfer Wind, so daß die Segel oft ganz schlaff von den Mastbäumen hinunter hingen, und dann waren auf dem Meere nicht höhere Wellen zu sehen, als auf einer Milchgepse. — Auch beklagte sich kein Mensch mehr über die Meerkrankheit, sondern die meisten waren wieder lustig und hellauf. Es waren auch zwei aus dem Appenzellerland auf dem Schiffe, die wußten gar schöne und kurzweilige Lieder, und gegen Abend, wenn es nicht mehr so gar heiß war, so fingen sie dann oft an zu singen, da horchte Alles gerne zu, und stand allemal bald das ganze Volk, das auf dem Schiffe war, vom ersten Platz und vom zweiten Platz, um die beiden herum. — Einer vom Schwarzwald hatte eine Geige mitgenommen, der spielte auch ein paar Mal ein paar Tänze auf, da war ein Leben, als wie an einer Kilbe, und es war eine Freude zu sehen, wie die

Matroſen mit den Mädchen herum ſprangen, ſo daß deren lange Haarſchnüre ärger flatterten, als die Fähnlein oben an den Maſtbäumen.

Aber je ſchöner das Wetter wurde und je glätter das Meer, um deſto ſauerer blickte der Kapitän, und um deſto größere Runzeln waren auf ſeiner Stirne zu ſehen. Und zuletzt merkten wir wohl warum, und hätten faſt lieber wieder Sturm gehabt und den Fiſchen gepredigt, denn unſer Schiff wollte gar nicht recht vom Fleck, und war jetzt ſchon die Zeit, da wir in Amerika hätten ſein können. Auf ein paar Tage oder Wochen mehr oder weniger wäre es uns am Ende nicht angekommen, denn viel zu verſäumen hatten wir eben nicht, aber es war da ein anderer Haken: wir hatten bloß auf acht Wochen Proviant eingekauft, und von den Schwaben und denen aus dem Badiſchen hatten ſich viele gar nur für fünf bis ſechs Wochen verſehen und wir ſchwammen nun ſchon in der ſiebenten Woche zwiſchen Himmel und Waſſer. Zuerſt gefiel die Sache dem Einen und dem Andern nicht übel, denn es ließ ſich da mancher gute Handel machen, und hätte man in Havre die Erdäpfel noch ſo theuer bezahlen müſſen, man konnte ſie jetzt mit gutem Profit wieder abſetzen, und der Baſchihans verkaufte von ſeinen Schnitzen, man hätte um das Geld in Muth's Laden gleich ſchwer Weinbeeren und Roſinen bekommen. Das ging, ſo lang es ging; zuletzt hatten die armen Leute weder Geld mehr noch Proviant und den Weg zu Baſchihanſens Schnitztrog hatten ſie auch kennen gelernt; ſo kam's, daß, als Marei an einem ſchönen Morgen eine Kocheten hervorholen wollte, die Drucke leer war; das war ein Jammer! denn es war für die Frau nichts Geringes, täglich ihre ſiebenzehn Mäuler zu füttern.

Dazu kam dann noch ein anderes Herzeleid; die Marei, welche ihr Kleinſtes noch ſäugte, hat ſich nicht genug in Acht genommen, ſondern dem Kinde in den Aerger und Verdruß hinein zu trinken

gegeben, das iſt davon gar übel krank geworden und in der andern Nacht geſtorben. Am folgenden Tag war die Gräbt; das iſt aber eine kurioſe Gräbt geweſen, und hat mir und den Andern allen einen rechten Stich durchs Herz gegeben. Nachmittags gegen drei Uhr, als das meiſte Schiffsvolk mit der nothwendigſten Tagesarbeit zu Ende war, fing die Schiffsglocke zu läuten an; da verſammelte ſich Alles was auf dem Schiffe war, die vom erſten und vom zweiten Platz, Matroſen und Schiffsknechte, auf dem Verdeck; dort lag auf einem Brett, in Packtuch eingenäht, das arme todte Kindlein; nun las der Herr Kapitän, da kein Geiſtlicher vorhanden war, aus einem Buch auf engliſch ein Gebet, worauf er mit der Hand ein Zeichen gab, und die kleine Leiche, welcher man ein Paar eiſerne Gewichtſteine an die Füße gehängt hatte, rutſchte über das Brett in das tiefe Meer hinab; das gab ein paar Ringe, wie wenn man einen Stein ins Waſſer wirft, und dann war Alles vorbei. Die Marei heulte wie ein Schloßhund, und mußten ſie ein paar Weiber ins Zwiſchendeck hinab auf ihr Bett bringen; der Baſchthans, der es ſonſt keineswegs für das größte Unglück angeſehen hätte, wenn eins von ſeinen kleinen Freßmäulern ein ſchöner Engel im Himmel geworden, der kehrte ſich um, als das arme Würmlein ins Waſſer plumpſte und ſagte, es wolle ihm näume faſt ein wenig g'ſchmuecht werden. Doch das Grauſigſte das ſahen ich und ein paar Andere, aber wir haben's für uns behalten: ſo lange die kleine Leiche auf dem Schiffe lag, zogen uns zwei oder drei große Haifiſche nach, als ob ſie gewittert hätten, daß ſie einen Fraß bekommen ſollten; als dann das todte Kind in's Meer hinab ſank, da ſchoſſen die wüſten Unthiere ſchnell nach in die Tiefe, — ich glaube, es iſt nicht bis auf den Grund hinabgekommen. — Den ganzen Tag war's da recht ſtill auf dem Schiffe, und man hörte nicht einmal viel wegen dem Eſſen zanken und jammern; es dachte wohl ein Jeder, ob er auch noch ſo über das Brett ins Meer hinunter rutſchen müſſe, ein

Paar Pfundsteine an den Füßen, und das hat Einem den Appetit genommen.

Des andern Tages hieß es, der Kapitän habe befohlen, es müsse Jeder, der noch Mundproviant habe, denselben hergeben, und in Zukunft würde gemeinschaftlich gegessen. Das war Manchem nicht recht, daß diejenigen, welche sich vorgesehen hatten, nun ihre Sachs hergeben mußten, um die Nachlässigen und Unvorsichtigen zu füttern; aber so auf einem Schiffe ist ein Kapitän besser Meister als ein Kaiser in seinem Reich, und man mußte gehorchen, man mochte wollen oder nicht. Und genau überlegt, war's freilich das Klügste; denn man hätte ja doch Keinen können verhungern lassen, sonst wäre es geschehen, daß sich die armen Teufel, die nichts mehr zu brechen und zu beißen hatten, mit Gewalt über die vorhandenen Lebensmittel hergemacht, und Alles auf einmal aufgefressen und geschändet hätten. Jetzt bekam Jeder seine Portion, Einer gleichviel wie der Andere, so wie die Soldaten in der Kaserne ihren Spatz bekommen. Aber noch immer wollte kein günstiger Wind sich erheben, noch immer blieben wir fast auf demselben Flecke liegen; Tag für Tag wurden die Portionen kleiner. Die größte Plage sollte aber erst noch kommen, das Trinkwasser ging nämlich zu Ende, und was noch in den Fässern sich befand, war faul und stinkend Dazu brannte die Sonne täglich heißer und heißer. Ach, wie wurden die Gesichter so lang, wie hohl die Augen! wie blickten wir sehnsüchtig nach allen Enden, ob nirgends kein Wölkchen sich zeigen wolle, ein Vorbote andern Wetters; — ob nirgends eine Welle sich erheben wolle; doch dunkelblau blieb der Himmel, spiegelglatt das Meer. Wüßten das die Mutter und das Babeli, dachte ich, daß ich hier elendiglich umkommen muß vor Hunger und vor Durst, wie würden sie weinen und jammern, und ich hätte greinen mögen vor lauter Elend und Heimweh, wie ein Röcklibub. Und wäre mir da oft fast das Herz in die Hosen gefallen, wenn nicht der Herr Schmid gewesen wäre, der sprach mir

zu, ich ſolle mich zuſammen nehmen, und wer ein Mann ſein wolle, der müſſe durchführen, was er angefangen, geh' es dann durch Dick oder Dünn; ich ſolle nur nicht gleich den Muth verlieren, denn ich würde ihn noch manchmal brauchen können. Da nahm ich mich dann wieder zuſammen. Aber ein erſchrecklicher Anblick war es doch und hätte einen Stein erbarmen können, die kranken Kinder, die jammernden Weiber, die abgezehrten, bleichen Geſtalten zu ſehen, welche mit hohlen, hungernden, verzweifelten Blicken über die unendliche Waſſereinöde hinwegſchauten, als ob ſie noch einmal vor dem Sterben das Land hätten ſehen wollen, von wannen ſie gekommen waren.

Achtes Kapitel.

Eine böſe halbe Stunde.

Endlich war an einem ſchrecklich heißen Mittage, dort wo das Meer und der Himmel zuſammen kommen, ein kleines weißes Wölkchen zu ſehen, das erſte ſeit vielen, vielen Tagen. Das war ein Jubel über das ganze Verdeck, und wir Alle begrüßten es als willkommenen Vorboten eines längſt gewünſchten Regens, der uns erfriſchen und tränken, eines Windes, der uns dem erſehnten Lande zuführen ſollte. Aber war bis jetzt das Geſicht des Kapitäns eben nicht gar aufgeräumt geweſen, ſo ſchaute er jetzt noch um ein Gutes finſterer unter ſeinen dicken grauen Augenbrauen hervor. Er ſtellte ſich auf den höchſten Ort des Verdecks und ſchaute auf das kleine weiße Wölkchen, das nach und nach groß und grau wurde, und während deſſen wurde ſein Geſicht immer länger. Jetzt wurden auch die Matroſen unruhig und auf ein Zeichen des Herrn Kapitäns kletterten ſie wie die Katzen an den Maſtbäumen hinauf und rollten die Segel zuſammen, die man bis jetzt ganz offen hatte herunter hangen laſſen, um ja das kleinſte Lüftchen nicht unbenutzt vorbeiſtreichen zu laſſen.

Dann gingen sie zu den beiden Weidlingen, welche hinten auf dem Schiffe aufgebunden waren, und lösten sie ab und rüsteten sie, daß man sie leicht in das Wasser hinablassen konnte; dabei fiel keinem einzigen ein, einen Spaß zu machen, oder ein Lied zu pfeifen, oder etwa einem Schwabenmeitli, das ihm im Weg stand, schnell einen Kuß zu geben, wie sie es sonst im Brauch hatten, sondern sie waren ganz still und kantsam. „Was soll das geben?“ sagte ich zum Schulmeister. Da kam der Herr Schmid zu mir, mit dem ich während der langen Meerfahrt ganz gut Freund geworden war, und sagte: „Nun Dursli, nimm dich zusammen, du wirst etwas erleben, woran du deiner Lebtag denken wirst; wir wollen jetzt sehen, ob du Kurasch im Leibe hast.“ — Aber der Herr war selbst um ein gutes Stück blasser als gewohnt. „Was soll das geben?“ sagte ich nochmals zum Schulmeister. Das kleine weiße Wölkchen war nun so groß geworden, daß es die Sonne verdeckte und den ganzen Himmel überzog, der war jetzt auf der einen Seite ganz dunkelgrau und auf der andern fast kupferroth, daß es recht graufig anzusehen war, und das Meer hatte auch seine Farbe verloren und war graugelb, wie trübes abgestandenes Wasser. Dazu war es so dünstig heiß, daß einem der Schweiß in Bächen über das Gesicht lief, und man kaum den Athem zu ziehen vermochte. „Das wird wohl ein Donnerwetter absehen wollen“, sagte der Schulmeister, aber noch hatte er nicht ausgeredet, so ging es an, als ob die ganze Hölle auf einmal losgelassen würde; der Sturmwind fing an zu heulen, wie wenn man tausend Posaunen mit einander blasen thäte; das Schiff erhielt einen Rippenstoß, daß es sich ganz auf die Seite legte und fast die Spitzen der Mastbäume ins Meer tauchte — ich konnte mich noch schnell am Schiffsgeländer halten und der Schulmeister an meinen Kittelfecken, sonst wären wir alle beide ins Wasser gepurzelt; links und rechts schossen nun die Blitze wie feurige Schlangen vom Himmel herab und der Donner brüllte ohne abzusetzen, daß es mich bedünkte, es wolle mir die Ohren

verſprengen; dazu fiel ein Regen, man hätte glauben können, es reiße Einer einen Mühlbach auf das Schiff herab, und am hellen Mittag war es ſo finſter geworden, daß man kaum von einem Ende des Schiffes zum andern ſehen konnte; da ſah ich die frechſten Matroſen zittern und beten, und der alt-Weibel hat damals eine Wallfahrt nach Hagenthal verſprochen, und hat nicht bedacht, daß er jetzt nach Amerika gehe und Hagenthal mehr als tauſend Stunden auf der andern Seite des Meeres liege. Ich für meinen Theil mußte nur immer darüber ſinnen, wie das gehen müſſe, wenn das Wetter in das Schiff hineinſchieße; da hätte man nur ausleſen können: verbrennen oder verſaufen, — und jene, welche auf die kleinen Weidlinge ſich hätten retten können, die wären ein wenig ſpäter doch verrebelt. Das war eine ſchlimme halbe Stunde, und ich werde daran denken mein Leben lang. Doch ging ſie auch vorüber und der Blitz, der vorn und hinten und rechts und links ins Waſſer ſchlug, der ſchlug doch nicht in unſer Schiff, und weiß ich nicht, ob es wegen dem alt-Weibel war, der nach Hagenthal verſprochen hatte. Item, es wurde wieder heiterer, und die Donnerſchläge wurden ſchwächer, der Regen und der Sturmwind ließen nach; bald ſchien die Sonne wieder hell und freundlich auf das Verdeck, und wir ſahen die grauſchwarzen und kupferrothen Wolken weiter und weiter ziehen, und über dieſelben ſpannte ſich, mit beiden Enden auf dem Meere ſtehend, ein prächtiger Regenbogen. Aber das Beſte, was uns das ſchreckliche Gewitter zurückließ, das war ein ebenrechter Wind, der uns nun raſch unſerer neuen Heimat, dem Ende unſerer Mühſal, wie wir glaubten, entgegen führte.

Neuntes Kapitel.

Die neue Welt.

„Land! Land!“ Das hätte ich meiner Lebtag nicht geglaubt, daß ein ſo kleines Wörtchen einem ſo viel Freude machen könnte. Da

lag es vor uns, das Land jenseits des Meeres, und wir, die wir über zwölf Wochen auf dem unsichern Wasser herum geschwommen, wir sollten nun bald wieder festen Boden unter unsern Füßen fühlen! Kein Mensch blieb unten im Zwischendeck, und jeder wollte zuerst wissen, wie denn das Amerika ein Aussehen habe, für das wir unsere alte Heimat im Stich gelassen. Einer bäumelte über des Andern Achseln, und alle bohrten sich fast die Augen aus. Da kam es denn endlich näher und näher und unser Schiff fuhr in den Fluß Missisippi hinein, der ist fast noch zehn Mal so breit als der Rhein. Aber, o weh! wo blieben die schönen Bauernhöfe, die grünen Matten, die Felder mit dem mannshohen Korn, die wir erwartet hatten? wir mochten schauen, wie wir wollten, wir entdeckten eben nichts Anderes, als sumpfige Inseln mit Schilfrohr bedeckt und anderem Gestrüpp, und hie und da ein kleines Fischerhüttchen, von Rohr zusammengeplätzt, wo man bei uns keinen Hund einquartiert hätte. Item, dachte ich, es kann noch besser kommen.

Während nun ein Dampfschiff sich unserm Schiffe vorgespannt hatte, um es den Fluß hinauf nach der Stadt Neu-Orleans zu führen, rief mich der Herr Schmid bei Seite. „Paß jetzt recht auf, was ich dir sagen will, Durli, fing er an, ich mein's gut mit dir, und möchte dir noch einen guten Rath geben, bevor wir aus einander gehen. Schon auf der Reise bis hieher hast du merken können, daß die meisten Sachen, von nahem besehen, nicht halb so rosenfarbig sind, als aus der Ferne. Und doch bist du jetzt erst am Anfang deiner neuen Laufbahn, und hast noch manche bittere Erfahrung zu machen." — „Wo hinaus will das wieder?" dachte ich. — „Der Entschluß, dein Vaterland zu verlassen", fuhr der Herr Schmid fort, „könnte dich einst reuen, dein Glaube, in Amerika ein glücklicheres sorgenfreieres Leben zu finden, könnte von dir weichen. Aber dann käme wahrscheinlich deine Reue zu spät, dein Geld, das einzige Hülfsmittel, deinen unbesonnenen Schritt wieder gut zu machen, wäre dir

dann längſt abgeliſtet, abbetrogen und abgelogen.“ — Herr Schmid ſchwieg jetzt einen Augenblick ſtill und faßte mich ſcharf ins Auge: „Schau mir ins Geſicht, Durſli“, begann er dann wieder. „Hältſt du mich für einen ehrlichen Mann?“ — Das war nun eine kurioſe Frage; aber es lag etwas ſo Rechtſchaffenes und Wahrhaftiges in ſeiner Stimme und ſeinem Geſicht, daß ich ſagen mußte: „ja, ich traue euch!“ — „So gib mir die Hälfte von dem Gelde, das du bei dir haſt, zu verſorgen; es iſt, wie du mir ſagteſt, ein ſchönes Sümmchen; das ſei dann dein Nothpfennig; es ſoll dir aufgehoben ſein für die Zeit, da dir kein anderes Hülfsmittel mehr übrig geblieben ſein wird; im ſchlimmſten Fall wird es deiner alten Mutter zugut kommen.“ — Ich muß bekennen, daß mir der Vorſchlag etwas ungeſtunet kam, doch ſchien's mir ſelber, ſo ein wohlverwahrter Batzen könne mir allerwegen einmal zugute kommen; auch fiel mir keinen Augenblick ein, an der Ehrlichkeit des Herrn Schmid zu zweifeln, — es blickte etwas ſo Freundſchaftliches für mich aus ſeinen Augen! und dann — warum hätte ſo ein reicher Herr einen armen Bauernknaben um ſein Bischen Geld betrügen ſollen? zudem hat er mir noch einen ſchönen Zins verſprochen. Ich ging alſo ins Zwiſchendeck hinab in einen Winkel, und trennte etwa hundert Dublonen aus meinem Gurt. Es blieb mir immer noch genug, ein ſchön Stück Land zu kaufen, die Jucharte um einen Fünfliber, und dann die Wirthſchaft anzufangen.

Wir waren nun gerade im Hafen der großen Stadt Neu-Orleans angelandet, und es ging auf unſerm Schiffe recht drunter und drüber, — wie begreiflich — da Jeder gern der Erſte am Land geweſen wäre. Da nahm mir der Herr Schmid das Geld nur ſchnell ab und ſagte mir: „in der Stadt habe er ein Bureau, dort ſolle ich ihm nachfragen; unterdeſſen ſolle ich mir den Spruch merken: Trau, ſchau wem!“ — worauf er in einen Weidling ſprang und ſich ans Land rudern ließ.

Matroſen mit den Mädchen herum ſprangen, ſo daß deren lange Haarſchnüre ärger flatterten, als die Fähnlein oben an den Maſtbäumen.

Aber je ſchöner das Wetter wurde und je glätter das Meer, um deſto ſauerer blickte der Kapitän, und um deſto größere Runzeln waren auf ſeiner Stirne zu ſehen. Und zuletzt merkten wir wohl warum, und hätten faſt lieber wieder Sturm gehabt und den Fiſchen gepredigt, denn unſer Schiff wollte gar nicht recht vom Fleck, und war jetzt ſchon die Zeit, da wir in Amerika hätten ſein können. Auf ein paar Tage oder Wochen mehr oder weniger wäre es uns am Ende nicht angekommen, denn viel zu verſäumen hatten wir eben nicht, aber es war da ein anderer Haken: wir hatten bloß auf acht Wochen Proviant eingekauft, und von den Schwaben und denen aus dem Badiſchen hatten ſich viele gar nur für fünf bis ſechs Wochen verſehen und wir ſchwammen nun ſchon in der ſiebenten Woche zwiſchen Himmel und Waſſer. Zuerſt gefiel die Sache dem Einen und dem Andern nicht übel, denn es ließ ſich da mancher gute Handel machen, und hätte man in Havre die Erdäpfel noch ſo theuer bezahlen müſſen, man konnte ſie jetzt mit gutem Profit wieder abſetzen, und der Baſchihans verkaufte von ſeinen Schnitzen, man hätte um das Geld in Muth's Laden gleich ſchwer Weinbeeren und Roſinen bekommen. Das ging, ſo lang es ging; zuletzt hatten die armen Leute weder Geld mehr noch Proviant und den Weg zu Baſchihanſens Schnitztrog hatten ſie auch kennen gelernt; ſo kam's, daß, als Marei an einem ſchönen Morgen eine Kocheten hervorholen wollte, die Drucke leer war; das war ein Jammer! denn es war für die Frau nichts Geringes, täglich ihre ſiebenzehn Mäuler zu füttern.

Dazu kam dann noch ein anderes Herzeleid; die Marei, welche ihr Kleinſtes noch ſäugte, hat ſich nicht genug in Acht genommen, ſondern dem Kinde in den Aerger und Verdruß hinein zu trinken

gegeben, das iſt davon gar übel krank geworden und in der andern Nacht geſtorben. Am folgenden Tag war die Gräbt; das iſt aber eine kurioſe Gräbt geweſen, und hat mir und den Andern allen einen rechten Stich durchs Herz gegeben. Nachmittags gegen drei Uhr, als das meiſte Schiffsvolk mit der nothwendigſten Tagesarbeit zu Ende war, fing die Schiffsglocke zu läuten an; da verſammelte ſich Alles was auf dem Schiffe war, die vom erſten und vom zweiten Platz, Matroſen und Schiffsknechte, auf dem Verdeck; dort lag auf einem Brett, in Packtuch eingenäht, das arme todte Kindlein; nun las der Herr Kaptän, da kein Geiſtlicher vorhanden war, aus einem Buch auf engliſch ein Gebet, worauf er mit der Hand ein Zeichen gab, und die kleine Leiche, welcher man ein Paar eiſerne Gewichtſteine an die Füße gehängt hatte, rutſchte über das Brett in das tiefe Meer hinab; das gab ein paar Ringe, wie wenn man einen Stein ins Waſſer wirft, und dann war Alles vorbei. Die Marei heulte wie ein Schloßhund, und mußten ſie ein paar Weiber ins Zwiſchendeck hinab auf ihr Bett bringen; der Baſchihans, der es ſonſt keineswegs für das größte Unglück angeſehen hätte, wenn eins von ſeinen kleinen Freßmäulern ein ſchöner Engel im Himmel geworden, der kehrte ſich um, als das arme Würmlein ins Waſſer plumpste und ſagte, es wolle ihm näume faſt ein wenig g'ſchnuecht werden. Doch das Grauſigſte das ſahen ich und ein paar Andere; aber wir haben's für uns behalten: ſo lange die kleine Leiche auf dem Schiffe lag, zogen uns zwei oder drei große Hayfiſche nach, als ob ſie gewittert hätten, daß ſie einen Fraß bekommen ſollten; als dann das todte Kind in's Meer hinab ſank, da ſchoſſen die wüſten Unthiere ſchnell nach in die Tiefe, — ich glaube, es iſt nicht bis auf den Grund hinabgekommen. — Den ganzen Tag war's da recht ſtill auf dem Schiffe, und man hörte nicht einmal viel wegen dem Eſſen zanken und jammern; es dachte wohl ein Jeder, ob er auch noch ſo über das Brett ins Meer hinunter rutſchen müſſe, ein

Paar Pfundſteine an den Füßen, und das hat Einem den Appetit genommen.

Des andern Tages hieß es, der Kapitän habe befohlen, es müſſe Jeder, der noch Mundproviant habe, denſelben hergeben, und in Zukunft würde gemeinſchaftlich gegeſſen. Das war Manchem nicht recht, daß diejenigen, welche ſich vorgeſehen hatten, nun ihre Sache hergeben mußten, um die Nachläſſigen und Unvorſichtigen zu füttern; aber ſo auf einem Schiffe iſt ein Kapitän beſſer Meiſter als ein Kaiſer in ſeinem Reich, und man mußte gehorchen, man mochte wollen oder nicht. Und genau überlegt, war's freilich das Klügſte; denn man hätte ja doch Keinen können verhungern laſſen, ſonſt wäre es geſchehen, daß ſich die armen Teufel, die nichts mehr zu brechen und zu beißen hatten, mit Gewalt über die vorhandenen Lebensmittel hergemacht, und Alles auf einmal aufgefreſſen und geſchändet hätten. Jetzt bekam Jeder ſeine Portion, Einer gleichviel wie der Andere, ſo wie die Soldaten in der Kaſerne ihren Spaß bekommen. Aber noch immer wollte kein günſtiger Wind ſich erheben, noch immer blieben wir faſt auf demſelben Flecke liegen; Tag für Tag wurden die Portionen kleiner. Die größte Plage ſollte aber erſt noch kommen, das Trinkwaſſer ging nämlich zu Ende, und was noch in den Fäſſern ſich befand, war faul und ſtinkend Dazu brannte die Sonne täglich heißer und heißer. Ach, wie wurden die Geſichter ſo lang, wie hohl die Augen! wie blickten wir ſehnſüchtig nach allen Enden, ob nirgends kein Wölkchen ſich zeigen wolle, ein Vorbote andern Wetters; — ob nirgends eine Welle ſich erheben wolle; doch dunkelblau blieb der Himmel, ſpiegelglatt das Meer. Wüßten das die Mutter und das Babeli, dachte ich, daß ich hier elendiglich umkommen muß vor Hunger und vor Durſt, wie würden ſie weinen und jammern, und ich hätte greinen mögen vor lauter Elend und Heimweh, wie ein Röcklibub. Und wäre mir da oft faſt das Herz in die Hoſen gefallen, wenn nicht der Herr Schmid geweſen wäre, der ſprach mir

zu, ich ſolle mich zuſammen nehmen, und wer ein Mann ſein wolle, der müſſe durchführen, was er angefangen, geh' es dann durch Dick oder Dünn; ich ſolle nur nicht gleich den Muth verlieren, denn ich würde ihn noch manchmal brauchen können. Da nahm ich mich dann wieder zuſammen. Aber ein erſchrecklicher Anblick war es doch und hätte einen Stein erbarmen können, die kranken Kinder, die jammernden Weiber, die abgezehrten, bleichen Geſtalten zu ſehen, welche mit hohlen, hungernden, verzweifelten Blicken über die unendliche Waſſereinöde hinwegſchauten, als ob ſie noch einmal vor dem Sterben das Land hätten ſehen wollen, von wannen ſie gekommen waren.

Achtes Kapitel.

Eine böſe halbe Stunde.

Endlich war an einem ſchrecklich heißen Mittage, dort wo das Meer und der Himmel zuſammen kommen, ein kleines weißes Wölkchen zu ſehen, das erſte ſeit vielen, vielen Tagen. Das war ein Jubel über das ganze Verdeck, und wir Alle begrüßten es als willkommenen Vorboten eines längſt gewünſchten Regens, der uns erfriſchen und tränken, eines Windes, der uns dem erſehnten Lande zuführen ſollte. Aber war bis jetzt das Geſicht des Kapitäns eben nicht gar aufgeräumt geweſen, ſo ſchaute er jetzt noch um ein Gutes finſterer unter ſeinen dicken grauen Augenbrauen hervor. Er ſtellte ſich auf den höchſten Ort des Verdecks und ſchaute auf das kleine weiße Wölkchen, das nach und nach groß und grau wurde, und während deſſen wurde ſein Geſicht immer länger. Jetzt wurden auch die Matroſen unruhig und auf ein Zeichen des Herrn Kapitäns kletterten ſie wie die Katzen an den Maſtbäumen hinauf und rollten die Segel zuſammen, die man bis jetzt ganz offen hatte herunter hangen laſſen, um ja das kleinſte Lüftchen nicht unbenutzt vorbeiſtreichen zu laſſen.

Dann gingen sie zu den beiden Weidlingen, welche hinten auf dem Schiffe aufgebunden waren, und lösten sie ab und rüsteten sie, daß man sie leicht in das Wasser hinablassen konnte; dabei fiel keinem einzigen ein, einen Spaß zu machen, oder ein Lied zu pfeifen, oder etwa einem Schwabenmeitli, das ihm im Weg stand, schnell einen Kuß zu geben, wie sie es sonst im Brauch hatten, sondern sie waren ganz still und kantsam. „Was soll das geben?“ sagte ich zum Schulmeister. Da kam der Herr Schmid zu mir, mit dem ich während der langen Meerfahrt ganz gut Freund geworden war, und sagte: „Nun Dursli, nimm dich zusammen, du wirst etwas erleben, woran du deiner Lebtag denken wirst; wir wollen jetzt sehen, ob du Kurasch im Leibe hast.“ — Aber der Herr war selbst um ein gutes Stück blasser als gewohnt. „Was soll das geben?“ sagte ich nochmals zum Schulmeister. Das kleine weiße Wölkchen war nun so groß geworden, daß es die Sonne verdeckte und den ganzen Himmel überzog, der war jetzt auf der einen Seite ganz dunkelgrau und auf der andern fast kupferroth, daß es recht graufig anzusehen war, und das Meer hatte auch seine Farbe verloren und war graugelb, wie trübes abgestandenes Wasser. Dazu war es so dünstig heiß, daß einem der Schweiß in Bächen über das Gesicht lief, und man kaum den Athem zu ziehen vermochte. „Das wird wohl ein Donnerwetter absetzen wollen“, sagte der Schulmeister, aber noch hatte er nicht ausgeredet, so ging es an, als ob die ganze Hölle auf einmal losgelassen würde; der Sturmwind fing an zu heulen, wie wenn man tausend Posaunen mit einander blasen thäte; das Schiff erhielt einen Riesenstoß, daß es sich ganz auf die Seite legte und fast die Spitzen der Mastbäume ins Meer tauchte — ich konnte mich noch schnell am Schiffsgeländer halten und der Schulmeister an meinen Kittelfecken, sonst wären wir alle beide ins Wasser gepurzelt; links und rechts schossen nun die Blitze wie feurige Schlangen vom Himmel herab und der Donner brüllte ohne abzusetzen, daß es mich bedünkte, es wolle mir die Ohren

verſprengen; dazu fiel ein Regen, man hätte glauben können, es reiſe Einer einen Mühlbach auf das Schiff herab, und am hellen Mittag war es ſo finſter geworden, daß man kaum von einem Ende des Schiffes zum andern ſehen konnte; da ſah ich die frechſten Matroſen zittern und beten, und der alt-Weibel hat damals eine Wallfahrt nach Hagenthal verſprochen, und hat nicht bedacht, daß er jetzt nach Amerika gehe und Hagenthal mehr als tauſend Stunden auf der andern Seite des Meeres liege. Ich für meinen Theil mußte nur immer darüber ſinnen, wie das gehen müſſe, wenn das Wetter in das Schiff hineinſchieße; da hätte man nur ausleſen können: verbrennen oder verſaufen, — und jene, welche auf die kleinen Weidlinge ſich hätten retten können, die wären ein wenig ſpäter doch verrebelt. Das war eine ſchlimme halbe Stunde, und ich werde daran denken mein Leben lang. Doch ging ſie auch vorüber und der Blitz, der vorn und hinten und rechts und links ins Waſſer ſchlug, der ſchlug doch nicht in unſer Schiff, und weiß ich nicht, ob es wegen dem alt-Weibel war, der nach Hagenthal verſprochen hatte. Item, es wurde wieder heiterer, und die Donnerſchläge wurden ſchwächer, der Regen und der Sturmwind ließen nach; bald ſchien die Sonne wieder hell und freundlich auf das Verdeck, und wir ſahen die grauſchwarzen und kupferrothen Wolken weiter und weiter ziehen, und über dieſelben ſpannte ſich, mit beiden Enden auf dem Meere ſtehend, ein prächtiger Regenbogen. Aber das Beſte, was uns das ſchreckliche Gewitter zurückließ, das war ein ebenrechter Wind, der uns nun raſch unſerer neuen Heimat, dem Ende unſerer Mühſal, wie wir glaubten, entgegen führte.

Neuntes Kapitel.

Die neue Welt.

„Land! Land!“ Das hätte ich meiner Lebtag nicht geglaubt, daß ein ſo kleines Wörtchen einem ſo viel Freude machen könnte. Da

lag es vor uns, das Land jenseits des Meeres, und wir, die wir über zwölf Wochen auf dem unsichern Wasser herum geschwommen, wir sollten nun bald wieder festen Boden unter unsern Füßen fühlen! Kein Mensch blieb unten im Zwischendeck, und jeder wollte zuerst wissen, wie denn das Amerika ein Aussehen habe, für das wir unsere alte Heimat im Stich gelassen. Einer bäumelte über des Andern Achseln, und alle bohrten sich fast die Augen aus. Da kam es denn endlich näher und näher und unser Schiff fuhr in den Fluß Missisippi hinein, der ist fast noch zehn Mal so breit als der Rhein. Aber, o weh! wo blieben die schönen Bauernhöfe, die grünen Matten, die Felder mit dem mannshohen Korn, die wir erwartet hatten? wir mochten schauen, wie wir wollten, wir entdeckten eben nichts Anderes, als sumpfige Inseln mit Schilfrohr bedeckt und anderem Gestrüpp, und hie und da ein kleines Fischerhüttchen, von Rohr zusammengeplätzt, wo man bei uns keinen Hund einquartiert hätte. Item, dachte ich, es kann noch besser kommen.

Während nun ein Dampfschiff sich unserm Schiffe vorgespannt hatte, um es den Fluß hinauf nach der Stadt Neu-Orleans zu führen, rief mich der Herr Schmid bei Seite. „Paß jetzt recht auf, was ich dir sagen will, Dursli, fing er an, ich mein's gut mit dir, und möchte dir noch einen guten Rath geben, bevor wir aus einander gehen. Schon auf der Reise bis hieher hast du merken können, daß die meisten Sachen, von nahem besehen, nicht halb so rosenfarbig sind, als aus der Ferne. Und doch bist du jetzt erst am Anfang deiner neuen Laufbahn, und hast noch manche bittere Erfahrung zu machen." — „Wo hinaus will das wieder?" dachte ich. — „Der Entschluß, dein Vaterland zu verlassen", fuhr der Herr Schmid fort, „könnte dich einst reuen, dein Glaube, in Amerika ein glücklicheres sorgenfreieres Leben zu finden, könnte von dir weichen. Aber dann käme wahrscheinlich deine Reue zu spät, dein Geld, das einzige Hülfsmittel, deinen unbesonnenen Schritt wieder gut zu machen, wäre dir

dann längſt abgeliſtet, abbetrogen und abgelogen.“ — Herr Schmid ſchwieg jetzt einen Augenblick ſtill und faßte mich ſcharf ins Auge: „Schau mir ins Geſicht, Durſli“, begann er dann wieder. „Hältſt du mich für einen ehrlichen Mann?“ — Das war nun eine kurioſe Frage; aber es lag etwas ſo Rechtſchaffenes und Wahrhaftiges in ſeiner Stimme und ſeinem Geſicht, daß ich ſagen mußte: „ja, ich traue euch!“ — „So gib mir die Hälfte von dem Gelde, das du bei dir haſt, zu verſorgen; es iſt, wie du mir ſagteſt, ein ſchönes Sümmchen; das ſei dann dein Nothpfennig; es ſoll dir aufgehoben ſein für die Zeit, da dir kein anderes Hülfsmittel mehr übrig geblieben ſein wird; im ſchlimmſten Fall wird es deiner alten Mutter zugut kommen.“ — Ich muß bekennen, daß mir der Vorſchlag etwas ungeſinnet kam, doch ſchien's mir ſelber, ſo ein wohlverwahrter Batzen könne mir allerwegen einmal zugute kommen; auch fiel mir keinen Augenblick ein, an der Ehrlichkeit des Herrn Schmid zu zweifeln, — es blickte etwas ſo Freundſchaftliches für mich aus ſeinen Augen! und dann — warum hätte ſo ein reicher Herr einen armen Bauernknaben um ſein Bischen Geld betrügen ſollen? zudem hat er mir noch einen ſchönen Zins verſprochen. Ich ging alſo ins Zwiſchendeck hinab in einen Winkel, und trennte etwa hundert Dublonen aus meinem Gurt. Es blieb mir immer noch genug, ein ſchön Stück Land zu kaufen, die Jucharte um einen Fünfliber, und dann die Wirthſchaft anzufangen.

Wir waren nun gerade im Hafen der großen Stadt Neu-Orleans angelandet, und es ging auf unſerm Schiffe recht drunter und drüber, — wie begreiflich — da Jeder gern der Erſte am Land geweſen wäre. Da nahm mir der Herr Schmid das Geld nur ſchnell ab und ſagte mir: „in der Stadt habe er ein Bureau, dort ſolle ich ihm nachfragen; unterdeſſen ſolle ich mir den Spruch merken: Trau, ſchau wem!“ — worauf er in einen Weidling ſprang und ſich ans Land rudern ließ.

In Neu-Orleans, ſo heißt die Stadt in den Büchern und auf der Landkarte, aber die Leute ſagen ihr ganz anders, faſt wie Niu-orlikns, da läuft kurioſes Volk von allen Farben auf den Gaſſen herum, Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße. Auch ſind da prächtige Gebäude und ſchöne Wirthshäuſer, faſt wie zu den Dreikönigen in Baſel. Aber wir wußten wohl, was es da für Herren gibt, und hätten wir, um das zu lernen, nicht nach Amerika zu wandern gebraucht, und wir gingen in ein kleines Wirthshäuschen am Hafen, auf welchem in großen Buchſtaben zu leſen war: „Hier redet man deutſch.“ Es war da nicht recht heimelig; — in der Gaſtſtube ſaßen Einige und hatten die Füße auf den Tiſchen und ſpuckten Tabak und ſpuckten an alle Wände, daß es einem faſt lüpfen wollte; in der Küche hantierten ein paar ſchwarze Neger, die ſahen ſo ſchmierig aus, als ein Paar Stiefel, die man acht Tage beim Regenwetter an den Füßen gehabt hat. Als man zum Eſſen läutete, wollten wir es uns recht kommod machen und wieder einmal ordentlich eſſen und uns Zeit dazu laſſen, aber kaum ſaßen wir recht hinter dem Tiſche, ſo hatten die Andern ſchon Alles aufgefreſſen und wiſchten ſich die Mäuler und gingen, und als wir uns beklagten, hieß es, wir hätten es machen ſollen wie die Andern, und zulangen; ſo lange etwas da geweſen, das ſei ſo Landesbrauch. Das kam uns doch gar zu unverſchämt vor; aber wir waren doch froh, wenigſtens auf feſtem Boden und am Trocknen zu ſein, und zudem hatten wir mit dem Wirth für unſere Koſt um ein ziemlich billiges Geld akkordirt.

Auf dem Schiffe hatten wir Zeit genug gefunden, mit einander abzureden, was wir in Amerika anfangen wollten; ich und der Schulmeiſter hatten das Büchlein, das mir der Herr Schmid verehrt, fleißig geleſen, und wir Alle hatten manche liebe Stunde auf der Landkarte ſtudiert; auch hatten die, welche vorausgegangene Bekannte oder Verwandte in Amerika hatten, ihre Briefe wieder hervorgeſucht, und wer ſonſt einmal etwas gehört, der brachte es ebenfalls vor. Da

kamen wir am Ende überein, den großen Fluß Miſſiſippi hinauf zu fahren bis gegen St. Louis; von dort war es dann nicht weiter als eines Daumens breit, nämlich auf der Landkarte, bis an einen Ort, wo ein ganzer Trupp Schweizer aus unſerer Gegend und auch ein Paar aus unſerem Dorfe viel Land gekauft und ſich haushäblich niedergelaſſen hatten. Und waren einige von denen, die nach Hauſe ſchrieben, welche nicht genug rühmen konnten, wie das ein ſchönes Land ſei und guter Boden, und wie jeder von ihnen ein großes Landgut habe, Hofwyl ſei im Vergleich ein Taunergütli; auch hätten ſie eine Stadt gegründet, die heiße Neu-Wietlisbach, die habe ſo ſchöne breite Gaſſen; wo die Gurzelngaſſe in Solothurn nichts — dagegen ſei. Wir hatten alſo beſchloſſen, nach Neu-Wietlisbach hinauf zu ziehen und dann in der Umgegend Land zu kaufen, Jeder ſo viel er möge und vermöge; aber der Schnapsroni und der Brönzkasper die blieben noch immer dabei, in Neu-Wietlisbach eine Waſſerbrennerei anzufangen, „und ſie kennten Einen im alten Wietlisbach, das doch nur ein rechtes Neſt ſei", ſagten ſie, „der verdiene ſchwer Geld mit ſeinem Erdäpfel-Ratafia; das Geſchäft könne alſo gewiß nicht fehlen." Es war zwar noch ein ſchöner Weg bis dahin, in unſerm Büchlein hieß es: vierhundert Stunden, aber auf den Dampfſchiffen, von denen faſt alle Tage einige den Fluß hinauf fuhren, konnte man ſich um ein Billiges verdingen.

Zehntes Kapitel.

Trau, ſchau wem.

Mein erſtes Geſchäft war nun, bei Herrn Schmid den Schein für mein Geld zu holen und mich für ſeine Gutthaten zu bedanken, und ich verſprach Einem ein paar Batzen, damit er mir den Weg zeige. Der führte mich nun wohl auf ein Büreau zu einem Herrn

Schmid, das war aber nicht der rechte, sondern eine Art von Doktor, der hat mir mit Gewalt von seinen Pulvern und Salben verkaufen wollen; ein Paar Häuser weiter war wieder ein Herr Schmid, das war aber ein Advokat, und mußte ich, weil ich an seine Bureau-Thüre geklopft und der Schreiber gerufen hatte: herein! — 7½ Bz. für Mühwalt bezahlen; — dann kamen wir zu einem dritten, der handelte mit Baumwolle, war auch nicht der Rechte; so lief ich einen halben Tag in der Stadt herum und kam zu mehr denn einem Dutzend Schmide, aber doch nie vor die rechte Schmiede. Der, welcher mein Geld hatte, war nicht zu finden, und am Ende mußte ich unverrichteter Sache und ohne Schein ins Wirthshaus zurück.

An den alt-Weibel hatte sich, als derselbe damit beschäftigt war, seinen Grümpel vom Schiff in das Wirthshaus zu bringen, Einer gemacht, ich weiß nicht, war's ein Deutschländer oder ein Wälscher. Der hatte einen rothen Bart, trug ein graues Hütchen auf der Seite, ein rothes Gilet und ein grünes breites Halstuch, worin er fast sein ganzes Gesicht verstecken konnte und lugte ein wenig überzwärch. Dem Mano hätte ich nicht viel Gutes zugetraut; aber den alt-Weibel wußte er bald für sich einzunehmen und hatten die beiden viel Heimliches mit einander zu verhandeln. Eben als ich ganz kaput von meinen vergebenen Gängen zu den Andern zurückkam, da rückte auch der alt-Weibel, in Begleitschaft seines neuen Freundes mit dem rothen Gilet wieder an, mit Freude strahlendem Gesicht, und schaute uns Andere alle so recht von oben herab an, aber sagte weiter kein Sterbenswörtchen.

Im Wirthshause hatte es unterdessen wieder saubere Neuigkeiten gegeben. Der Brönzkasper und der Schnapsroni, die ein paar Wochen lang auf dem Schiffe hatten fasten müssen, ließen sich, während die Andern ausgegangen waren, auf unsere gemeinschaftliche Rechnung einen Schoppen Schnaps nach dem Andern geben und sind richtig wieder einmal voll geworden. Aber beim Brönzkasper ist's nicht dabei geblieben. Der ist auf einmal ganz braungelb im Gesicht geworden

und hat zu ſchlottern angefangen, daß die Bank, auf der er lag, faſt umgefallen iſt; dann wurde er wieder ganz krebsroth und es dünkte einem, er glühe vor Hitze, und die Haut ſeiner Lippen wurde dürr und ſchwarz; — dazu ſtöhnte und wimmerte er, daß es einem übel grauste. Als der Wirth dazu kam, wurde er ganz bleich und lief davon, kam aber bald wieder mit zwei Leuten und einer Tragbahre zurück. „Den kranken Mann könne er nicht im Hauſe behalten", ſagte er, „der würde ihm alle Gäſte vertreiben." Aber der neue Freund des alt-Weibels, der berichtete uns: „das ſei das gelbe Fieber, das regiere jetzt ſtark in der Stadt, und nicht länger als bis morgen wäre der Brönzkaſper ſteif und todt; und wenn wir Luſt hätten, zu wiſſen wie's thue, ſo brauchten wir nur ein paar Wochen hier zu bleiben, da würde es Einen von uns nach dem Andern putzen, beſonders weil wir auf dem Schiffe, wie er gehört, nicht eben das beſte Leben gehabt; aber den Kaſper habe es deshalb am erſten gepackt, weil er ein Branntweinſäufer geweſen." Als wir dieß hörten, machten wir kurioſe Geſichter; und wir wurden bald einig, mit dem nächſten Dampfſchiff den Fluß hinauf zu fahren, denn es hatte eben keiner Luſt, mit dem gelben Fieber nähere Bekanntſchaft zu machen. Ob dem war der Schnapsroni wieder nüchtern geworden; der machte große Augen, als ſie ſeinen Kameraden davon trugen, ſagte jedoch kein Wörtlein dazu, ſondern ging ſtill hinten drein. Im Spital hat er dann gefragt, ob er nicht bei ſeinem Kameraden bleiben dürfe, worauf er wirklich bei ihm aushielt bis am andern Morgen, da der Kaſper geſtorben iſt. Ganz ſtill und tugendlich kam er wieder zu uns, als wir eben im Begriff waren, unſere Sachen auf das Dampfſchiff zu bringen, und frug, indem ihm die hellen Thränen die Backen herabliefen, ob wir ihn um Gotteswillen noch weiter mitnehmen wollten; „wir würden ſehen", ſagte er, „er ſei über Nacht ein ganz Anderer geworden, da er geſehen habe, wie es einem Schnapstrinker zu Muthe ſei in ſeinem letzten Sterbensſtündchen."

Zu guter Letzt hatten wir noch einen rechten Häſſlig mit unſrem Wirth, als es darum zu thun war, die Rechnung zu bezahlen. Für die Koſt war eben blos angeſetzt, was wir verdinget hatten, und das war billig genug; aber dazu nicht wenigen als zwölf Thaler, dafür, daß unſere Habſeligkeiten in einem Schuppen des Wirths auf einem Haufen hatten liegen dürfen. „Darüber hätten wir nicht akkordiert gehabt“, ſagte er, „er könne fordern ſo viel er wolle, und er habe ſeine Magazine nicht bauen laſſen, damit der erſte Beſte ſeine Sachen umſonſt hineinſtelle.“ Was war da zu thun? Keiner hatte Luſt, dem gelben Fieber Lügen als nöthig abzupaſſen, und wollten wir fort, ſo mußten wir bezahlen. Da merkten wir, daß es auf der ganzen Welt keine ſo ſchlimmen Schelme gebe, wie in Amerika, und es fiel mir der Spruch ein, den mir der Herr Schmid zum Abſchied eingeſchärft: traut, ſchau wem! und hätte ich dieſen Spruch am erſten gegen Herrn Schmid ſelber brauchen ſollen, der mit meinen ſchönen Dublonen auf und davon gegangen. Das würde ich meiner Lebtag keinem geglaubt haben, daß man ein ſo ehrliches Geſicht haben und doch ein ſo arger Spitzbube ſein könne. Und drückten mir meine gelben Vögel, die mir davon geflogen, faſt das Herz ab, aber ſagte nichts davon, ſonſt wär' ich noch ausgelacht worden.

Eilftes Kapitel.

Neu-Werkisbach.

Ich kann nicht ſagen, daß es uns leid gethan hätte, der Stadt Neu-Orleans, welche, ſo ſchön ſie iſt, uns doch nur wie ein verd.... Schelmen- und Fieberneſt vorkam, den Rücken zu kehren, und es gab mir einen rechten Stich ins Herz, wenn ich an unſere bisherige Reiſebegleitſchaft, die armen Deutſchländer dachte, welche ihre ganze Baarſchaft für die Fahrt über das Meer aufgebraucht hatten, und nun

weder weiterreiſen, noch Land kaufen konnten, ſondern in Hunger und Kummer ihre Habſeligkeiten Stück für Stück verhandelnd, abwarten mußten, bis das ſchreckliche Fieber Einen nach dem Andern unter den Boden gebracht. Und ſelbſt das Warei mußte vor Bedauern ſtimmen, obſchon es wohl wußte, daß eben Niemand anders als jene armen Teufel ihm den Schmutztrog geleert hatten.

So fuhren wir alſo auf einem mächtigen Dampfſchiff dem Miſſiſippi hinauf, welchen man hier den Vater der Flüſſe nennt. Derſelbe iſt wirklich gewaltig breit und ſein Lauf viele hundert Stunden lang; und er muß nicht eben überall ſäuberlich hauſen, denn ſein Waſſer iſt ganz gelb und trüb vom weggeſchwemmten Lande, und man ſieht faſt bei jedem Schritt große Bäume mit ſammt den Wurzeln, die der Fluß weggeriſſen und hinabgeſpült hat; und iſt dieß eine ſehr gefährliche Sache für die Dampfſchiffe, denn dieſe Bäume bleiben dann oft mit den Wurzeln am Boden hängen und ſtrecken die Spitzen ſchräg hinauf, und hat ſich ſchon manches Schiff an einem ſolchen Baume geſpießt, daß es nicht mehr zu retten war. An beiden Ufern des Fluſſes ſahen wir oft recht ſtattliche Herrenhäuſer, die ringsherum von großen Zuckerrohrfeldern umgeben waren, und in dieſen Zuckerrohrfeldern arbeiteten die halbnackten Negerſklaven. Man ſagte uns, jene Landgüter gehörten reichen Pflanzern, von denen jeder oft drei- bis vierhundert Sklaven beſitze, welche für ſie ſchaffen, während ſie ſelbſt den ganzen Tag auf dem Kanapee liegen bleiben, und ſchwarze Jungfern ihnen die Fliegen wehren müſſen. Aber uns nahm es noch mehr Wunder, wie es in Neu-Wiettlisbach ausſehen möge, und mochten wir alle faſt nicht erwarten, nach unſerer langen, langen Reiſe einmal endlich an den Ort unſerer Beſtimmung zu kommen. Dieß ging jedoch nicht ſo ſchnell und wir konnten von Glück reden, als wir nach einer vierzehntägigen Fahrt in der Stadt St. Louis anlangten.

Sogleich fragten wir, wie weit wir jetzt noch hätten, und obſchon es auf der Landkarte nur eines Daumens breit geweſen, ſo hieß es

doch, es wären nun noch zehn gute Stunden. Der alte Weibel, der während der ganzen Fahrt es hatte merken lassen, daß er etwas im Schilde führe, was wir nicht wissen sollten, und die halbe Zeit mit seinem Buben zu chäselen hatte, der sagte nun, er habe hier noch aparte Geschäfte und er werde dann später nachkommen. Der Waschihans mußte für seine Leute und Habseligkeiten erst noch ein Fuhrwerk besorgen; aber ich und der Schulmeister machten uns gleich auf die Beine, nachdem wir Einen genommen, um uns den Weg zu zeigen, und ist auch der Rozi mitgekommen, der sich seit dem elenden Tode seines Kameraden recht ordentlich gehalten und keinen Tropfen Schnaps mehr getrunk hatte. Wir waren ganz erstaunt, als unser Wegweiser auf einem Rosse geritten kam, der lachte uns aber aus, wir seien Narren, es nicht ebenfalls so zu machen. Hier zu Lande gehe kein Mensch zu Fuß und wenn's auch nur ein halbes Stündchen weit wäre. So mußten wir uns denn, die wir mehr als drei Monate lang nicht weiter als eine Schiffslänge gegangen und in den Gelenken fast eingerostet waren, zusammen nehmen, um dem Reiter, der uns führte, zu folgen.

Wir waren noch nicht sehr lange zur Stadt hinaus, so führte uns unser Weg in den Wald hinein; das waren Bäume so hoch und dick, man hätte glauben mögen, sie seien seit Erschaffung der Welt da gestanden; an ihnen hinauf rankten dann wilde Reben bis hoch in den Gipfel und fielen von da wieder herab, um am nächsten Baum von Neuem hinauf zu klettern; — dazwischen lagen halbverfaulte Stämme, welche vor Alter zusammengefallen, und über denselben wuchs dichtes Gestrüpp und Dornbüsche mit fingerlangen Stacheln. Durch diesen dichten Wald führte ein ganz schmaler Weg Berg auf und ab, über Bach und Morast. Proviant hatten wir mitgenommen, sonst wäre es uns schlimm gegangen, denn auf dem ganzen Weg trafen wir keine einzige Hütte, keine lebende Seele an, geschweige denn eine Pinte oder Tavärne.

Es wollte ſchon bald Abend werden, da kamen wir aus dem dichten Wald auf einen Platz heraus, etwa ſo groß wie zu Solothurn der Waffenplatz; da waren die Waldbäume ein Paar Fuß vom Boden abgehauen worden und nur die todten Stumpen ſchauten noch aus dem Boden heraus; hie und da ſteckten in geraden Reihen ein paar Stangen mit Zahlen daran; auch ſahen wir drei kleine Häuschen, aus übereinander gelegten Baumſtämmen errichtet, ungefähr ſo, wie man bei uns die Speicher macht. Jedes hatte ein Brett über der Thüre. Auf dem einen war geſchrieben: „Gaſthof zum Wilhelm Tell", — auf dem andern: „Advokatie und Geſchäftsbüreau", — und auf dem dritten: „Dr. Schlüſſelbart kurirt alle Arten von Krankheiten, verkauft auch Katzenſalbe, Brennöl, Schuhnägel und andere nothwendige Gegenſtände." Zwiſchen den Baumſtumpfen graſten ein Paar Kühlein und am Bord des Waldes wälzte ſich eine zahlreiche Schweine-Familie in einer Grunke.

Was ſind das für Hütten? frug ich unſern Wegweiſer — Wir ſind am Ort, war die Antwort; dieß iſt die Stadt Neu-Wietlisbach.

Zwölftes Kapitel.

Wie das Rühmen zu verſtehen iſt, und warum der alte Weibel zum Prokurator geht.

Der Wilhelm Tell war das ſchönſte Haus in Neu-Wietlisbach, obſchon es blos eine aus Baumſtämmen zuſammengefügte Hütte war. Hinein konnte man durch ein herausgeſägtes viereckiges Loch; die Thüre war aus Ruthen geflochten und das Schloß ein hölzerner Riegel. Des Tags diente die Thüre auch als Fenſter; derſelben gegenüber war der Kochherd, über welchem ein geflochtenes und mit Lehm verſtrichenes Kaminſchooß den Rauch auffing und zum Dach

hinausführte. An den Wänden lagen ein Paar Matratzen und wollene Decken, auf denen übernachteten der Wirth, seine Frau und Kinder, sammt auch die fremden Gäste, alles ganz ungenirt durcheinander. Und auch wir legten uns hier, da wir endlich am Ziele unserer langen, langen Reise angelangt waren, mit müdem Gliedern und sturmem Kopfe zur Ruhe nieder.

Des andern Tages hat sich die Nachricht, daß wieder Neue angekommen seien, bald in der Nachbarschaft herum verbreitet, und da ist's nicht lang gegangen, so haben wir im Wilhelm Tell Besuch vollauf gehabt von alten Bekannten. Das ging nun an ein Händeschütteln und Fragen, was es in der alten Heimat Neues gegeben habe, und mußten wir über Alles das Weiten und Breiten berichten. Und es bedünkte mich, wenn es sie so sehr Wunder nehme, so wären sie einer nicht über's Meer gefahren.

Aber am Ende kam das Fragen auch an uns, und hätten wir vor allem gern gewußt, wie es ihnen denn eigentlich gehe; da schauten sie sich einander an und keiner mochte recht das Maul aufthun. Da sagte am Ende der Rechenkursen Kobi, der in unserm Dorfe daheim gewesen war: „wir sollten mit ihm gehen und selbst schauen, er wohne am Nächsten, nur etwa ein halb Stündchen weit.“ Und dünkte uns dieß das Beste, und war da noch einer, der hieß der Wälsch, und war ein weitläufiger Vetter zum Schulmeister, der ging auch mit uns. Der Wirth zum Wilhelm Tell, das war ein Landschäftler, der hing seine Jagdflinte an den Rücken und sagte, er wolle uns auch ein Stück Weges begleiten, er möchte sich gern einen Braten schießen, sagte er. So gieng es also wieder in den Wald hinein auf einem bösen Wege, wo man alle Augenblicks über eine dicke Wurzel stolperte. Da kamen wir dann nach einiger Zeit auf einen kleinen Platz, ein Paar Jucharten groß, wo die Bäume zum Theil umgehauen und verbrannt waren, zum Theil aber war nur ein breiter Ring von der Rinde ringsherum abgehauen, und so die

Bäume getödtet worden, die jetzt dürr und wüst die blätterlosen Aeste gegen den Himmel streckten. Mitten auf dem Platze stand eine Hütte, akkurat so schön wie jene, worin wir übernachtet hatten. Vor der Hütte war ein kleiner Erdäpfelplatz; hinter der Hütte ein Acker mit mannshohem Türkenkorn, zwischen dem noch immer die Stöcke der abgehauenen Bäume hervorguckten. „Das ist nun mein Heimwesen", sagte der Reichsdeutsche Kobi. „Aber wo stecken dann die 200 Jucharten des besten Landes, von denen du geschrieben hast?" frug ich. „Wir stehen mitten darauf", war die Antwort; „s'ist freilich noch mehrsten Theils dieser Wald." „Da wird's mit den schönen breiten Gassen von Neu-Wirtsbach auch so sehr, von denen der Wälsch nicht genug rühmen konnte in seinen Briefen", bemerkte der Schulmeister; es stehen eben Tannen und Eichen darin statt Häuser, und sagen Füchse und Hasen einander „gute Nacht" an den Straßenecken." „Hast du denn die Skizzen mit dem Numero nicht gesehen", lachte der Wälsch, „dort sollen die Gassen herkommen, und sind sie nicht schön grad und breit?" Da haben wir dann den Männen unsere Meinung gesagt, von wegen dem Lügen, und wie sie sich schämen sollten, die Leute mit allerlei schönen Vorspiegelungen zum Auswandern zu verlocken, wenn man es in Amerika nicht besser bekomme, als nur so. Aber der Wälsch der hat uns nur ausgelacht. „Jemehr Auswanderer in diese Gegend ziehen", sagte er, „jemehr Land gekauft und Wald gereutet wird, desto höher steigt unser Land im Preise, um so besser können wir die Früchte verkaufen, die darauf wachsen. Wenn wir nun nach Hause schreiben würden, wie es eigentlich ist, da käme kein Mensch und die Leute blieben lieber daheim." „Und würden wir es hoffentlich auch so machen", meinte der Wälsch, „und rühmen was Zeug halte. Das sei in der ganzen Welt Brauch, besonders aber hier, daß Jeder vor Allem auf seinen eigenen Nutzen schaue." — Da ist uns dann ein Licht aufgegangen, warum in den mehrsten Briefen aus Amerika so erschrecklich gerühmt wird.

Es war Mittag geworden; da hat uns des Rechenbursen Kobi eingeladen, bei ihm zu essen; und als wir uns nöthigen ließen, sagte der Wälsch: „wir brauchen keinen Kummer zu haben; hier zu Land sitze man zum Tisch wie's eben sei.“ Da gingen wir dann hinein, und der Kobi sagte zu der Frau, sie solle doch recht genug machen. Die machte einen Kuffee, dann knetete sie ein paar Handvoll Türkenkornmehl mit Schmalz, und hat den Teig in einem Topf gebacken; so mache man hier das Brod, sagte sie, worauf sie noch ein großes Stück Speck herunter schnitt und am Feuer gebraten hat. Der Kobi hat unterdessen seine Zeit auch nicht mit Holzspalten verloren, sondern nur so ein dürres Tannstein zur Thüre hereingeschleppt und das eine Ende ans Feuer gelegt, während das andere noch weit zur Hütte hinaus lugte. Als wir eben anfangen wollten, kam noch der Landschäftler, der hatte einen welschen Güggel geschossen, und ist auch zu Tisch gesessen, ohne einmal zu fragen.

Während dem Essen redeten wir darüber, was wir nun zu allererst anfangen müßten. Da sagten uns die Männer: „wir sollten uns nun einen Platz im Walde aussuchen, welcher uns am besten gefalle, wonach wir auf das Landamt müßten, das wäre wie bei uns die Amtschreiberei, um den Kauf richtig zu machen.“ Und hat uns der Wälsch versprochen, er wolle dabei unser Führer sein, und haben wir dann noch ausgemacht, gleich am folgenden Tage daran zu gehen.

Unterdessen war der alt-Weibel mit seinem Buben ebenfalls in Neu-Wietlisbath angekommen und im Wilhelm Tell eingekehrt, und wir fragten ihn, ob er nicht mitkommen und auch einen Platz auslesen wolle. Da lachte uns der alte Götti aus und sagte, dafür hätte er schon längst gesorgt. „Er habe von seinem Freunde in Neu-Orleans, dem mit dem rothen Gilet, das schönste Stück Land gekauft, das hier in der Nachbarschaft zu finden sei; es wäre schon Alles richtig.“ Und darauf zog der alt-Weibel seinen Kauf hervor und einen Plan, und freute sich, wie er ein so gutes Geschäft ge-

macht; aber ich sah, wie der Wälsch und der Landschäftler, als sie das Numero auf dem Plan gesehen hatten, einander mit den Augen zuwinkten.

„Wenn der Weibel sein gekauftes Land sehen wollen," sagte der Wälsch, „so könne er auch mitkommen, es liege an unserm Wege."

Wir mußten nun wieder in den Wald hinein, durch Dick- und Dünn, über Stock und Stauden, und war das keine kleine Sache, denn oft blieb die Haut sammt den Kleidern an den Dornen hangen. Da kamen wir dann auch mitten in einen Morast, wo man über die umgefallenen Baumstämme gehen mußte, um hindurch zu kommen. Und als wir mitten im Moraste waren, wo es von dem faulen Wasser gesunken hat, daß man es fast nicht hat erleiden mögen, und die Mucken einen halb umgebracht haben, blieb der Wälsch stehen und sagte: „dieß ist euer Land, alt-Weibel"; der brummte, „es sei jetzt keine Zeit zu dummen Späßen, er solle machen, daß wir wieder aufs Trockne kämen." Aber der Wälsch stieß „seht nur das Numero an jenem Baume, es ist das nämliche, welches auf eurem Plan steht. Der gute Freund im rothen Gilet hat euch eben betrogen, wie's nur ein ächter Amerikaner im Stande ist."

Das war dem alt-Weibel zu dick; es wurde ihm g'schmeucht und er wäre in den Morast hinein gefallen, wenn ihn seine Buben nicht gehalten hätten. Und als er wieder ein wenig zu sich kam, war sein erstes Wort: „es wäre doch noch ein Glück, daß in Neu-Wittlisbach ein Prokurator wohne; er wolle es jetzt vor dem Richter probiren, und wenn er seinen letzten Kreuzer daran setzen müßte."

Dreizehntes Kapitel.

Durs li hat einen großen Hof und was er darauf treibt.

Es war wieder mitten im dichten Wald. Die eben aufgegangene Augustsonne vermochte kaum hie und dort einen dünnen Strahl

zwiſchen den Stämmen und Aeſten der mächtigen Bäume hindurch zu zwängen, als ich den Kopf aus der kleinen Laubhütte hervorſtreckte, welche wir aus einigen Baumäſten am Fuße einer großen Eiche errichtet hatten. Ueber meinem Kopfe trieben ſich allerlei Vögel in ganzen Schaaren in den Aeſten herum und pfiffen ihr hundertſtimmiges Morgenlied. Etwa zwanzig Schritte vor mir ſah ich ein junges Hirſchkalb weiden; plötzlich ſpitzte es die Ohren, hob den Kopf, erblickte mich und war in ein paar Sätzen im Walde verſchwunden. Schnell riß ich das Gewehr, das ich dem Landſchäftler abgekauft hatte, hervor, und pülverte einen Schuß in den Wald hinein, aber der Hirſch war längſt hinter den dicken Stämmen und dem verwachſenen Gebüſch verſteckt und geborgen.

Auf meinen Schuß kamen auch der Schulmeiſter und der Roni aus der Laubhütte hervorgekrochen. Als wir uns Alle den Schlaf recht aus den Augen gerieben hatten, ſchauten wir uns ſchweigend an und dann wieder auf die klafterdicken Eichen und Nußbäume, die Linden und Ahorne, die rings um uns herum ſtanden und zwiſchen denen dorniges Geſtrüpp und allerlei Schlinggewächſe dicht in einander verwachſen waren.

Wir ſtanden jetzt nämlich mitten auf meinem eigenen Grund und Boden, einem Stücke Land von 160 Jucharten, das ich um zirka 200 Thaler gekauft und baar bezahlt hatte.

Der Roni — es war ſeit dem jämmerlichen Tode ſeines Kameraden in Neu-Orleans kein Tropfen Schnapps mehr über ſeine Lippen gegangen — hatte mich gefragt, ob ich ihn nicht als Knecht bei mir behalten wolle; — dem Schulmeiſter hatte die Reiſe faſt all ſein Geldlein aufgezehrt, ſo daß ihm nicht mehr viel übrig blieb, um Land zu kaufen; auch getraute er ſich nicht recht, da er etwas ſchwächlich war, für ſich allein ein Bauerngeſchäft in dieſer Wildniß einzurichten. Er hat es daher vorgezogen, vor der Hand ebenfalls zu mir zu kommen.

Als ich das Land nach dem Rathe der Nachbaren ausgeleſen und angekauft hatte, ſo ſchafften wir uns ein Paar Aexte, Schaufeln und Reuthauen, einige Säcke Erdäpfel und Türkenkorn, ein Paar Pfund Kaffe, eine Speckſeite und ein Milchchüehli an, und gingen damit in den Wald hinein, mein Bauernweſen anzufangen. Es war nun vor Allem unſer G'ſatz, an der ebenſten, beſtgelegenen Stelle die Bäume zu fällen und die Stauden zu reuten, damit man ein Häuschen hinſtellen und etwas weniges zur Nothdurft anpflanzen könne. Das war aber keine Kleinigkeit, ſondern ich hatte bald das Einſehen, daß es manchen Schweißtropfen koſten würde; — mit Maulaffen feil haben, war's nicht gethan. Ich ſprach daher: „So wollen wir in Gottes Namen dran hin.“ Und ich und der Roni griffen nach unſern Aexten und machten uns gleich an eine der dickſten Eichen, die auf dem Platze ſtanden. Daß die Axt nicht recht in die dünnen, ſchmalen Finger des Schulmeiſters hineinpaſſe, dieß zu merken, brauchte keiner kein Hexenmeiſter zu ſein. Ich habe ihn deshalb geheißen, uns unterdeſſen das Morgeneſſen zu kochen. So hat er alſo ein Feuer angezündet, unſer Brienzer-Chüehli gemolken, ein Kaffe gemacht und eine Pfanne voll Erdäpfel geprägelt, — „He! das haſt du auch nicht z'Oberdorf im Lehrkurs gelernt?“ meinte der Roni.

Und wir ſchlugen und hackten drauf los in das zähe Holz hinein, daß die Späne nach allen Winden davon fuhren, und der Schweiß uns über die Backen herunter lief, als der Schulmeiſter noch nicht einmal die Milch erwellt hatte. Nach dem Morgeneſſen ging der Tanz von neuem an. Unterdeſſen mußte der Schulmeiſter mit dem Gertel die Stauden ein wenig zuſammen hauen. Als es aber bald Mittagszeit war, hat er wieder ſein Amt als Koch verwaltet. Da hat's dann ebenfalls Kaffe gegeben, dazu hat er auf amerikaniſche Manier Türkenkornbrod gebacken, was er des Rechendurſen Kobi Käthri abgeguckt hatte, und ein tüchtig Stück Speck gebraten. Das war juſt keine Kindbetterenkoſt, aber grad recht für uns, denn wir hatten gewerket,

als wie die Roſſe, — aber unſere Eiche lag einewäg noch nicht am Boden. Dazu hats noch manchen Streich und manchen Tropfen Schweiß gekoſtet. Endlich, die Sonne ſchien ſchon ganz ſchräg durch die Stämme, ſchwankte ſie und krachend und praſſelnd iſt ſie zu Boden gefallen. Der Roni ließ einen Jauchzer aus, mir aber war es keineswegs ums Jubeln. Den ganzen Tag hatten wir gearbeitet, daß wir kaum mehr unſere Arme ſpürten, und einen einzigen Baum gefällt. Und all das Land, das ich meines nennen konnte, war dicht beſetzt mit ſolchen Bäumen — tauſende von Stämmen mußten gefällt, tauſende von Stöcken ausgegraben werden, bis ich nur ſo viel Land unter den Pflug nehmen konnte, als daheim im Steinacker. Was nützten mir meine hundert und ſechzig Jucharten? — Aus all dem ſchönen Holz, das daheim mehr als hunderttauſend Franken werth geweſen wäre, konnte ich keinen Batzen löſen, denn das kauft hier niemand, wenn es nicht am Bord der großen Flüſſe aufgeklaftert iſt, auf denen die Dampfſchiffe fahren. Es wurde mir ganz trümmlig, an die Arbeit zu denken, die wir vor uns hatten, und ganz kleinmüthig ſtarrte ich in den Wald hinein, wo es ſchon anfing finſter zu werden.

Da klopfte mir einer auf die Achſel und weckte mich aus meinen ſchweren Gedanken. Es war der Landſchäftler, der wieder auf der Jagd geweſen war, und jetzt, die Büchſe auf dem Rücken und ein Paar ſchöne Stücke Hirſchenfleiſch am Gürtel tragend, auf dem Heimweg war.

„He, guter Freund", rief er, „ſchläfſt du z'gſtänglige oder machſt du Kalender? das trägt hier zu Land wenig ab." — Da klagte ich ihm meinen Kummer, wie wir einen ganzen Tag gebraucht hätten, einen einzigen Baum zu fällen, und wie es mich bedünke, ich könne da mein Leben lang mit der Axt und der Reuthaue drein ſchlagen, bevor ich nur ein kleines Aeckerlein gereutet und ſauber gemacht habe, daß etwas darauf angeſäet werden könnte. Der Landſchäftler lachte

mich aber aus und fragte, ob ich denn glaube, in Amerika habe man so viel übrige Zeit, jede Mutte mit den Fingern zu verbröckmelen, wie sie es im Emmenthal machten? Da sei man nicht halb so eigelig. Es sei der Brauch, nur so viel Bäume zu fällen und Stöcke auszumachen, als zu einem Hausplatz und etwa noch zu einem Gärtchen vonnöthen. Fürs Uebrige mache man kurzen Prozeß. Da wird rings um den Stamm etwa auf Handsbreite die Rinde abgeschält; die Bäume gehen dann drauf, und wann sie dürr und mürb sind, wirft sie der Wind zu Boden. Zwischen den Baumstämmen fährt man mit einem Pflug, der etwas erleiden mag, und zwei oder drei Paar Ochsen z'Acher und es kommt nicht darauf an, ob die Furchen grad oder krumm sind. Ich solle mir die Sache bei meinem Nachbarn einmal ansehen.

Daheim hatte ich geglaubt, ich verstehe das Bauern aus dem Fundament, aber ich merkte jetzt wohl, daß ich hier noch einmal in die Lehre gehen mußte.

Der Schulmeister hatte unterdessen zu Nacht gekocht, der Baselandschäftler sagte gute Nacht und ging seines Weges, und als wir gegessen hatten, krochen wir mit müden Gliedern in unsere Laubhütte hinein.

Vierzehntes Kapitel.

Wie man in Amerika Häuser baut und warum der Schulmeister von der First herunter purzelte.

Nach drei bis vier Wochen, während welchen von früh bis spät die Axt nicht aus den Händen gelegt wurde, hatten wir ein Paar Dutzend Bäume gefällt und ungefähr eine halbe Jucharte gereutet und eben gemacht. Von den gefällten Bäumen hatten wir die Aeste abgehauen und verbrannt und die Stämme zur Seite gerollt. Da

fragte ich eines Abends des Rechenbursen Kobi, der herübergekommen war, um zu sehen, wie es uns gehe, ob er keinen guten Zimmermann wüßte? ich dächte es wäre nun Zeit von wegen unsrem Häuslein einen Akkord zu machen. — „Das brauche sich nicht, sagte mir der Kobi, man mache es hier zu Land anders. Ich solle nur morgen früh zu ihm herüber kommen, er wolle mich dann weisen, wie ichs anzufangen hätte.“ — Als er mich des andern Tages schon bei Zeiten kommen sah, sattelte er sein Roß, und auch für mich hatte er eines geliehen. Nun ritten wir zur nächsten Niederlassung hinüber. Da stieg der Kobi ab, ging ins Haus und sprach: „Der Steinacker Durs li lasse fragen, ob sie nicht am nächsten Mittwoch als gute Nachbaren zu ihm herüber kommen und ihm helfen wollten, sein Haus aufzurichten.“ Nun ritten wir wieder weiter bis zum nächsten Ansiedler; dort mußte ich die Einladung dann selber vorbringen. So gings den ganzen Tag, bis wir auf etwa zehn bis zwölf Höfen gewesen waren, die in einem Umkreise von vier bis fünf Stunden lagen, was man in Amerika Nachbarschaft nennt. Die meisten sagten dann auch freundlich zu, als hätte ich sie zu einer Kindstaufe oder einer Hochzeit eingeladen.

Wo wir gerade zur Essenszeit hinkamen, da hieß man uns mithalten, was wir uns keineswegs zweimal sagen ließen, sondern zulangten, wie's eben hier der Brauch ist. Gegen Abend kamen wir noch nach Neu-Wettsbach, wo wir beim „Wilhelm Tell“ einkehrten. Als der Landschäftler hörte, um was es sich handle, holte er ungeheißen ein Fäßchen Branntwein, ein Paar Hammen und eine Speckseite hervor und machte mir die Rechnung dafür. Der Kobi erklärte mir, ich würde diese Sachen nöthig haben, um bei der Ufrichtig die Nachbaren zu traktieren, worauf ich Alles hinten auf mein Pferd nahm und getrost wieder zu meinen Kameraden in den Wald hineinritt.

Endlich brach der Morgen des Tages an, an welchem aus der

Wildniß, die nun unſere Heimat war, die erſte menſchliche Wohnung erſtehen ſollte. Und da waren weder Kalk noch Sand, weder Steine noch Ziegel vorhanden, da war kein Stückchen eines abgebundenen Dachſtuhles zu ſehen und nicht einmal der Meyen, der doch bei der mindeſten Aufrichtig oben auf der Firſt aufgeſteckt wird, war bei der Hand. Es nahm uns ſehr Wunder, was aus der Sache werden ſollte; hätten wir es ſelber machen müſſen, wir wären dabei geſtanden, wie die Ochſen am Berge.

Die Sonne guckte noch nicht über die Bäume herüber auf das Plätzchen, das wir gereutet und abgeholzt hatten, da kamen die Mannen, welche ich eingeladen, einer nach dem andern auf ihren Gäulen daher geritten, jeder mit einer tüchtigen Axt bewaffnet. Die ſchauten auch nicht aus, als ob ſie hinter dem Ofen aufgewachſen wären, ſondern man ſah ihnen Wind und Wetter und ſchwere Arbeit an den braunen Geſichtern und den ſchwieligen Händen an. — Sie trieben ihre Pferde zum weiden in den Wald hinein, ſchüttelten uns die Hände und ſetzten ſich auf die gefällten Bäume; worauf unſer einziges Glas von Hand zu Hand im Kehr herum und fleißig wieder zum Branntweinfäßchen zurückging, wo der Schulmeiſter ſeinen Poſten hatte.

Als wir ſo ungefähr unſer zwanzig beiſammen waren, ſagte der Kobi, der für mich das Wort führte, es dünke ihn, man könnte jetzt anfangen. Da wurde dann zuerſt der Platz abgeſteckt, zwanzig Schuh lang und fünfzehn Schuh breit. Dann grub man an den vier Ecken Pfoſten ein, die ungefähr einen Schuh aus dem Boden herauslugten. Nun mußten die vier Geſchickteſten, die ſchon am meiſten dabei geweſen waren, ſich an dieſe vier Ecken hinſtellen; die andern wälzten die umgehauenen Baumſtämme herbei und legten ſie auf den vier Pfoſten übereinander, ſo wie die Buben ihre Vogelſchläge machen, währenddem die vier Flügelmannen die Enden der Baumſtämme ſo gut als möglich ineinanderfügten.

Es war noch nicht einmal Mittag, als das Gebäude schon fast zehn Schuh aus dem Boden herausgewachsen war, und man den Trämboden darüberlegen konnte. Jetzt gingen einige daran, eine Thüre und zwei Fenster aus den Wänden herauszusägen, die andern hieben nur so grobhölzig mit den Aexten die Dachrafen und Latten zurecht, während die dritten einige Stämme, die sich leicht spalten ließen, zu Blöcken versägten und daraus lange, breite und dicke Schindeln machten. Der Roni und ich, wir halfen bei dieser Arbeit nach besten Kräften, obschon wir uns oft ungeschickt genug dabei benahmen, weil uns Alles gar fremd und ungewohnt vorkam. Dem Schulmeister war wieder das Amt zugefallen, für unsere hülfreichen Gäste das Mittagessen zu kochen; und er hatte alle Hände voll zu thun, obschon es eben kein Kindstaufen-Mahl war, sondern eben nichts anders als Kaffe, Türkenkornbrod und gebratener Speck, nebst den Hammen vom Landschäftler. Dabei mußte dann noch das Branntweinfäßchen sein übriges thun, welchem von Allen fleißig zugesprochen wurde, ausgenommen vom Roni, der allein keinen Tropfen trank. Und doch war es ein guter Schnapps, aus Türkenkorn gebrannt, was die Amerikaner Wiskey nennen.

Den Schulmeister aber hatte es gewurmt, daß er allein die Hand nicht anlegen sollte an unserm neuen Haus. Er dachte sich deßhalb etwas aus, womit er uns überraschen wollte, und wobei ihm am Ende noch die Hauptehre des Tages zukommen sollte. Ganz unvermerkt traf er alle Vorbereitungen dazu.

Als dann endlich gegen Abend die letzte Schindel auf das Dach genagelt worden war, und die Mannschaft daran ging, noch den letzten Rest aus dem Fäßchen zu trinken, holte der Schulmeister aus unserer provisorischen Laubhütte ein Tannschuppli hervor, das er mit ein Paar rothen und weißen Halstüchern und Bändern zierlich ausstaffirt hatte. Mit diesem Meyen kletterte er auf das neue Haus hinauf und steckte ihn auf den Gibel. Dann setzte er sich rittlings über

die Firſt und fing an, einen ſchönen Zimmerſpruch zu halten. Darinnen redete er zuerſt von der Arche Noah und dann vom Tempel Salomonis und noch von andern ſchönen Gebäuden, neben welchen freilich unſere Hütte bedeutend abgeſtochen hätte. Darauf kam er nach Sachſen, wo die ſchönen Mädel wachſen, und machte einige Anſpielungen auf das Babeli in der Sandgrube, das einſt in dieſes Haus als Meiſterin einziehen ſollte; zuletzt dankte er noch in wohlgeſetzten Worten den Nachbaren für ihre Freundſchaft und gute Hülfe, und war eben im Begriffe, das Glas, das ihm der Roni hatte herauf langen müſſen, auszutrinken und dann hinter ſich herunterzuwerfen, wie es an jeder ordentlichen Ufrichtig Brauch und Recht iſt, als ihm plötzlich das letzte Wort im Halſe ſtecken blieb. Bleicher als der Tod von Baſel und mit zu Berg geſträubten Haaren, ließ er das Glas aus den Händen fallen, ſtieß einen gellenden Angſtſchrei aus und kugelte mir nichts, dir nichts über das Dach herunter, wobei er wahrſcheinlich den Hals gebrochen hätte, würde ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen haben.

Mit offenen Mäulern ſchauten wir andern dies an und konnten gar nicht begreifen, was dem Schulmeiſter zugeſtoßen ſei — es müſſe ihn der Schlag getroffen haben, meinten wir.

„Die Schlange! die Schlange!“ — das waren die erſten Worte, die er endlich hervor brachte, als wir ihm ein Paar Tropfen Branntwein eingeſchüttet hatten.

„Jetzt geht mir ein Licht auf“, ſagte der Landſchäftler, worauf er ſich eine Ruthe ſchnitt und mit Hülfe der Andern die Baumſtämme zu unterſuchen begann, aus denen unſer neues Haus aufgebaut worden war. Bald entdeckten ſie in einem derſelben ein ziemliches Loch, aus dem dann, als der Landſchäftler ein wenig darin herumgegrübelt hatte, eine Schlange zolldick und Klafterlang herausſchoß.

„Das iſt ſie!“ rief der Schulmeiſter, und war daran, das Haſenpanier in den Wald hinein zu ergreifen. Aber ein Paar gut ange-

brachte Ruthenſchläge über den Rücken hatten dem Thiere bald den Garaus gemacht.

„Es iſt eine Klapperſchlange,“ ſagte der Landſchäftler. „Deren gibt es genug in dieſen Wäldern.“

Der Schulmeiſter, der ſich nun wieder getraute, näher zu kommen, berichtete uns jetzt, was ihm begegnet war: eben wollte er oben auf der Firſt wohlgemuth das Glas anſetzen, als kaum ein Paar Schuh vor ihm durch eine Lucke des Daches die Schlange den Kopf hervorſtreckte, ihn mit ihren grünen Augen anglotzte und zu zügeln anfing. „Ich merkte gleich, was die Beſtie vorhatte,“ ſetzte er bei, „und begab mich auf dem kürzeſten Weg herunter.“

Die Mannen mußten hell auflachen, als der Schulmeiſter ſein Herabkugeln ab dem Dache ſo bündig erklärte.

Darauf ſchüttelten ſie uns noch zum Abſchied die Hände, ſuchten ihre Roſſe im Walde auf und ritten jeder ſeines Wegs von dannen.

Und wir ſchlugen dieſe Nacht ſchon unſer Lager in dem Hauſe auf, von welchem heute früh noch kein Pfoſten geſtanden. Zwar blies der Wind durch hundert Löcher, Fugen und Spälte, und es war nun unſere Aufgabe, vor Winter für Thür und Fenſter, für Boden und Diele, für einen Feuerherd und Kamin und für alle jene Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu ſorgen, die ſich daheim von ſelbſt verſtanden, hier in Amerika aber unter Mühſal und Arbeit hergeſchafft oder verfertigt werden mußten.

Fünfzehntes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß geht an.

Eines Tages kam Einer in unſere Einöde geritten und meldete, ich ſei für den folgenden Morgen vor den Präſidenten nach Neu-Wietlisbach zum Zeugenverhör vorgeladen. So machte ich mich alſo

zu rechter Zeit auf den Weg, und es nahm mich ziemlich Wunder, was ich denn eigentlich reden ſollte. Als ich dann beim Landſchäftler einkehrte, da traf ich dort den alt-Weibel an, der diskurierte gar eifrig mit dem Hrn. Schnapper, dem Geſchäftsmann, welcher ſein Bureau in einem der drei Häuſer der Stadt aufgeſchlagen hatte. „He,“ rief er mir zu, da er mich erblickte, „jetzt wird ſich die Sach' erleſen; die Gerechtigkeit geht hier nicht auf der Schneckenpoſt, als wie bei uns daheim. Den Spitzbuben, der mir den verfluckten Moraſt für gutes Land verkauft hat, den haben wir nun beim Fecken, und wir wollen ſehen, ob er das Geld nicht wieder hergeben muß, das er mir abgeſtohlen.“ — Bei dieſen Worten deutete der alt-Weibel mit ſchadenfrohem Lächeln nach dem andern Ende der Stube, wo wirklich derſelbe Mann mit dem rothen Gilet und dem großen grünen Halstuch, welchen wir in Neu-Orleans mit dem alt-Weibel hatten herumlaufen ſehen, auf einem Stuhle ſaß. Er hatte ſeine Füße an den Tiſch geſtemmt, wie es in Amerika der Brauch iſt, kaute einen Wiſch Taback und las ganz kaltblütig in der Zeitung. Nach und nach traten noch ein Paar Andere herein, die der alt-Weibel nach dem Rath ſeines Geſchäftsmannes als Zeugen hatte vorladen laſſen; er rühmte jedem, wie er nun drauf und dran ſei, ſeinen Prozeß zu gewinnen. Der mit dem rothen Gilet machte keinen Muks, ausgenommen, daß er von Zeit zu Zeit einen recht hinterliſtigen und verächtlichen Blick zu uns herüber warf. Endlich hieß es, die Audienz würde nun angehen und die Parteien und Zeugen ſollten vor dem Herrn Präſidenten erſcheinen.

Die Audienzſtube war im andern Hauſe, in der Apotheke des Doktor Schlüſſelbart, der nebſt einigen Pulvern und Waſſern für Vieh und Menſchen, auch Schuhnägel, Bremenöl, Karrenſalbe u. dgl. Sachen feil hatte. Der Herr Gerichtspräſident war ein wohlangemäſteter Mann mit einem krummen rothen Schnabel. Er ſaß auf einem leeren Faſſe, hatte ganz ungenirt den Rock ausgezogen und den Hut

auf dem Kopf und rauchte Cigarren. Der alt-Weibel und wir andern Zeugen ſtellten uns, die Kappe in der Hand, neben die Thüre. Endlich kam auch der Schelmuffski mit dem rothen Gilet, des alt-Weibels Gegenpartei, herein. Der ſah ſich aber nur in der Stube um, wo er kommod abſitzen könne; dann nahm er, ohne einmal den Deckel zu lüpfen, in einem Winkel auf einer Kiſte Platz, ſtreckte die Beine über ein Faß und ſtieß einen friſchen Wiſch Kautaback ins Maul, worauf er wieder in der Zeitung zu leſen anfing, als ob es ihn gar nichts anginge.

Nachdem der Präſident etwas auf engliſch geparlt und der Schnapper eine lange Rede gehabt hatte, kam endlich die Reihe an uns. Zuerſt brachte der Schreiber eine Bibel, die wir küſſen mußten, zum Zeichen, daß wir nichts als die Wahrheit reden wollten. Aber der Landſchäftler berichtete uns nachher, es ſei nicht die Bibel, ſondern blos ein altes Kräuterbuch, das gewöhnlich hiefür gebraucht werde. Dann mußten wir des Breiteren ſagen, wie das Land beſchaffen ſei, welches der Schelmuffski dem alt-Weibel verkauft, und gaben wir nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Bericht, es ſei ein verfluckter Moraſt, wo einem der Schlamm bis unter die Arme komme, wenn man nicht auf den umgeſtürzten Baumſtämmen herumhüpfe.

Freudig zog der alt-Weibel die Hoſen über den Bauch hinauf, als ſich der Präſident endlich gegen den Schelmuffski wendete. — „Ich habe zum voraus gewonnen," meinte er, „das liegt auf der glatten Hand."

Der Schelmuffski hob aber bei der Anrede der Gerichtspräſidenten kaum den Kopf von ſeiner Zeitung und zwitſcherte ein paar Worte durch die langen Zähne. „Was hat er geſagt;" frug der alt-Weibel. — „Er ſei auf ſeine Verantwortung noch nicht vorbereitet," gab Schnapper zur Antwort. — „Und was folgt daraus?" — „Daß er vor drei Monaten nicht wieder darf vorgeladen werden." — „Und unterdeſſen?" — „Bleibt die Sache beim Alten."

Und wirklich reiste der Schelmuffski mit seiner Zeitung ohne umzublicken zur Thür hinaus, der Präsident stieg ab seinem Fasse, und uns andern wurde gemeldet, wir könnten gehen, woher wir gekommen seien.

Es kam dem alt-Weibel wohl, daß er das Prozediren schon zu Hause erfahren hatte; ein anderer hätte vor Verdruß und Aerger ein Gallenfieber bekommen, besonders als der Geschäftsmann Schnapper noch eine ellenlange Kostensnote hervorzog.

Dieses war der Anfang von des alt-Weibels Prozeß. Und mich wollte bedünken, das Ding würde nicht zum Besten herauskommen, was der alte Mann zu seinem Schaden am Ende auch erfahren mußte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Winter im Walde.

Der Säyet machte uns nicht viel zu schaffen. Denn erstens hatten wir kaum ein kleines Plätzchen vor unserer Hütte sauber gereutet, und dann war uns der Rath gegeben worden, es für den Anfang beim Türkenkorn bewenden zu lassen, welches man erst im Frühjahr anpflanzt. Wir verwendeten also unsere Zeit, die Löcher und Spälte unserer Hütte so gut als möglich mit Spähnen und Moos zu verstopfen, und dann zum Holzen, um einestheils ein tüchtige Holzbigt für den Winter zu bekommen, anderntheils um Hagstecken zu machen, was das allernothwendigste ist, wenn man von dem Angepflanzten auch nur einen Halm erndten will, von wegen den Säuen und dem andern Vieh, das hier Tag und Nacht frei herumläuft.

Zum Holzen war der Schulmeister immer noch nicht geschickt mit seinen dünnen Gliedlein, und wir brauchten ihn zum mieschen und ruthenflechten. — Bald sollte ich auch die Hülfe meines anderen Kameraden entmangeln.

An zwei oder drei Morgen war ein Nebel geweſen, daß man ihn hätte mit Löffeln abſtechen können. Da klagte eines Abends der Roni, es friere ihn ſo erſchrecklich. Wir machten ein tüchtiges Feuer und er kroch unter ſeine Decke, aber das frieren wollte doch nicht beſſern, und er ſchlotterte ſo heftig, daß er weder Glas noch Löffel zum Munde bringen konnte, als wir ihm etwas Warmes gekocht hatten.

Der Roni war mir lieb geworden ſeit er kein Schnapstrinker mehr war und in meiner Angſt lief ich nach der Stadt (da hier zu Land drei Häuſer doch eine Stadt heißen) zum Doktor Schlüſſelbart. Der machte nicht viel aus der Sache: „Es ſei das kalte Fieber, das in dieſen feuchten Wäldern jeder bekomme, bis er ſich angewöhnt und die Wälder ein wenig dünner geworden — wenn man nicht unterdeſſen ins Gras beiße, was auch nicht viel zu bedeuten habe, da immer noch genug Andere nachkommen thäten. Uebrigens hätte er ein Pulver gegen dieſes Fieber, das in Amerika in keinem Hauſe fehlen dürfe."

Von nun an ſtellte ſich das Schlottern und Fröſteln beim Roni regelmäßig alle ſieben Tage ein. Oft konnte er es durch des Doktors Pulver bannen, oft auch nicht. Seine Kräfte nahmen aber ab von Tag zu Tag, und er wurde ſo ſchwach, daß er ſich kaum auf den Beinen zu halten vermochte, geſchweige denn mit der Axt unſeren Eichen und Nußbäumen zu Leibe zu gehen. So ruhte die ſchwere Arbeit auf mir allein.

Indeſſen waren die Nächte immer länger, die Tage trüber, die Lüfte rauher geworden. Zuletzt brachte gar ein kalter Wind große Schneeflocken daher, die immer dichter und dichter fielen. Es war eben Winter geworden. —

— — „Es iſt doch eine ſchöne Sache um eine warme Kunſt und einen breiten Ofenſitz ringsherum," fing der Schulmeiſter an, der in ſein Dackbett eingewickelt auf einem Holzblock hockte und die Kaffemühle zwiſchen den Beinen hielt. Ich hatte gerade denſelben

Gedanken gehabt. Zwar loderte ein mächtiges Feuer auf unserem Kochherd; aber ein schneidend kalter Wind zog durch hundert Spalten und Löcher in unsere Hütte hinein und pfiff durch die aus Ruthen geflochtene Thüre und durch die Fugen der Fenster, welche ganz fertig gekauft und nur grobhölzig in die herausgesägten Löcher eingepaßt worden waren. So kam es, daß man auf der einen Seite verfror, während man auf der andern am Feuer fast gebraten wurde.

Der Roni hatte das Fieber wieder; er lag im Bett und schlotterte.

Dicht vor unsern Fenstern stand der dunkelgraue, blätterlose Wald, der nun schon seit ein Paar Wochen bodenlos und unwegsam uns von allen Menschen abschloß und gefangen hielt. —

Auf einmal blieb des Schulmeisters Kaffeemühle stille. „Ist's nicht heute der Weihnachtabend?" rief er. Fast erschrocken rechneten wir nach; wir hatten wirklich heute den vierundzwanzigsten Christmonat.

„Sie sitzen jetzt daheim beisammen in der warmen Stube, sagte ich, die Mutter, die Schwestern und die Schwäger, denn an diesem Tage waren wir immer alle bei einander. Die Spinnräder schnurren und die Weibsame plaudert. Gewiß schwatzen sie hin und her, was der Durli wohl macht, drüben in Amerika." — „Nun wirds aber schon ein wenig finster, antwortete der Schulmeister, im Dorf unten wird da und dort ein Licht angezündet, daß es aussieht, als wäre ein Stück vom schönen Sternenhimmel auf den Boden herunter gefallen. Da und dort geht ein Nachbar zum andern hinüber z'Stubeten, um sich mit einem Rosenkranz oder Kartenspiel die Zeit zu vertreiben bis Mitternacht." — — „Das Babeli ist wohl auch aus der Sandgrube zur Mutter in die Mühle hinaufgegangen, um zu vernehmen, ob vielleicht ein Brief aus Amerika gekommen sei. Da läßt dann der Schwager eine Maaß Rothen aus dem Wirthshaus kommen und gibt ein Paar Handvoll Nüsse zum Besten zum ausspielen

und langt das Kartenspiel hinter dem Spiegel hervor, das ich selbst an letzter Weihnacht dahintergesteckt. Das wird ein Gelächter und einen Spaß geben, wenn alle um den langen Tisch beisammen sitzen. Aber plötzlich schallt durch die finstre, stille Nacht das feierliche Glockengeläute, das die Nachbaren zur Kirche ruft. Auf den Dorfgassen wirds jetzt lebendig; wie Schatten ziehen die Kirchgänger den Häusern und Zäunen entlang; ein Licht nach dem andern löscht im Dorfe aus, — aber auf dem Hügel, wo die Kirche steht, da glänzen die hohen Fenster heller und heller. Nun schweigen die Glocken, in der halbdunkeln Kirche liegt dicht gedrängt die andächtige Menge auf den Knieen. Plötzlich erschallt das Orgelspiel und packt alle Herzen und führt sie zum Himmel hinauf, wo der liebe Gott mit seinen Engeln und Heiligen wohnt." — — „Die Orgel hab' ich sonst geschlagen," seufzte der Schulmeister. —

Bei uns aber brachte der Weihnachtabend weder Glockengeläute noch Orgelklang, sondern der Winterwind heulte um unsere Hütte. Weit und breit streckte keine Kirche ihren Thurm gen Himmel; rings um uns war nichts als endloser Wald und wieder Wald, in welchem kaum hie und da eine elende Hütte sich verbarg. Zu uns kamen keine Nachbaren z'Stubeten, um durch Gespräch oder Spiel die langen Abende zu verkürzen; da war keine Verwandtschaft, die freundlich theilnahm an Freud' und Leid. Sondern die wenigen Menschen, die in dieser Wildniß lebten, waren stundenweit auseinander, und jeder hatte genug an sich selbst zu denken.

Der Roni stöhnte unruhig auf seinem Krankenlager; da fing gar der Schulmeister an zu singen:

„Herz, mys Herz, warum so trurig?"

Das wollte mich fast erwürgen, weshalb ich schnell in mein Bett hineinkroch und die Decke über die Ohren zog. Aber die ganze Nacht träumte mir von der schönen Heimat, weit änen am Meer.

Siebzehntes Kapitel.

Wie der Dursli und seine Kameraden z'Märet gingen und sich gern lustig gemacht hätten.

Unter der Sonne findet alles sein Ende und so ging auch der Winter zuletzt vorüber, obschon er uns erschrecklich lang bedünkte. Es fiel uns ein schwerer Stein ab dem Herzen, als die Tage nach und nach länger wurden, die Sonne den Schnee wegfraß und die Bäume zu drücken anfingen. Und doch war es ehmals daheim noch tausendmal lustiger gewesen, wenn die Schwalbeli den Frühling brachten; wie freute man sich da, die einen auf das erste Eingrasen, die andern auf die rosenrothe Blust und die dritten auf die schönen gelben und veilchenblauen Ostereier! — Aber uns grünte weder Feld noch Matte, uns blühte weder Hofstatt noch Garten und kein Mensch dachte daran, uns Ostereier zu sieden; sondern es wartete unser nur Arbeit, und zwar von der härtesten. —

Ein paar Handvoll Fünfliber in den Hosensack zu nehmen, um zu Markt zu gehen, das war das erste, was nun zu thun war, als der Weg durch den Wald wieder gangbar geworden. Unser Bauernwesen anzufangen, brauchten wir nämlich Pflug, Wagen und Geschirr, zwei Joch Zugochsen, noch eine Milchkuh und etliche Schweine, ferner noch für sechs Monate Mundproviant, denn es ließ sich nicht darauf rechnen, vorher etwas ab unserer eigenen Pflanzung unter die Zähne nehmen zu können. Wir zogen also eines Morgens alle drei aus, denn es mochte jeder von uns gern wieder einmal unter die Leute gehen, was seit acht oder neun Wochen nicht geschehen war. Zuerst kehrten wir in Neu-Wietlisbach beim Landschäftler ein, um uns weisen zu lassen, wo wir das benöthigte kaufen könnten. Der fragte, ob wir gesund und wohl seien, und schielte dazu auf des Roni's bleiche, hohle Backen. Der hatte, seit das bessere Wetter gekommen, kein Fieber mehr gehabt; aber er war nur noch der halbe

Kerl von früher und kaum mehr im Stande, einen hundertvierzigpfündigen Mütt Korn auf einen Speicher zu tragen.

Wir hatten es getroffen, daß es gerade wieder Audienztag war, und der alt-Weibel, der mit seinen Buben noch immer beim Landschäftler in der Uerte lag, hatte so viel mit dem Geschäftsmann Schnapper zu verhandeln, daß er einem kaum Bescheid geben konnte. Er rief uns nur über den Tisch weg zu, heute könne es ihm mit seinem Handel gar nicht fehlen. Wundershalb liefen wir mit, als die Sitzung anging. Der Präsident mit dem rothen Schnabel saß wieder auf seinem Faß und der Schnapper hielt wieder einen langen Vortrag, während indessen der Scheimuffski in seinem Winkel die Zeitung las und Rauchtabak kaute. „Jetzt hab' ich dich"! rief der alt-Weibel überlaut, als der Schnapper fertig war. Aber der Scheimuffski wälschte nur wieder etwas in sein grünes Halstuch, das er bis zur Nase hinauf gezogen hatte. — „Er sagt, er habe seine Zeugen noch nicht herbringen können und verlangt dafür noch einmal Termin", erklärte Schnapper achselzuckend. Und so war es auch. Der Präsident verfügte drei Monate Aufschub und der alt-Weibel mußte zum zweiten Mal mit langer Nase abziehen. Zudem war die Kostensnote des Schnappers diesmal noch etwas länger als die vorige. Aber der alt-Weibel schwur bei seiner theuern Seele, er wolle es zwängen, und wenn es ihn seinen letzten Kreuzer kosten sollte. Seine Buben lugten sauer genug dazu, es half aber nichts.

Wir hatten den Bescheid erhalten, Pflug, Wagen und Geschirr in St.Louis zu kaufen, welches die nächste größere Stadt sei; dort könnten wir uns dann gleich auch wegen den Ochsen umsehen, um unsere Sachen mit denselben nach Hause zu führen. So machten wir uns denn am nächsten Morgen mit aller Frühe auf den Weg.

„Es wird, scheint es, just Markt sein in St.Louis", sagte der Roni. — „Nun, dann können wir wieder einmal einen lustigen Tag haben", meinte der Schulmeister. Es war jetzt über ein Jahr, daß

ich auf keinem Tanzboden mehr geweſen, und es dünkte mich, ich möchte wieder einmal probieren, ob meine Beine noch ſo gelenkig ſeien, als da ich zum letzten Mal mit dem Babeli z'Kriegſtetten an der Krebskilbe geweſen. „Das tanzen habe er aufgegeben“, meinte der Roni, aber er glaube faſt, wieder einmal ein Schoppen guter alter Wein würde ihm wohlthun.“ „Er habe, wenn er zu Markt gegangen, immer getrachtet, etwas Nützliches und Lehrreiches zu ſehen, bemerkte der Schulmeiſter, ſo wie z. B. Seiltänzer, oder Zwerge, oder wilde Thiere; da bleibe einem doch etwas davon und man werde gebildet.“

So machte ein jeder von uns unterwegs den Vorſatz, ſich nach dem langen traurigen Winter wieder einmal recht zu beluſtigen, und es war uns ſchon, als ſähen wir das Gewühl und Gedräng auf den Gaſſen, und wie überall alte Bekannte ſich grüßend die Hände ſchüttelten, — es war uns, als ſähen wir ſchon die Stände mit den ſchönen Tabakspfeifen und Halstüchern, und als hörten wir von allen Ecken her die laute Tanzmuſik und das Klingein der Flaſchen und Gläſer.

Als wir nun endlich nach der Stadt kamen, ſo ſperrten wir Augen und Ohren auf, ſo ſtark wir konnten. Es war zwar genug Volk auf den Gaſſen, aber weder Geige noch Klarinet ließ ſich hören, und als wir fragten, ob es denn nicht Markt ſei, lachte man uns unter die Naſe: „hier könne man kaufen, was man brauche ohne Markt.“ Alſo gingen wir zu einem Wagner, der uns den Wagen und Pflug noch theuer genug anhängte, obgleich wir das halbe abgemarktet hatten. Die Ochſen hingegen waren ziemlich billig, da die junge Viehwaare hier zu Land faſt umſonſt kann aufgezogen werden; man läßt ſie eben Jahr aus und ein im Wald oder auf der Weide laufen und gibt ihnen nur zu Zeiten ein paar Türkenkorn-Zäpfen zum knoſpeln, um ſie zahm zu machen. Deſto theuerer iſt Alles, was Handarbeit braucht, weil der arbeitenden Hände in dieſem weiten

öden Lande noch viel zu wenig; so hat einmal der Wälsch ein Paar neue Schuhe gegen eine schöne Kuh eingetauscht. Das ließen sich die Schuhmacher zu Solothurn auch gefallen!

Da wir nun endlich unsere Geschäfte abgethan, so hatten wir auch rechtschaffenen Hunger und Durst und gingen in die nächste Pinte. Aber da war nicht einmal ein Stuhl zum absitzen, sondern wer kam, nahm seine Sache stehend, und als wir eine Halbe verlangten, so hieß es, hier hätte man keinen Wein, sondern nur Schnapps, den könne man anmachen mit Mazis, Zimmet, Nägeli oder Muskatnuß, Zucker und warmem Wasser nach Belieben; und da wir eine Suppe, Braten und Salat und etwa ein wenig kalte Pastete bestellten, lugten sie uns an, als ob wir aus dem Monde kämen, und sagten, es wäre jetzt nicht Essenszeit. So haben wir uns bei einem Beck ein Brod und in einem Laden eine Wurst kaufen müssen, um nicht mit leerem Magen wieder heim zu gehen. Und haben dann ganz kaput unsere Ochsen vor den Wagen gespannt und den Pflug aufgeladen, und uns nach unserer Einöde auf den Weg gemacht, ohne einen einzigen Jauchzer auszulassen, wie es sonst bei Marktleuten Fug und Brauch ist.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die drei Mannen in eine Gefahr kommen und glücklich gerettet werden.

Der Roni führte die Stiere und ich hielt den Pflug. So zogen wir Furchen zwischen den Stöcken und den abgestorbenen Bäumen durch, die wir geringelt hatten, allemal eine ungefähr drei Schuh von der andern, zuerst von Sonnenmittag gegen Mitternacht, dann übers Kreuz von Aufgang gegen Niedergang. Und hintendrein ging der Schulmeister mit einem Kratten voll Türkenkorn und legte überall,

wo die Furchen ſich durchkreuzten, zwei oder drei Körner in den Boden und ſcharrte mit dem Schuh etwas Erde darüber.

Daheim hat es allemal geheißen: Miſt geht über Liſt; aber in Amerika weiß man nichts hievon, weil der Boden ſonſt maſtig genug iſt; überdieß wird er noch von der Aſche der Sträucher und Baumäſte gedüngt, die man verbrennt, weil ſie einem im Wege ſind. Auch wüßte ich nicht, wo man in Amerika den Miſt hernehmen ſollte, da das Vieh das ganze Jahr auf der Weide iſt. — Wo ein Baum im Wege ſtand, da fuhr der Roni ein wenig hüſt oder hott, und kam eine dicke Wurzel, die der ſchwere Pflug nicht zu zerreißen vermochte, ſo hüpfte ich ihn drüber weg. Dieſe neue Manier, den Acker zu beſtellen, hatte ich des Rechendurfen Kobi abgelugt. Denn hier war mit dem, was man daheim gelernt, wenig anzufangen.

Es war erſt im April, aber die Sonne ſtach ſchon ſo heiß, als wie bei uns im Heuet. Deshalb hatten wir im Bach, der uns als Brunnen diente, einen Krug gefüllt, und ihn an den Schatten geſtellt, und wir ermangelten nicht, demſelben fleißig zuzuſprechen.

Kam da Einer aus dem Wald heraus gegangen und trug einen Bündel an ſeinem Stecken. Das kam nicht alle Tage vor, daß ſich ein Reiſender zu uns verirrte. Unſere Ochſen blieben ſtehen, ich ließ den Pflug aus der Hand und der Schulmeiſter ſtellte ſeinen Kratten zur Erde. — „Ob wir nicht einen Tropfen zu trinken hätten?“ frug der Reiſende, „er ſei gar erſchrecklich durſtig.“ Der Roni langte ihm den Krug. „Er ſei auch ein Auswanderer“, erzählte er uns dann, „und ſuche ein Paar gute Bekannte auf, die noch etliche hundert Stunden weiter innen im Walde angeſiedelt ſeien. Wir ſollten uns übrigens nur nicht ſtören laſſen, er wolle unterdeſſen ein wenig im Schatten ruhen.“

Wir gingen alſo wieder ans acherieren, und der Fremde ſchaute uns eine Weile zu. Zuletzt ſtand er wieder auf, ſchüttelte zum Abſchied jedem recht freundſchaftlich die Hand und ging ſeines Weges

von dannen. Kaum war er aber zwanzig Schritte gegangen, so kehrte er um und rief den Schulmeister auf ein paar Worte abseits. Er nahm ihn bei der Hand, und wir sahen, wie er etwas recht Bedauerliches zu erzählen begann; — plötzlich riß der Schulmeister seine Hand weg, sprang drei Schritte zurück, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte und begann den Reisenden auszuschimpfen, worauf dieser fast flennend in den Wald hineinging und verschwand. Der Schulmeister bengelte ihm noch einen Knebel nach, den er just in der Hand hielt. „Was ist dich angekommen, Schulmeister?“ — „Daß Gott erbarm“, war die Antwort, „nun sitzen wir sauber im Pfeffer! Sagt mir da der Kerl, wie er mich bei der Hand hält, er sei krätzig, er habe es auf dem Schiff aufgelesen und ob ich keine Salbe dawider hätte?“

Ich ließ den Pflug und der Roni die Peitsche fahren vor Schreck. Der Krätzige hatte uns ebenfalls die Hand geschüttelt, auch hatte er aus unserem Wasserkruge getrunken, den seither jeder von uns mehr als einmal zum Munde gebracht. Wir mußten also alle drei krätzig werden, das konnte gar nicht fehlen.

Für heute wurde die Arbeit aufgesteckt und vor allem berathen, was nun zu thun sei. Der Roni meinte, wir sollten dem Kerl nach, um ihm nach Verdienst das Fell durchzugerben. Was hätt's uns aber genützt? Wir beschlossen demnach einen zum Dr. Schlüsselbart abzusenden, um Zeug gegen die unsaubere Krankheit zu holen. —

Kam da just wieder ein Mann aus dem Walde gegangen. Zwei Fremde an einem Tage, das war uns bis dato noch nie passiert. Er trug einen Kasten auf seinem Rücken und schritt auf unsere Hütte zu, worauf er seinen Kasten abstellte und uns meldete, er sei ein reisender Apotheker. Ob wir kein Pulver gegen das Fieber kaufen wollten. — Ein Apotheker, das war für uns in diesem Augenblick fast so viel als ein Engel vom Himmel. „Pulver brauchten wir keines“, riefen wir alle drei miteinander, „aber ob er keine Salbe ge-

gen die Krätze habe?“ — „Es thue ihm leid, damit könne er nicht dienen; zwar habe er noch ein Töpfchen voll in seinem Kasten, aber es sei eben schon bestellt.“ — Ich hätte für diese Salbe meinen letzten Kreuzer hergegeben. Es wurde daher dem Apotheker flattirt und Thaler auf Thaler geboten, bis er uns endlich das Töpfchen um drei Fünfliber abließ, seinen Kasten wieder auf den Buckel nahm und von unseren besten Wünschen begleitet fürbaß wanderte.

Nun ging das Schmieren an, und wir fanden die Salbe ganz vortrefflich, denn bis zur Stunde ist keiner von uns krätzig geworden.

Lange behielten wir diese Geschichte für uns; da hat der Schulmeister einmal, als wir im Städtchen etwas auszurichten hatten, einen Schnapps zu viel getrunken, und schwatzte die ganze Sache aus, als wie so wir fast alle zusammen unglücklich geworden wären, und aber sodann durch eine höhere Fügung ein reisender Apotheker gekommen und uns gerettet habe. Der Wälsch, der eben auch im Städtchen war, schaute während der Erzählung des Schulmeisters den Landschäftler ganz besonders an. Plötzlich platzten beide heraus, daß es ihnen die Bäuche schüttelte. Das sei nichts Lächerliches, meinte der Schulmeister und wollte ärgerlich werden. Da erzählte dann der Vetter Wälsch, der Krätzige sei des Apothekers guter Freund gewesen und so sauber und gesund als ich oder du, und habe sich nur verstellt. Der Apotheker habe aber Nichts als ein paar Töpfe voll Schweineschmalz in seiner Apotheke. Alle Jahre machten die beiden eine Reise in alle neuen Niederlassungen der Umgegend, berichtete der Wälsch. Da marschiere der eine zwei oder drei Stunden voraus und jage den Leuten die Angst in den Leib; dann komme der andere hintendrein und verkaufe sein Schmalz lothweise um schweres Geld. Und sind sie mit ihrer Geschäftsreise fertig, so theilen sie mit einander den Profit.

Uns bedünkte, solche Schelmerei gehe doch fast über das Bohnen-

lied, und der Spruch des Herrn Schmid kam mir wieder zu Sinn: trau, ſchau wem!

Neunzehntes Kapitel.

Der Schulmeiſter gibt das Kochen auf und ſtrebt nach Höherem.

Um unſere Anſiedelung war weit und breit keine Kirche zu ſehen; die nächſte fand ſich in St. Louis, wohin wir gute acht bis zehn Stunden zu gehen hatten. Da reiten dann die geiſtlichen Herren, katholiſche und reformirte, in der Wildniß umher von einer Anſiedelung zur andern, und predigen und halten Gottesdienſt, oft in einer Wirthsſtube, oder in einer Pflanzerhütte, oder auch im Freien unter den Bäumen. Da es aber in Amerika großen Mangel an Geiſtlichen hat, ſo geben ſich dann oft auch andere Leute mit Predigen ab. —

So hieß es einmal, es würde am nächſten Sonntag einer in Neu-Wietlisbach auf deutſch Gottes Wort verkündigen; das war ein ſeltener Fall, denn die meiſten herumreiſenden Prediger konnten nur engliſch. Wir beſchloſſen deßhalb dem Gottesdienſte beizuwohnen.

In ganz Neu-Wietlisbach war des Doktor Schlüſſelbarts Apotheke, die zugleich bei vorkommender Gelegenheit als Gerichtsſaal und dem Doktor als Schlaf- und Wohnſtube diente, das größte geſchloſſene Lokal; ſtanden jedoch fünfzehn Perſonen drinn, ſo war es ſo ziemlich angefüllt. Der Prediger hatte deßhalb draußen, wo mit der Zeit der Marktplatz der Stadt ſein ſollte, jetzt aber ſtatt der Häuſer nur noch Baumſtumpen ſtanden, ſeine Kanzel aufgeſchlagen.

Von vielen Stunden im Umkreis war Alles, was deutſch konnte, hergekommen, beſonders das Frauenvolk. Und hatte es der Prediger auch ganz beſonders auf letzteres abgeſehen, und nahmen es ſich viele Weiber ſo ſehr zu Herzen, daß ſie in ein lautes Weinen und Schluch-

gen ausbrachen. Mir aber wollte das Ding nicht recht gefallen. Er redete mir viel zu viel von der Hölle und vom ewigen Feuer, in welches er alle diejenigen herunter donnerte, die nicht aufs Düpflein seinen Lehren glauben wollten. Und hatte ich viel größern Respekt vor unserm Pfarrer daheim, der allemal sagte, das Fürnehmste sei brav und ehrlich sein und auf Gott vertrauen; mit dem Uebrigen werde dann der himmlische Vater schon ein Einsehen thun und mit dem guten Willen fürlieb nehmen.

Als es aus war, da wäre es mir fast Angst geworden an des Predigers Platz, denn die Weibsame riß sich um ihn, als wenn ihn Jede allein hätte haben wollen, und Keine mochte der andern die Ehre gönnen, den ehrwürdigen Herrn zu Gast zu halten, und von Jeder wurde er aufgefordert, doch ja recht bald wieder in ihrer Gegend zu predigen. Mir aber kam der Mann doch gar ungeistlich vor, und dünkte mich, wer's ernst und redlich meine, brauche die Augen nicht so zu verdrehen und auf die Brust zu schlagen, als ob er Erbsen dreschen wollte. Und vernahm später vom Landschäftler, das sei ursprünglich ein Schneider gewesen aus Schwaben, dem die Handtierung mit der Nadel verleidet, und sich deßhalb auf das Predigen verlegt habe. —

Wir gingen also wieder heim, um aufs Neue Bäume zu ringeln, Wurzeln auszugraben und Hagstecken zu spalten. — Da hatt' es aber unterdessen eine saubere Geschichte gegeben: unsere Säue, die frei im Walde herumliefen, hatten im Laufe des Sommers schon zweimal Junge geworfen, so daß bereits eine ganz artige Heerde beisammen war. Die Thiere hatten sich nun unsere Abwesenheit zu Nutzen gemacht und waren, dieweil wir zur Predigt saßen, durch die Hagstecken, womit wir mit großer Mühe unsere Türkenkornpflanzung eingezäumt hatten, eingebrochen. Dort hielten sie nun ihr Mahl. Fast die halben Stauden waren umgerissen und eine große Zahl halbreifer Zäpfen gefressen.

So war also ein guter Theil unseres Wintervorraths zerstört, mancher Schweißtropfen war umsonst geflossen, und während mancher sauren Stunde hatten wir für den St. Niklaus gearbeitet. Auch waren wir nun genöthigt, das, was uns an unsern selbstgepflanzten Lebensmitteln von den Schweinen geschändet worden, um baares Geld einzukaufen, wobei noch der letzte Rest meiner Fünfliber daraufgehen mußte.

In vollem Aerger jagten wir unsere vierbeinigen ungebetenen Gäste zur Pflanzung hinaus, wobei manches Himmelsakerment und Kreuzdonnerwetter in den Wald hineintönte. Nur der Schulmeister blieb dabei ziemlich gleichgültig und staunte in Gedanken vor sich hin. Er, der sonst mehr schwatzte, als wir beiden andern zusammengerechnet, war schon auf dem ganzen Rückweg einsilbig nebenhergegangen.

Des andern Morgens, als wir den Kaffee einschenken wollten, lief es ganz hell wie Wasser aus der Kanne, und als wir den Schulmeister, der noch immer unser Koch war, verwundert anschauten, bemerkte er, er habe wahrscheinlich vergessen, das Pulver hinein zu thun. „Was ist mit dir, Schulmeister?“ sagte ich, „bist du nicht recht Trost, oder was fehlt dir sonst?“

„So will ich denn grad heraus mit euch reden,“ antwortete er. „Ich habe mir die Sache heute Nacht überlegt. Hier im Wald ist kein Bleiben mehr für mich, die Axt paßt nicht in meine Hände, und für Kaffee zu mahlen und Türkenkornmehl zu kneten, bin ich weder z'Oberdorf im Lehrkurs gewesen, noch nach Amerika ausgewandert. Dagegen dünkt mich, so gut predigen, als der Mann von gestern, könnt' ich auch, und weil hier zu Land das Predigen Jedem erlaubt ist, und man dabei, wie's scheint, sein gutes Auskommen hat, so hab' ich mir vorgenommen, ein Prediger zu werden. Ihr habt dann ein Maul weniger zu füttern, das euch bei der Arbeit wenig nütze war. Deßhalb nichts für ungut.“

Ob dieser Neuigkeit blieb uns der Löffel auf dem Wege zum

Mund still stehen, und wir trauten kaum unsern Ohren. Aber der Schulmeister blieb dabei, er wolle sein Glück mit Predigen probiren. — Er schnürte also seinen Bündel und ging mit dem Versprechen, auf seinen Wanderschaften recht fleißig bei uns einzusprechen, von dannen.

Unsere Einöde war noch einsamer geworden. Fortan tönten nur noch zwei menschliche Stimmen in dem Walde, den ich zu meinem Besitzthum und meiner Heimat gemacht hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß und des Ronis Fieber gehen zu Ende.

Mehr als ein Jahr war nun schon vorüber, seit ich in meiner Wildniß den ersten Axthieb geführt hatte. Aber öde und traurig genug sah es da noch aus. Ein kleines gereutetes Fleckchen mitten im unendlichen Wald, — eine elende Blockhütte, — ein eingezäuntes Aeckerlein voll angebrannter Baumstumpen, besetzt mit geringelten halbverdorrten Bäumen, überwuchert mit kaum zu vertilgendem wilden Gestrüpp. Was hätte der Vater sel. gesagt, wäre er zu mir gestanden und ich hätte ihm sagen müssen: Dieß ist nun meine Heimat, für welche ich den Steinacker hingegeben habe mit seinen zahmen Aeckern, seinen grünen Matten, seinen stolzen Obstbäumen und dem Haus, darinnen Vater und Großvater geboren und gestorben sind! Aber solchen schweren Gedanken durfte ich nicht nachhängen, wollte ich bei der harten Arbeit guten Muthes bleiben. Sondern schüttelte mich und dachte: es wird schon noch besser kommen.

Der Roni versah, seit der Schulmeister von uns gegangen, das Amt eines Kochs und Haushalters, und wäre im Walde oder auf dem Felde nicht mehr viel nütze gewesen, denn anstatt sich zu erholen,

wurde er alle Tage ſchwächer. Der Landſchäftler meinte, das komme daher, weil er keinen Schnaps trinken wolle; bei der harten Arbeit und der feuchten Luft in den Wäldern könne man nicht geſund bleiben, ohne dem Magen bisweilen etwas Warmes zu geben. Aber der Roni hatte ſeit dem Tode des Brönzkaſpers dem Schnaps abgeſchworen; — er wolle lieber ſterben als ein rechter Kerl, als draufgehen im Rauſch, wie ein unvernünftiges Vieh. Und war der Roni ſeither auch ein Burſche geworden, ſo brav als einer, und war mir ſo lieb, als wär' er mein leiblicher Bruder.

Ich war in den Wald gegangen und ſuchte mir junge grade Stämme aus, die ſich leicht ſpalten ließen, um Hagſtecken zu machen. Denn auf nächſtes Frühjahr hofften wir unſer Pflanzland um eine oder zwei Jucharten zu vergrößern, und wäre uns nicht lieb geweſen, die Ernte allemal mit unſeren Säuen zu theilen; die konnten ſich begnügen mit den Eicheln und Nüſſen des Waldes.

Da kamen des alt-Weibels beide Buben daher gegangen, und jeder trug ein kleines Bündelein an einem Stecken in ein Schnupftuch gebunden. Und frugen, ob ich ſie nicht annehmen wolle als Knechte. — „Ihr wollt doch nicht vom Vater gehen?“ fragte ich verwundert. Der jüngere fing an zu flennen, der ältere aber ſprach: „Den Vater haben wir heute begraben“. — „Was hat ihm denn gefehlt?“ rief ich erſtaunt. — „Der Schlag hat ihn gerührt, weil er den Prozeß verloren.“ — Ich mochte kaum meinen Ohren trauen. „Iſt nicht möglich! hatte ja der alt-Weibel das heiligſte Recht.“ — „Iſt doch geſchehen“, entgegnete der Bube. „Der Schelmuffski brachte, als der letzte Tag angeſetzt war, zwei Mannen mit, weiß nicht woher. Die haben auf das Buch einen Eid geſchworen, das Land, welches der Vater gekauft, ſei vom allerbeſten weit und breit. Und hat darauf der Präſident geſprochen: Der Schelmuffski ſolle ſein Geld behalten und der Vater die Köſten bezahlen. Da hat dann der Aerger dem Vater das Herz abgedrückt.“ — „Brauchet aber deßhalb

doch keine Knechtli zu werden", meinte ich. „Ihr könnt ja besseres Land kaufen, wie unser einer gethan. Der Vater hat ein schön Bündel Fünfliber über Meer gebracht, und war ihm noch ein artiger Rest geblieben, nachdem er dem Schelmuffski den Moraſt abgekauft." — „Die hat der Geſchäftsmann Schnapper eingeſackt; mußten wir ja ſogar noch unſere Uhren hergehen fürs halbe Geld, um ſeine letzte Rechnung zu bezahlen."

Das ſollte alſo das Ende ſein von des alt-Weibels Prozeß: der Vater unter dem Boden und die Söhne auf der Gaſſe!

Die Buben dauerten mich, aber zu mir nehmen konnt' ich ſie nicht. Denn weil die Säue uns einen guten Theil unſeres Türkenkorns geſchändet hatten, ſo mußte meine letzte Baarſchaft drauf verwendet werden, Proviant für den Winter zu kaufen; der konnte reichen für zwei Mäuler, aber nicht für vier. — Mußte alſo des alt-Weibels Buben weiter ſchicken, einen Meiſter zu ſuchen, ſo gern ich ſie behalten hätte.

Unterdeſſen war es Mittag geworden, wo mir der Roni das Eſſen in den Wald hätte bringen ſollen. Er kam aber nicht. Ich dachte, er habe ſich in der Stunde geirrt und ſchwang die Axt fort und fort mit nüchternem Magen. Am Ende wurde es mir doch zu lang, und ich ging heim, zu ſehen wo es fehle. Leider fand ich da den Roni auf dem Bette liegen, der hatte das Fieber wieder am Hals und ſchlotterte ärger als nie. Nun mußt ich alſo ſelber den Koch und noch dazu den Krankenwärter machen. Ich würd's gern gethan haben, hätt' ich nur damit dem Roni helfen können. Es war aber heuer noch ſchlimmer als fern, und des Doktor Schlüſſelbarts Pulver wollten auch nicht mehr anſchlagen. Nach ein paar Tagen fing er gar an abwäg zu reden: er berichtete, als ob er auf dem Meere fahre, heim zu; dann war es, als ob er die Schneeberge wieder ſehe und den Leberberg, und dann, als ob er die Dorfgaſſe daheim hinabgehe und mit dieſem und jenem alten Bekannten ſpreche.

„Keinen Schnaps, keinen Schnaps mehr", ſagte er über hundertmal. „Jetzt bin ich wieder ein rechter Burſche", fügte er dann bei und ſchaute im Fieber recht vergnügt aus. Vierundzwanzig Stunden ſpäter war er geſtorben.

Das hat mir ſelbſt faſt das Herz abgedrückt.

Hinter der Hütte hatten wir drei ſchöne, ſchattige Nußbäume ſtehen laſſen. Dort hab ich ihm ſein Grab gemacht.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der Dursli vom Regen unter die Dachtraufe gehen will.

Nun war ich alſo ganz mutterſeelenallein. Zuerſt fiel mir ein, des alt-Weibels Buben Bericht zu machen; die konnten aber anderswo einen ſchönen Lohn verdienen, und ich hatte ihnen nichts zu geben, denn für mein Land, für die Viehwaar und Pflug, Wagen und anderes nothwendiges Geräthe, und für den Mundproviant hatte ich all' meine ſchönen Dublonen, die mir von der Reiſe übrig geblieben waren, ausſeckeln müſſen bis auf die letzte.

Da kam mir der Gedanke, meinem Babeli und der Mutter einen Brief zu ſchreiben, ſie ſollten jetzt herüber kommen über das Meer. Schlug mir's aber alſobald wieder aus dem Kopf. Wär' ja die Mutter, wenn ſie auch die Reiſe überſtanden hätte, gewiß in den erſten drei Wochen ſchon geſtorben vor lauter Heimweh. Meinem Babeli hatt' ich's aber beſſer verſprochen, als nur ſo. Nichts Minderes ſollte aus ihm werden, als eine wackere Bäuerin auf einem ſchönen Hofe, die etwas zu regieren und zu rangſchieren fände in vollen Käſten und Trögen, eine Bäuerin, die ſich Sonntags ſehen laſſen durfte, wenn ſie in ihrem Staat den Kirchweg ging. Nein! mein Babeli ſollte nicht verſerbeln in der elenden Hütte mitten im Walde.

Sollt' ich vielleicht mein Land wieder zu verkaufen ſuchen, um Reiſegeld zu bekommen zur Rückkehr nach Hauſe? Wie würden da die Schwäger über die Achſeln nach mir ſchielen, wenn ich heimkehrte mit leerem Seckel! Wie würden die Buben mit Fingern auf den verlumpten Landſtreicher deuten, der ſo ſtolz auszog und nun als ein Lump wiederkehrte in ſeine Heimat! Hiefür hielt ſich der Steinackerbursli doch zu gut. Zudem wär's noch eine Frage geweſen, ob mir's einer abgekauft hätte; denn in Amerika geht's nicht ſo ums Land wie im Emmenthal, wo den reichen Bauern die Fünffränkler in den Trögen grau werden, bis wieder irgendwo ein Riemli feil wird; ſondern es zog hier ſchon Mancher fort von Haus und Hof, wenn es ihm anderswo beſſer gefiel, und überließ ſein Feld wieder den Hirſchen des Waldes und ſeine Hütte den Fledermäuſen, Schlangen und Nachtvögeln.

Es blieb mir alſo Nichts übrig, als allein zu bleiben in meiner Wildniß. Die Axt dünkte mich aber noch einmal ſo ſchwer, und das Holz an den Bäumen, die ich fällen und ſpalten ſollte, noch einmal ſo hart; es ging mir eben Alles nur noch von halbem Herzen, und hatte weder Freud noch Luſt mehr zu der Sache. Ging deßhalb, mehr als gut war, nach Neu-Wietlisbach hinüber zum Landſchäftler in den Wilhelm Tell. Da kam mir ſo von ungefähr eine Zeitung in die Finger, die Einer auf dem Wirthstiſch hatte liegen laſſen, und wollte aus langer Weile probieren, ob ich in der Wildniß die Buchſtaben nicht vergeſſen habe. Das Blatt war in St.Louis gedruckt worden, und ſtand darin zu leſen, als wie die Nordamerikaner einen Krieg gegen das Reich Mexiko angefangen hätten und dieſes große Land erobern wollten. Und waren alle diejenigen, welche Luſt und Liebe dazu hätten, aufgefordert, als Freiwillige ſich unter die Soldaten dingen zu laſſen. Mexiko war als das ſchönſte Land der Welt beſchrieben und den Freiwilligen Bauernhöfe und Geld und noch allerlei Anderes verſprochen, wenn der Krieg zu Ende ſei.

Wie wär's, wenn du z'Chrieg dingen würdeſt? fuhr mir durch den Kopf.

Es war ein dunkler, trüber Abend, als ich meiner Hütte zuwanderte; der Winter war zunächſt vor der Thür und ein rauher Wind kündigte den erſten Schnee an, welcher mich für viele Tage, vielleicht für Wochen und Monate einbannen konnte in meine Hütte, die keine lebende Seele mehr mit mir theilte. Und wie öd und einſam kam mir's vor, da ich in die Lücke heraustrat, die ich mit der Axt in den Wald gehauen! Meine Kühe und Ochſen hatten ſich tiefer in den Wald hinein an die Hilme zurückgezogen; im Gärtchen vor dem Hauſe, deſſen Pflege dem Schulmeiſter obgelegen war, wucherte ſchon wieder Unkraut und Geſtrüpp, das ich ungehindert wachſen ließ; — ringsum war nichts zu hören, als das traurige Rauſchen und Aechzen des Waldes.

Ich zündete auf dem Feuerheerde ein paar dürre Aeſte an, und ſetzte mich auf mein Bett. — Wär ich nur unter den Nußbäumen, wo der Roni liegt, dünkte mich!

Hier ſollt' ich alſo langſam verderben, verdorren, hier ſollt' ich mich ſchinden, die Axt in der Hand, Jahr aus Jahr ein, und dennoch nicht einmal ſo viel verdienen, um mit Ehren wieder heim zu können? Und dann die ſchreckliche Einſamkeit! — — Das Babeli ſollt' ich nimmer wiederſehen und die Mutter, die mich ſo lieb hat! — Nein, hier konnt' ich's keinen Winter mehr aushalten, keine Woche, keinen Tag. Hundertmal lieber eine Kugel durch den Leib.

So ungefähr ſah's in meinem Gemüthe aus; und ich faßte den ſteifen Vorſatz, am andern Morgen mit dem Frühſten Haus und Hof, Kuh und Kalb und all mein Eigenthum im Stich zu laſſen, den Weg nach St. Louis unter die Füße zu nehmen und unter die freiwilligen Soldaten zu gehen.

Dieſe Gedanken beſchäftigten mich ſo ſehr, daß ich die Pferdetritte überhörte, die ſich meiner Hütte näherten, und erſt aufmerkſam wurde,

als ein Mann tief in seinen Mantel gehüllt zur Thüre hereintrat und frug, ob er hier etwas Warmes zu essen und ein Nachtlager haben könne.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der unerwartete Besuch

Hier zu Land versteht sich die Gastfreundschaft von selbst und ich machte mich also ohne weiters daran, für den späten Reiter und sein Roß zu sorgen. Jener setzte sich ans erlöschende Feuer, und während ich ihm des Nonk's Strohsack zurechtschüttelte, probierte er, einen Diskurs mit mir anzufangen; schien aber kein Hexenmeister im Deutschen zu sein, sondern wälschte nur so halb englisch, daß man ihn mit Noth verstehen konnte.

„Schon lange hier im Walde?" fing er an; „oder vielleicht erst kürzlich über Meer gekommen? — He? Ein glorioses Leben bei uns in Amerika", fuhr er fort, als ich ihm Bescheid gegeben. „Ganz was Anderes, als dort drüben, wo man sich bei jedem Schritt auf die Hühneraugen tritt." — „Könnt' nicht sagen, daß es mir hier besser gefiele", gab ich zur Antwort. — „So — so! meinte der Andere. Habt doch eine brave Blockhütte." — „Daheim war unser Säustall besser", erwiederte ich. — „Ein- oder zweihundert Acker Landes?" fuhr der Fremde fort. — „Steht aber nichts als Wald und Gestrüpp darauf", wendete ich ein. — „Gewiß schon eine schöne Zahl Ochsen, Kühe und Schweine?" — „Kann aber kein Geld daraus lösen." — „Doch keine Schulden, sondern alles frei, ledig und eigen?" — „Was nützt es mir, wenn ich dabei in dieser Wildniß versauren und vergrauen muß! — Bin aber am längsten hier gewesen" —, wollte ich beisetzen, da fiel mir jedoch die Warnung wieder ein: trau, schau wem! und ich schluckte das Wort wieder

hinunter. Zudem war mir der Fremde bereits verdächtig vorgekommen; — was wollte er mit seinen hundert Fragen über Dinge, die ihn nichts angingen? auch tönte mir seine Stimme halb und halb bekannt im Ohr, — und dann suchte er sein Gesicht immer schön im Schatten zu behalten. Deßhalb nahm ich einen Armvoll dürres Reisig und warf es aufs Feuer. Bald schlug eine helle Flamme auf, und es wurde in der Hütte so hell, als ob zwanzig Lichter drinn brennen würden. Der Fremde, der meine Absicht gemerkt hatte, zog, als es plötzlich so heiter wurde, schnell den Kragen seines Mantels, in welchen er noch immer eingewickelt war, übers Gesicht. Aufgepaßt! dacht ich, that aber nicht dergleichen.

„Kommt euch, scheint's, etwas langweilig vor, hier ganz allein im Walde", fing er den Diskurs wieder an. „Hättet eine Frau mitbringen sollen aus der Heimat!" — „Bei uns sind's die Weiber besser gewohnt", erwiederte ich, indem ich zugleich mit einem Auge nach der Flinte schaute, die ich dem Landschäftler abgekauft, ob sie doch richtig noch an ihrem Nagel hange. Dann machte ich mir Etwas mit dem Wasserkessel zu schaffen, der ob dem Feuer hing, schob die Gluth davon weg und richtete es so ein, daß ein brennendes Scheit dem Fremden gerade auf den Zipfel des Mantels fiel. „Nichts für ungut", rief ich, und riß ihm denselben mit einem kräftigen Ruck von den Schultern. Neugierig blickte ich meinem Gaste in das nun unverhüllte Gesicht und sah — den Herrn Schmid, der mir meine Dublonen gestohlen, vor mir sitzen!

Ich trat betroffen ein paar Schritte zurück, und überlegte in der Geschwindigkeit, ob ich nicht einen Knittel zur Hand nehmen, und die Sache wegen den Dublonen als so warm ins Reine bringen solle. Der Herr Schmid schaute mir aber ganz gelassen ins Gesicht und sagte lachend auf gut Schweizerdeutsch und mit seiner natürlichen Stimme: „Guten Abend, Dursli, weil's doch jetzt mit der Komödie aus ist." — „Ob er mir etwa den Zins bringe", fragte ich. —

„Sobald ich ihm die Handschrift vorweise", gab er zur Antwort. „Siehst du, Dursli, das ist eben hier zu Land Brauch, daß Einer den Andern anführt, und wer's am Besten kann, steht oben an. Davon wollen wir übrigens später reden. Sag' mir jetzt wie geht's dir und wie gefällt es dir? mich dünkt, nicht eben zum Besten!" — Das konnt' ich nicht wohl läugnen. — „Hast dir's aber nicht so vorgestellt, als du von Hause verreistest?" — „Gewiß nicht!" — „Und würdest jetzt Dieß und Jenes gern leiden und ertragen, da du gesehen hast, daß es einem selbst in Amerika nicht wohler wird, sondern im Gegentheil?" — Dawider war nicht viel zu sagen. — „Sieh, Dursli", sprach da der Herr Schmid weiter, „das hab' ich mir Alles gleich gedacht, als ich dich auf dem Schiffe kennen lernte. Hätt' ich es dir aber damals vorgesagt, du würdest mir bei Leibe nicht geglaubt haben, sondern die Erfahrung mußte dein Lehrmeister sein. Hältest du aber dein Geld alles im Sack behalten, so würden dich einestheils deine Unerfahrenheit, anderntheils die Pfiffe der Amerikaner bis zum letzten Batzen ausgeseckelt haben, und mit Ehren wärest du nimmermehr in die Heimat zurückgekehrt. Den Schein für deine Dublonen habe ich dir deßhalb nicht gegeben, damit es dir eine Lehre sei, nicht mehr dem ersten Besten zu trauen. Jetzt aber, da du deine Lehrzeit durchgemacht, bring ich dir das Geld mit sammt dem Zinse. Willst du hier bleiben, so kommt's dir kommod für deine Einrichtung, hast du aber Heimweh, so bleibt dir übers Reisgeld immer noch so viel übrig, um dem Babeli einen hübschen Kram zu bringen."

Ich langte dem Herrn Schmid die Hand und sagte, es thue mir leid, daß ich ihn ein ganzes Jahr lang für einen Schelm gehalten; den Zins von meinen Dublonen wolle ich nicht, sondern bedanke mich einewäg z'hunderttausendmalen, da er es doch so gut mit mir gemeint habe. Uebrigens wolle ich keinen halben Tag länger als nöthig in dieser Wildniß bleiben, sondern morgen nach St.Louis und mit dem ersten Dampfschiff nach Neu-Orleans hinunter.

„Und dann deine Niederlaſſung?“ fragte er. — „Die kann mir meinetwegen geſtohlen werden“, meinte ich. — „Weißt du was? ich kauf' dir ſie ab um das Geld, welches du dafür bezahlt haſt, und geb' dir noch etwas z'Beſt für die Hütte und die paar gereuteten Jucharten. Dabei kann ich noch immer ein gutes Geſchäft machen. Zwei oder drei Tage“, ſetzte er dann bei, „hab' ich mich noch in St.Louis aufzuhalten. Unterdeſſen könnteſt du deine Viehwaare und Hausrath zu Geld machen und von deinen Gefährten Abſchied nehmen; dann fahren wir mit einander den Miſſiſippi hinunter.“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Warum der Baſchihans in Amerika bleibt und der Schulmeiſter zu ſeinem Abc zurückkehrt.

Die Viehrüſe ſind in Amerika nicht Brauch; ich mußte alſo meine Kühe und Stiere ſonſt an Mann zu bringen ſuchen, wobei ich ſo wenig Zeit als möglich verlor. Bekam aber nicht viel mehr dafür, als ich einmal dem reiſenden Apotheker für ſein Häfeli bezahlt hatte. Da ich mit mir markten ließ wie ein Roß-Jud, ſo waren Wagen und Pflug auch bald verhandelt. Nun zählte ich meine Bekannten an den Fingern ab, bei denen ich Abſchied nehmen wollte: von denen aus unſerm Dorf, die mit mir über Meer gefahren, war Niemand übrig geblieben als der Baſchihans. Von dem und ſeinen Leuten hatte ich ſeither gar wenig gehört, weil ſie ihr Land etwas abſeits gekauft, und es nahm mich z'Düzels Wunder, wie es ihnen eigentlich gehe und ob ſie nicht auch Luſt hätten, wieder heimzukehren. Nahm alſo den Weg unter die Füße, den Baſchihans aufzuſuchen.

Von Neu-Wicklisbach aus hatte man zwei bis drei Stunden zu wandern, durch Wald und Moraſt, bis man zu einer Halde kam, über die ein Bach herunterlief. Dieſem Bache nachgehend kam ich

endlich zu einer Blockhütte, nicht größer und nicht kleiner, als meine eigene gewesen. Neben der Hütte war ein eingezäuntes Stück Feld, von dem ein paar Kinder die Ochsen wegjagten, die eine besondere Kunstfertigkeit darin bewiesen, die Hagstecken mit ihren Hörnern wegzureißen und nicht übel Lust zeigten, in der grünen Waizensaat zu weiden. Im Walde drüben hört ich Axtschläge, und fand, dem Ton nachgehend, bald den Baschihans selbst, der mit den älteren Buben Bäume ummachte, während die jüngern das Reisig zu Haufen trugen und verbrannten.

„Hauts es? hauts es?“ rief ich und langte ihm die Hand. „Aber was ist dir eingefallen, Hans, dein Haus gerade da hinzusetzen, wo der Wald am dichsten und die Bäume am größten sind?“ — „Da wird wohl der beste Boden sein“, gab er zur Antwort, „wo die Bäume am schönsten wachsen.“ — „Wirst aber deiner Lebtag mit Reuten nicht fertig“, meinte ich. — „Was ich nicht mache, laß ich den Buben über“, war Baschihansens Bescheid.

Unterdessen war auch das Marei hergekommen, als es gemerkt, daß ein alter Bekannter in der Nähe sei. Ich solle doch ein wenig in die Stube, nöthigte es. — „Der Hans müsse dann aber für heute die Axt zur Seite stellen“, sagte ich, „ich hätte ihnen was Besonderes zu berichten.“

So gingen wir also hinein in die Hütte, wo es dann freilich nicht aussah, wie in den Visitenstuben der Herrenleute in der Stadt, sondern lagen den Wänden nach ein paar Strohsäcke; das waren die Betten von Baschihansens. Und in der Mitte waren ein paar Pfähle in den Boden eingeschlagen und ein paar Laden darauf genagelt; das sollte einen Tisch und zwei Bänke vorstellen

„Ich gehe wieder heim übers Meer“, meldete ich. — „Nicht möglich!“ rief das Marei, und der Baschihans schaute mich steif an, ob's mein Ernst sei. — „Spaß apart“, bekräftigte ich, „und bin hergekommen, zu vernehmen, ob ihr dasmal auch meine Reisekameraden

abgeben wollt.“ — Baschlhans schüttelte den Kopf: „Für uns ist keine Umkehr mehr.“ — Marei wischte sich mit dem Fürtuch eine Thräne ab der Backe. — „Aber könnt' ich auch“, sprach Baschlhans weiter, „ich ginge doch nicht wieder nach der Heimat.“ — Erstaunt blickte ich ihn an, und dann in der engen wüsten Hütte umher. „Hast's doch sonst noch besser gehabt, als jetzt!“

Der Baschlhans rückte seine weiße Zipfelkappe etwas mehr nach hinten und holte seinen Athem z'unterst unten. „Freilich haben wir's jetzt nicht zum Besten; harte Arbeit den ganzen Tag und Nachts ein hartes G'lieger und jahraus jahrein nicht einmal einen Schoppen, ob dem man sich ein Stündchen vergessen könnte.“ — „Und sogar nicht einmal Zikori-Päckli in den Kaffe, fiel das Marei ein; so ein Geschlämp ohne Chust und Kraft, hätte daheim keine Bettelfrau getrunken.“ — „Aber um so schlechter wir's haben“, fuhr der Hans in seiner Rede fort, um so besser bekommen's dann die Jungen. Daheim auf dem Taunergütli war's zu eng für ihrer siebenzehn, es ging rückwärts von Jahr zu Jahr. Hier aber ist Platz genug für je mehr je besser. Was uns Alten ungewohnt ist, daran werden die Kinder ihre Freude haben, und was uns fehlt, das haben sie nie gekannt oder vergessen. Aber mit jedem Jahr das kommt, und mit jedem Baum der fällt, wird das Erbe, das sie einst theilen können, größer werden. Wir bleiben in Amerika!“

„Wo habt ihr doch die Großmutter?“ frug ich, als der Baschlhans, der seiner Lebtag noch nie so viel hintereinander geredet hatte, endlich schwieg. — „Ach, die hat's nicht lange gemacht hier im Walde, gab das Marei Bescheid. Weiß nicht, ob sie vom Heimweh gestorben ist, oder von der Wassersucht; aber im Sterben habe ich ihr noch versprechen müssen, einen der beiden Harnischplätze zu ihr ins Grab zu legen; es dünke sie dann, es liege doch noch ein Stücklein Heimet auf ihrem Todtenbaum, denn jener habe gewiß wahr geredet: in Amerika gebe es keine Harnischplätze.“ — Das hat dem Marei das

Herz gerührt, daß es hellauf zu flennen anfing. Wie wir aber so im beſten Diskurs begriffen ſind, geht die Thüre auf und ſiehe da — der Schulmeiſter tritt herein.

„Gottwilche, Schulmeiſter, wie iſt's dir mit dem Predigen gegangen?“ — Seit er meine Hütte verlaſſen, hatte ich ihn nicht wieder geſehen. — „Nicht zum Beſten“, war die Antwort, „ich hab' es ihnen nicht recht treffen können, habe die Augen nicht genug verdreht und ihnen zu wenig von der Hölle berichtet.“ — Darauf hielt er beim Baſchihans an, ihn den Winter über fürs Eſſen im Haus zu behalten, er wolle ihm dann die Kinder lehren. Im Sommer aber probiere er's, eine ordentliche Schule zuſammenzubringen, oder gehe um die Kinder in den zerſtreuten Niederlaſſungen zu ſchulen, auf der Stör herum.

Wäreſt auch ringer daheim Schulmeiſter geblieben, dacht ich, macht's aber nicht ſagen, es hätt' ihm nur das Herz ſchwer gemacht.

Endlich nahm ich Abſchied, langte noch Jedem die Hand und wünſchte dem Baſchihans recht viel Glück, Segen und Wohlergehen. Sie aber wünſchten mir eine glückliche Reiſe, und war keines von den Alten, das nicht einen Finger von der Hand gegeben, hätte es mit mir gehen können. Den Kindern aber gefiels ganz wohl und ſtrichen im Walde herum, den Ochſen, Kühen und Stüen nach, als ob ſie wie Halbwilde darin zur Welt gekommen. Und ich glaube der Baſchihans hatte Recht mit ſeinem Troſt: er leide ſich, um der Kinder willen.

Als ich des andern Tages nach St.Louis kam, war der Herr Schmid auch ſchon parat und bald führte uns ein ſtattliches Dampfſchiff den Fluß hinunter. Ich aber konnte mich nicht halten, ſondern that einen Jauchzer, daß es über den breiten Fluß hinübertönte und wiederhallte am waldigen Ufer. Und ging dieſer Jauchzer noch einmal ſo ſehr von Herzen, als damals beim Sternen zu Solothurn, da wir das letzte Glas tranken. Denn jetzt ging es ja der alten, ſchönen, lieben, unerſetzlichen Heimat zu.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die alte Heimat.

Was hätte ich nicht drum gegeben, hätte ich vom Schiff aus, das mich wieder übers Meer zurück trug, nach dem Steinacker hinüber schauen können und nach der Sandgrubel —

Es war wieder Altjahrabend — der zweite, seit ich über den Bach gegangen. Auf dem Ofensitz in des Schwagers Mühle saß die Mutter. Die Lippen andächtig zum Gebet bewegend, ließ sie den Rosenkranz durch die Finger gleiten; zuweilen aber hielten Lippen und Finger still und ihre Blicke bohrten sich durchs Fenster in die finstere Nacht, als ob sie dort etwas sehen könnten. Dazu liefen ihr große Thränen über die Backen. Aber bald fingen die Lippen wieder an sich zu bewegen und wieder rollte der braune Rosenkranz durch ihre magern Finger. Die Müllerin war im Stüblein mit den Kindern beschäftigt, die sie ins Bett musterte. Der Müller saß drüben im Wirthshaus. Da klopfte es leise an der Thür — es war das Babeli, das noch so spät zur Mutter herüber kam.

„Noch immer kein Brief?“

Die Mutter schüttelte traurig mit dem Kopf.

„Heute hatte ich doch bestimmt darauf gezählt, da ich den Boten das Dorf hinabgehen sah.“ — „Es kommt keiner mehr“, seufzte die Mutter; „hat's mir ja schon mehr als sieben Nächte von Krebsen geträumt. S'ist ein Zeichen, daß der Durslí im Meer ertrunken.“ — „O nein, Mutter, das kann nicht sein — meinte das Babeli und versteckte sein Gesicht im Fürtuch. Aber er wird in Amerika drinnen eine Andere genommen haben und nicht mehr an uns denken.“

Draußen vor der Mühle wurde der Hund unruhig. „Still, Ringgi“, rief eine bekannte Stimme. Der Ringgi schwieg. Aber des Babeli's bleiche Backen waren plötzlich röther geworden als eine Klapperrose.

„Er iſt's — er iſt's!"

„Der Durſli," — jubelte die Mutter.

Und war's wirklich und ſtand vor ihnen braun und mager, aber friſch und geſund.

Hatte nicht gedacht, daß ſie mich ſo bald wieder erkennen würden. Die Halbleinkleider, die ich nach Amerika mitgenommen, waren dort an den Dornen hängen geblieben und hatte mich zu Neu-Orleans auf amerikaniſch ausſtaffiren müſſen von Kopf zu Fuß; denn als wie ein Lump mocht' ich doch nicht die Dorfgaſſe hinunter. Aber das Babeli und die Mutter die ſahen nicht blos auf den Halbleinen — — —

Was dann weiter geſchah?

Habe zwar keinen großen Hof und keine ſechs Roſſe im Stall, bin nicht einmal Steinackerbauer mehr, ſondern bloß ein Lehenmannli. Hoffe aber mit Fleiß, Ordnung und gutem Muth dennoch aufrecht durch's Leben zu kommen und es weiter zu bringen, als drüben in Amerika. Und wem's daheim nicht mehr gefallen will, der ſoll's nur ein Jährchen überm Meer probieren und mit den dicken Eichen und Ahornen im Urwald Bekanntſchaft machen.

Das Babeli iſt jetzt meine Frau. Es muß mir zu Zeiten einmal Türkenkornbrod auf amerikaniſche Manier backen. Bekommen wir den erſten Buben, ſo ſoll ich's dem Herrn Schmid ſchreiben. Er hat ſichs ausbedungen, Pathe zu ſein. —

Gottfried Keller.

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Dieſe Geſchichte zu erzählen, würde eine müſſige Erfindung ſein, wenn ſie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweiſe, wie tief im Menſchenleben jede der ſchönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet iſt. Die Zahl ſolcher Fabeln iſt mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber ſie ereignen ſich immer wieder aufs Neue mit veränderten Umſtänden und in der wunderlichſten Verkleidung.

An dem ſchönen Fluſſe, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt ſich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert ſich, ſelber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält und über die ſanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Aecker weithingeſtreckt, gleich drei rieſigen Bändern neben einander. An einem ſonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieſer Aecker, und zwar auf jedem der beiden äußerſten; der mittlere ſchien ſeit langen Jahren brach und wüſt zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Thierchen ſummte ungeſtört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den erſten Blick den ſichern gutbeſorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehoſen von ſtarkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt ausſah. Wenn ſie, auf ein Hinderniß ſtoßend, den Pflug feſter faßten, ſo zitterten die groben

Hemdärmel von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrasirten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuß um den andern vorwärts und keiner sprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die vier stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der Eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der Andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und an einander vorüberkamen, so schlug dem, welcher gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem Andern, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorne sträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten Beide ruhevoll und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe an einander vorbeizogen, still und langsam und sich mälig von einander entfernten, immer weiter aus einander, bis Beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so warfen sie denselben auf den wüsten Acker in der Mitte mit lässig kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da derselbe schon fast mit allen Steinen belastet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen. So war der lange Morgen zum Theil vergangen, als von dem Dorfe her ein

kleines artiges Fuhrwerklein ſich näherte, welches kaum zu ſehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinſchaftlich den Vormittagsimbiß heranfuhren. Für jeden Theil lag ein ſchönes Brod, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläſern und noch irgend ein Zuthätchen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meiſter mitgeſandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei ſeltſam geſtaltete angebiſſene Aepfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgeleſen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verſchmierten Geſicht, welche wie ein Fräulein zwiſchen den Broden ſaß und ſich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anſtoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüſches, welches da am Rande des Feldes ſtand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von ſieben Jahren und ein Dirnchen von fünfen, beide geſund und munter und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide ſehr hübſche Augen hatten, und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Geſichtsfarbe und ganz krauſe dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und kreuherziges Anſehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, ſteckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche ſtehen, während ſie als gute Nachbaren ſich zu dem gemeinſchaftlichen Imbiß begaben und ſich da zuerſt begrüßten; denn bislang hatten ſie ſich noch nicht geſprochen an dieſem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühſtück einnahmen und mit zufriedenem Wohlwollen den Kindern mittheilten, die nicht von der Stelle wichen, ſo lange gegeſſen und getrunken wurde, ließen ſie ihre Blicke in der Nähe und Ferne herumſchweifen und ſahen das Städtchen räucherig glänzend in ſeinen Bergen liegen; denn das reichliche

Mittagsmahl, welches die Seldwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin ſcheinendes Silbergewölk über ihre Dächer emporzutragen, welches lachend an ihren Bergen hinſchwebte.

„Die Lumpenbunde zu Seldwyl kochen wieder gut!“ ſagte Manz, der eine der Bauern, und Marte, der ander erwiederte: „Geſtern war Einer bei mir wegen des Ackers hier.“ „Aus dem Bezirksrath? bei mir iſt er auch geweſen!“ ſagte Manz. „So? und meinte wahrſcheinlich auch, du ſollteſt das Land benutzen und den Herren die Pacht zahlen?“ „Ja, bis es ſich entſchieden habe, wem der Acker gehöre und was mit ihm anzufangen ſei. Ich habe mich aber bedankt, das verwilderte Weſen für einen Andern herzuſtellen und ſagte, ſie ſollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis ſich ein Eigenthümer herausgeſtellt, was wohl nie geſchehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Seldwyl liegt, hat da gute Weile und überdem iſt die Sache ſchwer zu entſcheiden. Die Lumpen möchten indeſſen gar zu gern Etwas zu naſchen bekommen durch den Pachtzins, was ſie freilich mit der Verkaufsſumme auch thun könnten; allein wir würden uns hüten, dasſelbe zu hoch hinauf zu treiben und wir wüßten dann doch, was wir hätten und wem das Land gehört!“

„Ganz ſo meine ich auch und habe dem Steckleinſpringer eine ähnliche Antwort gegeben!“

Sie ſchwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: „Schad iſt es aber doch, daß der gute Boden ſo daliegen muß, es iſt nicht zum Anſehen, das geht nun ſchon in die zwanzig Jahre ſo und keine Seele fragt darnach; denn hier im Dorf iſt Niemand, der irgend einen Anſpruch auf den Acker hat, und Niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen ſind.“

„Hm!“ ſagte Marti, „das wäre ſo eine Sache! Wenn ich den ſchwarzen Geiger anſehe, der ſich bald bei den Heimatloſen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufſpielt, ſo möchte ich darauf

ſchwören, daß er ein Enkel des Trompeters iſt, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was thäte er aber damit? Einen Monat lang ſich beſaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht ſicher wiſſen kann!"

„Da könnte man eine ſchöne Geſchichte anrichten!" antwortete Manz, „wir haben ſo genug zu thun, dieſem Geiger das Heimatsrecht in unſerer Gemeinde abzuſtreiten, da man uns den Fetzel fortwährend aufhalſen will. Haben ſich ſeine Eltern einmal unter die Heimatloſen begeben, ſo mag er auch dableiben und dem Keſſelvolk das Geigelein ſtreichen. Wie in aller Welt können wir wiſſen, daß er des Trompeters Sohnesſohn iſt? Was mich betrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunklen Geſicht vollkommen zu erkennen glaube, ſo ſage ich: irren iſt menſchlich, und das geringſte Fetzchen Papier, ein Stücklein von einem Taufſchein würde meinem Gewiſſen beſſer thun, als zehn ſündhafte Menſchengeſichter!"

„Eia, ſicherlich!" ſagte Marti, „er ſagt zwar, es ſei nicht Schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber ſollen wir unſern Taufſtein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er ſteht feſt in der Kirche und dafür iſt die Todtenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir ſind ſchon übervölkert im Dorf, und brauchen bald zwei Schulmeiſter!"

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegeſpräch der Bauern geendet und ſie erhoben ſich, den Reſt ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche ſchon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hauſe zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben ſich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derſelbe mit ſeinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildniß darſtellte. Nachdem ſie in der Mitte dieſer grünen Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und ſich daran beluſtigt, die verſchlungenen Hände über die hohen Diſtelſtauden zu

ſchwingen, ließen ſie ſich endlich im Schatten einer ſolchen nieder und das Mädchen begann, ſeine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, ſo daß ſie einen ſchönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einſame rothe Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Graſe feſtgebunden, und nun ſah die kleine Perſon aus wie eine Zauberfrau, beſonders nachdem ſie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurde ſie hoch in die Stengel der Diſtel geſetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeſchaut, bis der Knabe ſie genugſam beſehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz in Unordnung und das Mädchen entkleidete ſie ſchleunigſt, um ſie aufs Neue zu ſchmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war, und nur noch der rothen Haube ſich erfreute, entriß der wilde Junge ſeiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen ſprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerſt wieder auf, warf ſie aufs Neue empor und indem das Mädchen ſie vergeblich zu haſchen bemühte, neckte er es auf dieſe Weiſe eine gute Zeit. Unter ſeinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleikörner durchſickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger dieß Loch, ſo verhielt er ſich mäuschenſtill und war mit offenem Munde eifrig befliſſen, das Loch mit ſeinen Nägeln zu vergrößern und dem Urſprung der Kleie nachzuſpüren. Seine Stille erſchien dem armen Mädchen höchſt verdächtig und es drängte ſich herzu und mußte mit Schrecken ſein böſes Beginnen gewahren. „Sieh mal!“ rief er und ſchlenkerte ihr das Bein vor der Naſe herum, daß ihr die Kleie ins Geſicht flog; und wie ſie danach langen wollte und ſchrie und flehte, ſprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülfe. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und ſtellte ſich höchſt frech und gleichgültig, als

die Kleine ſich weinend auf die Puppe warf und dieſelbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm ſie aber wieder hervor und betrachtete wehſelig die Aermſte und als ſie das Bein ſah, fing ſie abermals an laut zu weinen, denn dasſelbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als ſie gar ſo unbändig weinte, ward es dem Uebelthäter endlich etwas übel zu Muth und er ſtand in Angſt und Reue vor der Klagenden, und als ſie dieß merkte, hörte ſie plötzlich auf und ſchlug ihn einigemal mit der Puppe, und er that, als ob es ihm wehe thäte und ſchrie auh! ſo natürlich, daß ſie zufrieden war und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Zerſtörung und Zerlegung fortſetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Martere leib und ließen aller Enden die Kleie entſtrömen, welche ſie ſorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen ſammelten, umrührten und aufmerkſam betrachteten. Das einzige Feſte, was noch an der Puppe beſtand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Kinder erregen; ſie trennten ihn ſorgfältig los von dem ausgequetſchen Leichnam und guckten erſtaunt in ſein hohles Innere. Als ſie die bedenkliche Höhlung ſahen und auch die Kleie ſehen, war es der nächſte und natürlichſte Gedankenſprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und ſo waren die Fingerchen der Kinder nun beſchäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu thun, ſo daß zum erſten Mal in ſeinem Leben etwas in ihm ſteckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein todtes Wiſſen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die ſummende zwiſchen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingeſperrt und das Loch mit Gras verſtopft. Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und ſetzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der rothen Mohnblume bedeckt war, ſo glich der Tönende jetzt einem weißſagenden Haupte und die Kinder lauſchten in tiefer Stille ſeinen Kunden und Mährchen, indeſſen ſie ſich umſchlungen hielten.

Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Undank, das wenige Leben in dem dürftig geformtem Bilde erweckte die menschliche Grausamkeit in den Kindern und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein, und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte sich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weise einige Worte zu singen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen solle, so lässig und müßig war er. Die Sonne schien dem singenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete dessen blendend weiße Zähnchen und durchschimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe sah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und dessen Zähnchen neugierig untersuchend, rief er: Rathe, wie viele Zähne hat man? das Mädchen besann sich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und sagte dann auf Gerathewohl: Hundert! „Nein, zweiunddreißig!“ rief er, „wart, ich will einmal zählen!“ da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zweiunddreißig herausbrachte, so fing er immer wieder von Neuem an. Das Mädchen hielt lange still, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es sich auf und rief: „Nun will ich Deine zählen!“ Nun legte sich der Bursche hin ins Kraut, das Mädchen über ihn, umschlang seinen Kopf, er sperrte das Maul auf, und es zählte: Eins, zwei, sieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbesserte sie und gab ihr Anweisung, wie sie zählen solle, und so fing auch sie unzählige Mal von Neuem an und das Spiel schien ihnen am besten zu gefallen von allem, was sie heut unternommen. Endlich aber sank das Mädchen

ganz auf den kleinen Rechenmeister nieder und die Kinder schliefen ein in der hellen Mittagssonne.

Inzwischen hatten die Väter ihre Aecker fertig gepflügt und in frischduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des Einen halten wollte, rief sein Meister; Was hältst du? Kehr' noch einmal um! „Wir sind ja fertig!" sagte der Knecht. „Halt's Maul und thu' wie ich dir sage!" der Meister. Und sie kehrten um und rissen eine tüchtige Furche in den mittleren herrenlosen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt sich aber nicht mit der Beseitigung derselben auf, er mochte denken, hiezu sei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte sich, für heute die Sache nur aus dem Gröbsten zu thun. So ging es rasch die Höhe empor in sanftem Bogen, und als man oben angelangt und das liebliche Windeswehen eben wieder den Kappenzipfel des Mannes zurückwarf, pflügte auf der anderen Seite der Nachbar vorüber mit dem Zipfel nach vorn und schnitt ebenfalls eine ansehnliche Furche vom mittleren Acker, daß die Schollen nur so zur Seite flogen. Jeder sah wohl, was der andere that, aber keiner schien es zu sehen, und sie entschwanden sich wieder, indem jedes Sternbild still am andern vorüberging und hinter diese runde Welt hinabtauchte. So gehen die Weberschiffchen des Geschickes an einander vorbei und „was er webt, das weiß kein Weber!"

Es kam eine Ernte um die andere und jede sah die Kinder größer und schöner und den herrenlosen Acker schmäler zwischen seinen breit gewordenen Nachbaren. Mit jedem Pflügen wurde ihm hüben und drüben eine Furche abgerissen, ohne daß ein Wort darüber gesprochen wurde und ohne daß ein Menschenauge den Frevel zu sehen schien. Die Steine wurden immer mehr zusammengedrängt und bildeten schon einen ordentlichen Grat der ganzen Länge des Ackers nach, und das wilde Gewächs darauf war schon so hoch, daß die

Kinder, obgleich ſie gewachſen waren, ſich nicht mehr ſehen konnten, wenn eines dieß- und das andere jenſeits ging. Denn ſie gingen nun nicht mehr gemeinſchaftlich auf das Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, ſich ſchon wacker auf Seite der größeren Burſchen und der Männer hielt, und das braune Bronchen, obgleich es ein feuriges Dirnchen war, mußte bereits unter der Oberhut ſeines Geſchlechts gehen, ſonſt wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden. Dennoch nahmen ſie während jeder Ernte, wenn alles auf den Aeckern war, einmal Gelegenheit, den wilden Steinkamm, der ſie trennte, zu beſteigen und ſich gegenſeitig von demſelben herunterzuſtoßen. Wenn ſie auch ſonſt keinen Verkehr mehr mit einander hatten, ſo ſchien dieſe jährliche Ceremonie um ſo ſorglicher gewahrt zu werden, als ſonſt nirgends die Felder ihrer Väter zuſammenſtießen.

Indeſſen ſollte der Acker doch endlich verkauft und der Erlös einſtweilen gerichtlich aufgehoben werden. Die Verſteigerung fand an Ort und Stelle ſtatt, wo ſich aber nur einige Gaffer einfanden außer den Bauern Manz und Marti, da Niemand Luſt hatte, das ſeltſame Stückchen zu erſtehen und zwiſchen den zwei Nachbaren zu behauen. Denn obgleich dieſe zu den beſten Bauern des Dorfes gehörten und nichts weiter gethan hatten, als was zwei Drittel der Uebrigen unter dieſen Umſtänden auch gethan haben würden, ſo ſah man ſie doch jetzt ſtillſchweigend darum an und Niemand wollte zwiſchen ihnen eingeklemmt ſein mit dem geſchmälerten Waiſenfelde. Die meiſten Menſchen ſind fähig oder bereit, ein in den Lüften umgehendes Unrecht zu verüben, wenn ſie mit der Naſe darauf ſtoßen; ſo wie es aber von Einem begangen iſt, ſind die Uebrigen froh, daß ſie es doch nicht geweſen ſind, daß die Verſuchung nicht ſie betroffen hat, und ſie machen nun den Auserwählten zu dem Schlechtigkeitsmeſſer ihrer Eigenſchaften und behandeln ihn mit zarter Scheu als einen Ableiter des Uebels, der von den Göttern gezeichnet iſt, während

ihnen zugleich noch der Mund wäſſert nach den Vortheilen, die er dabei genoſſen. Manz und Marti waren alſo die einzigen, welche ernſtlich auf den Acker boten, und nach einem ziemlich hartnäckigen Ueberbieten erſtand ihn Manz und er wurde ihm zugeſchlagen. Die Beamten und die Gaffer verloren ſich vom Felde, die beiden Bauern, welche ſich auf ihren Aeckern noch zu ſchaffen gemacht, trafen beim Weggehen wieder zuſammen und Marti ſagte: „Du wirſt nun dein Land, das alte und das neue, wohl zuſammenſchlagen und in zwei gleiche Stücke theilen? Ich hätte es wenigſtens ſo gemacht, wenn ich das Ding bekommen hätte.“ „Ich werde es allerdings auch thun“, antwortete Manz, „denn als Ein Acker würde mir das Stück zu groß ſein. Doch was ich ſagen wollte: Ich habe bemerkt, daß Du neulich noch am untern Ende dieſes Ackers, der jetzt mir gehört, ſchräg hineingefahren biſt und ein gutes Dreieck abgeſchnitten haſt. Du haſt es vielleicht gethan in der Meinung, Du werdeſt das ganze Stück an dich bringen und es ſei dann ſo wie ſo Dein. Da es nun aber mir gehört, ſo wirſt Du wohl einſehen, daß ich ein ſolche ungehörige Einkrümmung nicht brauchen noch dulden kann, und wirſt Nichts dagegen haben, wenn ich den Strich wieder grad mache! Streit wird das nicht abgeben ſollen!“

Marti erwiederte eben ſo kaltblütig, als ihn Manz angeredet hatte: „Ich ſehe auch nicht, wo Streit herkommen ſoll! Ich denke, Du haſt den Acker gekauft, wie er da iſt, wir haben ihn alle gemeinſchaftlich beſehen und er hat ſich ſeit einer Stunde nicht um ein Haar verändert!“

„Lariſari!“ ſagte Manz, „was früher geſchehen, wollen wir nicht aufrühren! Was aber zu viel iſt, iſt zu viel, und Alles muß zuletzt eine ordentliche grade Art haben; dieſe drei Aecker ſind von jeher ſo grade neben einander gelegen, wie nach dem Richtſcheit gezeichnet, es iſt ein ganz abſonderlicher Spaß von Dir, wenn Du nun einen ſolchen lächerlichen und unvernünftigen Schnörkel dazwiſchen bringen

willſt und wir Beide würden einen Uebernamen bekommen, wenn wir den krummen Zipfel da beſtehen laſſen. Er muß durchaus weg!“

Marti lachte und ſagte: „Du haſt ja auf einmal eine merkwürdige Furcht vor dem Geſpötte der Leute! das läßt ſich aber ja wohl machen; mich genirt das Krumme gar nicht; genirt es dich, gut, ſo machen wir es grad, aber nicht auf meiner Seite, das geb' ich Dir ſchriftlich, wenn Du willſt!“

„Rede doch nicht ſo ſpaßhaft“, ſagte Manz, „es wird wohl grad gemacht, und zwar auf Deiner Seite, darauf kannſt Du Gift nehmen!“

„Das werden wir ja ſehen und erleben!“ ſagte Marti, und beide Männer gingen aus einander, ohne ſich weiter anzublicken, vielmehr ſtarrten ſie nach verſchiedener Richtung ins Blaue hinaus, als ob ſie da Wunder was für Merkwürdigkeiten im Auge hätten, die ſie betrachten müßten mit Aufbietung aller ihrer Geiſteskräfte.

Schon am nächſten Tage ſchickte Manz einen Dienſtbuben, ein Taglöhnermädchen und ſein eigenes Söhnchen Sali auf den Acker hinaus, daß ſie das wilde Unkraut und Geſtrüpp auszögen und auf Haufen brächten, damit nachher die Steine um ſo bequemer weggefahren werden könnten. Dieß war eine Aenderung in ſeinem Weſen, daß er den kaum eilfjährigen Jungen, der noch zu keiner Arbeit angehalten worden, nun mit hinausſandte, gegen die Einſprache der Mutter. Es ſchien, da er es mit ernſthaften und geſalbten Worten that, als ob er mit dieſer Arbeitsſtrenge gegen ſein eigenes Blut das Unrecht betäuben wollte, in dem er lebte, und welches nun begann, ſeine Folgen ruhig zu entfalten. Das ausgeſandte Völkein jätete inzwiſchen luſtig an dem Unkraut und hackte mit Vergnügen an den wunderlichen Stauden und Pflanzen aller Art, die da ſeit Jahren wucherten. Denn da es eine außerordentliche, gleichſam wilde Arbeit war, bei der keine Regel und keine Sorgfalt erheiſcht wurde, ſo galt ſie als eine Luſt. Das wilde Zeug, an der Sonne gedörrt,

wurde aufgehäuft und mit großem Jubel verbrannt, daß der Qualm weithin ſich verbreitete und die jungen Leutchen darin herumſprangen, wie beſeſſen. Dieß war das letzte Freudenfeſt auf dem Unglücksfelde, und das junge Vrenchen, Martis Tochter, kam auch hinausgeſchlichen und half tapfer mit. Das Ungewöhnliche dieſer Begebenheit und die luſtige Aufregung gaben einen guten Anlaß, ſich ſeinem kleinen Jugendgeſpielen wieder einmal zu nähern, und die Kinder waren recht glücklich und munter bei ihrem Feuer. Es kamen noch andere Kinder hinzu und es ſammelte ſich eine ganze vergnügte Geſellſchaft; doch immer, ſobald ſie getrennt wurden, ſuchte Sali alſobald wieder neben Vrenchen zu gelangen, und dieſes wußte deßgleichen immer vergnügt lächelnd zu ihm zu ſchlüpfen, und es war beiden Kreaturen, wie wenn dieſer herrliche Tag nie enden müßte und könnte. Doch der alte Manz kam gegen Abend herbei, um zu ſehen, was ſie ausgerichtet, und obgleich ſie fertig waren, ſo ſchalt er doch ob dieſer Luſtbarkeit und ſcheuchte die Geſellſchaft aus einander. Zugleich zeigte ſich Marti auf ſeinem Grund und Boden und, ſeine Tochter gewahrend, pfiff er derſelben ſchrill und gebieteriſch durch den Finger, daß ſie erſchrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wiſſen warum, einige Ohrfeigen, alſo daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hauſe gingen, und ſie wußten jetzt eigentlich ſo wenig, warum ſie traurig waren, als warum ſie vorhin ſo vergnügt geweſen; denn die Rauheit der Väter, an ſich ziemlich neu, war von den argloſen Geſchöpfen noch nicht begriffen und konnte ſie nicht tiefer bewegen.

Die nächſten Tage war es ſchon eine härtere Arbeit, zu welcher Mannsleute gehörten, als Manz die Steine aufnehmen und wegfahren ließ. Es wollte kein Ende nehmen und alle Steine der Welt ſchienen da beiſammen zu ſein. Er ließ ſie aber nicht ganz vom Felde wegbringen, ſondern jede Fuhre auf jenem ſtreitigen Dreiecke abwerfen, welches Marti ſchon ſäuberlich umgepflügt hatte. Er hatte vorher einen graden Strich gezogen als Grenzſcheide und belaſtete nun dieß

Fleckchen Erde mit allen Steinen, welche beide Männer ſeit unvordenklichen Zeiten herübergeworfen, ſo daß eine gewaltige Pyramide entſtand, welche wegzubringen Marti wohl bleiben laſſen würde, dachte er. Marti hatte dieß am wenigſten erwartet; er glaubte, ſein Gegner werde nach alter Weiſe mit dem Pfluge zu Werke gehen wollen und hatte daher abgewartet, bis er ihn als Pflüger ausziehen ſähe. Erſt als die Sache ſchon beinahe fertig, hörte er von dem ſchönen Denkmal, das Manz da errichtet, rannte voll Wuth hinaus, ſah die Beſchwerung, rannte zurück und holte den Gemeindeammann, um vorläufig gegen den Steinhaufen zu proteſtiren und den Fleck gerichtlich in Beſchlag nehmen zu laſſen, und von dieſem Tage an lagen die zwei Bauern in Prozeß mit einander und ruhten nicht eher, bis ſie beide zu Grunde gerichtet waren.

Die Gedanken der ſonſt ſo wohlweiſen Männer waren nun ſo kurz geſchnitten wie Häckſel; der beſchränkteſte Rechtsſinn von der Welt erfüllte Jeden von ihnen, indem Keiner begreifen konnte noch wollte, wie der Andere ſo offenbar unrechtmäßig und willkürlich den fraglichen unbedeutenden Ackerzipfel an ſich reißen könne. Bei Manz kam noch ein wunderbarer Sinn für Symmetrie und parallele Linien hinzu und er fühlte ſich wahrhaft gekränkt durch den aberwitzigen Eigenſinn, mit welchem Marti auf dem Daſein des unſinnigſten und muthwilligſtens Schnörkels beharrte. Beide aber trafen zuſammen in der Ueberzeugung, daß der Andere, den Anderen ſo frech und plump übervortheilend, ihn nothwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müſſe, da man dergleichen etwa einem armen haltloſen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wehrhaften Manne gegenüber ſich erlauben könne, und Jeder ſah ſich in ſeiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab ſich rückhaltlos der Leidenſchaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin und ihr Leben glich fortan der träumeriſchen Qual zweier Verdammten, welche auf einem ſchmalen Brette einen dunkeln Strom hinabtreibend ſich befehden, in die Luft

hauen und ſich ſelber anpacken und vernichten, in der Meinung, ſie hätten den Feind gefaßt. Da ſie eine faule Sache hatten, ſo geriethen beide in die allerſchlimmſten Hände von Tauſendkünſtlern, welche ihre verdorbene Phantaſie aufblieſen zu ungeheuren Blaſen, die mit den nichtsnutzigſten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Spekulanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieſer Handel ein gefundenes Eſſen war, und bald hatte Jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Rathgebern hinter ſich, welche alles baare Geld auf hundert Wegen abzuziehen wußten. Denn das Fleckchen Erde mit dem Steinhaufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Neſſeln und Diſteln blühte, war nur noch der erſte Keim oder der Grundſtein einer verworrenen Geſchichte und Lebensweiſe, in welcher die zwei Fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundſätze und Hoffnungen annahmen, als ſie bisher geübt. Je mehr Geld ſie verloren, deſto ſehnſüchtiger wünſchten ſie welches zu haben, und je weniger ſie hatten, deſto hartnäckiger dachten ſie reich zu werden und es dem andern zuvorzuthun. Sie ließen ſich zu jedem Schwindel verleiten und ſetzten auch Jahr aus Jahr ein in alle deutſchen Lotterien, deren Looſe maſſenhaft in Seldwyla zirkulirten. Aber nie bekamen ſie einen Thaler Gewinnſt zu Geſicht, ſondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute und wie ſie ſelbſt beinahe gewonnen hätten, indeſſen dieſe Leidenſchaft ein regelmäßiger Geldabfluß für ſie war. Bisweilen machten ſich die Seldwyler den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wiſſen, am gleichen Looſe Theil nehmen zu laſſen, ſo daß beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des Andern auf ein und dasſelbe Loos ſetzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo Jeder in einer Spelunke ſein Hauptquartier hatte, ſich den Kopf aufblaſen und zu den lächerlichſten Ausgaben und einem elenden und ungeſchickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch ſelber das Herz blutete, alſo daß Beide, welche eigentlich nur

in dieſem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nur ſolche von der beſten Sorte darſtellten und von Jedermann dafür angeſehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen ſie verdroſſen zu Hauſe oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei ſie dann durch ein tolles böſes Ueberhaſten und Antreiben das Verſäumte einzuholen ſuchten und damit jeden ordentlichen und zuverläſſigen Arbeiter verſcheuchten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen, und ehe zehn Jahre vorüber, ſteckten ſie Beide von Grund aus in Schulden und ſtanden wie die Störche auf einem Beine auf der Schwelle ihrer Beſitzthümer, von der jeder Lufthauch ſie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwiſchen ihnen wurde täglich größer, da Jeder den Andern als den Urheber ſeines Unſterns betrachtete, als ſeinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widerſacher, den der Teufel abſichtlich in die Welt geſetzt habe, um ihn zu verderben. Sie ſpieen aus, wenn ſie ſich nur von weitem ſahen, kein Glied ihres Hauſes durfte mit Frau, Kind oder Geſinde des andern ein Wort ſprechen, bei Vermeidung der gröbſten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten ſich verſchieden bei dieſer Verarmung und Verſchlechterung des ganzen Weſens. Die Frau des Marti, welche von guter Art war, hielt dem Verfall nicht aus, härmte ſich ab und ſtarb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequemte ſich der veränderten Lebensweiſe, und um ſich als eine ſchlechte Genoſſin zu entfalten, hatte ſie Nichts zu thun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Zügel ſchießen zu laſſen und dieſelben zu Laſtern auszubilden. Ihre Naſchhaftigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalſchen und verlogenen Schmeichel- und Verleumdungsweſen, mit welchem ſie jeden Augenblick das Gegentheil von dem ſagte, was ſie dachte, Alles hinter einander hetzte, und ihrem eigenen Manne ein X für ein U vormachte; ihre urſprüngliche Offenheit, mit der ſie ſich der unſchuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamloſigkeit, mit der ſie

jenes falſche Weſen betrieb, und ſo, ſtatt unter ihrem Manne zu leiden, drehte ſie ihm eine Naſe; wenn er es arg trieb, ſo machte ſie ſie es bunt, ließ ſich Nichts abgehen und gedieh zu der dickſten Blüthe einer Vorſteherin des zerfallenden Hauſes.

So war es nun ſchlimm beſtellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft faſſen konnten, noch ſich auch nur einer lieblich-frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Zank und Sorge war. Vrenchen hatte anſcheinend einen ſchlimmeren Stand, als Sali, da ſeine Mutter todt und es einſam in einem wüſten Hauſe der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es ſechszehn Jahre zählte, war es ſchon ein ſchlank gewachſenes ziervolles Mädchen; ſeine dunkelbraunen Haare ringelten ſich unabläſſig faſt bis über die blitzenden braunen Augen, dunkelrothes Blut durchſchimmerte die Wangen des bräunlichen Geſichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den friſchen Lippen, wie man es ſelten ſah und was dem dunklen Kinde ein eigenthümliches Anſehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebensluſt und Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber dieſes Weſens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im mindeſten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu ſehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Dieſe plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachſende Elend des Hauſes mit zu tragen, ſondern es mußte noch ſich ſelber in Acht nehmen und mochte ſich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringſten Mittel dazu geben wollte. So hatte Vrenchen die größte Noth, ſeine anmuthige Perſon einigermaßen auszuſtaffiren, ſich ein allerbeſcheidenſtes Sonntagskleid zu erobern und einige bunte, faſt werthloſe Halstüchelchen zuſammenzuhalten. Darum war das ſchöne, wohlgemuthe junge Blut in jeder Weiſe gedemüthigt und gehemmt und konnte am wenigſten der Hoffahrt anheimfallen. Ueberdieß hatte es bei ſchon erwachendem Verſtand das Leiden und den Tod ſeiner Mutter geſehen

und dieß Andenken war ein weiterer Zügel, der seinem lustigen und feurigen Wesen angelegt war, so daß es nun höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich ansah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick sich ermunterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht so hart auf den ersten Anschein; denn er war nun ein hübscher und kräftiger junger Bursche, der sich zu wehren wußte und dessen äußere Haltung wenigstens eine schlechte Behandlung von selbst unzulässig machte. Er sah wohl die üble Wirthschaft seiner Eltern und glaubte sich erinnern zu können, daß es einst nicht so gewesen, ja er bewahrte noch das frühere Bild seines Vaters wohl in seinem Gedächtnisse als eines festen, klugen und ruhigen Bauers, desselben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händelführer und Müssiggänger vor sich sah, der mit Toben und Prahlen auf hundert thörichten und verfänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dieß mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es seiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge so gekommen, so wurden seine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Unwesen ungestörter zu sein und einen guten Parteigänger zu haben, auch um ihrer Großthuerei zu genügen, ließ sie ihm zukommen, was er wünschte, kleidete ihn sauber und prahlerisch und unterstützte ihn in Allem, was er zu seinem Vergnügen vornahm. Er ließ sich dieß gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu schwatzte und log, und indem er so wenig Freude daran empfand, that er lässig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dieß jedoch etwas Uebles war, weil er für jetzt noch unbeschädigt war von dem Beispiele der Alten und das jugendliche Bedürfniß fühlte, im Ganzen einfach, ruhig und leidlich tüchtig zu sein. Er war ziemlich genau so, wie sein Vater in diesem Alter gewesen war, und dieses flößte demselben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem

Gewiſſen und gereinigter Erinnerung ſeine eigene Jugend achtete. Trotz dieſer Freiheit, welche Sali genoß, ward er ſeines Lebens doch nicht froh und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor ſich hatte und eben ſo wenig etwas Rechtes lernte, da von einem zuſammenhängenden und vernünftgemäßen Arbeiten in Manzens Hauſe längſt nicht mehr die Rede war. Sein einziger Troſt war daher, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und einſtweilige Unbeſcholtenheit zu ſein, und in dieſem Stolze ließ er die Tage trotzig verſtreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang, dem er unterworfen, war die Feindſchaft ſeines Vaters gegen Alles, was Marti hieß und an dieſen erinnerte. Doch wußte er nichts Beſſeres, als daß Marti ſeinem Vater Schaden zugefügt und daß man in deſſen Hauſe eben ſo feindlich geſinnt ſei, und es fiel ihm daher nicht ſchwer, weder den Marti noch ſeine Tochter anzuſehen und ſeinerſeits auch einen angehenden, ziemlich gleichgültigen Feind vorzuſtellen. Vrenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in ſeinem Hauſe viel verlaſſener war, fühlte ſich weniger zu einer förmlichen Feindſchaft aufgelegt und glaubte ſich nur verachtet von dem wohlgekleideten und ſcheinbar glücklicheren Sali; deßhalb verbarg ſie ſich vor ihm, und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, ſo entfernte ſie ſich eilig, ohne daß er ſich die Mühe gab, ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen ſchon ſeit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe geſehen und gar nicht wußte, wie es ausſah, ſeit es herangewachſen. Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig, und wenn überhaupt von des Martis geſprochen wurde, ſo dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Ausſehen ihm nicht deutlich und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

Doch war ſein Vater Manz nun der erſte von den beiden Feinden, der ſich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof ſpringen mußte. Dieſer Vortritt rührte daher, daß er eine Frau beſaß, die

ihm geholfen, und einen Sohn, der doch auch Einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrer war in ſeinem wackeligen Königreich, und ſeine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Hausthierchen, aber Nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts Anderes anzufangen, als auf den Rath ſeiner Seldwyler Gönner in die Stadt zu ziehen und da ſich als Wirth aufzuthun. Dieß iſt immer ein Elend anzuſehen, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden iſt, mit den Trümmern ſeiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufthut, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirth zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zu Muth iſt. Als die Manzen von Hofe zogen, ſah man erſt, wie arm ſie bereits waren; denn ſie luden lauter alten und verfallenden Hausrath auf, dem man es anſah, daß ſeit vielen Jahren Nichts erneuert und angeſchafft worden war. Die Frau legte aber nichts deſto minder ihren beſten Staat an, als ſie ſich oben auf die Grümpelfuhre ſetzte, und machte ein Geſicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau ſchon mit Verachtung auf die Dorfgenoſſen herabſehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zuſahen. Denn ſie nahm ſich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr verſimpelter Mann nicht machen könne, das wolle ſie ſchon ausrichten, wenn ſie nur erſt einmal als Frau Wirthin in einem ſtattlichen Gaſthofe ſäße. Dieſer Gaſthof beſtand aber in einer trübſeligen Winkelſchenke in einem abgelegenen ſchmalen Gäßchen, auf der eben ein Anderer zu Grunde gegangen war, und welche die Seldwyler dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Thaler einzuziehen hatte. Sie verkauften ihm auch ein paar Fäßchen ſäuerlichen Weines und das Wirthſchaftsmobiliar, das aus einem Dutzend weißen geringen Flaſchen, eben ſo viel Gläſern und einigen tannenen Tiſchen und Bänken beſtand, welche einſt blutroth angeſtrichen geweſen und jetzt vielfältig abgeſcheuert waren. Vor dem Fenſter knarrte ein eiſerner

Reifen in einem Haken und in dem Reifen ſchenkte eine blecherne Hand Rothwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Ueberdieß hieng ein verdorrter Buſch von Stechpalme über der Hausthüre, was Manz Alles mit in die Pacht bekam. Um deßwillen war er nicht ſo wohlgemuth wie ſeine Frau, ſondern trieb mit ſchlimmer Ahnung und voll Ingrimm die mageren Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte ſchäbige Knechtchen, daß er gehabt, hatte ihn ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen. Als er ſolcher Weiſe abfuhr, ſah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude ſich unfern der Straße zu ſchaffen machte, fluchte ihm und hielt denſelben für den alleinigen Urheber ſeines Unglückes. Sali aber, ſobald das Fuhrwerk im Gange war, beſchleunigte ſeine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

„Da wären wir!“ ſagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunkelein anhielt. Die Frau erſchrack darüber, denn das war in der That ein betrübter Gaſthof. Die Leute traten eilfertig unter die Fenſter und vor die Häuſer, um ſich den neuen Bauernwirth anzuſehen, und machten mit ihrer Seldwyler Ueberlegenheit mitleidig ſpöttiſche Geſichter. Zornig und mit naſſen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wetzend, in das Haus, um ſich heute vornehm nicht wieder blicken zu laſſen; denn ſie ſchämte ſich des ſchlechten Geräthes und der verdorbenen Betten, welche nun abgeladen wurden. Sali ſchämte ſich auch, aber er mußte helfen und machte mit ſeinem Vater einen ſeltſamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchen alsbald die Kinder der Falliten herumſprangen und ſich über das verlumpete Bauernpack luſtig machten. Im Hauſe aber ſah es noch trübſeliger aus und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren ſchlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk, außer der dunklen unfreundlichen Gaſtſtube mit ihren ehemals bluthrothen Tiſchen waren nur noch ein paar ſchlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den troſtloſeſten Schmutz und Kehricht zurückgelaſſen.

So war der Anfang und ſo ging es auch fort. Während der erſten Woche kamen, beſonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tiſch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirth zu ſehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß abſetzte. Am Wirth hatten ſie nicht viel zu ſehen, denn Manz war ungelenk, ſtarr, unfreundlich und melancholiſch und wußte ſich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wiſſen. Er füllte langſam und ungeſchickt die Schöppchen, ſtellte ſie mürriſch vor die Gäſte und verſuchte Etwas zu ſagen, brachte aber Nichts heraus. Deſto eifriger warf ſich nun ſeine Frau ins Geſchirr und hielt die Leute wirklich einige Tage zuſammen, aber in einem ganz andern Sinne, als ſie meinte. Die ziemlich dicke Frau hatte ſich eine eigene Haustracht zuſammengeſetzt, in der ſie unwiderſtehlich zu ſein glaubte. Zu einem leinenen naturfarbenen Landrock trug ſie einen alten grünſeidenen Spenſer, eine baumwollene Schürze und einen ſchlimmen weißen Halskragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte ſie an den Schläfen poſſierliche Schnecken gewickelt und in das Zöpfchen hinten einen hohen Kamm geſteckt. So ſchwänzelte und tänzelte ſie mit angeſtrengter Anmuth herum, ſpitzte lächerlich das Maul, daß es ſüß ausſehen ſollte, hüpfte elaſtiſch an die Tiſche hin und, das Glas oder den Teller mit geſalzenem Käſe hinſetzend, ſagte ſie lächelnd: „So ſo? ſo ſoll! herrlich herrlich, ihr Herren!“ und ſolches dummes Zeug mehr; denn obwohl ſie ſonſt eine geſchliffene Zunge hatte, ſo wußte ſie jetzt doch nichts Geſcheidtes vorzubringen, da ſie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwyler von der ſchlechteſten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen erſticken, ſtießen ſich unter dem Tiſch mit den Füßen und ſagten: „Potz tauſig! das iſt ja eine Herrliche!“ „Eine Himmliſche!“ ſagte ein Anderer, „beim ewigen Hagel! es iſt der Mühe werth hieher zu kommen, ſo Eine haben wir lang nicht geſehen!“ Ihr Mann bemerkte das wohl mit finſterem Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüſterte: „Du alte Kuh! Was machſt Du denn?“

„Störe mich nicht“, ſagte ſie unwillig, „Du alter Tolpatſch! ſiehſt Du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das ſind aber nur Lumpen von Deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald fürnehmere Kundſchaft hier haben!“ Dieß Alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglichten; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, ſetzte ſich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäſte hatten aber das Schauſpiel bald ſatt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohler war und ſie über die wunderliche Wirthſchaft lachen konnten; nur dann und wann erſchien ein Einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweiſe eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Trubel und Lärm zu täuſchen. Es ward ihnen angſt und bange in dem engen Mauerwinkel, wo ſie kaum die Sonne ſahen, und Manz, welcher ſonſt gewohnt war, Tage lang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwiſchen dieſen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, ſo ſtierte er finſter brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Hausthüre und wieder zurück, da die Nachbaren den böſen Wirth, wie ſie ihn ſchon nannten, angafften. Nun dauerte es aber nicht mehr lange und ſie verarmten gänzlich und hatten gar Nichts mehr in der Hand; ſie mußten, um Etwas zu eſſen, warten bis Einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Wein verzehrte, und wenn er eine Wurſt oder dergleichen begehrte, ſo hatten ſie oft die größte Angſt und Sorge, dieſelbe beizutreiben. Bald hatten ſie auch den Wein nur noch in einer großen Flaſche verborgen, die ſie heimlich in einer andern Kneipe füllen ließen, und ſo ſollten ſie nun die Wirthe machen ohne Wein und Brod und freundlich ſein, ohne ordentlich gegeſſen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur Niemand kam, und hockten ſo in ihrem Kneipchen, ohne leben noch ſterben zu können. Als die Frau dieſe

traurigen Erfahrungen machte, zog ſie den grünen Spenſer wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem ſie nun, wie früher die Fehler, ſo nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Noth an den Mann ging. Sie übte Geduld und ſuchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweiſen; ſie opferte ſich vielfältig in allerlei Dingen, kurz ſie übte in ihrer Weiſe eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel beſſerte, aber immerhin beſſer war als gar Nichts oder als das Gegentheil und die Zeit wenigſtens verbringen half, welche ſonſt viel früher hätte brechen müſſen für dieſe Leute. Sie wußte manchen Rath zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verſtande, und wenn der Rath Nichts zu taugen ſchien und fehl ſchlug, ſo ertrug ſie willig den Grimm der Männer, kurzum, ſie that jetzt Alles, da ſie alt war, was beſſer gedient hätte, wenn ſie es früher geübt.

Um wenigſtens etwas Beißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegten ſich Vater und Sohn auf die Fiſcherei, d. h. mit der Angelruthe, ſo weit es für Jeden erlaubt war, ſie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeſchäftigung der Seldwyler, nachdem ſie fallirt hatten. Bei günſtigem Wetter, wenn die Fiſche gern anbiſſen, ſah man ſie dutzendweiſe hinauswandern mit Ruthe und Kübel, und wenn man an den Ufern des Fluſſes wandelte, hockte alle Spanne lang Einer, der angelte, der Eine in einem langen braunen Bürgerrock, die bloßen Füße im Waſſer, der Andere in einem ſpitzen blauen Frack auf einer alten Weide ſtehend, den alten Filz ſchief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar Einer im zerriſſenen großblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr beſaß, die lange Pfeife in der einen, die Ruthe in der andern Hand, und wenn man um eine Krümmung des Fluſſes bog, ſtand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faſelnackt auf einem Stein und angelte; dieſer hatte, trotz des Aufenthaltes am Waſſer, ſo ſchwarze Füße, daß man

glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben ſich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen ſie zu anderen Stunden zu graben pflegten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein ſchwüles dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, ſo ſtanden dieſe Geſtalten am zahlreichſten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achtlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber und die Schiffer auf dem Fluſſe ſahen ſie nicht an, während ſie leiſe murrten über die Fiſche verſcheuchenden Schiffe.

Wenn man Manz vor zwölf Jahren, als er mit einem ſchönen Geſpann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals geſagt hätte, er würde ſich einſt zu dieſen wunderlichen Heiligen geſellen und gleich ihnen Fiſche fangen, ſo hätte er einem ins Geſicht geſpieen. Auch eilte er jetzt haſtig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte ſtromaufwärts gleich einem eigenſinnigen Schatten der Unterwelt, der ſich zu ſeiner Verdammniß ein bequemes einſames Plätzchen ſucht an den dunkeln Wäſſern. Mit der Angelruthe zu ſtehen hatten er und ſein Sohn indeſſen keine Geduld und ſie erinnerten ſich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weiſe etwa Fiſche fangen, wenn ſie übermüthig ſind, beſonders mit den Händen in den Bächen; daher nahmen ſie die Ruthen nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Bäche hinauf, wo ſie wußten, daß es theure und gute Forellen gab.

Dem auf dem Lande zurückgebliebenen Marti ging es inzwiſchen auch immer ſchlimmer und es war ihm höchſt langweilig dabei, ſo daß er, anſtatt auf ſeinem vernachläſſigten Felde zu arbeiten, ebenfalls auf das Fiſchen verfiel und tagelang im Waſſer herumflotſchte. Vrenchen durfte nicht von ſeiner Seite und mußte ihm Eimer und Geräth nachtragen durch naſſe Wieſengründe, durch Bäche und Waſſertümpel aller Art, bei Regen und Sonnenſchein, indeſſen ſie das Roth-

wendigſte zu Hauſe liegen laſſen mußte. Denn es war ſonſt keine Seele mehr da und wurde auch keine gebraucht, da Marti das meiſte Land ſchon verloren hatte und nur noch wenige Aecker beſaß, die er mit ſeiner Tochter liederlich genug oder gar nicht bebaute.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig ſprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf ſeinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam. Sobald er ihn ſah, ſtieg ein ſchrecklicher Groll und Hohn in ihm auf, ſie waren ſich ſeit Jahren nicht ſo nahe geweſen, ausgenommen vor den Gerichtsſchranken, wo ſie nicht ſchelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: „Was thuſt Du hier, Du Hund? Kannſt Du nicht in Deinem Lotterneſte bleiben, Du Seldwyler Lumpenhund?“

„Wirſt nächſtens wohl auch ankommen, Du Scheim!“ rief Manz, „Fiſche fängſt Du ja auch ſchon und wirſt deshalb nicht viel mehr zu verſäumen haben!“

„Schweig, Du Galgenhund!“ ſchrie Marti, da hier die Wellen des Baches ſtärker rauſchten, „Du haſt mich ins Unglück gebracht!“ Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauſchen anfingen im aufgehenden Wetterwind, ſo mußte Manz noch lauter ſchreien; „Wenn dem nur ſo wäre, ſo wollte ich mich freuen, Du elender Tropf!“ „O Du Hund!“ ſchrie Marti herüber und Manz hinüber: „O Du Kalb, wie dumm thuſt Du!“ Und jener ſprang wie ein Tiger den Bach entlang und ſuchte herüber zu kommen. Der Grund, warum er der Wüthendere war, lag in ſeiner Meinung, daß Manz als Wirth wenigſtens genug zu eſſen und zu trinken hätte und gewiſſermaßen ein kurzweiliges Leben führe, während es ungerechter Weiſe ihm ſo langweilig wäre auf ſeinem zertrümmerten Hofe. Manz ſchritt indeſſen auch grimmig genug an der andern Seite hin; hinter ihm ſein Sohn, welcher, ſtatt auf den böſen Streit zu hören, neugierig und verwundert nach Bruchen hinüber ſah, welche hinter ihrem

Vater ging, vor Scham in die Erde ſehend, daß ihr die braunen krauſen Haare ins Geſicht fielen. Sie trug einen hölzernen Fiſcheimer in der einen Hand, in der andern hatte ſie Schuh und Strümpfe getragen und ihr Kleid der Näſſe wegen aufgeſchürzt. Seit aber Sali auf der andern Seite ging, hatte ſie es ſchamhaft ſinken laſſen und war nun dreifach beläſtigt und gequält, da ſie alle das Zeug tragen, den Rock zuſammenhalten und des Streites wegen ſich grämen mußte. Hätte ſie aufgeſehen und nach Sali geblickt, ſo würde ſie entdeckt haben, daß er weder vornehm noch ſehr ſtolz mehr ausſah und ſelbſt bekümmert genug war. Während Brenchen ſo ganz beſchämt und verwirrt auf die Erde ſah und Sali nur dieſe in allem Elende ſchlanke und anmuthige Geſtalt im Auge hatte, die ſo verlegen und demüthig dahin ſchritt, beachteten ſie dabei nicht, wie ihre Väter ſtill geworden aber mit verſtärkter Wuth einem hölzernen Stege zueilten, der in kleiner Entfernung über den Bach führte und eben ſichtbar wurde. Es fing an zu blitzen und erleuchtete ſeltſam die dunkle melancholiſche Waſſergegend, es donnerte auch in den grauſchwarzen Wolken mit dumpfem Grolle und ſchwere Regentropfen fielen, als die verwilderten Männer gleichzeitig auf die ſchmale, unter ihren Tritten ſchwankende Brücke ſtürzten, ſich gegenſeitig packten und die Fäuſte in die vor Zorn und ausbrechendem Kummer bleichen zitternden Geſichter ſchlugen. Es iſt nichts Anmuthiges und nichts weniger als artig, wenn ſonſt geſetzte Menſchen noch in den Fall kommen, aus Uebermuth, Unbedacht oder Nothwehr unter allerhand Volk, das ſie nicht näher berührt, Schläge auszutheilen oder welche zu bekommen; allein dieß iſt eine harmloſe Spielerei gegen das tiefe Elend, das zwei alte Menſchen überwältigt, die ſich wohl kennen und ſeit lange kennen, wenn dieſe aus innerſter Feindſchaft und aus dem Gange einer ganzen Lebensgeſchichte heraus ſich mit nackten Händen anfaſſen und mit Fäuſten ſchlagen. So thaten jetzt dieſe beiden ergrauten Männer; vor vierzig Jahren vielleicht hatten ſie ſich als Buben zum letzten

Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo sie sich etwa zum Gruße die Hände geschüttelt und auch dieß nur selten bei ihrem trockenen und sicheren Wesen. Nachdem sie ein- oder zweimal geschlagen, hielten sie inne und rangen still zitternd mit einander, nur zuweilen aufstöhnend und elendiglich knirschend, und Einer suchte den Andern über das knackende Geländer ins Wasser zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und sahen den erbärmlichen Auftritt. Sali sprang eines Satzes heran, um seinem Vater beizustehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere schien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen sprang, Alles wegwerfend, mit einem langen Aufschrei herzu und umklammerte ihren Vater, um ihn zu schützen, während sie ihn dadurch nur hinderte und beschwerte. Thränen strömten aus ihren Augen und sie sah flehend den Sali an, der im Begriff war, ihren Vater ebenfalls zu fassen und vollends zu überwältigen. Unwillkürlich legte er aber seine Hand an seinen eigenen Vater und suchte denselben mit festem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, so daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne auseinander zu kommen. Darüber waren die jungen Leute, sich mehr zwischen die Alten schiebend, in dichte Berührung gekommen und in diesem Augenblicke erhellte ein Wolkenriß, der den grellen Abendschein durchließ, das nahe Gesicht des Mädchens und Sali sah in dieß ihm so wohlbekannte und doch so viel anders und schöner gewordene Gesicht. Vrenchen sah in diesem Augenblicke auch sein Erstaunen und es lächelte ganz kurz und geschwind mitten in seinem Schrecken und in seinen Thränen ihn an. Doch ermannte sich Sali, geweckt durch die Anstrengungen seines Vaters, ihn abzuschütteln, und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und fester Haltung endlich ganz von seinem Feinde weg. Beide alte Gesellen athmeten

hoch auf und begannen jetzt wieder zu ſchelten und zu ſchreien, ſich von einander abwendend; ihre Kinder aber athmeten kaum und waren ſtill wie der Tod, gaben ſich aber im Wegwenden und Trennen, ungeſehen von den Alten, ſchnell die Hände, welche vom Waſſer und von den Fiſchen feucht und kühl waren.

Als die grollenden Parteien ihrer Wege gingen, hatten die Wolken ſich wieder geſchloſſen, es dunkelte mehr und mehr und der Regen goß nun in Bächen durch die Luft. Manz ſchlenderte voraus auf den dunklen naſſen Wegen, er duckte ſich, beide Hände in den Taſchen, unter den Regengüſſen, zitterte noch in ſeinen Geſichtszügen und mit den Zähnen und ungeſehene Thränen rieſelten ihm in den Stoppelbart, die er fließen ließ, um ſie durch das Wegwiſchen nicht zu verrathen. Sein Sohn hatte aber Nichts geſehen, weil er in glückſeligen Bildern verloren daherging. Er merkte weder Regen noch Sturm, weder Dunkelheit noch Elend; ſondern leicht, hell und warm war es ihm innen und außen und er fühlte ſich ſo reich und wohlgeborgen, wie ein Königsſohn. Er ſah fortwährend das ſekundenlange Lächeln des nahen ſchönen Geſichtes und erwiederte dasſelbe erſt jetzt, eine gute halbe Stunde nachher, indem er voll Liebe in Nacht und Wetter hineinlachte und das liebe Geſicht anlachte, das ihm allerwegen aus dem Dunkel entgegentrat, ſo daß er glaubte, Vrenchen müſſe auf ſeinen Wegen dieß Lachen nothwendig ſehen und inne werden.

Sein Vater war des andern Tags wie zerſchlagen und wollte nicht aus dem Hauſe. Der Handel und das ganze vieljährige Elend nahm heute eine neue deutlichere Geſtalt an und nahm ſich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, alſo daß Mann und Frau matt und ſcheu um das Geſpenſt herumſchlichen, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieſer wieder ſich in die Stube ſchleppten, in welcher kein Gaſt ſich ſehen

ließ. Zuletzt hockte jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtodtes Zanken und Vorhalten mit dem andern, wobei ſie zeitweiſe einſchliefen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewiſſen kamen und ſie wieder weckten. Nur Sali ſah und hörte Nichts davon, denn er dachte nur an Vrenchen. Es war ihm immer noch zu Muth, nicht nur als ob er unſäglich reich wäre, ſondern auch was Rechts gelernt hätte und unendlich viel Schönes und Gutes wüßte, da er nun ſo deutlich und beſtimmt um das wußte, was er geſtern geſehen. Dieſe Wiſſenſchaft war ihm wie vom Himmel gefallen und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er es eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit ſo wunderſamer Süßigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichthum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menſchen herantritt in einer ſo klaren und deutlichen Geſtalt, vom Pfäfflein getauft und wohl verſehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieſes iſt eine feine Sache und in ihr ruht das Geheimniß oder die Offenkunde von der Wohlfahrt des Lebens, von dem Aufbau der Familie und deſſen, was viele Familien zuſammen ſind. Es iſt die Frühlingsblüthe, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächst; manche Gewächſe müſſen zwei bis drei oder gar vier Mal blühen, bis eine Frucht gerathen will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es ſo eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinſte dünkt und ſie meinen, es ſei noch nie ſo ſchön geweſen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter dieß alſo geordnet, ſo iſt es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur ein Mal und auch dieſe Blüthe zerſchlägt der Sturm, tödtet der Froſt oder erſäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildniß oder in einem wüſten Sumpfe in der Einſamkeit und es wird auch Nichts daraus, als zuweilen eine herbe verkrüppelte Holzfrucht; denn

alle guten Früchte wachsen in großer Gesellschaft, die Aehre steht neben der Aehre und die Traube hängt neben der Traube tausendfältig. Aber Blumen sind es immer gewesen, ob Etwas daraus geworden oder nicht und ob sie gesehen oder ungesehen verblühten, und der Frühling ist schön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte sich an diesem Tage weder müßig, noch unglücklich, weder arm noch hoffnungslos; vielmehr war er vollauf beschäftigt, sich Vrenchens Gesicht und Gestalt vorzustellen, unaufhörlich, eine Stunde wie die andere; über dieser aufgeregten Thätigkeit aber verschwand ihm der Gegenstand derselben fast vollständig, das heißt er bildete sich endlich ein, nun doch nicht zu wissen, wie Vrenchen recht genau aussehe, er habe wohl ein allgemeines Bild von ihr im Gedächtniß, aber wenn er sie beschreiben sollte, so könnte er das nicht. Er sah fortwährend dieß Bild, als ob es vor ihm stände und fühlte seinen angenehmen Einfluß, und doch sah er es nur, wie Etwas, das man eben nur ein Mal gesehen, in dessen Gewalt man liegt und das man doch noch nicht kennt. Er erinnerte sich genau der Gesichtszüge, welche das kleine Dirnchen einst gehabt, mit großem Wohlgefallen, aber nicht eigentlich derjenigen, welche er gestern gesehen. Hätte er Vrenchen nie wieder zu sehen bekommen, so hätten sich seine Erinnerungskräfte schon behelfen müssen und das liebe Gesicht säuberlich wieder zusammengetragen, daß nicht ein Zug daran fehlte. Jetzt aber versagten sie schlau und hartnäckig ihren Dienst, weil die Augen nach ihrem Recht und ihrer Lust verlangten, und als am Nachmittage die Sonne warm und hell die oberen Stockwerke der schwarzen Häuser beschien, strich Sali aus dem Thore und seiner alten Heimat zu, welche ihm jetzt erst ein himmlisches Jerusalem zu sein schien mit zwölf glänzenden Pforten und die sein Herz klopfen machte, als er sich ihr näherte.

Er stieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen schien. Der sah sehr wild und liederlich aus, sein

grau gewordener Bart war seit Wochen nicht geschoren und er sah aus wie ein recht böser verlorener Bauersmann, der sein Feld verscherzt hat und nun geht, um Andern Uebles zuzufügen. Dennoch sah ihn Sali, als sie sich vorübergingen, nicht mehr mit Haß, sondern voll Furcht und Scheu an, als ob sein Leben in dessen Hand stände und er es lieber von ihm erflehen als ertrotzen möchte. Marti aber maß ihn mit einem bösen Blicke von oben bis unten und ging seines Weges. Das war indessen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlassen sah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wolle, und er schlich sich auf alt bekannten Pfaden so lange um das Dorf herum und durch dessen verdeckte Gäßchen, bis er sich Martis Haus und Hof gegenüber befand. Seit mehreren Jahren hatte er diese Stätte nicht mehr so nah gesehen; denn auch als sie noch hier wohnten, hüteten sich die verfeindeten Leute gegenseitig, sich ins Gehäge zu kommen. Deßhalb war er nun erstaunt über das, was er doch an seinem eigenen Vaterhause erlebt, und starrte voll Verwunderung in die Wüstenei, die er vor sich sah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändet worden, er besaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor, nebst etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Flusse, von welchem er hartnäckig am längsten nicht lassen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung und auf dem Acker, der einst so schön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Ernte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreste gesäet und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerrissenen Düten zusammengekehrt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, so daß der Acker aussah, wie ein recht übel gepflegter Gemüseplatz und eine wunderliche Musterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Hand voll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts Besseres wußte, dort eine Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das übrige fortwuchern

oder verfaulen zu laſſen, wie es mochte. Auch lief Jedermann darin herum, wie es ihm gefiel und das ſchöne breite Stück Feld ſah beinahe ſo aus, wie einſt der herrenloſe Acker, von dem alles Unheil herkam. Deßnahen war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirthſchaft zu ſehen. Der Stall war leer, die Thüre hing nur in einer Angel und unzählige Kreuzſpinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glänzen vor dem dunklen Eingang. An dem offen ſtehenden Scheunenthor, wo einſt die Früchte des feſten Landes eingefahren, hing ſchlechtes Fiſchergeräthe, zum Zeugniß der verkehrten Waſſerpfuſcherei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder Katze noch Hund zu ſehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, ſondern ſprang durch einen Riß nahe am Boden über dieſen hin und ſetzte überall kleine Tümpel an, ſo daß er das beſte Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters, das Loch zu verſtopfen und die Röhre herzuſtellen geweſen wäre, mußte ſich Brenchen nun abquälen, ſelbſt das lautere Waſſer dieſer Verkommenheit abzugewinnen und ſeine Wäſcherei in den ſeichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, ſtatt in dem vertrockneten und zerſpällten Troge. Das Haus ſelbſt war ebenſo kläglich anzuſehen; die Fenſter waren vielfältig zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren ſie das Freundlichſte an dem Verfall; denn ſie waren, ſelbſt die zerbrochenen Scheiben, klar und ſauber gewaſchen, ja förmlich polirt und glänzten ſo hell, wie Brenchens Augen, welche ihm in ſeiner Armuth ja auch allen übrigen Staat erſetzen mußten. Und wie die krauſen Haare und die rothgelben Kattunhalstücher zu Brenchens Augen, ſtand zu dieſen blinkenden Fenſtern das wilde grüne Gewächs, was da durcheinander rankte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildniß von rothgelbem Goldlack. Die Bohnen hielten ſich, ſo gut ſie konnten, hier an einem Harkenſtiel oder an einem verkehrt in die

Erde gesteckten Stumpfbesen, dort an einer von Rost zerfressenen Hellbarte oder Sponton, wie man es nannte, als Vrenchens Großvater das Ding als Wachtmeister getragen, welches es jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten sie wieder lustig eine verwitterte Leiter empor, die am Hause lehnte seit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fensterchen hinunter, wie Vrenchens Kräuselhaare in seine Augen. Dieser mehr malerische als wirthliche Hof lag etwas beiseit und hatte keine näheren Nachbarhäuser, auch ließ sich in diesem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt und schaute unverwandt nach dem stillen wüsten Hause hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und schaute er so, als Vrenchen unter die Hausthür kam und lange vor sich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenstande hängend. Sali rührte sich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als sie endlich zufällig in dieser Richtung hinsah, fiel er ihr in die Augen. Sie sahen sich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob sie eine Lufterscheinung betrachteten, bis sich Sali endlich aufrichtete und langsam über die Straße und über den Hof ging auf Vrenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, streckte es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Thränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und sie sagte: Was willst Du hier?“ — „Nur Dich sehen!“ erwiederte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?“ „Und unsere Eltern?“ fragte Vrenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. „Sind wir Schuld an dem, was sie gethan und geworden sind?“ sagte Sali, „vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zusammenhalten und uns recht lieb sind!“ „Es wird nie gut kommen“, antwortete Vrenchen mit einem tiefen Seufzer, „geh in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!“ „Bist

Du allein?“ fragte dieſer, „kann ich einen Augenblick hineinkommen?“ „Der Vater iſt zur Stadt, wie er ſagte, um Deinem Vater irgend Etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannſt Du nicht, weil Du ſpäter vielleicht nicht ſo ungeſehen weggehen kannſt wie jetzt! Noch iſt Alles ſtill und Niemand um den Weg, ich bitte Dich, geh jetzt!“ „Nein, ſo geh' ich nicht! ich mußte ſeit geſtern immer an Dich denken, und ich geh' nicht ſo fort, wir müſſen mit einander reden, wenigſtens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut thun!“ Brenchen beſann ſich ein Weilchen und ſagte dann: „Ich geh' gegen Abend auf unſern Acker hinaus, Du weißt welchen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüſe. Ich weiß, daß Niemand weiter dort ſein wird, weil die Leute anderswo ſchneiden; wenn Du willſt, ſo komm dort hin, aber jetzt geh' und nimm Dich in Acht, daß Dich Niemand ſieht! Wenn auch kein Menſch hier mehr mit uns umgeht, ſo würden ſie doch ein ſolches Gerede machen, daß es der Vater ſogleich vernähme.“ Sie ließen ſich jetzt die Hände frei, ergriffen ſie aber auf der Stelle wieder und beide ſagten gleichzeitig: „Und wie geht es Dir auch?“ Aber ſtatt ſich zu antworten, fragten ſie das Gleiche aufs Neue, und die Antwort lag nur in den beredten Augen, da ſie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und, ohne ſich weiter Etwas zu ſagen, endlich halb ſelig und halb traurig aus einander huſchten. „Ich komme recht bald hinaus, geh' nur gleich hin!“ rief Brenchen noch nach.

Sali ging auch alſobald auf die ſtille ſchöne Anhöhe hinaus, über welche die drei Aecker ſich erſtreckten, und die prächtige ſtille Juliſonne, die fahrenden weißen Wolken, welche über das reife wallende Kornfeld weggzogen, der glänzende weiße Fluß, der unten vorüberwallte, alles dieß erfüllte ihn zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder mit Glück und Zufriedenheit, ſtatt mit Kummer, und er warf ſich der Länge nach in den durchflichtigen Halbſchatten des Kornes,

wo dasselbe Martis wilden Acker begrenzte, und guckte glückselig in den Himmel.

Obgleich es kaum eine Viertelstunde währte, bis Vrenchen nachkam und er an nichts Anderes dachte, als an sein Glück und dessen Namen, stand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erschreckt sprang er auf. „Vreeli!“ rief er, und dieses gab ihm still und lächelnd beide Hände, und Hand in Hand gingen sie nun das flüsternde Korn entlang bis gegen den Fluß hinunter und wieder zurück; ohne viel zu reden; sie legten zwei und drei Mal den Hin- und Herweg zurück, still, glückselig und ruhig, so daß dieses einige Paar nun auch einem Sternbilde glich, welches über die sonnige Rundung der Anhöhe und hinter derselben niederging, wie einst die sicher gehenden Pflugzüge ihrer Väter. Als sie aber einsmals die Augen von den blauen Kornblumen aufschlugen, an denen sie gehaftet, sahen sie plötzlich einen andern dunkeln Stern vor sich hergehen, einen schwärzlichen Kerl, von dem sie nicht wußten, woher er so unversehens gekommen. Er mußte im Korne gelegen haben; Vrenchen zuckte zusammen und Sali sagte erschreckt: „Der schwarze Geiger!“ In der That trug der Kerl, der vor ihnen herstrich, eine Geige mit dem Bogen unter dem Arm und sah übrigens schwarz genug aus; außer einem schwarzen Filzhütchen und einem schwarzen rußigen Kittel, den er trug, war auch sein Haar pechschwarz, so wie der ungeschorne Bart, das Gesicht und die Hände aber ebenfalls geschwärzt; denn er trieb allerlei Handwerk, meistens Kesselflicken, half auch den Kohlenbrennern und Pechsiedern in den Wäldern, und ging mit der Geige nur auf einen guten Schick aus, wenn die Bauern irgendwo lustig waren und ein Fest feierten. Sali und Vrenchen gingen mäuschenstill hinter ihm drein und dachten, er würde vom Felde gehen und verschwinden, ohne sich umzusehen, und so schien es auch zu sein, denn er that, als ob er Nichts von ihnen merkte. Dazu waren sie in einem seltsamen Bann, daß sie nicht wagten, den schmalen Pfad

zu verlaſſen und dem unheimlichen Geſellen unwillkürlich folgten, bis an das Ende des Feldes, wo jener ungerechte Steinhaufen lag, der das immer noch ſtreitige Ackerzipfelchen bedeckte. Eine zahlloſe Menge von Mohnblumen oder Klatſchroſen hatte ſich darauf angeſiedelt, weßhalb der kleine Berg feuerroth ausſah zur Zeit. Plötzlich ſprang der der ſchwarze Geiger mit einem Satze auf die roth bekleidete Steinmaſſe hinauf, kehrte ſich und ſah ringsum. Das Pärchen blieb ſtehen und ſah verlegen zu dem dunklen Burſchen hinauf; denn vorbei konnten ſie nicht gehen, weil der Weg in das Dorf führte und umkehren mochten ſie auch nicht vor ſeinen Augen. Er ſah ſie ſcharf an und rief: „Ich kenne Euch, Ihr ſeid die Kinder Derer, die mir den Boden hier geſtohlen haben! Es freut mich zu ſehen, wie gut Ihr gefahren ſeid, und werde gewiß noch erleben, daß Ihr vor mir den Weg alles Fleiſches geht! Seht mich nur an, Ihr zwei Spatzen! Gefällt Euch meine Naſe, wie?“ In der That beſaß er eine ſchreckbare Naſe, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürren ſchwarzen Geſicht ragte oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dieß Geſicht geworfen worden war, und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Munde ſich ſeltſam ſtutzte und zuſammenzog, aus dem er unaufhörlich puſtete, pfiff und ziſchte. Dazu ſtand das kleine Filzhütchen ganz unheimlich, welches nicht rund und nicht eckig und ſo ſonderlich geformt war, daß es alle Augenblicke ſeine Geſtalt zu verändern ſchien, obgleich es unbeweglich ſaß, und von den Augen des Kerls war faſt Nichts als das Weiße zu ſehen, da die Sterne unaufhörlich auf einer blitzſchnellen Wanderung begriffen waren und wie zwei Haſen im Zickzack umherſprangen. „Seht mich nur an“, fuhr er fort, „Eure Väter kennen mich wohl und Jedermann in dieſem Dorfe weiß, wer ich bin, wenn er nur meine Naſe anſieht. Da haben ſie vor Jahren ausgeſchrieben, daß ein Stück Geld für den Erben dieſes Ackers bereit liege; ich habe mich zwanzig Mal gemeldet, aber ich habe keinen Taufſchein

und keinen Heimatſchein, und meine Freunde, die Heimatloſen, die meine Geburt geſehen, haben kein gültiges Zeugniß, und ſo iſt die Friſt längſt verlaufen und ich bin um den blutigen Pfennig gekommen, mit dem ich hätte auswandern können! Ich habe Eure Väter angefleht, daß ſie mir bezeugen möchten, ſie müßten mich nach ihrem Gewiſſen für den rechten Erben halten; aber ſie haben mich von ihren Höfen gejagt, und nun ſind ſie ſelbſt zum Teufel gegangen! Item, das iſt der Welt Lauf, mir kann's recht ſein, ich will Euch doch geigen, wenn Ihr tanzen wollt!" Damit ſprang er auf der andern Seite von den Steinen herunter und machte ſich dem Dorfe zu, wo gegen Abend der Erntefegen eingebracht wurde und die Leute guter Dinge waren. Als er verſchwunden, ließ ſich das Paar ganz muthlos und betrübt auf die Steine nieder; ſie ließen ihre verſchlungenen Hände fahren und ſtützten die traurigen Köpfe darauf; denn die Erſcheinung des Geigers und ſeine Worte hatten ſie aus der glücklichen Vergeſſenheit geriſſen, in welcher ſie wie zwei Kinder auf- und abgewandelt, und wie ſie nun auf dem harten Grund ihres Elendes ſaßen, verdunkelte ſich das heitere Lebenslicht und ihre Gemüther wurden ſo ſchwer wie Steine.

Da erinnerte ſich Vrenchen unverſehens der wunderlichen Geſtalt und der Naſe des Geigers, es mußte plötzlich hell auflachen und rief: „Der arme Kerl ſieht gar zu ſpaßhaft aus! Was für eine Naſe!" und eine allerliebſte ſonnenhelle Luſtigkeit verbreitete ſich über des Mädchens Geſicht, als ob ſie nur geharrt hätte, bis des Geigers Naſe die trüben Wolken wegſtieße. Sali ſah Vrenchen an und ſah dieſe Fröhlichkeit Es hatte die Urſache aber ſchon wieder vergeſſen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali ins Geſicht. Dieſer, verblüfft und erſtaunt, ſtarrte unwillkürlich mit lachendem Munde auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein ſüßes Weizenbrod erblickt, und rief: „Bei Gott, Vreeli! wie ſchön biſt Du!" Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klang-

voller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Gesang einer Nachtigall. „O du Hexe!“ rief er, „wo hast Du das gelernt? welche Teufelskünste treibst Du da?“ „Ach Du lieber Gott!“ sagte Vrenchen mit schmeichelnder Stimme und nahm Sali's Hand, „das sind keine Teufelskünste! Wie lange hätte ich gern einmal gelacht! Ich habe wohl zuweilen, wenn ich ganz allein war, über irgend Etwas lachen müssen, aber es war nichts Rechtes dabei; jetzt aber möchte ich Dich immer und ewig anlachen, wenn ich Dich sehe, und ich möchte Dich wohl immer und ewig sehen! Bist Du mir auch ein bischen recht gut?“ „O Vreeli!“ sagte er und sah ihr ergeben und treuherzig in die Augen, „ich habe noch nie ein Mädchen angesehen, es war mir immer, als ob ich Dich einst lieb haben müßte, und ohne daß ich wollte oder wußte, hast Du mir doch immer im Sinn gelegen!“ „Und Du mir auch“, sagte Vrenchen, „und das noch viel mehr; denn Du hast mich nie angesehen und wußtest nicht, wie ich geworden bin; ich aber habe Dich zu Zeiten aus der Ferne und sogar heimlich aus der Nähe recht gut betrachtet und wußte immer, wie Du aussiehst! Weißt Du noch, wie oft wir als Kinder hieher gekommen sind? denkst Du noch des kleinen Wagens? Wie kleine Leute sind wir damals gewesen und wie lang ist es her! Man sollte denken, wir wären recht alt!“ „Wie alt bist Du jetzt?“ fragte Sali voll Vergnügen und Zufriedenheit, „Du mußt ungefähr siebzehn sein?“ „Siebzehn und ein halbes Jahr bin ich alt!“ erwiederte Vrenchen, „und wie alt bist Du? Ich weiß aber schon, Du bist bald zwanzig!“ „Woher weißt Du das?“ fragte Sali. „Gelt, wenn ich es sagen wollte!“ „Du willst es nicht sagen?“ „Nein!“ „Gewiß nicht?“ „Nein, nein!“ „Du sollst es sagen!“ „Willst Du mich etwa zwingen?“ „Das wollen wir sehen!“ Diese einfältigen Worte führte Sali, um seine Hände zu beschäftigen und mit ungeschickten Liebkosungen, welche wie eine Strafe aussehen sollten, das schöne Mädchen zu bedrängen. Sie führte auch, sich weh-

tend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechsel fort, der trotz seiner Leerheit beide witzig und süß genug dünkte, bis Sali erbost und kühn genug war, Brenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, seine Wangen glühten wie Purpur und sein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchschimmern. Fein und schön flossen die dunkeln Augenbraunen in einander und die junge Brust hob und senkte sich muthwillig unter sämmtlichen vier Händen, welche sich kunterbunt darauf streicheilten und bekriegten. Sali wußte sich nicht zu lassen vor Freuden, das schlanke schöne Geschöpf vor sich zu sehen, es sein eigen zu wissen, und es dünkte ihn ein Königreich. „Alle Deine weißen Zähne hast Du noch!“ lachte er, „weißt Du noch, wie oft wir sie einst gezählt haben? Kannst Du jetzt zählen!“ „Das sind ja nicht die gleichen, Du Löhli!“ sagte Brenchen, „jene sind längst ausgefallen!“ Sali wollte nun in seiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Brenchen verschloß plötzlich den rothen Mund, richtete sich auf und begann einen Kranz von Mohnrosen zu winden, den es sich auf den Kopf setzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Ansehen, und der arme Sali hielt in seinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn sie es nur gemalt an ihren Wänden hätten sehen können. Jetzt sprang sie aber empor und rief: „Himmel, wie heiß ist es hier! Da sitzen wir wie die Narren und lassen uns versengen! Komm, mein Lieber! laß uns ins hohe Korn sitzen!“ Sie schlüpften hinein so geschickt und sachte, daß sie kaum eine Spur zurückließen, und bauten sich einen engen Kerker in den goldenen Aehren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als sie drin saßen, so daß sie nur den tiefblauen Himmel über sich sahen und sonst Nichts von der Welt. Sie umhalsten sich und küßten sich unverweilt und so lange, bis sie einstweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das

Küſſen zweier Verliebten auf eine oder zwei Minuten ſich ſelbſt überlebt und die Vergänglichkeit alles Lebens mitten im Rauſche der Blüthezeit ahnen läßt. Sie hörten die Lerchen ſingen hoch über ſich und ſuchten dieſelben mit ihren ſcharfen Augen, und wenn ſie glaubten, flüchtig eine in der Sonne aufblitzen zu ſehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinſchießenden Stern am blauen Himmel, ſo küßten ſie ſich wieder zur Belohnung und ſuchten einander zu übervortheilen und zu täuſchen, ſo viel ſie konnten. „Siehſt Du, dort blitzt Eine!“ flüſterte Sali, und Brenchen erwiederte eben ſo leiſe: „Ich höre ſie wohl, aber ich ſehe ſie nicht!“ „Doch, paß nur auf, dort wo das weiße Wölkchen ſteht, ein wenig rechts davon!“ Und beide ſahen eifrig hin und ſperrten vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neſte, um ſie unverzüglich auf einander zu heften, wenn ſie ſich einbildeten, die Lerche geſehen zu haben. Auf einmal hielt Brenchen inne und ſagte: „Dieß iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß Jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es Dich nicht ſo?“ „Ja“, ſagte Sali, „es ſcheint mir faſt auch!“ „Wie gefällt Dir denn Dein Schätzchen“, ſagte Brenchen, „was iſt es für ein Ding, „was haſt Du von ihm zu melden?“ „Es iſt ein gar feines Ding“, ſagte Sali, „es hat zwei braune Augen, einen rothen Mund und läuft auf zwei Füßen; aber ſeinen Sinn kenne ich weniger als den Papſt zu Rom! und was kannſt Du von Deinem Schatz berichten?“ „Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene ſtarke Arme; aber ſeine Gedanken ſind mir unbekannter, als der türkiſche Kaiſer!“ „Es iſt eigentlich wahr“, ſagte Sali, „daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie geſehen hätten, ſo fremd hat uns die lange Zeit gemacht, ſeit wir groß geworden ſind! Was iſt Alles vorgegangen in Deinem Köpfchen, mein liebes Kind?“ „Ach, nicht viel! tauſend Narrenspoſſen haben ſich wollen regen, aber es iſt mir immer ſo trübſelig ergangen, daß ſie nicht aufkommen konnten!“ „Du armes Schätzchen!“ ſagte Sali,

„ich glaube aber, Du haſt es hinter den Ohren, nicht?“ „Das kannſt Du ja nach und nach erfahren, wenn Du mich recht lieb haſt!“ „Wenn Du einſt meine Frau biſt?“ Brenchen zitterte leis bei dieſem letzten Worte und ſchmiegte ſich tiefer in Salk's Arme, ihn von Neuem lange und zärtlich küſſend. Es traten ihr dabei Thränen in die Augen, und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindſchaft ihrer Eltern. Brenchen ſeufzte und ſagte: „Komm, ich muß nun gehen!“ und ſo erhoben ſie ſich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als ſie Brenchens Vater ſpähend vor ſich ſahen. Mit dem kleinlichen Scharfſinn des müßigen Elendes hatte dieſer, als er dem Salk begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu ſuchen ginge, und ſich des geſtrigen Vorfalls erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu ſchielendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeſchäftigter Bosheit, und nicht ſo bald gewann der Verdacht eine beſtimmte Geſtalt, ſo kehrte er mitten in den Gaſſen von Sekwohki um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er ſeine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich ſuchte. Mit wachſender Neugier rannte er auf den Acker hinaus, und als er da Brenchens Korb liegen ſah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen ſelbſt aber nirgends erblickte, ſpähte er eben am Korne des Nachbars herum, als die erſchrockenen Kinder herauskamen.

Sie ſtanden wie verſteinert und Marti ſtand erſt auch da und beſchaute ſie mit böſen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben in Geberden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burſchen, um ihn zu würgen; Salk wich aus und floh einige Schritte zurück, entſetzt über den wilden Mann, ſprang aber ſogleich wieder zu, als er ſah, daß der Alte ſtatt ſeiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rothe Kranz herunterflog, und ſeine Haare um die Hand wickelte, um es mit ſich fort zu

reißen und weiter zu mißhandeln. Ohne ſich zu beſinnen, raffte er einen Stein auf und ſchlug mit demſelben den Alten gegen den Kopf, halb in Angſt um Brenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und ſank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufſchreiende Brenchen mit. Sali befreite noch deſſen Haare aus der Hand des Bewußtloſen und richtete es auf; dann ſtand er da wie eine Bildſäule, rathlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie todt daliegenden Vater ſah, fuhr ſich mit den den Händen über das erbleichende Geſicht, ſchüttelte ſich und ſagte: „Haſt Du ihn erſchlagen?“ Sali nickte lautlos und Brenchen ſchrie: „O Gott, Du lieber Gott! Es iſt mein Vater! der arme Mann!“ und ſinnlos warf es ſich über ihn und hob ſeinen Kopf auf, an welchem indeſſen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder ſinken, Sali ließ ſich auf der andern Seite des Mannes nieder und Beide ſchauten, ſtill wie das Grab und mit erlahmten regloſen Händen in das lebloſe Geſicht. Um nur Etwas anzufangen, ſagte endlich Sali: „Er wird doch nicht gleich todt ſein müſſen? das iſt gar nicht ausgemacht!“ Brenchen riß ein Blatt von einer Klatſchroſe ab und legte es auf die erblaßten Lippen und es bewegte ſich ſchwach. „Er athmet noch“, rief es, „ſo lauf doch ins Dorf und hol' Hülfe!“ Als Sali aufſprang und laufen wollte, ſtreckte es ihm die Hand nach und rief ihn zurück: „Komm aber nicht mit zurück und ſage Nichts, wie es zugegangen, ich werde auch ſchweigen, man ſoll Nichts aus mir herausbringen!“ ſagte es und ſein Geſicht, das es dem armen rathloſen Burſchen zuwandte, überfloß von ſchmerzlichen Thränen. „Komm, küß mich noch ein Mal! Nein, geh, mach Dich fort! Es iſt aus, es iſt ewig aus, wir können nicht zuſammenkommen!“ Es ſtieß ihn fort und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; dieſem trug er auf, die nächſten Leute zu holen und beſchrieb ihm genau, wo die Hülfe nöthig ſei. Dann machte er ſich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gehölze herum.

Am Morgen ſchlich er in die Felder, um zu erſpähen, wie es gegangen ſei, und hörte von frühen Leuten, welche mit einander ſprachen, daß Marti noch lebe, aber Nichts von ſich wiſſe, und wie das eine ſeltſame Sache ſei, da kein Menſch wiſſe, was ihm zugeſtoßen. Erſt jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg ſich in dem dunkeln Elend des Hauſes.

Vrenchen hielt ihm Wort; es war Nichts aus ihm herauszufragen, als daß es ſelbſt den Vater ſo gefunden habe, und da er am andern Tage ſich wieder tüchtig regte und athmete, freilich ohne Bewußtſein, und überdieß kein Kläger da war, ſo nahm man an, er ſei betrunken geweſen und auf die Steine gefallen und ließ die Sache auf ſich beruhen. Vrenchen pflegte ihn und ging nicht von ſeiner Seite, außer um die Arzneimittel zu holen beim Doktor und etwa für ſich ſelbſt eine ſchlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von Nichts, obgleich es Tag und Nacht auf ſein mußte und Niemand ihm half. Es dauerte beinahe ſechs Wochen, bis der Kranke allmälig zu ſeinem Bewußtſein kam, obgleich er vorher ſchon wieder aß und in ſeinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtſein, das er jetzt erlangte, ſondern es zeigte ſich immer deutlicher, je mehr er ſprach, daß er blödſinnig geworden, und zwar auf die wunderlichſte Weiſe. Er erinnerte ſich nur dunkel an das Geſchehene und wie an etwas ſehr Luſtiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war ſehr guter Dinge. Noch im Bette liegend brachte er hundert närriſche, ſinnlos muthwillige Redensarten und Einfälle zum Vorſchein, ſchnitt Geſichter und zog ſich die ſchwarzwollene Zipfelmütze in die Augen und über die Naſe herunter, daß dieſe ausſah, wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Thränen vergießend über das thörichte Weſen, welches die arme Tochter noch mehr ängſtigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges an-

ſtellte, ſo mußte es mitten in ſeiner Qual laut auflachen, da ſein unterdrücktes Weſen immer zur Luſt aufzuſpringen bereit war, wie ein geſpannter Bogen, worauf aber eine um ſo tiefere Betrübniß erfolgte. Als der Alte aber aufſtehen konnte, war gar Nichts mehr mit ihm anzuſtellen, er machte Nichts als Dummheiten, lachte und ſtöberte um das Haus herum, ſetzte ſich in die Sonne und ſtreckte die Zunge heraus oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Ueberbleibſeln ſeines ehemaligen Beſitzes und die Unordnung ſo weit gediehen, daß auch ſein Haus und der letzte Acker, ſeit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Aecker des Manz gekauft, benutzte die gänzliche Verkommenheit Marti's und ſeine Krankheit und führte den alten Streit wegen des ſtrittigen Steinfleckes kurz und entſchloſſen zu Ende und der verlorne Prozeß trieb Marti's Faß vollends den Boden aus, indeſſen er in ſeinem Blödſinne Nichts mehr von dieſen Dingen wußte. Die Verſteigerung fand ſtatt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Koſten untergebracht; dieſe Anſtalt befand ſich in der Hauptſtadt des Ländchens, der geſunde und eßbegierige Blödſinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochſen beſpanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlicher Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen; und Vrenchen ſetzte ſich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf dieſem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbniß zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Vrenchen wachte ſorgfältig über ſeinen Vater und ließ es ihm an Nichts fehlen, und es ſah ſich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Capriolen des Unglücklichen die Leute aufmerkſam wurden und dem Wägelchen nachliefen, wo ſie durchfuhren. Endlich erreichten ſie das weitläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten

von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die Alle in weiße Kittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkäppchen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Brenchens Augen in dieſe Tracht gekleidet, und er freuete ſich wie ein Kind darüber und tanzte ſingend umher. „Gott grüß euch, ihr geehrten Herren!“ rief er ſeine neuen Genoſſen an, „ein ſchönes Haus habt ihr hier! Geh' heim, Brenggel! und ſag' der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Juchhei! Es kreucht ein Igel über den Hag, ich hab' ihn hören bellen! O Meitli küß kein' alten Knab, küß nur die jungen Geſellen! Alle die Wäſſerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es ſein! Gehſt Du ſchon, Breeli? Du ſiehſt ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch ſo erfreulich! Die Füchſin ſchreit im Felde: Halleo, halleo! das Herz thut ihr weho! hoho!“ Ein Aufſeher gebot ihm Ruhe und führte ihn zu einer leichten Arbeit, und Brenchen ging das Fuhrwerk aufzuſuchen. Es ſetzte ſich auf den Wagen, zog ein Stückchen Brod hervor und aß dasſelbe; dann ſchlief es, bis der Bauer kam und und mit ihm nach dem Dorfe zurückfuhr. Sie kamen erſt in der Nacht an. Brenchen ging nach dem Hauſe, in dem es geboren und nur zwei Tage bleiben durfte, und es war jetzt zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz allein darin. Es machte ein Feuer, um das letzte Reſtchen Kaffee zu kochen, das es noch beſaß, und ſetzte ſich auf den Heerd; denn es war ihm ganz elendiglich zu Muth. Es ſehnte ſich und härmte ſich ab, den Sali nur ein einziges Mal zu ſehen und dachte inbrünſtig an ihn; aber die Sorgen und der Kummer verbitterten ſeine Sehnſucht und dieſe machte die Sorgen wieder viel ſchwerer. So ſaß es und ſtützte den Kopf in die Hände, als Jemand durch die offen ſtehende Thür hereinkam. „Sali!“ rief Brenchen, als es aufſah, und fiel ihm um den Hals; dann ſahen ſich aber Beide erſchrocken an und riefen: „Wie ſiehſt Du elend aus!“ Denn Sali ſah nicht minder als Brenchen bleich und abgezehrt aus. Alles vergeſſend, zog es ihn zu ſich auf

den Heerd und ſagte: „Biſt Du krank geweſen, oder iſt es Dir auch ſo ſchlimm gegangen?“ Sali antwortete: „Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach Dir! Bei uns geht es jetzt hoch und herrlich zu; der Vater hat einen Einzug und Unterſchleif von auswärtigem Geſindel und ich glaube, ſo viel ich merke, iſt er ein Diebshehler geworden. Deßhalb iſt jetzt einſtweilen Hülle und Fülle in unſerer Taverne, ſo lang es geht und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Die Mutter hilft dazu, aus bitterlicher Gier, nur Etwas im Hauſe zu ſehen, und glaubt, den Unfug noch durch eine gewiſſe Aufſicht und Ordnung annehmlich und nützlich zu machen! Mich fragt man nicht und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an Dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landſtreicher bei uns einkehren, ſo haben wir alle Tage gehört, was bei euch vorgeht, worüber mein Vater ſich freut wie ein kleines Kind. Daß Dein Vater heute nach dem Spittel gebracht wurde, haben wir auch vernommen; ich habe gedacht, Du werdeſt jetzt allein ſein, und bin gekommen, um Dich zu ſehen!“ Vrenchen klagte ihm jetzt auch Alles, was ſie drückte und was ſie erlitt, aber mit ſo leichter zutraulicher Zunge, als ob ſie ein großes Glück beſchriebe, weil ſie glücklich war, Sali neben ſich zu ſehen. Sie brachte inzwiſchen nothdürftig ein Becken voll warmen Kaffee zuſammen, welchen mit ihr zu theilen ſie den Geliebten zwang. „Alſo übermorgen mußt Du hier weg?“ ſagte Sali, „was ſoll denn ums Himmelswillen werden?“ „Das weiß ich nicht“, ſagte Vrenchen, „ich werde dienen müſſen und in die Welt hinaus! Ich werde es aber nicht aushalten ohne Dich; und doch kann ich Dich nie bekommen, auch wenn alles Andere nicht wäre, bloß weil Du meinen Vater geſchlagen und um den Verſtand gebracht haſt! Dieß würde immer ein ſchlechter Grundſtein unſerer Ehe ſein und wir Beide wie ſorgvis werden; nie!“ Sali ſeufzte und ſagte: „Ich wollte auch ſchon hundert Mal Soldat werden oder mich in einer fremden Gegend als Knecht verdingen, aber ich kann noch nicht

fortgehen, ſo lange Du hier biſt, und hernach wird es mich aufreiben. Ich glaube, das Elend macht meine Liebe zu Dir ſtärker und ſchmerzhafter, ſo daß es um Leben und Tod geht! Ich habe von dergleichen keine Ahnung gehabt!“ Brenchen ſah ihn liebevoll lächelnd an; ſie lehnten ſich an die Wand zurück und ſprachen Nichts mehr, ſondern gaben ſich ſchweigend der glückſeligen Empfindung hin, die ſich über allen Gram erhob, daß ſie ſich im größten Ernſt gut wären und geliebt wüßten. Darüber ſchliefen ſie friedlich ein auf dem unbequemen Heerde, ohne Kiſſen und Pfühl, und ſchliefen ſo ſanft und ruhig wie zwei Kinder in einer Wiege. Schon graute der Morgen, als Sali zuerſt erwachte; er weckte Brenchen ſo ſacht er konnte; aber es duckte ſich immer wieder an ihn, ſchlaftrunken, und wollte ſich nicht ermuntern. Da küßte er es heftig auf den Mund und Brenchen fuhr empor, machte die Augen weit auf und als es Sali erblickte, es: „Herrgott, ich habe eben noch von Dir geträumt! Es träumte mir, wir tanzten mit einander auf unſerer Hochzeit, lange, lange Stunden! und waren ſo glücklich, ſauber geſchmückt und es fehlte uns an Nichts. Da wollten wir uns endlich küſſen und dürſteten darnach, aber immer zog uns Etwas aus einander und nun biſt Du es ſelbſt geweſen, der uns geſtört und gehindert hat! Aber wie gut, daß Du gleich da biſt!“ Gierig fiel es ihm um den Hals und küßte ihn, als ob es kein Ende nehmen ſollte. „Und was haſt Du denn geträumt?“ fragte er und ſtreichelte ihm Wangen und Kinn. „Mir träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und Du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen ſahſt Du nach mir um, winkteſt mir und lachteſt und dann war ich wie im Himmel. Das iſt Alles!“ Sie traten unter die offen gebliebene Küchenthüre, die unmittelbar ins Freie führte, und mußten lachen, als ſie ſich ins Geſicht ſahen. Denn die rechte Backe Brenchens und die linke Salis, welche im Schlafe an einander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz roth gefärbt, während die Bläſſe der andern

durch die kühle Nachtluft noch erhöht war. Sie rieben ſich zärtlich die kalte bleiche Seite ihrer Geſichter, um ſie auch roth zu machen; die friſche Morgenluft, der thauige ſtille Frieden, der über der Gegend lag, das junge Morgenroth machten ſie fröhlich und ſelbſtvergeſſen, und beſonders in Brenchen ſchien ein freundlicher Geiſt der Sorgloſigkeit gefahren zu ſein. „Morgen Abend muß ich alſo aus dieſem Hauſe fort", ſagte es, „und ein anderes Obdach ſuchen. Vorher aber möchte ich Ein Mal, nur Ein Mal, recht luſtig ſein, und zwar mit Dir; ich möchte recht herzlich und fleißig mit Dir tanzen irgendwo, denn das Tanzen aus dem Traume ſteckt mir immerfort im Sinn!" „Jedenfalls will ich dabei ſein und ſehen, wo Du unterkommſt", ſagte Sali, „und tanzen wollte ich auch gerne mit Dir, Du herziges Kind! aber wo?" Es iſt Morgen Kirchweih an zwei Orten nicht ſehr weit von hier", erwiederte Brenchen, „da kennt und beachtet man uns weniger; draußen am Waſſer will ich auf Dich warten und dann können wir gehen, wohin es uns gefällt, um uns luſtig zu machen, einmal, Ein Mal nur! Aber je, wir haben ja gar kein Geld!" ſetzte es traurig hinzu, „da kann Nichts daraus werden!" „Laß nur", ſagte Sali, „ich will ſchon Etwas mitbringen!" „Doch nicht von Deinem Vater, von — von dem Geſtohlenen?" „Nein, ſei nur ruhig! ich habe noch meine ſilberne Uhr bewahrt bis dahin, die will ich verkaufen." „Ich will Dir nicht abrathen", ſagte Brenchen erröthend, „denn ich glaube, ich müßte ſterben, wenn ich nicht Morgen mit Dir tanzen könnte." „Es wäre das Beſte, wir Beide könnten ſterben!" ſagte Sali; ſie umarmten ſich wehmüthig und ſchmerzlich zum Abſchied, und als ſie von einander ließen, lachten ſie ſich doch freundlich an in der ſichern Hoffnung auf den nächſten Tag. „Aber wann willſt Du denn kommen?" rief Brenchen noch. „Späteſtens um eilf Uhr Mittags", erwiederte er, „wir wollen recht ordentlich zuſammen Mittag eſſen!" „Gut, gut! komm lieber um halb eilf ſchon!" Doch als Sali ſchon im Gehen war, rief ſie ihn noch einmal zurück und zeigte ein

ſchüttelte jauchzend ihre Röcke. „Und wenn euer Mann ein vortheilhaftes Geſchäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, ſo wißt ihr, wo ihr anklopfen ſollt. Mein lieber Salt wird froh ſein, jederzeit ein Stück Baares ſicher und erfreulich anzulegen! Ich ſelbſt werde auch etwa einen Spaarpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhelfen!“ Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, ſie ſagte gerührt: „Ich habe immer geſagt, Du ſeiſt ein braves und gutes und ſchönes Kind! Der Herr wolle es Dir wohl ergehen laſſen immer und ewiglich und es Dir geſegnen, was Du an mir thuſt!“ „Dagegen verlange ich aber auch, daß ihr es gut mit mir meint!“ „Allweg kannſt Du das verlangen!“ „Und daß ihr jederzeit eure Waaren, ſei es Obſt, ſeien es Kartoffeln, ſei es Gemüſe, erſt zu mir bringet und mir anbietet, ehe ihr auf den Markt gehet, damit ich ſicher ſei, eine rechte Bäuerin an der Hand zu haben, auf die ich mich verlaſſen kann! Was irgend Einer gibt für die Waare, werde ich gewiß auch geben mit tauſend Freuden, ihr kennt mich ja! Ach, es iſt nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die ſo rathlos in ihren Mauern ſitzt und doch ſo vieler Dinge benöthigt iſt, und eine rechtſchaffene ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gute und dauerhafte Freundſchaft zuſammen haben! Es kommt Einem zugut in hundert Fällen, in Freud und Leid, bei Gevatterſchaften und Hochzeiten, wenn die Kinder unterrichtet werden, und konfirmirt, wenn ſie in die Lehre kommen und wenn ſie in die Fremde ſollen! Bei Mißwachs und Ueberſchwemmungen, bei Feuersbrünſten und Hagelſchlag, wofür uns Gott behüte!“ „Wofür uns Gott behüte!“ ſagte die gute Frau ſchluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; „welch' ein verſtändiges und tiefſinniges Bräutlein biſt Du, ja, Dir wird es gut gehen, da müßte keine Gerechtigkeit in der Welt ſein! Schön, ſauber, klug und weiſe biſt Du, arbeitſam und geſchickt zu allen Dingen! Keine iſt feiner und beſſer als Du, in und außer dem Dorfe,

und wer Dich hat, der muß meinen, er sei im Himmelreich, oder er ist ein Schelm und hat es mit mir zu thun. Hör' Sali! daß Du nur recht artlich bist mit meinem Vreeli, oder ich will Dir den Meister zeigen, Du Glückskind, das Du bist, ein solches Röslein zu brechen!" „So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie ihr mir versprochen habt, bis ich es abholen lassen werde! Vielleicht komme ich aber selbst in der Kutsche und hole es ab, wenn ihr Nichts dagegen habt! Ein Töpfchen Milch werdet ihr mir nicht abschlagen alsdann, und etwa eine schöne Mandeltorte dazu werde ich schon selbst mitbringen!" „Tausendskind! Gieb' her den Bündel!" Vrenchen lud ihr auf das zusammengebundene Bett, das sie schon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchen es sein Plunder und Habseliges gestopft, so daß die arme Frau mit einem schwankenden Thurme auf dem Haupte dastand. „Es wird mir doch fast zu schwer auf einmal, sagte sie, könnte ich nicht zweimal dran machen?" „Nein nein! wir müssen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu besuchen, die sich jetzt gezeigt haben, seit wir reich sind! Ihr wißt ja, wie es geht!" „Weiß wohl! so behüt Dich Gott und denk' an mich in Deiner Herrlichkeit!"

Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelthurme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das sich in Vrenchens einst buntbemalte Bettstatt hineinstellte, den Kopf gegen den mit verblichenen Sternen bedeckten Himmel derselben stemmte und, ein zweiter Simson, die zwei vorderen zierlich geschnitzten Säulen faßte, welche diesen Himmel trugen. Als Vrenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachschaute und den wandelnden Tempel zwischen den Gärten sah, sagte es: „Das gäbe noch ein artiges Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tischchen und ein Bänklein drein stellte und Winden drum herumsäete! Wolltest Du mit darin sitzen, Sali?" „Ja, Vreeli! besonders wenn die Winden aufgewachsen wären!" — „Was stehen wir noch?"

ſagte Vrenchen, „Nichts hält uns mehr zurück!“ „So komm und ſchließ das Haus zu!“ „Wem willſt Du denn den Schlüſſel übergeben?“ Vrenchen ſah ſich um. „Hier an die Helbart wollen wir ihn hängen; ſie iſt über hundert Jahr in dieſem Hauſe geweſen, habe ich den Vater oft ſagen hören, nun ſteht ſie da als der letzte Wächter!“ Sie hingen den roſtigen Hausſchlüſſel an einen roſtigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Vrenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis ſie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es ſah aber nicht zurück. „Wo gehen wir nun zuerſt hin?“ fragte es. „Wir wollen ordentlich über Land gehen“, erwiederte Sali, „wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann ſchon einen Tanzplatz finden!“ „Gut!“ ſagte Vrenchen, „den ganzen Tag werden wir beiſammen ſein und gehen, wo wir Luſt haben. Jetzt iſt mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken!“ „Verſteht ſich!“ ſagte Sali, „mach nur, daß wir aus dieſem Dorf wegkommen!“

Bald waren ſie auch im freien Felde und gingen ſtill neben einander durch die Fluren; es war ein ſchöner Sonntagmorgen im September, keine Wolke ſtand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmoniſche tiefe Geläute einer reichen Ortſchaft, dort die geſchwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieſes Tages werden ſollte, und gab ſich einzig der hoch aufathmenden wortloſen Freude hin, ſauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die ſich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsſtille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erſchütternd durch die Seele; denn die Liebe iſt eine Glocke, welche das Entlegenſte und Gleichgültigſte wieder tönen läßt

und in eine beſondere Muſik verwandelt. Obgleich ſie hungrig waren, dünkte ſie die halbe Stunde Weges bis zum nächſten Dorfe nur ein Katzenſprung lang zu ſein und ſie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Salt beſtellte ein gutes Frühſtück und während es bereitet wurde, ſahen ſie mäuschenſtill der ſichern und freundlichen Wirthſchaft in der großen reinlichen Gaſtſtube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühſchoppen tranken. Die Wirthin, eine artige und ſaubere Frau, putzte gelaſſen und freundlich ihre Kinder heraus, und ſo wie eines entlaſſen war, kam es zutraulich zu Brenchen gelaufen, zeigte ihm ſeine Herrlichkeiten und erzählte von Allem, deſſen es ſich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende ſtarke Kaffee kam, ſetzten ſich die zwei Leutchen ſchüchtern an den Tiſch, als ob ſie da zu Gaſt gebeten wären. Sie ermunterten ſich jedoch bald und flüſterten beſcheiden, aber glückſelig mit einander; ach wie ſchmeckte dem aufblühenden Brenchen der gute Kaffee, der fette Rahm, die friſchen noch warmen Brödchen, die ſchöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbiſſen da waren! ſie ſchmeckten ihm, weil es den Salt dazu anſah, und es aß ſo vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefaſtet hätte. Dazu freute es ſich über das feine Geſchirr, über die ſilbernen Kaffeelöffelchen, denn die Wirthin ſchien ſie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anſtändig bedienen müſſe und ſetzte ſich auch ab und zu plaudernd zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verſtändigen Beſcheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Brenchen ſo wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit ſeinem Schatz herumzuſchwelfen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gaſtlichen Stube bleiben, um wenigſtens auf Stunden ſich an einem ſtattlichen Orte zu Hauſe zu träumen. Doch Salt erleichterte

die Wahl, indem er ehrbar und geschäftig zum Aufbruch mahnte, als ob sie einen bestimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirthin und der Wirth begleiteten sie bis vor das Haus und entließen sie auf das Wohlwollendste wegen ihres guten Benehmens trotz der durchscheinenden Dürftigkeit, und das arme junge Blut verabschiedete sich mit den besten Manieren von der Welt und wandelte sittig und ehrbar von hinnen. Aber auch, als sie schon wieder im Freien waren und einen stundenlangen Eichwald betraten, gingen sie noch in dieser Weise neben einander her, in angenehme Träume vertieft, als ob sie nicht aus zank- und elenderfüllten vernichteten Häusern herkämen, sondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Vrenchen senkte das Köpfchen tiefsinnig gegen seine blumengeschmückte Brust und ging, die Hände sorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten feuchten Waldboden, Sali dagegen schritt schlank aufgerichtet, rasch und nachdenklich, die Augen auf die festen Eichenstämme geheftet wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vortheilhaftesten fällen soll. Endlich erwachten sie aus diesen vergeblichen Träumen, sahen sich an und entdeckten, daß sie immer noch in der Haltung gingen, in welcher sie das Gasthaus verlassen, errötheten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber Jugend hat keine Tugend, der Wald war grün, der Himmel blau und sie allein in der weiten Welt, und sie überließen sich alsbald wieder diesem Gefühle. Doch blieben sie nicht lange mehr allein, da die schöne Waldstraße sich belebte mit lustwandelnden Gruppen von jungen Leuten, sowie mit einzelnen Paaren, welche schäkernd und singend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben so gut ihre ausgesuchten Promenaden und Lustwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterschied, daß dieselben keine Unterhaltung kosten und noch schöner sind; sie spazieren nicht nur mit einem besondern Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reifenden Felder, sondern sie machen sehr gewählte Gänge durch Gehölze und

an grünen Halden entlang, ſetzen ſich hier auf eine anmuthige fernſichtige Höhe, dort an einen Waldrand, laſſen ihre Lieder ertönen und die ſchöne Wildniß ganz behaglich auf ſich einwirken; und da ſie dieß offenbar nicht zu ihrer Pönitenz thun, ſondern zu ihrem Vergnügen, ſo iſt wohl anzunehmen, daß ſie Sinn für die Natur haben, auch abgeſehen von ihrer Nützlichkeit. Immer brechen ſie was Grünes ab, junge Burſche wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufſuchen, und ſelbſt ſteife Landmänner in den beſten Geſchäftsjahren, wenn ſie über Land gehen, ſchneiden ſich gern eine ſchlanke Gerte, ſobald ſie durch einen Wald gehen, und ſchälen die Blätter ab, von denen ſie nur oben ein grünes Büſchel ſtehen laſſen. Solche Ruthe tragen ſie wie ein Scepter vor ſich hin; wenn ſie in eine Amtsſtube oder Kanzlei treten, ſo ſtellen ſie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergeſſen aber auch nach den ernſteſten Verhandlungen nie, dieſelbe ſäuberlich wieder mitzunehmen und unverſehrt nach Hauſe zu tragen, wo es erſt dem kleinſten Söhnchen geſtattet iſt, ſie zu Grunde zu richten. Warum thun ſie dieß? — Als Sali und Vrenchen die vielen Spaziergänger ſahen, lachten ſie ins Fäuſtchen und freuten ſich, auch gepaart zu ſein, ſchlüpften aber ſeitwärts auf engere Waldpfade, wo ſie ſich in tiefen Einſamkeiten verloren. Sie hielten ſich auf, wo es ſie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel ſtand, trübte auch keine Sorge in dieſen Stunden ihr Gemüth, ſie vergaßen, woher ſie kamen und wohin ſie gingen und benahmen ſich ſo fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Vrenchens niedlicher einfacher Aufputz ſo friſch und unverſehrt blieb, wie er am Anfang geweſen war. Sali betrug ſich auf dieſem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landburſche oder der Sohn eines verkommenen Schenkwirthes, ſondern wie wenn er einige Jahre jünger und ſehr wohl erzogen wäre, und es war beinahe komiſch, wie er nur immer ſein feines luſtiges Vrenchen anſah, voll Zärtlichkeit, Sorgfalt und

Achtung. Denn die armen Leutchen mußten an dieſem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und ſowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenſchaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

So liefen ſie ſich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines ſchattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor ſich zu ſehen, wo ſie Mittag halten wollten. Sie ſtiegen raſch hinunter, betraten dann aber ebenſo ſittſam dieſen Ort, wie ſie den vorigen verlaſſen. Es war Niemand um den Weg, der ſie erkannt hätte; denn beſonders Brenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deßhalb ſtellten ſie ein wohlgefälliges ehrſames Pärchen vor, das irgend einen angelegentlichen Gang thut. Sie gingen ins erſte Wirthshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl beſtellte; ein eigener Tiſch wurde ihnen ſonntäglich gedeckt und ſie ſaßen wieder ſtill und beſcheiden daran und beguckten die ſchön getäfelten Wände von gebohntem Nußbaumholz, das ländliche aber glänzende und wohlhabende Büffet von gleichem Holze, und die klaren weißen Fenſtervorhänge. Die Wirthin trat zuthulich herzu und ſetzte ein Geſchirr voll friſcher Blumen auf den Tiſch. „Bis die Suppe kommt", ſagte ſie, „könnt ihr, wenn es euch gefällig iſt, einſtweilen die Augen ſättigen an dem Strauße. Allem Anſchein nach, wenn es erlaubt iſt zu fragen, ſeid ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um ſich morgen kopuliren zu laſſen?" Brenchen wurde roth und wagte nicht aufzuſehen, Sali ſagte auch Nichts und die Wirthin fuhr fort: „Nun, ihr ſeid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheirathet lebt lang, ſagt man zuweilen, und ihr ſeht wenigſtens hübſch und brav aus und braucht euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können Etwas zuwege bringen, wenn ſie ſo jung zuſammen kommen und fleißig und treu ſind. Aber das muß man freilich ſein, denn die Zeit iſt

kurz und doch lang und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun, ſchön genug ſind ſie und amüſant dazu, wenn man gut Haus hält damit! Nichts für ungut, aber es freut mich, euch anzuſehen, ſo ein ſchmuckes Pärchen ſeid ihr!" Die Kellnerin brachte die Suppe, und da ſie einen Theil dieſer Worte noch gehört und lieber ſelbſt geheirathet hätte, ſo ſah ſie Brenchen mit ſcheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung ſo gedeihliche Wege ging. In der Nebenſtube ließ die unliebliche Perſon ihren Unmuth frei und ſagte zur Wirthin, welche dort zu ſchaffen hatte, ſo laut, daß man es hören konnte: „Das iſt wieder ein rechtes Hudelvölkchen, das wie es geht und ſteht nach der Stadt läuft und ſich kopuliren läßt, ohne einen Pfennig, ohne Freunde, ohne Ausſteuer und ohne Ausſicht, als auf Armuth und Bettelei! Wo ſoll das noch hinaus, wenn ſolche Dinger heirathen, die die Jüppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach der hübſche junge Menſch kann mich nur dauern, der iſt ſchön petſchirt mit ſeiner jungen Gungeline!" „Bſcht! willſt Du wohl ſchweigen, Du häſſiges Ding!" ſagte die Wirthin, „denen laſſe ich Nichts geſchehen! Das ſind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken ſind; dürftig ſind ſie gekleidet, aber ſauber, und wenn ſie ſich nur gern haben und arbeitſam ſind, ſo werden ſie weiter kommen als Du mit Deinem böſen Maul! Du kannſt freilich noch lang warten, bis Dich Einer abholt, wenn Du nicht freundlicher biſt, Du Eſſighafen!"

So genoß Brenchen alle Wonnen einer Braut, die zur Hochzeit reiſet: die wohlwollende Anſprache und Aufmunterung einer ſehr vernünftigen Frau, den Neid einer heirathsluſtigen böſen Perſon, welche aus Aerger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagsmahl an der Seite eben dieſes Geliebten. Es glühte im Geſicht, wie eine rothe Nelke, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichts deſto minder mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um ſo artiger, konnte aber nicht unterlaſſen,

dabei den Sali zärtlich anzusehen und mit ihm zu lispeln, so daß es diesem auch ganz kraus im Gemüth wurde. Sie saßen indessen lang und gemächlich am Tische, wie wenn sie zögerten und sich scheuten, aus der holden Täuschung herauszugehen. Die Wirthin brachte zum Nachtisch süßes Backwerk und Sali bestellte feineren und stärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm sich in Acht, nippte blos zuweilen und saß so züchtig und verschämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb spielte es aus Schalkheit diese Rolle und aus Lust, zu versuchen, wie es thue, halb war es ihm in der That so zu Muth und vor Bangigkeit und heißer Liebe wollte ihm das Herz brechen, so daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war, als ob sie sich scheuten, auf dem Wege wieder so abseits und allein zu sein, denn sie gingen unverabredet auf der Hauptstraße weiter, mitten durch die Leute und sahen weder rechts noch links. Als sie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächstgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing sich Vrenchen an Sali's Arm und flüsterte mit zitternden Worten: „Sali! warum sollen wir uns nicht haben und glücklich sein!" „Ich weiß auch nicht warum!" erwiederte er und heftete seine Augen an den milden Herbstsonnenschein, der auf den Auen webte und er mußte sich bezwingen und das Gesicht ganz sonderbar verziehen. Sie standen still, um sich zu küssen; aber es zeigten sich Leute und sie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war schon belebt von der Lust des Volkes; aus dem stattlichen Gasthofe tönte eine pomphafte Tanzmusik, da die jungen Dörfler schon um Mittag den Tanz angehoben, und auf dem Platz vor dem Wirthshause war ein kleiner Markt aufgeschlagen, bestehend aus einigen Tischen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buden mit Flitterstaat, um welche sich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches sich einstweilen mehr mit Zusehen begnügte. Sali und Vrenchen traten

auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn Beide hatten zugleich die Hand in der Tasche und Jedes wünschte dem andern Etwas zu schenken, da sie zum ersten und einzigen Male mit einander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebkuchen, welches mit Zuckerguß freundlich geweißt war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben saßen und aus dessen Schornstein ein Amörchen guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenstern umarmten sich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen rothen Mündchen, die sich recht eigentlich küßten, da der flüchtige praktische Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die so in einander verflossen. Schwarze Pünktchen stellten muntere Aeuglein vor. Auf der rosenrothen Hausthür aber waren diese Verse zu lesen:

Tritt in mein Haus, o Liebste!
Doch sei Dir unverhelt:
Drin wird allein nach Küssen
Gerechnet und gezählt.

Die Liebste sprach: „O Liebster,
„Mich schrecket Nichts zurück!
„Hab' Alles wohl erwogen:
„In Dir nur lebt mein Glück!

„Und wenn ich's recht bedenke,
„Kam ich deßwegen auch!"
Nun denn, spazier' mit Segen
Herein und üb' den Brauch!

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem sehr hohen Busen komplimentirten sich diesen Versen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Brenchen schenkte Sali dagegen ein Herz, auf dessen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein ſüßer Mandelkern ſteckt in dem Herze hier,
Doch ſüßer als der Mandelkern iſt meine Lieb' zu Dir.

Und auf der andern Seite:

Wenn Du dieß Herz gegeſſen, vergiß dieß Sprüchlein nicht:
Viel eh'r als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie laſen eifrig die Sprüche und nie iſt etwas Gereimtes und Gedrucktes ſchöner befunden und tiefer empfunden worden, als dieſe Pfefferkuchenſprüche; ſie hielten, was ſie laſen, in beſonderer Abſicht auf ſich gemacht, ſo gut ſchien es ihnen zu paſſen. „Ach", ſeufzte Brenchen, „Du ſchenkſt mir ein Haus! Ich habe Dir auch Eines und erſt das wahre geſchenkt; denn unſer Herz iſt jetzt unſer Haus, darin wir wohnen, und wir tragen ſo unſere Wohnung mit uns, wie die Schnecken! Andere haben wir nicht!" „Dann ſind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der andern trägt!" ſagte Sali, und Brenchen erwiederte: „Deſto weniger dürfen wir von einander gehen, damit Jedes ſeiner Wohnung nah bleibt!" Doch wußten ſie nicht, daß ſie in ihren Reden eben ſo artige Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu leſen waren, und fuhren fort, dieſe ſüße einfache Liebeslitteratur zu ſtudiren, die da ausgebreitet lag und beſonders auf vielfach verzierte kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte ſie ſchön und einzig zutreffend; als Brenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten beſpannt war, las: „Mein Herz iſt wie ein Zitherſpiel, rührt man es viel, ſo tönt es viel!" ward ihm ſo muſikaliſch zu Muth, daß es glaubte, ſein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches ſein mußte, denn es ſtand darunter geſchrieben: „Groß war der Held Napoleon, Sein Schwert von Stahl, ſein Herz von Thon; Meine Liebe trägt ein Röslein frei, Doch iſt ihr Herz wie Stahl ſo treu!" — Während ſie aber beiderſeitig in das Leſen vertieft ſchienen, nahm

Jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Einkauf zu machen. Sali kaufte für Brenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glassteinchen, und Brenchen einen Ring von schwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldes Vergißmeinnicht eingelegt war. Wahrscheinlich hatten sie den gleichen Gedanken, sich diese armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

Während sie in diese Dinge sich versenkten, waren sie so vergessen, daß sie nicht bemerkten, wie nach und nach ein weiter Ring sich um sie gebildet hatte von Leuten, die sie aufmerksam und neugierig betrachteten. Denn da viele junge Bursche und Mädchen aus ihrem Dorfe hier waren, so waren sie erkannt worden, und Alles stand jetzt in einiger Entfernung um sie herum und sah mit Verwunderung auf das wohlgeputzte Paar, welches in andächtiger Innigkeit die Welt um sich her zu vergessen schien. „Ei seht!" hieß es, „das ist ja wahrhaftig das Brenchen Marti und der Sali aus der Stadt! Die haben sich ja säuberlich gefunden und verbunden! Und welche Zärtlichkeit und Freundschaft, seht doch, seht! Wo die wohl hinaus wollen?" Die Verwunderung dieser Zuschauer war ganz seltsam gemischt aus Mitleid mit dem Unglück, aus Verachtung der Verkommenheit und Schlechtigkeit der Eltern und aus Neid gegen das Glück und die Einigkeit des Paares, welches auf eine ganz ungewöhnliche und fast vornehme Weise verliebt und aufgeregt schien und in dieser rückhaltlosen Hingebung und Selbstvergessenheit dem rohen Völkchen eben so fremd erschien, wie in seiner Verlassenheit und Armuth. Als sie daher endlich aufwachten und um sich sahen, erschauten sie Nichts als gaffende Gesichter von allen Seiten, Niemand grüßte sie, und sie wußten nicht, sollten sie Jemand grüßen, und diese Verfremdung und Unfreundlichkeit war von beiden Seiten mehr Verlegenheit als Absicht. Es wurde Brenchen bang und heiß, es wurde bleich und roth, Sali nahm es aber bei der Hand und führte das arme Wesen hinweg, das ihm mit seinem Haus in der Hand willig folgte, obgleich die

Trompeten im Wirthshause luſtig ſchmetterten und Brenchen ſo gern tanzen wollte „Hier können wir nicht tanzen!“ ſagte Sali, als ſie ſich etwas entfernt hatten, „wir würden hier wenig Freude haben, wie es ſcheint!“ „Jedenfalls“, ſagte Brenchen traurig, „es wird auch am Beſten ſein, wir laſſen es ganz bleiben und ich ſehe, wo ich ein Unterkommen finde!“ „Nein“, rief Sali, „Du ſollſt einmal tanzen, ich habe Dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk ſich luſtig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden ſie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih iſt, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannſt Du zur Noth auch übernachten. Brenchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, nun zum erſten Mal an einem unbekannten Ort zu ſchlafen, doch folgte es willenlos ſeinem Führer, der jetzt Alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein ſchön gelegenes Wirthshaus an einer einſamen Berghalde, das weit über das Land weg ſah, in welchem aber an ſolchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Tagelöhner und ſogar mancherlei fahrendes Geſindel verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz ſonſt zu Nichts zu gebrauchen war, ſo gerieth der wunderliche Landſitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirthes, der da ſein Weſen trieb. Der Name und die demſelben entſprechende Bauart waren aber dem Hauſe geblieben. Es beſtand nur aus einem Erdgeſchoß, über welchem ein offener Eſtrich gebaut war, deſſen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandſtein getragen wurde, ſo die vier Erzengel vorſtellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Geſimſe des Daches ſaßen rings herum kleine muſizirende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Cimbel und Tamburin ſpielend, ebenfalls aus Sandſtein, und die Inſtrumente waren

urſprünglich vergoldet geweſen. Die Decke inwendig, ſowie die Bruſtwehr des Eſtrichs und das übrige Gemäuer des Hauſes waren mit verwaſchenen Freskomalereien bedeckt, welche luſtige Engelſchaaren, ſowie ſingende und tanzende Heilige darſtellten. Aber Alles war verwiſcht und undeutlich wie ein Traum und überdieß reichlich mit Weinreben überſponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum ſtanden verwilderte Kaſtanienbäume, und knorrige ſtarke Roſenbüſche, auf eigene Hand fortlebend, ſtanden da und dort ſo wild herum, wie anderswo die Hollunderbäume. Der Eſtrich diente zum Tanzſaal; als Salt mit Vrenchen daher kam, ſahen ſie ſchon von Weitem die Paare unter dem offenen Dache ſich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge luſtiger Gäſte. Vrenchen, welches andächtig und wehmüthig ſein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Kloſters auf der Hand hält, ſo ſie geſtiftet; aber aus der frommen Stiftung, die ihm im Sinne lag, konnte Nichts werden. Als es aber die wilde Muſik hörte, welche vom Eſtrich ertönte, vergaß es ſein Leid und verlangte endlich Nichts, als mit Salt zu tanzen. Sie drängten ſich durch die Gäſte, die vor dem Hauſe ſaßen und in der Stube, verlumpte Leute aus Seldwyla, die eine billige Landpartie machten, armes Volk von allen Enden, und ſtiegen die Treppe hinauf und ſogleich drehten ſie ſich im Walzer herum, keinen Blick von einander abwendend. Erſt als der Walzer zu Ende, ſahen ſie ſich um; Vrenchen hatte ſein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erſchrack über den ſchwarzen Geiger, in deſſen Nähe ſie ſtanden. Er ſaß auf einer Bank, die auf einem Tiſche ſtand, und ſah ſo ſchwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbuſch auf ſein Hütchen geſteckt, zu ſeinen Füßen hatte er eine Flaſche Rothwein und ein Glas ſtehen, welche er nie umſtieß, obgleich er fortwährend mit den Beinen ſtrampelte, wenn er geigte,

und ſo eine Art von Eiertanz damit vollbracht. Neben ihm ſaß noch ein ſchöner, aber trauriger junger Menſch mit einem Waldhorn und ein Bucklicher ſtand an einer Baßgeige. Sali erſchrack auch, als er den Geiger erblickte; dieſer grüßte ſie aber auf das Freundlichſte und rief: „Ich habe doch gewußt, daß ich euch noch einmal aufſpielen würde! So macht euch nur recht luſtig, ihr Schätzchen, und thut mir Beſcheid!“ Er bot Sali das volle Glas und Sali trank und that ihm Beſcheid. Als der Geiger ſah, wie erſchrocken Brenchen war, ſuchte er ihm freundlich zuzureden und machte einige faſt anmuthige Scherze, die es zum Lachen brachten. Es ermunterte ſich wieder und nun waren ſie froh, hier einen Bekannten zu haben und gewiſſermaßen unter dem beſonderen Schutze des Geigers zu ſtehen. Sie tanzten nun ohne Unterlaß, ſich und die Welt vergeſſend in dem Drehen, Singen und Lärmen, welches in und außer dem Hauſe rumorte und vom Berge weit in die Gegend hinausſchallte, welche ſich allmälig in den ſilbernen Duft des Herbſtabends hüllte. Sie tanzten bis es dunkelte und der größere Theil der luſtigen Gäſte ſich ſchwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurückblieb, war das eigentliche Hudelvölkchen, welches nirgends zu Hauſe war und ſich zum guten Tag auch noch eine gute Nacht machen wollte. Unter dieſen waren Einige, welche mit dem Geiger gut bekannt ſchienen und fremdartig ausſahen in ihrer zuſammengewürfelten Tracht. Beſonders ein junger Burſche fiel auf, der eine grüne Mancheſterjacke trug und einen zerknitterten Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereſchen oder Vogelbeerbüſcheln gebunden hatte. Dieſer führte eine wilde Perſon mit ſich, die einen Rock von kirſchrothem weiß getüpfeltem Kattun trug und ſich einen Reifen von Rebſchoßen um den Kopf gebunden, ſo daß an jeder Schläfe eine blaue Traube hing. Dieß Paar war das ausgelaſſenſte von allen, tanzte und ſang unermüdlich und war in allen Ecken zugleich. Dann war noch ein ſchlankes hübſches Mädchen da, welches ein ſchwarzſeidenes abgeſchoſſenes Kleid

trug und ein weißes Tuch um den Kopf, daß der Zipfel über den Rücken fiel. Das Tuch zeigte rothe, eingewobene Streifen, und war eine gute leinene Handzwehle oder Serviette. Darunter leuchteten aber ein paar veilchenblaue Augen hervor. Um den Hals und auf der Bruſt hing eine ſechsfache Kette von Vogelbeeren auf einen Faden gezogen und erſetzte die ſchönſte Korallenſchnur. Dieſe Geſtalt tanzte fortwährend allein mit ſich ſelbſt und verweigerte hartnäckig mit einem der Geſellen zu tanzen. Nichts deſto minder bewegte ſie ſich anmuthig und leicht herum und lächelte jedesmal, wenn ſie ſich an dem traurigen Waldhornbläſer vorüberdrehte, wozu dieſer immer den Kopf abwandte. Noch einige andere vergnügte Frauensleute waren da mit ihren Beſchützern, alle von dürftigem Ausſehen, aber ſie waren um ſo luſtiger und in beſter Eintracht unter einander. Als es gänzlich dunkel war, wollte der Wirth keine Lichter anzünden, da er behauptete, der Wind löſche ſie aus, auch ginge der Vollmond ſogleich auf und für das, was ihm dieſe Herrſchaften einbrächten, ſei das Mondlicht gut genug. Dieſe Eröffnung würde mit großem Wohlgefallen aufgenommen; die ganze Geſellſchaft ſtellte ſich an die Brüſtung des luftigen Saales und ſah dem Aufgange des Geſtirnes entgegen, deſſen Röthe ſchon am Horizonte ſtand, und ſobald der Mond aufging und ſein Licht quer durch den Eſtrich des Paradiesgärtels warf, tanzten ſie im Mondſchein weiter, und zwar ſo ſtill, artig und ſeelenvergnügt, als ob ſie im Glanze von hundert Wachskerzen tanzten. Das ſeltſame Licht machte Alle vertrauter und ſo konnten Sali und Brenchen nicht umhin, ſich unter die gemeinſame Luſtbarkeit zu miſchen und auch mit Andern zu tanzen. Aber jedesmal, wenn ſie ein Weilchen getrennt geweſen, flogen ſie zuſammen und feierten ein Wiederſehen, als ob ſie ſich Jahre lang geſucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmuthiges Geſicht, wenn er mit einer Andern tanzte und drehte fortwährend das Geſicht nach Brenchen hin, welches ihn nicht anſah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie

eine Purpurroſe und überglücklich ſchien, mit wem es auch tanzte. „Biſt Du eiferſüchtig, Sali?“ fragte es ihn, als die Muſikanten müde waren und aufhörten. „Gott bewahre!“ ſagte er, „ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte!“ „Warum biſt Du denn ſo bös, wenn ich mit Andern tanze?“ „Ich bin nicht darüber bös, ſondern weil ich mit Andern tanzen muß! Ich kann kein anderes Mädchen ausſtehen, es iſt mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn Du es nicht biſt!“ „Und Du? wie geht es Dir?“ „O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze, und weiß, daß Du zugegen biſt! Aber ich glaube, ich würde ſogleich todt umfallen, wenn Du weggingeſt und mich da ließeſt!“ Sie waren hinabgegangen und ſtanden vor dem Hauſe; Brenchen umſchloß ihn mit beiden Armen, ſchmiegte ſeinen heißen zitternden Leib an ihn, drückte ſeine glühende Wange, die von heißen Thränen feucht war, an ſein Geſicht und ſagte ſchluchzend: „Wir können nicht zuſammen ſein und doch kann ich nicht von Dir laſſen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute!“ Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an ſich und bedeckte es mit Küſſen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er ſah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Herkunft zu überwinden geweſen wären, ſo war ſeine Jugend und unerfahrene Leidenſchaft nicht beſchaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entſagung vorzunehmen und zu überſehen, und dann wäre erſt noch Brenchens Vater da geweſen, welchen er zeitlebens elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewiſſenfreien Ehe glücklich ſein zu können, war in ihm eben ſo lebendig wie in Brenchen, und in beiden verlaſſenen Weſen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häuſern geherrſcht hatte und welche die ſich ſicher fühlenden Väter durch einen unſcheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als ſie, eben dieſe Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigenthums, ſo gedankenlos ſich das Gut eines Verſchol-

lenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie sie meinten. Das geschieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen stellt das Schicksal ein Exempel auf und läßt zwei solche Aeufner ihrer Hausehre und ihres Gutes zusammentreffen, die sich dann unfehlbar aufreiben und auffressen wie zwei wilde Thiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen sich nicht nur auf den Thronen, sondern zuweilen auch in den niedersten Hütten, und langen ganz am entgegengesetzten Ende an, als wohin sie zu kommen trachteten, und der Schild der Ehre ist im Umsehen eine Tafel der Schande. Sali und Vrenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauses gesehen in zarten Kinderjahren und erinnerten sich, wie wohlgepflegte Kinderchen sie gewesen und wie ihre Väter ausgesehen wie andere Männer, geachtet und sicher. Dann waren sie auf lange getrennt worden, und als sie sich wiederfanden, sahen sie in sich zugleich das verschwundene Glück des Hauses, und beider Neigung klammerte sich um so heftiger in einander. Sie mochten so gern fröhlich und glücklich sein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieser schien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebsten gleich zusammengeströmt wäre. „Nun ist es Nacht", rief Vrenchen, „und wir sollen uns trennen!" „Ich soll nach Hause gehen und Dich allein lassen?" rief Sali, „nein, das kann ich nicht!" „Dann wird es Tag werden und nicht besser um uns stehen!"

„Ich will euch einen Rath geben, ihr närrischen Dinger!" tönte eine schrille Stimme hinter ihnen, und der Geiger trat vor sie hin. „Da steht ihr", sagte er, „und wißt nicht wo aus und hättet euch gern. Ich rathe euch, nehmt euch, wie ihr seid und säumet nicht. Kommt mit mir und meinen guten Freunden in die Berge, da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als eueren guten Willen! Es ist gar nicht so übel bei uns, gesunde Luft und genug zu essen, wenn man thätig ist; die grünen Wälder sind unser Haus, wo wir uns lieb haben, wie

es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmsten Schlupfwinkel oder kriechen den Bauern ins warme Heu. Also kurz entschlossen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann seid ihr aller Sorgen los und habt euch für immer und ewiglich, so lang es euch gefällt wenigstens; denn alt werdet ihr bei unserem freien Leben, das könnt ihr glauben! Denkt nicht etwa, daß ich euch nachtragen will, was eure Alten an mir gethan! Nein! es macht mir zwar Vergnügen, euch da angekommen zu sehen, wo ihr seid; allein damit bin ich zufrieden, und werde euch behülflich und dienstfertig sein, wenn ihr mir folgt." Er sagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. „Nun, besinnt euch ein bischen, aber folget mir, wenn ich euch gut zum Rath bin! Laßt fahren die Welt und nehmet euch und fraget Niemandem was nach! Denkt an das lustige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heustock, wenn es euch zu kalt ist!" Damit ging er ins Haus. Brenchen zitterte in Salis Armen und dieser sagte: „Was meinst Du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu schlagen und uns dafür zu lieben ohne Hinderniß und Schranken!" Er sagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz, denn im Ernst. Brenchen aber erwiederte ganz treuherzig und küßte ihn: „Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Mensch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem seidenen Rock gehören auch so zu einander und sollen sehr verliebt gewesen sein. Nun sei letzte Woche die Person ihm zum ersten Mal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wolle, und deßhalb sei er so traurig und schmolle mit ihr und mit den Andern, die ihn auslachen. Sie aber thut eine muthwillige Buße, indem sie allein tanzt und mit Niemand spricht, und lacht ihn auch nur aus damit. Dem armen Musikanten sieht man es jedoch an, daß er sich noch heute mit ihr versöhnen wird. Wo es aber so hergeht, möchte ich nicht sein, denn nie möcht' ich Dir untreu werden, wenn ich auch

sonst noch Alles ertragen würde, um Dich zu besitzen!“ Indessen aber fieberte das arme Vrenchen immer heftiger an Salis Brust; denn schon seit dem Mittag, wo jene Wirthin es für eine Braut gehalten und es eine solche ohne Widerrede vorgestellt, lohte ihm das Brautwesen im Blute, und je hoffnungsloser es war, um so wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es eben so schlimm, da die Reden des Geigers, so wenig er ihnen folgen mochte, dennoch seinen Kopf verwirrten und er sagte mit rathlos stockender Stimme: „Komm herein, wir müssen wenigstens noch was essen und trinken. Sie gingen in die Gaststube, wo Niemand mehr war, als die kleine Gesellschaft der Heimatlosen, welche bereits um einen Tisch saß und eine spärliche Mahlzeit hielt. „Da kommt unser Hochzeitpaar!“ rief der Geiger, „jetzt seid lustig und fröhlich und laßt euch zusammengeben!“ Sie wurden an den Tisch genöthigt und flüchteten sich vor sich selbst an denselben hin; sie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu sein. Sali bestellte Wein und reichlichere Speisen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte sich mit der Untreuen versöhnt und das Paar liebkos'te sich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar sang und trank und ließ es ebenfalls nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebst dem buckligen Baßgeiger lärmten ins Blaue hinein. Sali und Vrenchen waren still und hielten sich umschlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine spaßhafte Ceremonie auf, welche eine Trauung vorstellen sollte. Sie mußten sich die Hände geben und die Gesellschaft stand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um sie zu beglückwünschen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geschehen, ohne ein Wort zu sagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es sie doch kalt und heiß durchschauerte.

Die kleine Versammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den stärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger

zum Aufbruch mahnte. „Wir haben weit“, rief er, „und Mitternacht iſt vorüber! Auf! wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben und ich will vorausgeigen, daß es eine Art hat!“ Da die rathloſen Verlaſſenen Nichts beſſeres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen ſie abermals geſchehen, daß man ſie voranſtellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formirten, welchen der Bucklige beſchloß mit ſeiner Baßgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und ſpielte auf ſeiner Geige wie beſeſſen den Berg hinunter, und die anderen lachten, ſangen und ſprangen hintendrein. So ſtrich der tolle nächtliche Zug durch die ſtillen Felder und durch das Heimatdorf Salis und Vrenchens, deſſen Bewohner längſt ſchliefen.

Als ſie durch die ſtillen Gaſſen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäuſern vorüber, ergriff ſie eine ſchmerzhaft wilde Laune und ſie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küßten ſich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger ſie anführte, wo die drei Aecker lagen, und oben ſtrich der ſchwärzliche Kerl die Geige noch einmal ſo wild, ſprang und hüpfte wie ein Geſpenſt, und ſeine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelaſſenheit, ſo daß es ein wahrer Blocksberg war auf der ſtillen Höhe; ſelbſt der Bucklige ſprang keuchend mit ſeiner Laſt herum und keines ſchien mehr das andere zu ſehen. Sali faßte Vrenchen feſter in den Arm und zwang es ſtill zu ſtehen; denn er war zuerſt zu ſich gekommen. Er küßte es, damit es ſchweige, heftig auf den Mund, da es ſich ganz vergeſſen hatte und laut ſang. Es verſtand ihn endlich und ſie ſtanden ſtill und lauſchend, bis ihr tobendes Hochzeitgeleite das Feld entlang gerast war und, ohne ſie zu vermiſſen, am Ufer des Stromes hinauf ſich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Jauchzer der Burſche tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt Alles verklang und ſtill wurde.

„Diesen sind wir entflohen", sagte Salk, „aber wie entfliehen wir uns selbst? Wie meiden wir uns?"

Brenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hochaufathmend an seinem Halse. „Soll ich Dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß sie Dich aufnehmen? Morgen kannst Du ja dann Deines Weges ziehen und gewiß wird es Dir wohl gehen, Du kommst überall fort!"

„Fortkommen, ohne Dich!"

„Du mußt mich vergessen!"

„Das werde ich nie! Könntest denn Du es thun?"

„Darauf kommt's nicht an, mein Herz!" sagte Salk und streichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es sie leidenschaftlich an seiner Brust herumwarf, „es handelt sich jetzt nur um Dich; Du bist noch so ganz jung und es kann Dir noch auf allen Wegen gut gehen!"

„Und Dir nicht auch, Du alter Mann?"

„Komm!" sagte Salk und zog es fort. Aber sie gingen nur einige Schritte und standen wieder still, um sich bequemer zu umschlingen und zu herzen. Die Stille der Welt sang uns musizirte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten sacht und lieblich rauschen im langsamen Fließen.

„Wie schön ist es da rings herum! Hörst Du nicht Etwas tönen, wie ein schöner Gesang oder ein Geläute?"

„Es ist das Wasser, das rauscht! Sonst ist Alles still."

„Nein, es ist noch etwas Anderes, hier, dort hinaus, überall tönt's!"

„Ich glaube, wir hören unser eigenes Blut in unsern Ohren rauschen!"

Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief auf den

Gründen lagen. Plötzlich fiel Brenchen Etwas ein; es ſuchte in ſeinem Bruſtgewand und ſagte: „Ich habe Dir noch ein Andenken gekauft, das ich Dir geben wollte!“ Und es gab ihm den einfachen Ring und ſteckte ihm denſelben ſelbſt an den Finger. Sali nahm ſein Ringlein auch hervor und ſteckte ihn an Brenchens Hand, indem er ſagte: „So haben wir die gleichen Gedanken gehabt!“ Brenchen hielt ſeine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. „Ei, wie ein feiner Ring!“ ſagte es lachend; „nun ſind wir aber doch verlobt und verſprochen, Du biſt mein Mann und ich Deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelſtreif am Mond vorüber iſt oder bis wir zwölf gezählt haben! Küſſe mich zwölfmal!“

Sali liebte gewiß eben ſo ſtark als Brenchen, aber die Heirathsfrage war in ihm doch nicht ſo leidenſchaftlich lebendig als ein beſtimmtes Entweder — oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtſein, wie in Brenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenſchaftlicher Entſchiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin ſah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Brenchen ſchon umarmt und liebkoſ't hatte, that er es jetzt doch ganz anders und ſtürmiſcher und überſäete es mit Küſſen. Brenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenſchaft auf der Stelle dieſen Wechſel und ein heftiges Zittern durchfuhr ſein ganzes Weſen, aber ehe jener Nebelſtreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten ſich ihre ringgeſchmückten Hände und faßten ſich feſt, wie von ſelbſt eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Salis Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald ſtand es ſtill, er athmete ſchwer und ſagte leiſe: „Es gibt Eines für uns, Brenchen, wir halten Hochzeit zu dieſer Stunde und gehen dann aus

der Welt — dort ist das tiefe Wasser — dort scheidet uns Niemand mehr und wir sind zusammen gewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein." —

Brenchen sagte sogleich: „Sali — was Du da sagst, habe ich schon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir sterben könnten und dann Alles vorbei wäre — so schwör' mir es, daß Du es mit mir thun willst!"

„Es ist schon so gut wie gethan, es nimmt Dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod!" rief Sali außer sich. Brenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude entströmten seinen Augen; es raffte sich auf und sprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte, es wolle ihm entfliehen, und Brenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, so sprangen sie einander nach und Brenchen lachte wie ein Kind, welches sich nicht will fangen lassen. „Reut es Dich schon?" rief Eines zum Andern, als sie am Flusse angekommen waren und sich ergriffen; „nein! es freut mich immer mehr!" erwiederte ein Jedes. Aller Sorgen ledig gingen sie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Wasser, so hastig suchten sie eine Stätte, um sich niederzulassen; denn ihre Leidenschaft sah jetzt nur den Rausch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte sich in diesem zusammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein Hauch, ein Nichts, und sie dachten weniger daran, als ein Leichtsinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er seine letzte Habe verzehrt.

„Meine Blumen gehen mir voraus", rief Brenchen, „sieh, sie sind ganz dahin und verwelkt!" Es nahm sie von der Brust, warf sie ins Wasser und sang laut dazu: „Doch süßer als ein Mandelkern ist meine Lieb' zu Dir!"

„Halt!" rief Sali; „hier ist Dein Brautbett!"

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her

an den Fluß führte, und hier war eine Landungsstelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die starken Seile loszubinden, Brenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willst Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuschiff stehlen zu guter Letzt?“ „Das soll die Aussteuer sein, die sie uns geben, eine schwimmende Bettstelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdieß ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin soll und werden es nicht wissen, was damit geschehen ist. Sieh, schon schwankt es und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Wasser. Sali hob Brenchen mit seinen Armen hoch empor und schritt durch das Wasser gegen das Schiff; aber es liebkos'te ihn so heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fisch, daß er im ziehenden Wasser keinen Stand halten konnte. Es strebte Gesicht und Hände ins Wasser zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Wasser versuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unsere Hände waren, als wir sie uns zum ersten Mal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort!“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er hob sie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überschatteten, bald durch offenes Land; bald an stillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah still hielt, dort strömte er um Wälder und ließ die schlafenden Ufer schnell hinter

ſich; und als die Morgenröthe aufſtieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem ſilbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieſer kam das Schiff langſam überquer gefahren. Als es ſich der Stadt näherte, glitten im Froſte des Herbſtmorgens zwei bleiche Geſtalten, die ſich feſt umwanden, von der dunklen Maſſe herunter in die kalten Fluthen.

Das Schiff legte ſich eine Weile nachher unbeſchädigt an eine Brücke und blieb da ſtehen. Als man ſpäter unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu leſen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien, welche in unverſöhnlicher Feindſchaft lebten, hätten im Waſſer den Tod geſucht, nachdem ſie einen ganzen Nachmittag herzlich mit einander getanzt und ſich beluſtigt auf einer Kirchweih. Es ſei dieß Ereigniß vermuthlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuſchiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet ſei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlaſſene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um ſich greifenden Entſittlichung und Verwilderung der Leidenſchaften.

Was die Sittlichkeit betrifft, ſo bezweckt dieſe Erzählung keineswegs, die That zu beſchönigen und zu verherrlichen; denn höher als dieſe verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entſagendes Zuſammenraffen und ein ſtilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit geweſen, und da dieſe die mächtigſten Zauberer ſind in Verbindung mit der Zeit, ſo hätten ſie vielleicht noch Alles möglich gemacht; denn ſie verändern mit ihrem unmerklichen Einfluſſe die Dinge, vernichten die Vorurtheile, ſtellen die Ehre her und erneuen das Gewiſſen, ſo daß die wahre Treue nie ohne Hoffnung iſt.

Was aber die Verwilderung der Leidenſchaften angeht, ſo betrachten wir dieſen und ähnliche Vorfälle, welche alle Tage im niederen

Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieses allein es ist, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenschaft nährt und wenigstens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzenssache aufbewahrt, daß sie zum Troste der Romanzendichter nicht aus der Welt verschwindet. Das gleichgültige Eingehen und Lösen von „Verhältnissen" unter den gebildeten Ständen von heute, das selbstsüchtige frivole Spiel mit denselben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen sind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, sind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladensänger füllten. Wir sehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der seine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich stehen läßt und auf die Seite springt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entsprungen ist und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchstens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, schwingt er sein Stöckchen und macht: Bscht! Bscht! Solche Leute werden sich allerdings nicht aus Eigensinn und Leidenschaft um's Leben bringen, wenn man sie trennen will. Ebensowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre „stattgefundene" Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inseratenkrieg führen, wo jeder Part sich rühmt und behauptet, das „Verhältniß" zuerst abgebrochen zu haben.

Theodor Meyer-Merian.

Haus und Welt.

(Eine Erziehungsgeschichte.)

I.

Eine brave Frau, die ungerecht ist.

Drunten am Gänsemarkte wohnte die Wittwe Margareth Espenmüller. Hätte die gute Frau mit Modewaaren, Seidenzeug und Bändern, die alle Vierteljahre wechseln, ihr Brot verdienen müssen, sie wäre nicht die wohlhäbige Frau geworden mit dem zufriedenen Antlitz, den heitern treuherzigen Augen und den runden rothen Backen. Die wollenen Strümpfe und Jacken aber, die zügigen Nachtmützen ihres Kramladens waren alle keiner großen Mode unterworfen, denn der Winter pflegte sich alljährlich mit der gleichen Kälte wieder einzustellen und mit dem Schlafen änderte es auch nicht. Im Sommer wurden, statt des Wollzeuges, Leinwandrollen auf den braunen Ladentisch gewälzt oder Stücke Kölsch zu Bettanzügen, wenn es eine Aussteuer herzurichten gab; mit einem Wort: es blieb ein solider Handel zu dem die Frau von altem Schrot und Korn gar besonders wohl paßte.

Frau Margareth hatte eine sehr einfache Erziehung genossen; Lesen, Schreiben, Rechnen, und damit Punktum! Ihre Vergnügungen waren gleichfalls an einen kleinen Ort gegangen: Abends das Bänklein vor'm Haus mit den Nachbarn, alten und jungen, die ein Stündlein darauf verplauderten, das war so der Hauptsammelplatz

der Erholungen. Ein Zunftball, von dem man zehn Jahre nachher noch ſprach, oder eine Einladung in den Herbſt zu Bekannten auf ein Landgütchen vor'm Thor bildeten die hellſten Glanzpunkte mitten in dem Fegen, Kochen, Nähen und Stricken des geräuſchlos hinfließenden Lebens. Frau Eſpenmüller hatte, wie man ſagt, ein wenig unten durch müſſen und darum war ſie eine ſo wackere Frau geworden, die nicht hilf- und rathlos daſtand, als ihr Mann im vierten Jahr der Ehe ſtarb und ſie mit zwei Mädchen allein in der Welt ſtehen ließ. Wohl traten ihr gute Freunde mit Rath an die Seite, die Hauptſache aber, Rührigkeit und guten Willen, brachte ſie ſelber in das neu gegründete Geſchäft. Aus ihren zwei Mädchen, wollte ſie nun, daß was Rechtes werde, und mehr als ihr zu werden möglich geweſen. Nur darum ſchränkte ſie ſich ein und war im Sommer ſchon vor der Sonne auf und in ſpäter Nacht noch nicht zur Ruhe, nur darum beſorgte ſie ihren Laden ganz allein, ſammelte und legte jeden Kreuzer bei Seite, nur darum ſchickte ſie ihre Kinder ſchon früh in die beſte Schule, kurz, alle Gedanken und Pläne drehten ſich einzig um dieſes „Mehrwerden" der Mädchen. Liſebethli hieß das ältere, das jüngere Käthrinli. Den Waſchlumpen in den Waſſerzuber werfen und dann tropfnaß auf dem Fußboden herumziehen, was fegen bedeuten ſollte, dieſes war ſchon Käthrinlis Hauptvergnügen geweſen, noch eh es ſprechen gekonnt, womit es ohnedieß langſam ging. Später ließ ſich's das Kind nie nehmen beim Zurüſten der Gemüſe, beim Reinigen des Eßgeſchirres und dergleichen ſeiner Mutter behilflich zu ſein, oder hinderlich, wie man eher will. Liſebethli dagegen beſchäftigte ſich weit lieber mit den Puppen, ſchneiderte ihnen neue Kleider und hing ſich ſelber allerhand bunte Lappen und Tücher um, zum Staate natürlich! Jedesmal koſtete es gar bittere Thränen, wenn es Morgens den Hauskittel anziehen ſollte, während Käthchen in ſeinem älteſten geflickteſten Röcklein, draus die Arme ſpannenlang herausgewachſen, ungeniert vor die ganze Welt getreten wäre. Liſe-

bethli war zwar etwas launisch, aber wie ein Schmeichelkätzchen konnte es um die Mutter herumstreichen, wenn es was wünschte und drauf anspielen und zugleich der Mutter Alles an den Augen absehen, so Jedes im geschickten Augenblick, bis es erhielt, was es wollte. Dann sprang es in alle Lüfte vor Freuden und fand nicht genug Worte zu danken und das Geschenkte zu bewundern und zu rühmen. Cäthrinli dankte wohl auch, aber mit den kürzesten Worten von der Welt, und war das Geschenk ein Kleidungsstück, so zog's dasselbe aus purer Häuslichkeit gewiß nicht an, bevor erst die Mutter zehn Mal darnach gefragt. Wie das Mädchen schon äußerlich etwas unscheinbar war, so konnte es überhaupt auch nie viel Aufhebens machen und zeigte sich gerade dann am einsylbigsten, wenn ihm das Herzlein am vollsten war. Die Mutter aber beachtete die verschiedene Natur der beiden Kinder nicht und so kam es, daß Lisebethli mit seiner flinken Zunge ihr Augapfel wurde, Cäthrinli dagegen (und vielleicht gerade, weil es der Mutter am meisten nachschlug) von ihr zurückgesetzt ward. Alle Leute rühmten natürlich auch nur immer das muntre getrillte Lisebethli und prophezeiten der Mutter, was Wunder einst aus ihm werden würde! von Cäthrinli hieß es höchstens einmal so nebenbei, wenn Jemand besonders höflich sein wollte, das gebe einst gewiß ein gutes Hausmütterlein ab!

An einem Abende saßen die beiden Mädchen beim Licht in der braungetäfelten Hinterstube: Cäthrinli half über Hals und Kopf Erdäpfel rüsten zu einem morndrigen Gemüse und sah in seinem bescheidenen Hauskleide und dem grobleinenen Fürtuch wie eine kleine Köchin aus. Lisebethli hätte mithelfen sollen, aber sein Messer lag ganz ruhig neben der Lichtscheere auf dem Tisch und das Mädchen hielt dafür das Wochenblatt in der Hand und vergnügte sich damit, die Zeilen der drei Spalten desselben forlaufend zu lesen, als wär's nur eine. Eben las es laut: „Herzlichen Dank für das zahlreiche Leichengeleite — schwarz und geld gefleckt, gegen ein gutes Trink-

geld — in kompleter Uniform mit gepacktem Habersack" — da trat die Mutter ins Zimmer. „Hört Kinder", sagte sie, „hättet ihr Lust die Kunstreiter zu sehen? ich will euch das Eintrittsgeld zahlen. Die ganze Stadt rühmt sie und es heißt, sie machten noch größere Kunststücke als die, welche vor zweiundzwanzig Jahren hier gewesen und die ich mit dem Vater selig gesehen, wir waren gerade versprochen. Es ist mir, das sei erst gestern gewesen!

Lisebethli kam da gleich in Entzücken, fuhr vom Sitz auf vor Freude und war nun gegen die Mutter die Zuthunlichkeit und Zärtlichkeit selber. „Gelt, liebes Mütterlein, da darf ich aber den himmelblauen Sonntagsrock anziehen und du leihst mir für den Abend dein Halsbändchen mit den rothen Steinen? weißt du, es kommen eben gar viele Leute in die Kunstreiterei! Nein, wie ich dir danke, viel hunderttausend Mal! und auch das seidene Halstuch will ich anziehen, gelt! Wann gehen wir? — morgen oder übermorgen? und gehst du mit uns auf den ersten Platz?"

So ging es in einem Schwalle fort.

„Warum nicht gar, du Närrchen!" unterbrach die Mutter, „was denkst du auch? Ich habe eben mit Gevatter Mehling, dem Bäckermeister, gesprochen, der geht zu den Kunstreitern, er will euch mitnehmen."

„Willst du denn nicht auch mit?" fragte Lisebethli verwundert. Frau Margareth aber meinte: Solches schicke sich nicht mehr recht für sie, auch müsse Jemand das Haus hüten, es sei Meßzeit und viel fremdes Volk in der Stadt, und wer auch zu Nacht kochen würde, wenn sie Alle zu den Kunstreitern liefen? — „O, so gehen wir denn mit Mehlings, Käthrinli und ich", jubelte Lisebethli, leicht getröstet. Käthrinli aber, das bisher keinen Ton von sich hören lassen, sagte: „Mutter, wenn du gehen magst, so will ich schon das Haus hüten und auch unterdessen kochen!"

Das war jedoch ein unglückliches Wort, so gut es gemeint war.

Frau Espenmüller, die sich mit einiger Anstrengung zu der Luxusausgabe entschlossen, verlangte nun dafür, daß man das Opfer gehörig würdige, und dieser Forderung entsprach denn auch der laute Jubel Lisebethlis vollkommen. Daß aber Käthrinli so emsig drauf los Erdäpfel schnitzte und kein Sterbenswörtlein sagte, das legte sie nicht anders als Gleichgiltigkeit aus, als Verschmähung ihres Anerbietens, und den Unwillen ihrer getäuschten Erwartung hielt sie vollends nicht mehr zurück, als das arme Kind nun gar ausdrücklich und mit dürren Worten erklärte, gerne daheim bleiben zu wollen. Ein ungefreuteres Kind als Käthrinli habe sie noch nie gesehen! klagte die gute Frau heftig, — gäb was man thue und wie man's anstelle ihm ein Vergnügen zu bereiten, es sei Alles vergebens, mit Nichts könne man es ihm zu Dank machen, an Nichts hab' es Freude, wenigstens thäte es ihr nie die Ehre an, eine zu zeigen! — Und so steigerte die Mutter ihren Unwillen immer mehr und wurde härter, je weniger Käthrinli, so überrumpelt, zu sagen wußte und sein Unrecht nicht verstand, gerne daheim bleiben, das Haus hüten und einmal selber kochen zu wollen, wenn ihm die Mutter zu den Kunstreitern zahlen wollte. So kam es denn allerdings, daß auch der kleinste Funke Freude in dem Kinde erstickt ward und es aufstand und hinausging, draußen ungehindert zu weinen. Da aber hieß die Mutter es einen Trotzkopf und wie es ihr mehr Verdruß mache, als es je verantworten könne.

II.

Pathin Nelkenbusch.

Die Nachmittagspredigt war zu Ende, Käthrinli hatte schon die Sonntagskleider ausgezogen und in den Kasten geräumt, das Gebetbuch auf den Schrank gestellt und ordnete nun die Tassen auf dem runden Tische, während Lisebethli noch im Staate am Fenster stand

Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieses allein es ist, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenschaft nährt und wenigstens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzenssache aufbewahrt, daß sie zum Troste der Romanzendichter nicht aus der Welt verschwindet. Das gleichgültige Eingehen und Lösen von „Verhältnissen" unter den gebildeten Ständen von heute, das selbstsüchtige frivole Spiel mit denselben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen sind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, sind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladensänger füllten. Wir sehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der seine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich stehen läßt und auf die Seite springt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entsprungen ist und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchstens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, schwingt er sein Stöckchen und macht: Bscht! Bscht! Solche Leute werden sich allerdings nicht aus Eigensinn und Leidenschaft um's Leben bringen, wenn man sie trennen will. Ebensowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre „stattgefundene" Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inseratenkrieg führen, wo jeder Part sich rühmt und behauptet, das „Verhältniß" zuerst abgebrochen zu haben.

Theodor Meyer-Merian.

Haus und Welt.

(Eine Erziehungsgeschichte.)

I.

Eine brave Frau, die ungerecht ist.

Drunten am Gänsemarkte wohnte die Wittwe Margareth Espenmüller. Hätte die gute Frau mit Modewaaren, Seidenzeug und Bändern, die alle Vierteljahre wechseln, ihr Brot verdienen müssen, sie wäre nicht die wohlhäbige Frau geworden mit dem zufriedenen Antlitz, den heitern treuherzigen Augen und den runden rothen Backen. Die wollenen Strümpfe und Jacken aber, die zügigen Nachtmützen ihres Kramladens waren alle keiner großen Mode unterworfen, denn der Winter pflegte sich alljährlich mit der gleichen Kälte wieder einzustellen und mit dem Schlafen änderte es auch nicht. Im Sommer wurden, statt des Wollzeuges, Leinwandrollen auf den braunen Ladentisch gewälzt oder Stücke Kölsch zu Bettanzügen, wenn es eine Aussteuer herzurichten gab; mit einem Wort: es blieb ein solider Handel zu dem die Frau von altem Schrot und Korn gar besonders wohl paßte.

Frau Margareth hatte eine sehr einfache Erziehung genossen; Lesen, Schreiben, Rechnen, und damit Punktum! Ihre Vergnügungen waren gleichfalls an einen kleinen Ort gegangen: Abends das Bänklein vor'm Haus mit den Nachbarn, alten und jungen, die ein Stündlein darauf verplauderten, das war so der Hauptsammelplatz

der Erholungen. Ein Zunftball, von dem man zehn Jahre nachher noch ſprach, oder eine Einladung in den Herbſt zu Bekannten auf ein Landgütchen vor'm Thor bildeten die hellſten Glanzpunkte mitten in dem Fegen, Kochen, Nähen und Stricken des geräuſchlos hinfließenden Lebens. Frau Eſpenmüller hatte, wie man ſagt, ein wenig unten durch müſſen und darum war ſie eine ſo wackere Frau geworden, die nicht hilf- und rathlos daſtand, als ihr Mann im vierten Jahr der Ehe ſtarb und ſie mit zwei Mädchen allein in der Welt ſtehen ließ. Wohl traten ihr gute Freunde mit Rath an die Seite, die Hauptſache aber, Rührigkeit und guten Willen, brachte ſie ſelber in das neu gegründete Geſchäft. Aus ihren zwei Mädchen, wollte ſie nun, daß was Rechtes werde, und mehr als ihr zu werden möglich geweſen. Nur darum ſchränkte ſie ſich ein und war im Sommer ſchon vor der Sonne auf und in ſpäter Nacht noch nicht zur Ruhe, nur darum beſorgte ſie ihren Laden ganz allein, ſammelte und legte jeden Kreuzer bei Seite, nur darum ſchickte ſie ihre Kinder ſchon früh in die beſte Schule, kurz, alle Gedanken und Pläne drehten ſich einzig um dieſes „Mehrwerden" der Mädchen. Liſebethli hieß das ältere, das jüngere Käthrinli. Den Waſchlumpen in den Waſſerzuber werfen und dann tropfnaß auf dem Fußboden herumziehen, was fegen bedeuten ſollte, dieſes war ſchon Käthrinlis Hauptvergnügen geweſen, noch eh es ſprechen gekonnt, womit es ohnedieß langſam ging. Später ließ ſich's das Kind nie nehmen beim Zurüſten der Gemüſe, beim Reinigen des Eßgeſchirres und dergleichen ſeiner Mutter behilflich zu ſein, oder hinderlich, wie man eher will. Liſebethli dagegen beſchäftigte ſich weit lieber mit den Puppen, ſchneiderte ihnen neue Kleider und hing ſich ſelber allerhand bunte Lappen und Tücher um, zum Staate natürlich! Jedesmal koſtete es gar bittere Thränen, wenn es Morgens den Hauskittel anziehen ſollte, während Käthchen in ſeinem älteſten geflickteſten Röcklein, draus die Arme ſpannenlang herausgewachſen, ungeniert vor die ganze Welt getreten wäre. Liſe-

bethli war zwar etwas launisch, aber wie ein Schmeichelkätzchen konnte es um die Mutter herumstreichen, wenn es was wünschte und drauf anspielen und zugleich der Mutter Alles an den Augen absehen, so Jedes im geschickten Augenblick, bis es erhielt, was es wollte. Dann sprang es in alle Lüfte vor Freuden und fand nicht genug Worte zu danken und das Geschenkte zu bewundern und zu rühmen. Cäthrinli dankte wohl auch, aber mit den kürzesten Worten von der Welt, und war das Geschenk ein Kleidungsstück, so zog's dasselbe aus purer Häuslichkeit gewiß nicht an, bevor erst die Mutter zehn Mal darnach gefragt. Wie das Mädchen schon äußerlich etwas unscheinbar war, so konnte es überhaupt auch nie viel Aufhebens machen und zeigte sich gerade dann am einsylbigsten, wenn ihm das Herzlein am vollsten war. Die Mutter aber beachtete die verschiedene Natur der beiden Kinder nicht und so kam es, daß Lisebethli mit seiner flinken Zunge ihr Augapfel wurde, Cäthrinli dagegen (und vielleicht gerade, weil es der Mutter am meisten nachschlug) von ihr zurückgesetzt ward. Alle Leute rühmten natürlich auch nur immer das muntre getrillte Lisebethli und prophezeiten der Mutter, was Wunder einst aus ihm werden würde! von Cäthrinli hieß es höchstens einmal so nebenbei, wenn Jemand besonders höflich sein wollte, das gebe einst gewiß ein gutes Hausmütterlein ab!

An einem Abende saßen die beiden Mädchen beim Licht in der braungetäfelten Hinterstube: Cäthrinli half über Hals und Kopf Erdäpfel rüsten zu einem mordrigen Gemüse und sah in seinem bescheidenen Hauskleide und dem grobleinenen Fürtuch wie eine kleine Köchin aus. Lisebethli hätte mithelfen sollen, aber sein Messer lag ganz ruhig neben der Lichtscheere auf dem Tisch und das Mädchen hielt dafür das Wochenblatt in der Hand und vergnügte sich damit, die Zeilen der drei Spalten desselben forlaufend zu lesen, als wär's nur eine. Eben las es laut: „Herzlichen Dank für das zahlreiche Leichengeleite — schwarz und gelb gefleckt, gegen ein gutes Trink-

Haus und Welt.

(Eine Erziehungsgeschichte.)

I.

Eine brave Frau, die ungerecht ist.

Drunten am Gänsemarkte wohnte die Wittwe Margareth Espenmüller. Hätte die gute Frau mit Modewaaren, Seidenzeug und Bändern, die alle Vierteljahre wechseln, ihr Brot verdienen müssen, sie wäre nicht die wohlhäbige Frau geworden mit dem zufriedenen Antlitz, den heitern treuherzigen Augen und den runden rothen Backen. Die wollenen Strümpfe und Jacken aber, die zügigen Nachtmützen ihres Kramladens waren alle keiner großen Mode unterworfen, denn der Winter pflegte sich alljährlich mit der gleichen Kälte wieder einzustellen und mit dem Schlafen änderte es auch nicht. Im Sommer wurden, statt des Wollzeuges, Leinwandrollen auf den braunen Ladentisch gewälzt oder Stücke Kölsch zu Bettanzügen, wenn es eine Aussteuer herzurichten gab; mit einem Wort: es blieb ein solider Handel zu dem die Frau von altem Schrot und Korn gar besonders wohl paßte.

Frau Margareth hatte eine sehr einfache Erziehung genossen; Lesen, Schreiben, Rechnen, und damit Punktum! Ihre Vergnügungen waren gleichfalls an einen kleinen Ort gegangen: Abends das Bänklein vor'm Haus mit den Nachbarn, alten und jungen, die ein Stündlein darauf verplauderten, das war so der Hauptsammelplatz

der Erholungen. Ein Zunftball, von dem man zehn Jahre nachher noch ſprach, oder eine Einladung in den Herbſt zu Bekannten auf ein Landgütchen vor'm Thor bildeten die hellſten Glanzpunkte mitten in dem Fegen, Kochen, Nähen und Stricken des geräuſchlos hinfließenden Lebens. Frau Eſpenmüller hatte, wie man ſagt, ein wenig unten durch müſſen und darum war ſie eine ſo wackere Frau geworden, die nicht hilf- und rathlos daſtand, als ihr Mann im vierten Jahr der Ehe ſtarb und ſie mit zwei Mädchen allein in der Welt ſtehen ließ. Wohl traten ihr gute Freunde mit Rath an die Seite, die Hauptſache aber, Rührigkeit und guten Willen, brachte ſie ſelber in das neu gegründete Geſchäft. Aus ihren zwei Mädchen, wollte ſie nun, daß was Rechtes werde, und mehr als ihr zu werden möglich geweſen. Nur darum ſchränkte ſie ſich ein und war im Sommer ſchon vor der Sonne auf und in ſpäter Nacht noch nicht zur Ruhe, nur darum beſorgte ſie ihren Laden ganz allein, ſammelte und legte jeden Kreuzer bei Seite, nur darum ſchickte ſie ihre Kinder ſchon früh in die beſte Schule, kurz, alle Gedanken und Pläne drehten ſich einzig um dieſes „Mehrwerden" der Mädchen. Liſebethli hieß das ältere, das jüngere Cäthrinli. Den Waſchlumpen in den Waſſerzuber werfen und dann tropfnaß auf dem Fußboden herumziehen, was fegen bedeuten ſollte, dieſes war ſchon Cäthrinlis Hauptvergnügen geweſen, noch eh es ſprechen gekonnt, womit es ohnedieß langſam ging. Später ließ ſich's das Kind nie nehmen beim Zurüſten der Gemüſe, beim Reinigen des Eßgeſchirres und dergleichen ſeiner Mutter behilflich zu ſein, oder hinderlich, wie man eher will. Liſebethli dagegen beſchäftigte ſich weit lieber mit den Puppen, ſchneiderte ihnen neue Kleider und hing ſich ſelber allerhand bunte Lappen und Tücher um, zum Staate natürlich! Jedesmal koſtete es gar bittere Thränen, wenn es Morgens den Hauskittel anziehen ſollte, während Cäthchen in ſeinem älteſten geflickteſten Röcklein, draus die Arme ſpannenlang herausgewachſen, ungeniert vor die ganze Welt getreten wäre. Liſe-

bethli war zwar etwas launisch, aber wie ein Schmeichelkätzchen konnte es um die Mutter herumstreichen, wenn es was wünschte und drauf anspielen und zugleich der Mutter Alles an den Augen absehen, so Jedes im geschickten Augenblick, bis es erhielt, was es wollte. Dann sprang es in alle Lüfte vor Freuden und fand nicht genug Worte zu danken und das Geschenkte zu bewundern und zu rühmen. Cäthrinli dankte wohl auch, aber mit den kürzesten Worten von der Welt, und war das Geschenk ein Kleidungsstück, so zog's dasselbe aus purer Häuslichkeit gewiß nicht an, bevor erst die Mutter zehn Mal darnach gefragt. Wie das Mädchen schon äußerlich etwas unscheinbar war, so konnte es überhaupt auch nie viel Aufhebens machen und zeigte sich gerade dann am einsylbigsten, wenn ihm das Herzlein am vollsten war. Die Mutter aber beachtete die verschiedene Natur der beiden Kinder nicht und so kam es, daß Lisebethli mit seiner flinken Zunge ihr Augapfel wurde, Cäthrinli dagegen (und vielleicht gerade, weil es der Mutter am meisten nachschlug) von ihr zurückgesetzt ward. Alle Leute rühmten natürlich auch nur immer das muntre getrillte Lisebethli und prophezeiten der Mutter, was Wunder einst aus ihm werden würde! von Cäthrinli hieß es höchstens einmal so nebenbei, wenn Jemand besonders höflich sein wollte, das gebe einst gewiß ein gutes Hausmütterlein ab!

An einem Abende saßen die beiden Mädchen beim Licht in der braungetäfelten Hinterstube: Cäthrinli half über Hals und Kopf Erdäpfel rüsten zu einem morndrigen Gemüse und sah in seinem bescheidenen Hauskleide und dem grobleinenen Fürtuch wie eine kleine Köchin aus. Lisebethli hätte mithelfen sollen, aber sein Messer lag ganz ruhig neben der Lichtscheere auf dem Tisch und das Mädchen hielt dafür das Wochenblatt in der Hand und vergnügte sich damit, die Zeilen der drei Spalten desselben forlaufend zu lesen, als wär's nur eine. Eben las es laut: „Herzlichen Dank für das zahlreiche Leichengeleite — schwarz und geld gefleckt, gegen ein gutes Trink-

geld — in kompleter Uniform mit gepacktem Habersack" — da trat die Mutter ins Zimmer. „Hört Kinder", sagte sie, „hättet ihr Lust die Kunstreiter zu sehen? ich will euch das Eintrittsgeld zahlen. Die ganze Stadt rühmt sie und es heißt, sie machten noch größere Kunststücke als die, welche vor zweiundzwanzig Jahren hier gewesen und die ich mit dem Vater selig gesehen, wir waren gerade versprochen. Es ist mir, das sei erst gestern gewesen!

Lisebethli kam da gleich in Entzücken, fuhr vom Sitz auf vor Freude und war nun gegen die Mutter die Zuthunlichkeit und Zärtlichkeit selber. „Gelt, liebes Mütterlein, da darf ich aber den himmelblauen Sonntagsrock anziehen und du leihst mir für den Abend dein Halsbändchen mit den rothen Steinen? weißt du, es kommen eben gar viele Leute in die Kunstreiterei! Nein, wie ich dir danke, viel hunderttausend Mal! und auch das seidene Halstuch will ich anziehen, gelt! Wann gehen wir? — morgen oder übermorgen? und gehst du mit uns auf den ersten Platz?"

So ging es in einem Schwalle fort.

„Warum nicht gar, du Närrchen!" unterbrach die Mutter, „was denkst du auch? Ich habe eben mit Gevatter Mehling, dem Bäckermeister, gesprochen, der geht zu den Kunstreitern, er will euch mitnehmen."

„Willst du denn nicht auch mit?" fragte Lisebethli verwundert. Frau Margareth aber meinte: Solches schicke sich nicht mehr recht für sie, auch müsse Jemand das Haus hüten, es sei Meßzeit und viel fremdes Volk in der Stadt, und wer auch zu Nacht kochen würde, wenn sie Alle zu den Kunstreitern liefen? — „O, so gehen wir denn mit Mehlings, Cäthrinli und ich", jubelte Lisebethli, leicht getröstet. Cäthrinli aber, das bisher keinen Ton von sich hören lassen, sagte: „Mutter, wenn du gehen magst, so will ich schon das Haus hüten und auch unterdessen kochen!"

Das war jedoch ein unglückliches Wort, so gut es gemeint war.

Frau Espenmüller, die sich mit einiger Anstrengung zu der Luxusausgabe entschlossen, verlangte nun dafür, daß man das Opfer gehörig würdige, und dieser Forderung entsprach denn auch der laute Jubel Lisebethlis vollkommen. Daß aber Käthrinli so emsig drauf los Erdäpfel schnitzte und kein Sterbenswörtlein sagte, das legte sie nicht anders als Gleichgiltigkeit aus, als Verschmähung ihres Anerbietens, und den Unwillen ihrer getäuschten Erwartung hielt sie vollends nicht mehr zurück, als das arme Kind nun gar ausdrücklich und mit dürren Worten erklärte, gerne daheim bleiben zu wollen. Ein ungefreuteres Kind als Käthrinli habe sie noch nie gesehen! klagte die gute Frau heftig, — gäb was man thue und wie man's anstelle ihm ein Vergnügen zu bereiten, es sei Alles vergebens, mit Nichts könne man es ihm zu Dank machen, an Nichts hab' es Freude, wenigstens thäte es ihr nie die Ehre an, eine zu zeigen! — Und so steigerte die Mutter ihren Unwillen immer mehr und wurde härter, je weniger Käthrinli, so überrumpelt, zu sagen wußte und sein Unrecht nicht verstand, gerne daheim bleiben, das Haus hüten und einmal selber kochen zu wollen, wenn ihm die Mutter zu den Kunstreitern zahlen wollte. So kam es denn allerdings, daß auch der kleinste Funke Freude in dem Kinde erstickt ward und es aufstand und hinausging, draußen ungehindert zu weinen. Da aber hieß die Mutter es einen Trotzkopf und wie es ihr mehr Verdruß mache, als es je verantworten könne.

II.

Pathin Nelkenbusch.

Die Nachmittagspredigt war zu Ende, Käthrinli hatte schon die Sonntagskleider ausgezogen und in den Kasten geräumt, das Gebetbuch auf den Schrank gestellt und ordnete nun die Tassen auf dem runden Tische, während Lisebethli noch im Staate am Fenster stand

an den Fluß führte, und hier war eine Landungsſtelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die ſtarken Seile loszubinden, Brenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: „Was willſt Du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuſchiff ſtehlen zu guter Letzt?“ „Das ſoll die Ausſteuer ſein, die ſie uns geben, eine ſchwimmende Bettſtelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdieß ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin ſoll und werden es nicht wiſſen, was damit geſchehen iſt. Sieh, ſchon ſchwankt es und will hinaus!“

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Waſſer. Sali hob Brenchen mit ſeinen Armen hoch empor und ſchritt durch das Waſſer gegen das Schiff; aber es liebkoſ'te ihn ſo heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fiſch, daß er im ziehenden Waſſer keinen Stand halten konnte. Es ſtrebte Geſicht und Hände ins Waſſer zu tauchen und rief: „Ich will auch das kühle Waſſer verſuchen! Weißt Du noch, wie kalt und naß unſere Hände waren, als wir ſie uns zum erſten Mal gaben? Fiſche fingen wir damals, jetzt werden wir ſelber Fiſche ſein und zwei ſchöne große!“ „Sei ruhig, Du lieber Teufel!“ ſagte Sali, der Mühe hatte zwiſchen dem tobenden Liebchen und den Wellen ſich aufrecht zu halten, „es zieht mich ſonſt fort!“ Er hob ſeine Laſt in das Schiff und ſchwang ſich nach; er hob ſie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und ſchwang ſich auch hinauf, und als ſie oben ſaßen, trieb das Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinaus und ſchwamm dann, ſich langſam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überſchatteten, bald durch offenes Land; bald an ſtillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinah ſtill hielt, dort ſtrömte er um Wälder und ließ die ſchlafenden Ufer ſchnell hinter

ſich; und als die Morgenröthe aufſtieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem ſilbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf und auf dieſer kam das Schiff langſam überquer gefahren. Als es ſich der Stadt näherte, glitten im Froſte des Herbſtmorgens zwei bleiche Geſtalten, die ſich feſt umwanden, von der dunklen Maſſe herunter in die kalten Fluthen.

Das Schiff legte ſich eine Weile nachher unbeſchädigt an eine Brücke und blieb da ſtehen. Als man ſpäter unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu leſen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien, welche in unverſöhnlicher Feindſchaft lebten, hätten im Waſſer den Tod geſucht, nachdem ſie einen ganzen Nachmittag herzlich mit einander getanzt und ſich beluſtigt auf einer Kirchweih. Es ſei dieß Ereigniß vermuthlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuſchiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet ſei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlaſſene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um ſich greifenden Entſittlichung und Verwilderung der Leidenſchaften.

Was die Sittlichkeit betrifft, ſo bezweckt dieſe Erzählung keineswegs, die That zu beſchönigen und zu verherrlichen; denn höher als dieſe verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entſagendes Zuſammenraffen und ein ſtilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit geweſen, und da dieſe die mächtigſten Zauberer ſind in Verbindung mit der Zeit, ſo hätten ſie vielleicht noch Alles möglich gemacht; denn ſie verändern mit ihrem unmerklichen Einfluſſe die Dinge, vernichten die Vorurtheile, ſtellen die Ehre her und erneuen das Gewiſſen, ſo daß die wahre Treue nie ohne Hoffnung iſt.

Was aber die Verwilderung der Leidenſchaften angeht, ſo betrachten wir dieſen und ähnliche Vorfälle, welche alle Tage im niederen

Volke vorkommen, nur als ein weiteres Zeugniß, daß dieses allein es ist, welches die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenschaft nährt und wenigstens die Fähigkeit des Sterbens für eine Herzenssache aufbewahrt, daß sie zum Troste der Romanzendichter nicht aus der Welt verschwindet. Das gleichgültige Eingehen und Lösen von „Verhältnissen" unter den gebildeten Ständen von heute, das selbstsüchtige frivole Spiel mit denselben, die große Leichtigkeit, mit welcher heutzutage junge Leutchen zu trennen und auseinander zu bringen sind, wenn ihre Neigung irgend außer der Berechnung liegt, sind zehnmal widerwärtiger, als jene Unglücksfälle, welche jetzt die Protokolle der Polizeibehörden füllen und ehedem die Schreibtafeln der Balladensänger füllten. Wir sehen alle Tage etwa einen wohlgekleideten Herrn, der seine Frau oder Braut mitten auf der Straße plötzlich stehen läßt und auf die Seite springt, weil irgend einem Schlächter eine alte Kuh entsprungen ist und bedrohlich dahergerannt kommt. Höchstens aus der Ferne, hinter einer Hausthür hervor, schwingt er sein Stöckchen und macht: Bscht! Bscht! Solche Leute werden sich allerdings nicht aus Eigensinn und Leidenschaft um's Leben bringen, wenn man sie trennen will. Ebensowenig diejenigen, welche in allen Zeitungen ihre „stattgefundene" Verlobung anzeigen und vierzehn Tage darauf einen Inseratenkrieg führen, wo jeder Part sich rühmt und behauptet, das „Verhältniß" zuerst abgebrochen zu haben.

Frau Espenmüller, die sich mit einiger Anstrengung zu der Luxusausgabe entschlossen, verlangte nun dafür, daß man das Opfer gehörig würdige, und dieser Forderung entsprach denn auch der laute Jubel Lisebethlis vollkommen. Daß aber Käthrinli so emsig drauf los Erdäpfel schnitzte und kein Sterbenswörtlein sagte, das legte sie nicht anders als Gleichgiltigkeit aus, als Verschmähung ihres Anerbietens, und den Unwillen ihrer getäuschten Erwartung hielt sie vollends nicht mehr zurück, als das arme Kind nun gar ausdrücklich und mit dürren Worten erklärte, gerne daheim bleiben zu wollen. Ein ungefreuteres Kind als Käthrinli habe sie noch nie gesehen! klagte die gute Frau heftig, — gäb was man thue und wie man's anstelle ihm ein Vergnügen zu bereiten, es sei Alles vergebens, mit Nichts könne man es ihm zu Dank machen, an Nichts hab' es Freude, wenigstens thäte es ihr nie die Ehre an, eine zu zeigen! — Und so steigerte die Mutter ihren Unwillen immer mehr und wurde härter, je weniger Käthrinli, so überrumpelt, zu sagen wußte und sein Unrecht nicht verstand, gerne daheim bleiben, das Haus hüten und einmal selber kochen zu wollen, wenn ihm die Mutter zu den Kunstreitern zahlen wollte. So kam es denn allerdings, daß auch der kleinste Funke Freude in dem Kinde erstickt ward und es aufstand und hinausging, draußen ungehindert zu weinen. Da aber hieß die Mutter es einen Trotzkopf und wie es ihr mehr Verdruß mache, als es je verantworten könne.

II.

Pathin Nelkenbusch.

Die Nachmittagspredigt war zu Ende, Käthrinli hatte schon die Sonntagskleider ausgezogen und in den Kasten geräumt, das Gebetbuch auf den Schrank gestellt und ordnete nun die Tassen auf dem runden Tische, während Lisebethli noch im Staate am Fenster stand

Haus und Welt.

(Eine Erziehungsgeschichte.)

I.

Eine brave Frau, die ungerecht ist.

Drunten am Gänsemarkte wohnte die Wittwe Margareth Espenmüller. Hätte die gute Frau mit Modewaaren, Seidenzeug und Bändern, die alle Vierteljahre wechseln, ihr Brot verdienen müssen, sie wäre nicht die wohlhäbige Frau geworden mit dem zufriedenen Antlitz, den heitern treuherzigen Augen und den runden rothen Backen. Die wollenen Strümpfe und Jacken aber, die zügigen Nachtmützen ihres Kramladens waren alle keiner großen Mode unterworfen, denn der Winter pflegte sich alljährlich mit der gleichen Kälte wieder einzustellen und mit dem Schlafen änderte es auch nicht. Im Sommer wurden, statt des Wollzeuges, Leinwandrollen auf den braunen Ladentisch gewälzt oder Stücke Kölsch zu Bettanzügen, wenn es eine Aussteuer herzurichten gab; mit einem Wort: es blieb ein solider Handel zu dem die Frau von altem Schrot und Korn gar besonders wohl paßte.

Frau Margareth hatte eine sehr einfache Erziehung genossen; Lesen, Schreiben, Rechnen, und damit Punktum! Ihre Vergnügungen waren gleichfalls an einen kleinen Ort gegangen: Abends das Bänklein vor'm Haus mit den Nachbarn, alten und jungen, die ein Stündlein darauf verplauderten, das war so der Hauptsammelplatz

der Erholungen. Ein Zunftball, von dem man zehn Jahre nachher noch ſprach, oder eine Einladung in den Herbſt zu Bekannten auf ein Landgütchen vor'm Thor bildeten die hellſten Glanzpunkte mitten in dem Fegen, Kochen, Nähen und Stricken des geräuſchlos hinfließenden Lebens. Frau Eſpenmüller hatte, wie man ſagt, ein wenig unten durch müſſen und darum war ſie eine ſo wackere Frau geworden, die nicht hilf- und rathlos daſtand, als ihr Mann im vierten Jahr der Ehe ſtarb und ſie mit zwei Mädchen allein in der Welt ſtehen ließ. Wohl traten ihr gute Freunde mit Rath an die Seite, die Hauptſache aber, Rührigkeit und guten Willen, brachte ſie ſelber in das neu gegründete Geſchäft. Aus ihren zwei Mädchen, wollte ſie nun, daß was Rechtes werde, und mehr als ihr zu werden möglich geweſen. Nur darum ſchränkte ſie ſich ein und war im Sommer ſchon vor der Sonne auf und in ſpäter Nacht noch nicht zur Ruhe, nur darum beſorgte ſie ihren Laden ganz allein, ſammelte und legte jeden Kreuzer bei Seite, nur darum ſchickte ſie ihre Kinder ſchon früh in die beſte Schule, kurz, alle Gedanken und Pläne drehten ſich einzig um dieſes „Mehrwerden" der Mädchen. Liſebethli hieß das ältere, das jüngere Käthrinli. Den Waſchlumpen in den Waſſerzuber werfen und dann tropfnaß auf dem Fußboden herumziehen, was fegen bedeuten ſollte, dieſes war ſchon Käthrinlis Hauptvergnügen geweſen, noch eh es ſprechen gekonnt, womit es ohnedieß langſam ging. Später ließ ſich's das Kind nie nehmen beim Zurüſten der Gemüſe, beim Reinigen des Eßgeſchirres und dergleichen ſeiner Mutter behilflich zu ſein, oder hinderlich, wie man eher will. Liſebethli dagegen beſchäftigte ſich weit lieber mit den Puppen, ſchneiderte ihnen neue Kleider und hing ſich ſelber allerhand bunte Lappen und Tücher um, zum Staate natürlich! Jedesmal koſtete es gar bittere Thränen, wenn es Morgens den Hauskittel anziehen ſollte, während Käthchen in ſeinem älteſten geflickteſten Röcklein, draus die Arme ſpannenlang herausgewachſen, ungeniert vor die ganze Welt getreten wäre. Liſe-

bethli war zwar etwas launisch, aber wie ein Schmeichelkätzchen konnte es um die Mutter herumstreichen, wenn es was wünschte und drauf anspielen und zugleich der Mutter Alles an den Augen absehen, so Jedes im geschickten Augenblick, bis es erhielt, was es wollte. Dann sprang es in alle Lüfte vor Freuden und fand nicht genug Worte zu danken und das Geschenkte zu bewundern und zu rühmen. Cäthrinli dankte wohl auch, aber mit den kürzesten Worten von der Welt, und war das Geschenk ein Kleidungsstück, so zog's dasselbe aus purer Häuslichkeit gewiß nicht an, bevor erst die Mutter zehn Mal darnach gefragt. Wie das Mädchen schon äußerlich etwas unscheinbar war, so konnte es überhaupt auch nie viel Aufhebens machen und zeigte sich gerade dann am einsylbigsten, wenn ihm das Herzlein am vollsten war. Die Mutter aber beachtete die verschiedene Natur der beiden Kinder nicht und so kam es, daß Lisebethli mit seiner flinken Zunge ihr Augapfel wurde, Cäthrinli dagegen (und vielleicht gerade, weil es der Mutter am meisten nachschlug) von ihr zurückgesetzt ward. Alle Leute rühmten natürlich auch nur immer das muntre getrillte Lisebethli und prophezeiten der Mutter, was Wunder einst aus ihm werden würde! von Cäthrinli hieß es höchstens einmal so nebenbei, wenn Jemand besonders höflich sein wollte, das gebe einst gewiß ein gutes Hausmütterlein ab!

An einem Abende saßen die beiden Mädchen beim Licht in der braungetäfelten Hinterstube: Cäthrinli half über Hals und Kopf Erdäpfel rüsten zu einem morndrigen Gemüse und sah in seinem bescheidenen Hauskleide und dem grobleinenen Fürtuch wie eine kleine Köchin aus. Lisebethli hätte mithelfen sollen, aber sein Messer lag ganz ruhig neben der Lichtscheere auf dem Tisch und das Mädchen hielt dafür das Wochenblatt in der Hand und vergnügte sich damit, die Zeilen der drei Spalten desselben forlaufend zu lesen, als wär's nur eine. Eben las es laut: „Herzlichen Dank für das zahlreiche Leichengeleite — schwarz und gelb gefleckt, gegen ein gutes Trink-

geld — in kompleter Uniform mit gepacktem Habersack" — da trat die Mutter ins Zimmer. „Hört Kinder", sagte sie, „hättet ihr Lust die Kunstreiter zu sehen? ich will euch das Eintrittsgeld zahlen. Die ganze Stadt rühmt sie und es heißt, sie machten noch größere Kunststücke als die, welche vor zweiundzwanzig Jahren hier gewesen und die ich mit dem Vater selig gesehen, wir waren gerade versprochen. Es ist mir, das sei erst gestern gewesen!

Lisebethli kam da gleich in Entzücken, fuhr vom Sitz auf vor Freude und war nun gegen die Mutter die Zuthunlichkeit und Zärtlichkeit selber. „Gelt, liebes Mütterlein, da darf ich aber den himmelblauen Sonntagsrock anziehen und du leihst mir für den Abend dein Halsbändchen mit den rothen Steinen? weißt du, es kommen eben gar viele Leute in die Kunstreiterei! Nein, wie ich dir danke, viel hunderttausend Mal! und auch das seidene Halstuch will ich anziehen, gelt! Wann gehen wir? — morgen oder übermorgen? und gehst du mit uns auf den ersten Platz?"

So ging es in einem Schwalle fort.

„Warum nicht gar, du Närrchen!" unterbrach die Mutter, „was denkst du auch? Ich habe eben mit Gevatter Mehling, dem Bäckermeister, gesprochen, der geht zu den Kunstreitern, er will euch mitnehmen."

„Willst du denn nicht auch mit?" fragte Lisebethli verwundert. Frau Margareth aber meinte: Solches schicke sich nicht mehr recht für sie, auch müsse Jemand das Haus hüten, es sei Meßzeit und viel fremdes Volk in der Stadt, und wer auch zu Nacht kochen würde, wenn sie Alle zu den Kunstreitern liefen? — „O, so gehen wir denn mit Mehlings, Käthrinli und ich", jubelte Lisebethli, leicht getröstet. Käthrinli aber, das bisher keinen Ton von sich hören lassen, sagte: „Mutter, wenn du gehen magst, so will ich schon das Haus hüten und auch unterdessen kochen!"

Das war jedoch ein unglückliches Wort, so gut es gemeint war.

Frau Espenmüller, die ſich mit einiger Anſtrengung zu der Luxusausgabe entſchloſſen, verlangte nun dafür, daß man das Opfer gehörig würdige, und dieſer Forderung entſprach denn auch der laute Jubel Liſebethlis vollkommen. Daß aber Käthrinli ſo emſig drauf los Erdäpfel ſchnitzte und kein Sterbenswörtlein ſagte, das legte ſie nicht anders als Gleichgiltigkeit aus, als Verſchmähung ihres Anerbietens, und den Unwillen ihrer getäuſchten Erwartung hielt ſie vollends nicht mehr zurück, als das arme Kind nun gar ausdrücklich und mit dürren Worten erklärte, gerne daheim bleiben zu wollen. Ein ungefreuteres Kind als Käthrinli habe ſie noch nie geſehen! klagte die gute Frau heftig, — gäb was man thue und wie man's anſtelle ihm ein Vergnügen zu bereiten, es ſei Alles vergebens, mit Nichts könne man es ihm zu Dank machen, an Nichts hab' es Freude, wenigſtens thäte es ihr nie die Ehre an, eine zu zeigen! — Und ſo ſteigerte die Mutter ihren Unwillen immer mehr und wurde härter, je weniger Käthrinli, ſo überrumpelt, zu ſagen wußte und ſein Unrecht nicht verſtand, gerne daheim bleiben, das Haus hüten und einmal ſelber kochen zu wollen, wenn ihm die Mutter zu den Kunſtreitern zahlen wollte. So kam es denn allerdings, daß auch der kleinſte Funke Freude in dem Kinde erſtickt ward und es aufſtand und hinausging, draußen ungehindert zu weinen. Da aber hieß die Mutter es einen Trotzkopf und wie es ihr mehr Verdruß mache, als es je verantworten könne.

II.

Pathin Nelkenbuſch.

Die Nachmittagspredigt war zu Ende, Käthrinli hatte ſchon die Sonntagskleider ausgezogen und in den Kaſten geräumt, das Gebetbuch auf den Schrank geſtellt und ordnete nun die Taſſen auf dem runden Tiſche, während Liſebethli noch im Staate am Fenſter ſtand

und die Leute musterte, die unten vorbeigingen. Eben trug die Mutter den Kaffee herein, da schellte es und eine Art Aufruhr erhob sich unter der kleinen Gesellschaft. Es war die Pathin Nelkenbusch, die zum Besuche kam, und vor lauter Entschuldigungen, daß sie nicht stören wolle und geglaubt, man hätte den Kaffee schon getrunken, kaum dazu konnte bewegt werden, noch ein Täßlein mitzutrinken. Ihrerseits hinwieder freute sich Frau Espenmüller, daß der Herr Pfarrer dießmal so lange gemacht, sonst wäre der geehrte Besuch zu spät gekommen. Am Ende, nachdem der Kaffee fast kalt geworden, kam dann doch Alles ins Geleise. Als Pathin Nelkenbusch ein wenig verschnauft hatte, konnte sie sich nicht genug verwundern, wie Lisebethli, ihr liebes Pathenkind, doch auch gewachsen: sie hätte es kaum mehr erkannt, ein ganzes Jüngferchen sei's inzwischen geworden und doch meine sie, es wäre erst vorgestern gewesen, da der kleine Schelm noch am Boden herumgekrochen und ihr die Knackmandeln aus dem Strickbeutel genascht. Frau Margareth hingegen bemerkte, daß Lisebethli nun doch schon ins vierzehnte Jahr gehe, worüber die Pathin ihre Hände ob dem Kopfe zusammenschlug und klagte, wie man auch alt werde nach und nach! Da müsse ja die Mutter bald die Aussteuer rüsten; jedenfalls aber werde sie schon ans Welschland gedacht haben, wohin Lisebethli denn komme? sie hoffe, es werde ihr doch auch noch Adieu sagen vorher.

Frau Espenmüller, die eben eine frische Tasse eingeschenkt, nahm vor lauter Verwunderung über diese Rede zwei Mal Zucker in Gedanken und meinte, die Frau Gevatter verziere wohl! In ihrer Familie habe man nie was vom Welschland gewußt, heutzutage müßten die Kinder allerdings mehr wissen als ehedem, und Gottlob! sie habe keine Ausgaben deßhalb gescheut, aber ein Welschland sei doch noch etwas Andres und Französisch lernten die Mädchen jetzt in der Schule, schon seit einem halben Jahre erhielten Käthrineli und Lisebethli darin Unterricht. Damit gab sich aber Frau Nelkenbusch

nicht zufrieden: man ſolle ihr doch mit ſolchem Franzöſiſch gehen, das man bloß in der Schule lerne! Auch die Sprache ſei es nicht allein, eben ſo viel komme auf die Manieren an, es ſei eine andere Luft: im Welſchland lerne man in einem halben Jahre mehr als daheim in dreien, und Fächer obendrein, von denen man hier gar keine Vorſtellung habe, ſie könne nicht einmal die Namen davon alle wieder ſagen, erinnere ſich nur, daß Religion, Tanzen, Mythologie, Algebra und Logik darunter ſeien. Frau Eſpenmüller zweifelte, ob die fremdländiſchen Namen juſt ſo viel ausmachen würden, es werde ungefähr Alles doch wieder auf Leſen, Schreiben, Rechnen und auf das Nachtmahlhäublein zurückkommen! Ihr Widerpart aber ließ ſich hiedurch nicht beirren, ſondern fuhr fort: Mädchen beſonders dürften nimmer wie Holzböcke daſtehen und nicht wiſſen, was antworten vor Verlegenheit, wenn ſie Jemand anrede, oder wie die Arme halten und die Füße ſtellen! Das beſte und geſcheiteſte Kind gelte heutzutage Nichts, wenn es nicht zugleich auch getrillt und geſchliffen ſei, was man, wie geſagt, nur im Welſchland werde und darum ſei das Welſchland bei Manchem, das ſie nennen könnte, die Grundlage zu ſpäterm Glücke geworden!

Frau Eſpenmüller gab bei dieſer Wendung ihren Töchtern einen Wink, worauf ſie ſich aus dem Zimmer entfernten und die beiden Frauen allein ließen. Sie komme gerade von ihrer Freundin Modenheil, erzählte Frau Nelkenbuſch weiter; wie ſie ſich dort verwundert habe! ein manierliches und getrilltes Jungfräulein ſei beim Eintritt gleich auf ſie zugekommen, habe ihr einen ſcharmanten Knix gemacht, nicht ſchlechter als eine Pariſerin, einen Stuhl offerirt und ſich nach dem Befinden erkundigt. Und wie ſie näher zugeſehen, wer war's geweſen? die hölzerne Bertha, der Klotz, dem man ſonſt vor Scheu und Verlegenheit kein Wort aus dem Munde gebracht, das immer nur am Schurzbendel gefpielt und ſich bei Beſuchen auf den Eſtrich geflüchtet. Die ſei eben aus dem Welſchland zurückgekommen, völlig

umgewandelt, habe von ſelbſt über alles Mögliche geſprochen und ihre Meinung geſagt, einem Profeſſor zum Trutz; ſie ſehe auch nicht mehr aus wie ein verkleideter Abweisſtein, ſondern die Kleider biſſen ein, man könnte ſie mit zwei Händen leicht umſpannen!

In einem Zuge hatte Frau Nelkenbuſch ſo fort geeifert und wäre vielleicht doch noch lange nicht am Ende geweſen, wenn ſie weniger an kurzem Athem gelitten. So aber bekam Frau Eſpenmüller Zeit gegen Alles dieß einzuwenden, daß es wohl ſchön und gut wäre, aber ſie ſei eine Wittfrau und das Welſchland ein gar köſtlich Ding. Die Gevatterin vexiere! meinte hierauf Frau Nelkenbuſch, die ſich wieder ſo weit erholt hatte; wenn der Krämer Bitterlich an der Fiſchergaſſe ſeine Kinder könne ins Welſchland ſchicken, ſo werde das die Frau Eſpenmüller auch vermögen!

Dieß zündete; war doch Krämer Bitterlich ein Concurrent der Frau Eſpenmüller, zu dem dieſe nichts weniger als hinauf ſah, darum ihr denn auch die Worte entfuhren: Was? der ſchickt ſeine Kinder ins Welſchland? ja da braucht' ich mich freilich auch nicht ſehr zu beſinnen!

War nun die Frau Margareth ſo weit, ſo fand Pathin Nelkenbuſch ihrerſeits für paſſend, wieder einen Schritt zurückzugehen, wär's auch nur, um einen beſſern Anlauf zu nehmen. Sie bat darum, Frau Eſpenmüller möge ſie ums Himmelswillen nicht mißverſtehen, ſie begehre durchaus Nichts zu zwingen, ſie wiſſe ja nicht, ob ſie ein Wort zur Erziehung Liſebethli's drein reden dürfe, es ſei zwar ihr Pathenkind, und darum habe ſie's für eine Pflicht gehalten, ihre Meinung zu ſagen, man könne ja immer noch thun, was man für gut finde, ſie glaube übrigens beſtimmt, es werde die Mutter nicht reuen. Letzteres ſagte ſie mit eigner Betonung und Miene, mit um ſo eignerer, als ja Frau Nelkenbuſch nicht nur Pathin, ſondern auch ziemlich vermöglich und kinderlos war, welchem Gewichte ſich Frau Eſpenmüller nicht gänzlich zu entziehen vermochte. Selbſt wenn ſie

wollte — lenkte ſie daher ein — wiſſe ſie da gar wenig Beſcheid, das Welſchland ſei ihr kaum bekannter als die Türkei! Dieſe Einwendung aber mochte der Frau Gevatter ſo viel heißen als das Gewehrſtrecken, denn ſie tröſtete: da ſolle man nur ſie ſorgen laſſen, morgen werde ſie die Beſchreibung einer Penſion herüberſchicken, wenn Frau Margareth die geleſen und dann länger ſich beſinne, müßte ſie geſtehen, in der verehrten Frau Gevatter ſich bisher ganz geirrt zu haben. Wohl brachte Frau Eſpenmüller noch vor, Liſebethli ſollte auf Oſtern in Unterweiſung und komme in ein Alter, wo Mädchen der Aufſicht am nöthigſten hätten! — Das Alles waren nur zu ſehr Schüſſe auf dem Rückzuge, als daß es der Pathin nicht ſollte gelungen ſein, ſie ſiegreich verſtummen zu machen, ja ſelbſt Vortheil daraus zu ziehen; konnte ſie doch anführen, daß das eben das bildungsfähigſte Alter und ſomit am geeignetſten ſei, die Ecken abzuſchleifen und was Ordentliches aus dem Mädchen zu machen; im Welſchland werd' es übrigens auch Pfarrer geben und Liſebethli profitiere dann obendrein juſt noch im Franzöſiſchen, auf die Hochzeitreiſe laſſe das Welſchland ſich doch auch nicht verſchieben! Kurz, Frau Eſpenmüller müßte ſchon von Anfang an im Herzen viel weniger mit Pathin Nelkenbuſch derſelben Anſicht geweſen ſein, als ſie in der Hauptſache eben doch war, und ihr Widerſtand viel mehr ein innerlicher, wenn ſie jetzt noch länger hätte Stand halten ſollen. Vielleicht noch nie in ihrem Leben hatte ſie ſo gerne Unrecht gehabt und ſich widerlegen laſſen wie dieſes Mal!

III.

Der Abſchied.

Mehrere nachfolgende Abende, wenn ſie unten aus dem Laden herauf gekommen, ſaß Frau Eſpenmüller in der getäfelten Hinterſtube bis in die Nacht hinein hinterm Tiſche und rechnete zwiſchen

verſchiedenen Sparbüchſen und Säcklein, die ſie von da und dort herbeigeſchleppt und geöffnet. Was da aber eigentlich geſchah, weiß Niemand genau. Item, es wurde in der Bekanntſchaft herum angezeigt, Liſebethli gehe ins Welſchland. Dann kam's an ein Schneidern und Nähen: ganze Stücke Leinwand, von der reineren, wanderten aus dem Laden in die Stube hinauf, beim Tuchhändler wurden feinere und modiſchere Stoffe als üblich zu neuen Kleidern ausgeſucht, denn Frau Eſpenmüller wollte den Leuten im Welſchland zeigen, daß ihr Etwas an ihrer Tochter liege und dieſe nicht nur ſo von der Gaſſe aufgeleſen worden. Die Schneiderin wurde ins Haus genommen und gäb was Cäthrinli arbeitete und ſelbſt Liſebethli herzhaft Hand anlegte, wie ſie denn überhaupt um einen Finger zu wickeln war, ſeitdem ſie wußte, ſie komme ins Welſchland, — trotz all dieſem Eifer mußte doch noch eine Nätherin herbei, um nur zur rechten Zeit mit dem Weißzeug fertig zu werden. Wie gerne hörte es Frau Eſpenmüller, wenn etwa eine Nachbarin ſich verwunderte ob dem reichlichen Vorrathe und meinte, damit könnte man ja eine Braut ausſteuern, ſo viel und ſo ſchön Alles! Das gute Cäthrinli aber kam vor lauter Fleiß gar nicht mehr vor die Thüre hinaus, es hätte nicht emſiger arbeiten können, auch wenn Alles ihm gehört, und es ſchien es gar nicht zu empfinden, ſondern als ganz natürlich anzuſehen, daß immer und überall nur von der Schweſter die Rede war, für die Schweſter gewählt, gekauft, geſorgt wurde, die Schweſter Alles galt, als wäre gar kein Cäthrinli in der Welt. So ging denn die Ausrüſtung möglichſt raſch und geſchliffen ab Fleck und ſelbſt eine paſſende Reiſegelegenheit ſtellte ſich ein, wie gerufen: Herr Modenheil wollte ſeine zweite Tochter, die in der gleichen Penſion war, ſelber abholen und da konnte ja Liſebethli mit dem vertrauten Mann prächtig in die fremde Welt hinauskutſchiren.

Mit dem allerletzten Abſchied ging's freilich nicht ſo glimpflich. Der armen Frau Eſpenmüller war ſo ſchwer um's Herz, als reiſte

Liſebethli über zwei Meere hinter einander und drin ſperre jedenfalls alle Halbeſtunden ein Haifiſch den Rachen auf, ihr liebes Kind mit Haut und Haaren zu verſchlingen. Das Herz war ihr zum Zerſpringen voll von Wünſchen, guten Räthen und Ermahnungen, aber ein ſchmerzlicher Krampf ſchnürte es ſo eng zuſammen, daß von All dem gar Nichts heraus konnte, Nichts als die heißen ſalzigen Thränen. Vergeblich trippelte Herr Modenheil immer ungeduldiger in ſeinem zugeknöpften elben Reiſeüberrocke, die Mütze über die Ohren heruntergezogen und die Peitſche in der Hand, neben Mutter und Tochter auf und nieder, hie und da eine Priſe nehmend. Vergeblich ermahnte er erſt, ſie ſollten ſich doch den Abſchied nicht ſelber ſchwer machen, in ſolchen Fällen ſei er für Eile! — und dann, als die Thränen nur reichlicher floßen: daß ſolches Weinen unchriſtlich ſei, wir ſtänden ja Alle in des Herrn Hand! Als auch dieß nicht half, zog er die Uhr heraus und meinte, ſein Hans ſei etwas ſteif, wenn ſie nicht bald abführen, kämen ſie heute ſchwerlich vor ſtockfinſterer Nacht auf der Station an und die letzten zwei Stunden ginge der Weg durch einen dichten Wald. Aber immer noch ein Mal mußte die Mutter ihr Kind umarmen, zum letzten Mal, meinte ſie, und fing von Neuem an, wie auch der Reiſegefährte brummen und umhertrappen mochte. Liſebethli ſolle doch nur gleich ſchreiben, wie es mit der Koſt ſei und was für Betten man habe; wie ſie einmal gehört, gebe es eben Länder, wo ſelbſt rechte Leute nicht einmal eine Bettdecke hätten! Endlich ſtieg Herr Modenheil in ſein Chäslein, nahm dem Burſchen das Leitſeil ab und zwickte ſeinen Gaul hinter die Ohren, indem er zugleich die Zügel ſtraff anhielt, daß das alte Thier ſich ſo gut möglich bäumte und Funken aus dem Pflaſter ſchlug. Er könne ſein Pferd unmöglich mehr halten! rief er dringlich, es werde durchgehen vor Ungeduld, wer mit wolle, ſolle ſchnell einſitzen!

Da riß ſich Liſebethli los und ſprang hinein an ihren Sitz; die Mutter rief noch Etwas nach, aber war's ein Liebeswort, ein Scheide-

gruß oder eine treue Ermahnung, im Gerassel des Fuhrwerkes, dem Lärm der Hufschläge des gehetzten Thieres, verhallte es unverständlich. Das geliebte Kind fuhr davon, war der Mutter entrissen. Werde sie es wieder sehen und wie? fragten Furcht und Hoffnung, in ihrem Herzen um die Herrschaft streitend, und die Wehmuth antwortete: so wie es jetzt von ihr geschieden, nie, nie mehr!

Lange noch stand die gute Frau unter ihrer Thüre und schaute dem Wagen nach, und der Wagen war schon eine Weile um die Ecke verschwunden, sie stand noch immer da, bis die zurückgedrängten Thränen mit verdoppelter Macht in die ehrlichen Augen stürzten und das Sehen unmöglich machten. Da kehrte Frau Margareth still in den dunkeln Hausgang zurück, was aber in ihr vorging, das kann nur eine Mutter wissen.

IV.

Deutsche und französische Briefe.

Noch lange nach Lisebethli's Abreise ins Welschland herrschte eine besondere Stille im Hause der Frau Espenmüller; Käthrinli in seiner anspruchlosen Weise trug am wenigsten bei, sie zu unterbrechen. Es fühlte zu tief, wenn auch nicht klar, wie viel Lisebethli der Mutter gegolten, als daß eine zarte Scheu es nicht gerade abgehalten hätte, in dieser Stille jetzt selber laut aufzutreten. Denn suchte es nun gleichwohl der Mutter noch behilflicher zu sein als vorher, so that es dieß auch um so geräuschloser, wo möglich ganz unbemerkt. Frau Margareth aber war bei aller Herzlichkeit eine zu rührige und nach Außen thätige Frau, ließ sich's von Käthrinli auch zu wenig träumen, war viel zu viel mit den eigenen Gedanken beim Lisebethli, als daß ihr Solches hätte auffallen sollen. Aus demselben Grunde denn empfand sie die Stille bald unbehaglich: ihre Natur ertrug das Schütteln besser, als das Ruhigsein. Und bei dem Mangel eines

äußerlichen Anstoßes dehnte, sich die Stille bald zur Oede aus, drin ihr „überall Etwas fehlte, und was oder wer anders als eben Lisebethli und immer wieder Lisebethli? So verklärt wurde ihr das Bild der Abwesenden, daß sie's sogar an Orten mangelte, wo Lisebethli selber doch nie gestanden. Im gleichen Sinne sprach sie sich auch aus bei mancher Gelegenheit, verblümt und unverblümt, selbst vor Käthrinli, das wohl kleinlaut ward darüber, aber nicht aus Eifersucht, sondern daß es der Mutter so wenig ersetzen könne. Frau Espenmüller that damit ihrem Käthrinli gewiß tiefes Unrecht, aber welche Mutter litte nicht ein klein wenig an dem gleichen, fast schönen Fehler, daß ihr das abwesende Kind als das liebste und vorzüglichste erscheint? Auch Käthrinli's Lichtseiten wären ihr ja in der Entfernung vielleicht glänzender vorgekommen als in der Nähe!

Die Briefe, die aus dem Welschlande anlangten, waren jedesmal ein neuer Anlaß zu solchen Ergüssen der guten Frau, besonders da dieselben eine eigene Zärtlichkeit und Wärme athmeten. Lisebethli hatte eben auch die Zeit des Heimwehs zu verwerken, Heimweh aber macht noch härtere Herzen zu Wachs als das eines fünfzehnjährigen Mädchens. Bei ihrem leichten Charakter dauerte diese Zeit freilich nicht eine Ewigkeit, doch war dafür ihr Gefühl am Anfang um so lebhafter erregt, weßhalb Frau Margareth, bei ihrer Gemüthsverfassung, zu der festen Ueberzeugung kam, es gebe nun einmal weit und breit kein besseres zärtlicheres Kind als ihr Lisebethli, und wenn ihm doch nur Nichts begegne, es sei fast zu gut!

Freilich nach und nach kamen die erst häufigen Briefe seltener, waren auch kürzer, athmeten wieder herzhaft auf: das Heimweh war im Abzug und Lisebethli fieng an, sich in seine Umgebungen einzugewöhnen.

Der Briefträger hatte auch wieder einmal einen Brief mit dem bekannten Postzeichen gebracht und Frau Espenmüller eilig die Brille abgewischt, während Käthrinli in einiger Entfernung fast andächtig

auf das kostbare Stück Papier hinüberblickte. Wie leuchtete da das Gesicht der Mutter, als ihre Augen auf die Schrift fielen! und doch flogen diese unstät darüber hinauf, hinunter, ohne irgendwo sich festsetzen zu wollen. Es war der erste französische Brief, und wenn schon die gute Frau kein Wort entziffern konnte, die geliebten Züge in Händen halten, an dem Gedanken sich weiden: Lisebethli kann jetzt französisch schreiben! dieß sprach ja verständlicher als die beredtesten und schönsten Worte. Erst als sie sich hieran recht gesättigt, reichte sie das Blatt auch Käthrinli hin, zur Bewunderung gleichsam, zum Zeugniß, daß sie Lisebethli nicht umsonst immer so hoch gehalten. Käthrinli aber übersetzte da der Mutter ziemlich geläufig die Schrift ins Deutsche. Wäre Frau Margareth von ihrer Freude über den Brief nicht so ganz eingenommen gewesen, sie hätte sich wohl noch mehr gewundert, daß das Käthrinli, dem sie kaum nothdürftiges Deutsch zutraute, den welschen Brief so wohl verstand. Wie wenig hielt das gute Mädchen sein Lieben an Tag geben konnte, so wenig auch verstand es, das, was es gelernt, anzubringen: seine Schränke waren wohl voll, aber geschlossen, Lisebethli im Gegentheil hing wo möglich mehr hinaus zur Schau, als es besaß. So auch dießmal in dem Briefe. Der war wohl französisch geschrieben, aber französisch und französisch ist zweierlei, namentlich französisch, wo es von Fehlern wimmelt, wie hier. Das pünktliche Käthrinli entdeckte deren auch gleich ein halb Dutzend und verwunderte sich darüber, nicht um zu tadeln, von ferne nicht, sondern aus purer Einfalt, weil es die Schwester für viel zu gescheit und gelehrt hielt, solche Schnitzer zu machen. Denn hätte ihm Jemand gesagt, die Fehler seien unterwegs im Postwagen drein geregnet, es würde dieß im Augenblick eben so leicht geglaubt haben, als daß Lisebethli, das Mythologie, Physik, Astronomie und weiß Gott, was für andere ie und ik noch trieb, und die Weisheit mit Löffeln einnahm, mitten im Welschland drinnen, solche Böcke schießen sollte. Die Mutter aber verstand auch dießmal

das gute Elisabethli nicht, wurde vielmehr recht ungeduldig und warf dem Mädchen verächtlich hin: es werde doch nicht besser französisch verstehen wollen als Lisebethli! Ueber diesen Gedanken erschrack das Kind selber und entschuldigte sich fast ängstlich, es sage es ja nur, wie man es in der Schule gelehrt!

Von da an folgten immer, wenn auch in längern Zwischenräumen, französische Briefe. Das anfängliche Entzücken der Mutter über solche Fortschritte Lisebethlis erkühlte allmälig bei dem inwendigen Gefühle, ihr volles Herz komme hiebei doch zu kurz. Drum schrieb sie denn endlich: daß es mit dem Französischen so gut gehe, freue sie wohl, an sie aber solle es künftig doch lieber Deutsch schreiben, sie müsse sich die Briefe jedesmal übersetzen lassen! Im Grunde schien ihr, mit dem Französisch dränge sich Etwas zwischen sie und ihr Kind hinein und wenn man sich gewiß im Welschen auch lieb haben könne, so sei das einmal doch nicht so gut möglich als auf deutsch. Aber das Französisch war es nicht allein; vielleicht war's gerade gut, daß auch später beim Deutschschreiben noch so viele welsche Wörter und Ausdrücke mit unterliefen, denn da hatte doch Frau Margareth immer noch eine Art Entschuldigung zu Gunsten Lisebethlis, wenn es ihr warmes Gefühl aus den Briefen so kühl und fast fremd anwehte.

Das Mädchen war jetzt eben nicht mehr nur bei der Mutter, wenn es schrieb, sprach nicht bloß von daheim: wie seine Gedanken alle einzig nach Hause gerichtet seien, es sich sonst nirgend wohl fühle, als bei der Mutter! nein, es war nun im Welschland, wenn es schrieb, blieb darin, gefiel sich allmälig darin, vergaß immer mehr den Weg nach Hause, erzählte von Vergnügungen, Lustpartien, Seefahrten, Besuchen im Welschland und von neuen Freundinnen, die welsch redeten. Damit wachten auch verschiedene Gelüste auf nach Diesem, Jenem, was Andere hatten und es nicht. Es war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen, als hätte es vom Baume der Erkenntniß gegessen: so Manches, was es kindisch, ja schwärmerisch

verehrt in ſeiner Heimwehzeit, weil's von daheim kam oder an die ſchöne Zeit erinnerte, erſchien ihm nun altmodiſch, beſchränkt, lächerlich.

Und ſo kämpfte denn in Frau Margareth die Freude, daß es ihrem Kinde ſo wohl gehe und daß es ſo gut fortkomme in dem wildfremden Welſchland drinnen, mit dem leiſen Gefühle, Liſebethli laſſe ſich nicht mehr genügen an der alten treuen Liebe ſeiner Mutter. Das waren indeß nur dämmernde Gedanken, verſchloſſen hinter den ſieben Riegeln der innerſten Herzkammer, fuhren nur wie leiſe Stiche und Krämpfe durch die Bruſt und ſaßen nicht feſt als ein beſtimmter Schmerz an der und der Stelle, weßhalb ſie denn auch dem Verhalten der Mutter zu Liſebethli von ihrer Seite keinen beſondern Eintrag thaten.

V.

Wozu eine Mutter ſich entſchließt.

War's das ſchöne Frühlingswetter, das der guten Frau Eſpenmüller in die Glieder fuhr, oder wollte ſie in ihren alten Tagen ſelber einmal ſo eine Penſion in der Nähe ſehen und ſich vielleicht ein kleinwenig an dem Reſpekte weiden, den ihr geliebtes Kind genoß, oder war's am Ende nur die Sorge, das herangewachſene Mädchen nicht ſo allein heimreiſen zu laſſen; kurzum, die Mutter hatte nach mehrfachen ſtillen und lauten Bedenken den Entſchluß gefaßt, Liſebethli ſelber heimzuholen aus dem Welſchlande. So hatte ſie es denn dießmal Cäthrinli nicht übelgenommen, daß das ſich erbot, inzwiſchen das Haus zu hüten und auch den Laden zu beſorgen, ging derſelbe doch in dieſer Jahreszeit ohnehin nicht ſehr ſtrenge.

Das feſtgeſetzte Penſionsjahr war abgelaufen und noch ein halbes extra dazu, welches Liſebethli durch wiederholte Bitten abzuſchmeicheln gewußt, mit der Behauptung, daß die Madame ſo viel zum Allermindeſten noch nothwendig halte für ſeine völlige Ausbildung. Hierin

hatte zwar Frau Margareth nur ungerne gewilligt, aber sie verstand ja dieß nicht genug und wollte nicht gern nur ein Halbes gethan haben; zudem, was kann man einem Lisebethli, noch obendrein einem Lisbethli im Welschland, ernstlich abschlagen? Vom Abholen indeß wußte das Mädchen Nichts, der Punkt war unerörtet geblieben. Die Mutter gedachte, ihrem Kinde durch Ueberraschung die höchste Freude zu machen, so eine wie sie empfände, wenn dasselbe unerwartet in ihre Stube träte. Sie entschloß sich, mit der Post zu reisen, das war auf Sicherſten und Billigſten, und so gab sie zum Voraus dem Condukteur ein doppeltes Trinkgeld, ging es ja in ein wildfremdes und welsches Land hinein, drin sie verrathen und verkauft wäre, ohne den vorsorglichen Beistand des zuverläßlichen Mannes.

Der Tag der Abfahrt kam, hunderterlei hatte sie vorgekehrt und Verhaltungsmaßregeln für alle möglichen Fälle an Käthrinli ertheilt, ihr das Schließen der Hausthüre, wie die Sorge zu Feuer und Licht dringlich ans Herz gelegt. Noch vor dem Posthause schärfte sie ein, Nachts ja immer die Katze aus der Küche zu jagen, sie verstecke sich gerne unter den Herd und, wenn man fort sei, so öffne dann das verschlagene Thier den Küchenschrank. Endlich durch das Kutschenfenster sogar wurde hinausgerufen, von welchen Kerzen, als den am längsten schon abgelagerten, zuerst zu nehmen sei; da knallte aber der Postillon mit seiner langen Peitsche mitten drein, daß die gute Frau vor Schreck auf ihren Sitz zurückfuhr, und die Pferde zogen den schweren Wagen rasselnd aus dem Posthofe hinaus und auf und davon dem Welschland zu.

Im letzten Orte, wo die Post durchfuhr — die Pension lag eine Viertelstunde von der Straße seitab — hatte der Condukteur Frau Margarethen glücklich abgesetzt, nachdem Alles zur Verwunderung gut gegangen, und ihr noch einen vertrauten Führer besorgt. Ihr Herz klopfte, daß sie langsamer gehen mußte, als hinter einem Hügel ein langes rothes Dach, dann eine Mauer mit vielen Fenstern hervor-

blickte die Pläsirs, wie der Begleiter so gut möglich zu verstehen gab. Weit den Bergen, dem See in der Ferne, den schönen Rebbergen, Dörfern, dem glänzenden Schneegebirge ganz hinten am Himmel sah Frau Espenmüller so viel wie Nichts, denn alle ihre Aufmerksamkeit, jeder Blick war auf das rothe Dach gerichtet, jeder Gedanke gehörte ausschließlich Lisebethli und dem nahen Wiedersehen, der freudigen Ueberraschung. Sie spürte nicht einmal die Steine auf dem holperigen Wege; wie wenig sie doch sonst des Gehens gewohnt und wie sehr ihre Hühneraugen empfindlich waren.

Da stand sie nun vor dem Hause, das ihr Theuerstes barg, ein Schritt und sie war unter einem Dache mit diesem. Am liebsten wäre sie gleich durch alle Gänge, alle Zimmer, an allen Menschen vorbeigerannt, bis sie ihr Lisebethli gefunden, es ans Herz gedrückt, geküßt, hundert Male für ein Mal! Aber sie beherrschte sich doch so viel, daß sie erst zu der Madame wollte, die ihren Schatz so lange verwahrt. Es schicke sich das beschwichtigte sie ihr ungeduldiges Herz und was sich schickte, war ein unverletzliches Gesetz für die ehrenfeste Bürgersfrau.

Indeß auch dieß ging nicht so rasch, als sie sich's vorgestellt: sie konnte nicht nur so schlechtweg zur Madame eilen, mußte erst gemeldet werden, wer sie sei und was sie wolle? Das fand Frau Margareth kurios und immer kurioser, je länger sie im Hausgange drunten auf den Bescheid wartete. Endlich kam der: Madame sei auf ihrem Zimmer, habe gerade Nervenkopfweh und werde später die Ehre haben; Fräulein Betty (hier hieß Lisebethli nie anders), die gerade Musikstunde nehme, sei benachrichtigt, Madame Espenmüller möge inzwischen in den Salon treten!

Den Salon sehe just, trotz dem vornehmen Namen, nicht viel besser aus als ihre Vorrathskammer am Gänsemarkt! kam es Frau Espenmüller im Stillen vor, nur standen überall Stühle im Weg, ohne Ordnung, daß es zu jeder andern Zeit der häuslichen Frau in

den Fingern gejuckt hätte, dieſelben ordentlich der Wand lang und an die Fenſter zu ſtellen, wo ſie hingehörten. „Aber nun die Thüre war's ja, auf welche Frau Margarethens Auge jetzt gerichtet war. Dieſe ging endlich auf; Liſebethli, größer, hübſcher als je, trat herein. Die Mutter eilte auf ſie zu, wollte ſie feſt in die Arme drücken, nach Herzensluſt und bis ſie müde würde. Sie dachte ſich, Liſebethli müſſe es nothwendig accurat auch ſo zu Muthe ſein, wie lange, lange hatten ſie ſich doch nicht geſehen. Liſebethli ſchien auch im erſten Augenblick hingeriſſen von der Ueberraſchung des Wiederſehens, da beſann ſie ſich, gleich unter der Thüre blieb ſie ſtehen, das Jüngferchen machte einen Knix, aber rückwärts eher als vorwärts, wobei ſie die Hand zierlich aufs Herz legte und ſagte: »Bon jour, ma chère maman!« Das überſtrömende Muttergefühl begrub jedoch in ſeinem gewaltigen Strome dieſes unkindliche Compliment, ſo daß es kaum für einen Augenblick einen kleinen Strudel machte. Frau Eſpenmüller küßte und herzte ihre Tochter, dieſe mochte nun wollen oder nicht und vor den hundert Fragen und Verwunderungen hatte ſie keine Zeit, Liſebethli's Freude über den unerwarteten Beſuch näher auf den Zahn zu fühlen. Keinen Augenblick mehr ließ die glückliche Mutter ihr Kind aus den Augen, es mußte ihr ſein Zimmer, die Schlafſtätten, die Schulſtube, kurz Alles zeigen, ſeinen Schrank öffnen mit den Kleidern, Büchern, Arbeiten drin und leider auch daneben und rings herum auf Stuhl und Bett, Tiſch und Boden. Frau Eſpenmüller, der dieſe Unordnung peinlich auffiel, fand eine Entſchuldigung darin, daß die Madame eben krank ſei und deßhalb nicht gehörig nachſehen könne!

Auch die vorzüglichſten Freundinnen Liſebethlis wollte die Mutter kennen lernen; einige davon verſteckten ſich und kicherten aus einer verborgenen Ecke des dunkeln Hausganges hervor, andere hingegen thaten gar zimperlich, wenn Frau Margareth ſie mit „Jüngferchen" oder als „Camerädchen" Liſebethlis anredete, und kehrten auch ſo bald möglich wieder den Rücken.

Im ganzen Hause und drum herum hatte die wißbegierige Frau Alles in Augenschein genommen, hatte in manchen Winkel gesehen, drein vielleicht das ganze Jahr hindurch noch kein anderes Auge als ihres geguckt, und hätte nun als praktische Frau so ziemlich von Allem einen Ueberblick haben können. Den hatte sie indeß doch nicht, wenigstens war sie nicht einig mit sich: hier hatte es sie wie vornehme Luft angeweht, dort war sie über einen s. v. Misthaufen, wenn auch nur einen bildlichen, gestolpert. Musik und schwarze Wäsche, Religionshefte und heruntergetretene Schuhe, das Alles lag bei und durcheinander, daß kein Mensch recht wußte, wo das Eine anfieng und das Andere aufhörte. Weil aber in Frau Margareth neben der Freude des Wiedersehns eben doch kein andres Gefühl recht Platz hatte, so blieb denn auch der Mangel an Pünktlichkeit und häuslicher Ordnung einstweilen noch wirkungslos auf sich beruhen.

Unvermerkt war so der Abend herangekommen, als eine Botschaft meldete, Madam, die sich zwar noch sehr leidend befinde, erwarte Bettys Mama auf ihrem Zimmer zum Thee!

VI.

Eine Burgersfrau und eine welsche Madam reden über Erziehung.

Aus einer furchtbaren Haube, mit Flügeln und einem halben Kramladen von Bändern drauf, tönte es französisch, als Frau Espenmüller in das bezeichnete Zimmer trat. Da indeß die Mienen der guten Bürgersfrau deutlich genug zu verstehen gaben, sie sei in dieser Sprache nicht besonders stark, kam darauf Hochdeutsch nach. Das gab der Frau Margareth so weit ihre Fassung wieder, daß sie nun sagen konnte, wie sie hergekommen ihre Tochter heim zu holen und der Madam, die sich so viele Mühe gegeben, zu danken für alles Gute! Die Madam sagte hierauf nicht, wie's Frau Espenmüller

eigentlich höflich gefunden hätte, das wäre gar nicht nöthig gewesen und es sei ihr leid für Mühe und Unkosten; sondern sie rutschte nur ein wenig im Lehnstuhle hin und her und lächelte, soviel unter dem Bändergebüsch der Haube an dem eingetrockneten Gesichte abzunehmen war. Alsdann bat die gute Frau gleichermaßen tausendmal um Verzeihung wegen der Ungelegenheit, die sie selben jetzt obendrein hier noch verursache; sie wäre auch nie so grob gewesen, Kost und Wohnung anzunehmen, wenn das nächste Wirthshaus nur nicht gar so weit entfernt gelegen, jedenfalls bitte sie dringend, ihretwegen ja keinerlei Umstände zu machen, sie wolle sich leicht behelfen für eine Nacht!

Die Madam sprach hierauf etwas von ländlicher Einfachheit und wie sie erwarte, daß Madam Espenmüller es mehr als eine Nacht sich hier werde gefallen lassen, um doch auch einige Einsicht in die Erziehungsmethode zu gewinnen, denn Fräulein Betty habe gute Anlagen und in letzter Zeit sehr profitiert, so daß es fast Schade sei, daß sie nicht noch einen Kurs mitmachen könne.

Von dem dürfe keine Rede mehr sein! — unterbrach hier Frau Margareth etwas lebhafter als sie vielleicht vor ihrer Ankunft gesprochen hätte; — sie aber habe ein Geschäft zu Hause, das ihrer warte und drin sie nothwendig sei. Jetzt besorge ihr Cäthrinli Laden und Haushalt, das Mädchen sei wohl zuverlässig und der Vetter Gerichtsweibel habe versprochen alle Tage nachzufragen, ob was Besondres passirt? zu lange indessen möge sie doch nicht wegbleiben, es harre gewiß schon allerlei auf sie!

Einen Tag mußte sie gleichwohl noch zusetzen und willigte nach höflichen Entschuldigungen auch um so eher ein, als sie es ja von Anfang an schon im Sinne gehabt. Die Madam versicherte daneben, wie es ihr immer interessant sei, mit den Müttern ihrer Zöglinge über deren Erziehungsplane zu sprechen und welches System sie bisher befolgt; so möchte sie denn auch die verehrte Dame gebeten haben, ihr jetzt ihre Principien und Maximen näher zu entwickeln.

Frau Eſpenmüller erſchrak beinah und geſtand, ſie verſtehe das nicht, es ſei hier zu Land, ſchein' es, anders als bei ihr zu Haus: dort erziehe man eben die Kinder nach üblichem chriſtlichen Brauche, ſchicke ſie in die Schule und daheim lernten ſie in der Haushaltung allgemach nachhelfen; von etwas Anderem wiſſe ſie nicht!

Ja, aber ſie müſſe doch eine beſtimmte Methode befolgen, welches die ſei? und was für Erziehungsſchriften ſie als Leitfaden gebraucht? fragte Madam, die ſich nicht verſtanden ſah.

Sind denn der chriſtliche Unterricht den die Mädchen in der Schule erhalten und die zwei Stunden Kinderlehre beim Herrn Pfarrer extra nicht genug? rief da verwundert die gute Bürgersfrau; und zum Auswendiglernen, oder als Schriften, wie es die Madam nenne, habe man den Katechismus. Das Exempel, meine ſie, bleibe die Hauptſache, und das habe ſie gegeben, ſo gut es einer ſchwachen und ungelehrten Frau möglich geweſen. Auf den Segen des Himmels aber komme allerwegen am Meiſten an, der habe, Gottlob! bis jetzt nicht gemangelt. Was ſie, die Frau Margareth, ihrer Mutter unter dem Erdboden noch danke, das, hoffe ſie, ſollen ihr einmal ihre Kinder ebenſo danken!

Frau Eſpenmüller hatte ſich warm geredet und darum etwas lauter geſprochen wie gewöhnlich; war es ihr doch geweſen, es griffe eine fremde Hand mit langen hagern Fingern an das innerſte Herzblatt ihres mütterlichen Gefühles. Aber mit einem halben Seufzer zugleich endete ſie, als wäre ihr zum erſten Mal ein Licht aufgegangen und ſie ſähe den Reſpekt vor den Wunderwirkungen der Penſion, den ſie mitgebracht, leiſe leiſe in Mißtrauen auswachſen.

Die welſche Madam ſeufzte auch unter ihren Haubenbändern hervor; warum iſt nicht genau ermittelt, doch bat ſie mit leidender Stimme, etwas leiſer zu ſprechen, ihre Nerven ſeien gar zu ſehr angegriffen. Frau Margareth verwunderte ſich, wie denn die Madam über mehr als ein Dutzend Mädchen wolle Meiſter werden und ſie

in Ordnung halten mit ihren Nerven, wie sie's nenne? Sie wisse doch nichts von Nerven und habe nur zwei Mädchen zu ziehen gehabt, aber manches liebe Mal habe sie nicht mehr gewußt, wo ihr der Kopf gestanden! es sei ihr nun kein Räthsel mehr, daß es so vieler Orten an der rechten Ordnung fehle, da werde man dann eben die Maximen und Systeme brauchen, oder wie das heiße!

Solches aber dachte Frau Espenmüller nur ganz im Stillen, merkte indeß daneben gar wohl, wie eine einfache Frau sie war, was an der Zeit sei. Sie entschuldigte sich demnach und stand auf: sie möge nicht länger incommodieren, habe auch schon eine Ewigkeit ihr Lisebethli nicht gesehen, das wolle sie nun aufsuchen!

So trennten sich die Beiden. Der guten Frau Margareth aber, als sie aus dem Zimmer trat, war es, als ob draußen auf dem Gange vielmehr Luft wäre als in der Stube drin und ihr darum das Athmen leichter würde.

VII.

Ein praktischer Ausflug.

Auf den folgenden Nachmittag war ein gemeinschaftlicher Spaziergang nach einer berühmten Ruine verabredet, von der man eine prächtige Aussicht in die Ferne genoß, auf den See und gegen die Schneeberge hin. Nahe dabei war zugleich ein Bauernhof, wo die Leute der Umgegend und aus dem nahen Städtchen zuweilen ländliche Abendessen einzunehmen pflegten. Frau Espenmüller, die wenigstens froh war, daß es ins Freie gieng und daß sie beim Lisebethli sein könne, nahm natürlich mit Theil an dem Ausfluge.

Die Mädchen hatten an diesem Tage des Gastes halber die Erlaubniß erhalten, so zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen, das heißt deutsch. Sie waren schon, alle gleich gekleidet, vor dem Hause versammelt, einige mit Zeichnungsheften versehen, andere mit Noten-

büchlein und dergleichen, etliche ſogar mit Hammer und Säcken, um Steine zu ſammeln. Frau Eſpenmüller ſtand bei ihrem Liſebethli und fragte nach Dieſem und Jenem, das ihr fremd und auffallend war, wozu aber die Jungfer Tochter kein gar freundliches Geſicht machte, ſondern vielmehr ärgerlich ſchien über derlei Reden und Fragen, welche die Verwunderung oder Unkenntniß der guten Frau gar zu unumwunden und einfältiglich an Tag legten.

Endlich trat denn auch die Madam aus der Thür; ſie ſah ſehr zuſammengeſetzt aus, beſtand aus verſchiednen, zum Theil koſtbaren, Stücken, die aber nicht recht zu einander paſſen wollten. So ſchienen ſich der große ſchwefelgelbe Hut mit Blumen drauf und der blaue Schleier darüber ſpinnenfeind zu ſein; ein langer geſtickter Kragen und ein koſtbarer Strickbeutel — Alles verſchiedne Andenken von Zöglingen — blickten gar geringſchätzig auf den lilafarbnen Rock und den blauen Shwal herab, welche die Madam wohl ſelber ſich angeſchafft, während endlich Frau Eſpenmüller in dem grasgrünen Sonnenſchirmchen ihr letztes Neujahrsgeſchenk erkannte, das ſie auf Liſebethlis Verlangen ins Welſchland geſchickt.

Voraus die Mädchen, zwei und zwei, hinten die Madam mit ihrem Gaſte, ſetzte ſich nun der Zug langſam in Bewegung und langſam immer gieng es vorwärts, dem geſteckten Ziele entgegen. Unterwegs belehrte die Madam Frau Margarethen, daß ſie von Zeit zu Zeit ſolche Ausflüge beſonders darum gerne mache, um ihre Maximen und Lehren mit den Töchtern praktiſch einzuüben. Ein Beiſpiel hiezu gab ſie wenige Augenblicke darauf: Es kam ihnen ein Handwerksburſche entgegen mit einem ſchweren Felleiſen auf dem Rücken, der fragte bei einigen der Mädchen, die vornen im Zug waren, nach dem Wege ins Dorf. Dieſe blieben ſtehen und gaben ſo gut möglich Beſcheid. Aber die Madam rief ſie nachher zu ſich und hielt ihnen eine Predigt, daß ſie bei Jemand, den ſie nicht gekannt, und noch dazu bei Jemand, der kein Frauenzimmer ſei (ſie vermied das

Wort Mann), auf der Straße stehn geblieben und mit ihm gesprochen; das sei durchaus unschicklich und sie wünsche es nicht mehr zu sehen, in nähere Gründe könne sie sich jetzt nicht einlassen!

Frau Espenmüller wunderte sich hierüber, sie hätte es im Gegentheil unschicklich gefunden, dem armen Handwerksburschen keine Auskunft zu geben und kam auf den Gedanken, im Welschland müßten die Handwerksbursche doch besonders schlechte Menschen sein.

Spätter hatten Betty und eine Gespielin am Wege Blumen gesucht und waren da über den Namen eines Pflänzleins uneins geworden. Sie kamen beide zur Madam gesprungen, sie als Schiedsrichterin anzurufen, ob es eine **Myosotis hispida** oder **arvensis** sei? Frau Espenmüller, die das sonderbare Gewächs auch gerne sehen wollte und sich darnach bückte, rief da: „Ei, das ist ja ein Vergißmeinnichtchen!" und konnte nicht fassen, daß die Kinder nicht einmal dieses Blümlein kannten. Lisebethli aber wurde feuerroth über die Rede der Mutter und die Mädchen in der Nähe kicherten vernehmlich; selbst die Madam lächelte so zu sagen und bemerkte dann: „Ja es ist **myosotys arvensis** und gehört in die fünfte Classe der Linné!"

Das war aber noch nicht Alles; sie tadelte das andere Mädchen, daß es plump und roh, ohne alle Grazie, daher gesprungen gekommen, nicht besser wie eine Bauernmagd, und stellte ihm Betty als Vorbild hin, die einige gefällige Pas zwischen dem Hüpfen angebracht! Dieses Lob schlürfte Frau Margareth nicht besonders gierig ein, vielmehr wünschte sie bei sich, Lisebethli hätte den Vorwurf verdient, und wendete sich unwillkürlich mit einer freundlichen Frage zu dem getadelten Kinde. Ungezwungen, wenn auch ein wenig scheu und ledern, gab dasselbe Antwort, wofür es von Madam die Belehrung erhielt, ein andermal beim Antworten leicht zu lächeln und die Knie etwas zu biegen! Frau Espenmüller hatte fortan nicht mehr das Herz, ein Wort weiter zu sagen, aus Furcht, dem armen Kinde werde sonst gar noch vorgeschrieben, wie es athmen müsse, um nicht

gegen die gute Lebensart zu verſtoßen, und ſchoß damit nicht ſehr weit neben das Ziel, denn keine zwei Minuten vergiengen, da wurde einer andern Schülerin wirklich vorgeworfen, daß ſie ſich auch gar keine Mühe gebe, einen gebildeten Accent in ihre Sprache zu legen!

Unter ſolcher Einübung von Maximen und Lehren war man bei der Ruine angekommen. Hier ſollte nun ein kleiner Halt gemacht und ein Lied an die Alpen geſungen werden. Die Mädchen ſtellten ſich im Kreiſe nach den Stimmen, wobei es ein langes Hin- und Herreden gab, ſteckten dann ernſthaft die Köpfe zuſammen, wie Schafe, wenn's donnert, und hielten alle ihre Geſangshefte in der Hand, von denen ſie kein Auge abwandten, keinen Blick ſchweifen ließen auf die ſchöne Ausſicht, den See, die grünen Hügel und glänzenden Schneeberge hinaus, von denen ſie doch ſangen, ſondern ängſtlich nur die ſchwarzen Notenköpflein anguckten und eins zwei drei! eins zwei drei! zählten. Welch ein Genuß dieß auch ſei und was man habe von der ſchönen Ausſicht, wenn man ihr den Rücken kehre? fragte ſich Frau Margareth; zu ihrer Zeit ſei im Freien aus den Herzen geſungen worden, nicht aus den Notenbüchlein und wenn gleich ein Takt ein bischen länger ausgefallen, die Luſt ſei dadurch nicht zu kurz gekommen!

Nachdem abgeſungen war, lagerte man ſich im Graſe, Madam auf einem Halbdutzend Hals- und Schnupftücher ihrer Zöglinge, den Kopf gegen die laue Frühlingsluft dicht mit einem Shwale umwickelt, daß nichts mehr davon als die Naſe zu ſehen war. Einige der Mädchen zeichneten nun den See ab, andre einen Berg, den Wald oder eine gegenüberſitzende Geſpielin, ein Gänſeblümchen, ſelbſt die Blumen des geſtickten Beutels der Madam entgiengen nicht der Abconterfeiung. Die Frau Margareth aber ergetzte ſich beſonders an der Ausſicht: die Schneeberge waren ihr etwas ganz Neues und auch ein See bisher nie vorgekommen, denn nur von einem Thore

zum andern hatte sie daheim ihr weitester Spaziergang geführt. Und als die Gipfel der blauen Berge röther wurden und die Sonne so freundlich in den See glitzerte, da wurde auch ihr wärmer im Innern und das Herz gieng ihr auf, sie mußte ein heiteres Gesicht machen, wollte sie nun wollen oder nicht. Sie gestand da, daß Lisebethli daheim im Hinterstübchen wohl manchmal ans Welschland, wo's so schön sei, zurückdenken werde, würde es doch sogar sie, die bestandne Frau, sauer ankommen, die schönen Berge, die grünen Matten und den blauen See zu vergessen, wenn sie länger hier bliebe! Madam erwiederte hierauf, über solche Sentiments drücke sich namentlich **Monsieur Schiller** magnifik aus! und hieß nun eins der Mädchen, den Abschied der Jungfrau von Orleans deklamiren, wo es heißt, „Lebt wohl ihre Berge, ihr geliebten Triften!" — aber auf französisch übersetzt, weßhalb denn auch Frau Margareth nicht besonders davon angegriffen wurde.

Einige Zeit später brach man nach dem nahegelegenen Bauernhof auf und nahm dort eine Erfrischung, wie es genannt wurde.

Als die Mädchen beim Essen um den Tisch saßen, fiel es der Frau Espenmüller besonders auf, wie alle accurat auf die gleiche Art den kleinen Finger emporstreckten und Messer und Gabel bloß mit dem Daumen und Zeigefinger anfaßten. Sie schnitten immer ganz kleine Stückchen und nur eins oder höchstens zwei aufs Mal, die sie vorweg aßen und dann das Bestecke wieder liegen ließen, als müßten sie ausruhen von der Anstrengung und man nie recht wußte, waren sie fertig oder nicht. Dieß Alles machte die Madam so vor und die Mädchen thaten es ihr so genau nach wie die Rekruten dem Exerciermeister, daß es nicht anders schien, als wären sie alle kleine unausgewachsne Madamen. Frau Margareth freilich blieb bei ihrer alten Art, zerschnitt Alles auf ein Mal und aß dann ruhig fort. Als man wieder aufstand und es unvermerkt geschehen konnte, fragte sie ihr Lisebethli besorgt, ob ihm nicht ganz wohl sei, oder es eine Cur

gegen die gute Lebensart zu verſtoßen, und ſchoß damit nicht ſehr weit neben das Ziel, denn keine zwei Minuten vergiengen, da wurde einer andern Schülerin wirklich vorgeworfen, daß ſie ſich auch gar keine Mühe gebe, einen gebildeten Accent in ihre Sprache zu legen!

Unter ſolcher Einübung von Maximen und Lehren war man bei der Ruine angekommen. Hier ſollte nun ein kleiner Halt gemacht und ein Lied an die Alpen geſungen werden. Die Mädchen ſtellten ſich im Kreiſe nach den Stimmen, wobei es ein langes Hin- und Herreden gab, ſteckten dann ernſthaft die Köpfe zuſammen, wie Schafe, wenn's donnert, und hielten alle ihre Geſanghefte in der Hand, von denen ſie kein Auge abwandten, keinen Blick ſchweifen ließen auf die ſchöne Ausſicht, den See, die grünen Hügel und glänzenden Schneeberge hinaus, von denen ſie doch ſangen, ſondern ängſtlich nur die ſchwarzen Notenköpflein anguckten und eins zwei drei! eins zwei drei! zählten. Welch ein Genuß dieß auch ſei und was man habe von der ſchönen Ausſicht, wenn man ihr den Rücken kehre? fragte ſich Frau Margareth; zu ihrer Zeit ſei im Freien aus den Herzen geſungen worden, nicht aus den Notenbüchlein und wenn gleich ein Takt ein bischen länger ausgefallen, die Luſt ſei dadurch nicht zu kurz gekommen!

Nachdem abgeſungen war, lagerte man ſich im Graſe, Madam auf einem Halbdutzend Hals- und Schnupftücher ihrer Zöglinge, den Kopf gegen die laue Frühlingsluft dicht mit einem Shwale umwickelt, daß nichts mehr davon als die Naſe zu ſehen war. Einige der Mädchen zeichneten nun den See ab, andre einen Berg, den Wald oder eine gegenüberſitzende Geſpielin, ein Gänſeblümchen, ſelbſt die Blumen des geſtickten Beutels der Madam entgiengen nicht der Abconterfeiung. Die Frau Margareth aber ergetzte ſich beſonders an der Ausſicht: die Schneeberge waren ihr etwas ganz Neues und auch ein See bisher nie vorgekommen, denn nur von einem Thore

zum andern hatte sie daheim ihr weitester Spaziergang geführt. Und als die Gipfel der blauen Berge röther wurden und die Sonne so freundlich in dem See glitzerte, da wurde auch ihr wärmer im Innern und das Herz gieng ihr auf, sie mußte ein heiteres Gesicht machen, wollte sie nun wollen oder nicht. Sie gestand da, daß Lisebethli daheim im Hinterstübchen wohl manchmal ans Welschland, wo's so schön sei, zurückdenken werde, würde es doch sogar sie, die bestandne Frau, sauer ankommen, die schönen Berge, die grünen Matten und den blauen See zu vergessen, wenn sie länger hier bliebe! Madam erwiederte hierauf, über solche Sentiments drücke sich namentlich **Monsieur Schiller** magnifik aus! und hieß nun eins der Mädchen, den Abschied der Jungfrau von Orleans deklamiren, wo es heißt, „Lebt wohl ihre Berge, ihr geliebten Triften!“ — aber auf französisch übersetzt, weßhalb denn auch Frau Margareth nicht besonders davon angegriffen wurde.

Einige Zeit später brach man nach dem nahegelegenen Bauernhof auf und nahm dort eine Erfrischung, wie es genannt wurde.

Als die Mädchen beim Essen um den Tisch saßen, fiel es der Frau Espenmüller besonders auf, wie alle accurat auf die gleiche Art den kleinen Finger emporstreckten und Messer und Gabel bloß mit dem Daumen und Zeigefinger anfaßten. Sie schnitten immer ganz kleine Stückchen und nur eins oder höchstens zwei aufs Mal, die sie vorweg aßen und dann das Bestecke wieder liegen ließen, als müßten sie ausruhen von der Anstrengung und man nie recht wußte, waren sie fertig oder nicht. Dieß Alles machte die Madam so vor und die Mädchen thaten es ihr so genau nach wie die Rekruten dem Exercier-meister, daß es nicht anders schien, als wären sie alle kleine unausgewachsne Madamen. Frau Margareth freilich blieb bei ihrer alten Art, zerschnitt Alles auf ein Mal und aß dann ruhig fort. Als man wieder aufstand und es unvermerkt geschehen konnte, fragte sie ihr Lisebethli besorgt, ob ihm nicht ganz wohl sei, oder es eine Cur

brauchte, daß es nur ſo wenig wie ein Vögelein gegeſſen? Die Luft hier ſcheine ihr, zehre doch! — Jungfer Betty aber antwortete nicht beſonders artig: es ſei nicht guter Ton, zu eſſen wie ein Dreſcher, man ſetze ſich wegen der Geſelligkeit zu Tiſche, und nicht, um den Bauch zu füllen! Die Mutter ſchwieg hierauf, hatte aber einen neuen Grund, die Abreiſe aus dem Welſchland nicht unnöthig zu verſchieben.

Auf dem Heimwege ereignete ſich noch ein kleines Abenteuer. Madam hatte ſich vom Hofe aus einen Fußpfad weiſen laſſen, der über Weiden führte, um nicht den gleichen Weg wieder zurück zu gehen. Dieſer ſchmale Pfad war unvermerkt ausgegangen und die Geſellſchaft verirrte ſich ein wenig, ſo daß man an einen Bach gerieth, der tiefer unten im Thale verlief. Obwohl der Bach ganz ſeicht, entſtand doch eine große Noth und die Madam gieng beſorgt am Borde auf und nieder mit ihren Zöglingen, nicht anders wie eine Gluckhenne. Eins der Mädchen, das noch nicht lange in der Penſion war, getraute ſich zwar wohl, mit einem herzhaften Satze hinüber zu ſpringen, was ihr aber als etwas ſehr Rohes ſogleich verwieſen wurde. Und als ein anderes gar vorſchlug, die Strümpfe auszuziehen und hindurch zu waten, gab es ein allgemeines Entſetzen und von der Madam extra eine lange Strafpredigt gegen dieſe Unſchicklichkeit, da ja kaum eine Viertelſtunde von dieſem Orte, gerade hinter dem Berge, ein bewohntes Dorf liege! Mit all dem gelangte man indeß doch nicht über das Bächlein und ſchon tönte etwas vom Uebernachten in der Wildniß, vom lauten Rufen nach Hülfe, vom Umkehren nach dem Hofe und einen Führer nehmen, als Frau Margareth inzwiſchen ein Paar große flache Feldſteine, die in Menge am Ufer lagen, mitten in den Bach warf und auf dieſe tretend, herzhaft und trocknen Fußes durch das Waſſer ſchritt. Einige Mädchen, die ſich vor der ältern Frau unwillkürlich geſchämt, waren ihr gleich nachgeſprungen und obwohl die Madam zu ſolcher Verwegenheit den

Kopf ſchüttelte und alle Bänder darauf mit ihr zitterten, blieb ihr am Ende doch nichts Andres übrig, als mit dem Reſte der Penſion das Wagniß nachzumachen, das, einen Schuh voll Waſſer abgerechnet, denn auch für ſie glücklich ablief. Frau Eſpenmüller aber dachte bei ſich: trotz den vielen und ſchönen Maximen wiſſe man in den Penſionen nur ſchlecht, ſich aus der kleinſten Verlegenheit zu ziehen!

VIII.

Die Heimkehr.

Frau Eſpenmüller konnte nicht erwarten, bis es des andern Tags Mittag war, auf welche Zeit ſie abreiſen wollte, um die im Dorfe vorbeifahrende Poſt nicht zu verfehlen. Länger als zwei Stunden vor der beſtimmten Zeit hatte ſie ſchon Alles gepackt und war bereit und die große Reiſetaſche, ſo vollgeſtopft ſie war, ließ ſich nicht mehr von ihr trennen, ſondern bämmelte bei jedem Schritt und Tritt an ihrem Arme gedankenvoll hin und her. Der Boden hier brannte der guten Frau unter den Füßen, denn Alles war doch auch gar zu anders, als ſie's gewohnt, im Reden, in den Geberden, im Thun und Laſſen; jeden Augenblick ſtieß ſie an und merkte es gar wohl, wie man ſie ſo beſonders anſehe: mit halbem Mitleid, mit einer höflichen Nachſicht, die ihr wie Geringſchätzung ſo wehe that. Für jede Minute auch peinigte ſie die Angſt, es werde ihr darin Liſebethli noch mehr entfremdet! Das war jetzt ausgemacht: dieſe geprieſne Penſion, dieß koſtbare Welſchland, Frau Margareth hatte ſie anders gefunden, als ſie ſich vorgeſtellt und gehofft. Daß auch Liſebethli anders darin geworden, als ſie wünſchte, das geſtand ſie ſich vielleicht noch nicht ſo offen, aber doch ſuchte ſie ſich wenigſtens zu tröſten: das Mädchen werde auch viel Gutes gelernt haben, was man nicht ſo auf den erſten Blick ſehe, und ſtoße ſie jetzt gleichwohl Manches,

daheim in der guten alten Luft werde sich's schon wieder ins frühere Geleise bringen lassen.

Unter solchen Gedanken, die bald Wolken heranwehten und bald zerstreuten, war denn der Augenblick des Scheidens endlich herangekommen. Frau Margareth hatte Mühe, ihre Freude nicht gar zu deutlich merken zu lassen, während Betty, die den ganzen Morgen schon mit rothen Augen herumgeschlichen war, von Neuem zu weinen begann; denn wie freundlich auch die Aussicht lächelte, nun kein Kind mehr zu sein! so deutlich mochte doch auch die Ahnung in dem Mädchen auftauchen, sie passe nicht mehr recht für das beschränkte bürgerliche Leben daheim.

Still und in sich versenkt saßen eine Stunde später Frau Espenmüller und Betty in dem Postwagen. Während die Pferde mit ihrem eintönigen Geschelle vor sich hin trabten auf der breiten Landstraße und der Postillon halb im Schlafe von Zeit zu Zeit den Arm mit der Peitsche hob und hüst! rief, blickte, — ein Widerspruch des Lebens — die Mutter in die Zukunft hinaus, ihre Tochter zurück nach der Vergangenheit.

Niemand aber, als eine zweite Frau Espenmüller, weiß, wie es der guten Frau zu Muthe war, als sie die Kirchthürme ihrer Heimat wieder sah und auf Eiderdunen und Flaum wäre sie nicht angenehmer gebettet gewesen, als auf dem zusammengesessenen Wagenkissen, von dem sie das holperige Straßenpflaster des Städtchens handhoch aufwarf. Und als sie nachher gar vor ihrem Häuschen stand und droben hinterm gezogenen Vorhänglein das Licht brennen sah, als an der alten eichenen Thüre der große messingene Löwenkopf durch die Nacht sie so spiegelhell anlachte, da waren Welschland und Post und Gepäck, ja sogar Lisebethli für einen Augenblick rein vergessen. Sie reißt hastig an der Glocke: ein Mädchenkopf fährt oben aus dem Fenster, — ein Schrei — es wird finster droben, im Hausgange jedoch helle, — die Thür öffnet sich und Frau Marga-

reth ſtürzt dem Käthrinli in die Arme. Sie drückt es feſt und lange ans Herz und blickt ihm ins ehrliche Geſicht hinein, gleichſam als müſſe ſie ſehen, ob dieſes doch noch unverändert? und Thränen treten ihr ins Auge, da ſie's ſo ganz wieder findet, wie ſie es verlaſſen. Das gute Käthrinli ſchien ganz verwundert über ſolche Zärtlichkeit und fragte faſt zaghaft, ob denn die Mutter es noch lieb habe, wenn jetzt ſchon Liſebethli zurück ſei? Der Mutter ſtieg's ſonderbar aus dem Herzen auf, wie ein Schmerz, doch ſie verbiß es und ſchwieg. Betty, die inzwiſchen dem Poſtdiener das Gepäck abgenommen und ihm ſein Trinkgeld gegeben, trat nun zu den Beiden und nach einigem Erſtaunen, wie die Schweſter in der Penſion ſo groß geworden und hübſch, führte Käthrinli die Ihrigen ins alte hintere Stübchen hinauf, das Betty jetzt ſehr enge und dunkel vorkam Frau Eſpenmüller dagegen konnte nicht ſagen, wie wohl ihr wieder daheim war, wie ihr rings die Ordnung und Reinlichkeit gefiel und daß Käthrinli in ihrer Abweſenheit ſo vernünftig hausgehalten und den Laden beſorgt, denn es mußte ihr gleich erzählen, was Alles unterdeſſen vorgefallen. Auch jetzt noch durfte die Mutter nicht einmal recht aus dem Lehnſtuhl aufſtehen: das Käthrinli holte ihr Pantoffeln und Hauerock und wie herbei gezaubert ſtand nach wenig Augenblicken Frau Margarethens Lieblingsgericht auf dem Tiſche, Caffe und Erdäpfel mit ſüßer Butter. Als da ein zufriedener dankbarer Blick auf das Mädchen fiel und Frau Eſpenmüller ſchien, an einer fürſtlichen Tafel könnte es ihr nicht beſſer ſchmecken als hier, da ſtrahlte das gute Kind vor Glück, daß es Alles ſo gut getroffen und bekam Muth und weil es jetzt nicht damit zurückgewieſen wurde, ſo verdoppelte es nur ſeine Liebe und Dienſtwilligkeit.

IX.

Wie doch nicht Alles ins alte Geleiſe kommt.

Nachdem die erſten Paar Wochen, Flitterwochen gleichſam, vorüber und die Beſuche bei Verwandten und Bekannten abgeſtattet waren, das Fragen und Erſtaunen ein Ende hatte, kurz als Betty (anders wollte ſie nicht mehr genannt ſein) zu Hauſe wieder warm geworden; da mußte denn die gute Frau Margareth auch immer deutlicher innewerden, wie ihre Hoffnung, daheim werde Alles ſchon wieder ins alte Geleiſe kommen, zu Waſſer ward. Unter der Sonne und dem Regen des Alltagslebens verſchoß der glänzende Firniß des Feiertagsgeſichtes mehr und mehr und die wahre Farbe trat immer deutlicher hervor. In dem engen Haushalte, den einförmigen Vergnügungen, dem beſcheidnen bürgerlichen Geiſte, der ſich im Weben und Leben und in der ganzen Umgebung Frau Eſpenmüllers kund gab, gefiel ſich das Dämchen ſtets weniger, überſah das Ehrenhafte, Tüchtige, das darin lag und ſtach nur das Altväteriſche und Schwerfällige heraus, dieſes verachtend und in dieſer Verachtung ſo Manches, was der braven Frau theuer war, verſpottend. Die Mutter mochte ſagen, urtheilen was und wie ſie wollte, Betty fand es ſpießbürgerlich, gemein, weil es ſo nach Nichts klang, ein ſo gewöhnliches hausbacknes Anſehen hatte, denn ihre Zähne waren weder ſtark noch unverdorben genug, um dieſe Schale aufzuknacken und ſo auf den geſunden Kern zu kommen, der darinnen lag.

Vor Allem hatte Betty keinen Hochſchein davon, was das heiße: im Kleinen getreu ſein. Was nicht hoch tönte, nach was Großem ausſah, nicht glänzte, das galt ihr zum Voraus als abgeſchmackt; darüber rümpfte ſie das Näschen, rühmte ihre Penſion, die Madam, die Maximen, nach denen allein ſie immer und immer die Sorgen in der Haushaltung, das Kramen und Rechnen im Laden, die Lebensanſichten, wie die Handlungsweiſen ihrer Mutter abmaß und mit

dieſem Maßſtab natürlich überall nur anſtieß. Sie ſpottete über den bürgerlichen Krautgarten and ahnte nicht, daß ſie zwiſchen übertünchten Gräbern wandle! Mit dieſem Sinne, in dem ſie ſich viel zu gut hielt für ihre Umgebung, die ſie überſah im Geiſte, mit dieſem Sinne half ſie der Mutter begreiflich blutwenig nach. Umſonſt hatte die gute Frau darauf gezählt, an ihrem erwachſenen Kinde nun eine Stütze zu haben, im Laden wie in der Hauswirthſchaft. Aber ein klein wenig ſtricken, etwas ſticken — das war faſt Alles, wozu Betty ſich bequemte, nebenher las ſie, ſchrieb Briefe an Freundinnen und ein Tagebuch, zeichnete oder machte Beſuche. Muthete ihr die Mutter einmal zu, in Dem oder Jenem ihr an die Hand zu gehen, ſo hatte die Jungfer Tochter richtig gerade Etwas zu repetieren oder einzuüben. Und war ſie wirklich einmal nicht ſo mit ihrer „Ausbildung“ beſchäftigt, ſondern bequemte ſich zu einer Hausarbeit, dann fiel die ſo erbärmlich aus, daß Frau Margareth den Kopf ſchütteln mußte, mochte ſie nun wollen oder nicht. Aber da hieß es gleich, in der Penſion ſei man nicht zu ſolcher Mägdearbeit erzogen worden! und die Mutter machte es ein ander Mal lieber ſelbſt, ſo gab es keinen Streit.

Betty ſelber war nicht glücklich bei all ihrer Ausbildung, und wie ſie ſonſt das nannte; ihr mangelten die Zerſtreuungen, die Geſelligkeit zu ſehr. Das breitſchultrige bürgerliche Leben mit Kraut und Rüben und für den Sonntag ein Stück Speck, hatte allzu unhöflich das ſpröde jungferliche Penſionsleben mit dem großen Tone, dem vornehmen und gebildeten Anſtrich zur Seite geſchoben; ein Tag verlief hier wie der andere, das tägliche Brot ſpielte eine Hauptrolle, wenn es auch fromm in das Unſervater eingeſchloſſen war. Cäthrinli freilich und die Mutter hatten nie Langeweile, ſie wußten nicht, wie ihnen der Tag hingieng: kaum war die Sonne aufgegangen, ſo war ſchon wieder der Abend da! Betty aber gähnte einmal übers andere, einen ganzen Tag daheim bleiben, war ihr eine

Qual, ſie wurde unzufrieden, herriſch, gab mürriſche oder ſchnippiſche Antworten, denn von Schweſter und Mutter nahm ſie gleich Alles übel und lebte nur wieder auf, wenn irgendwo etwas Beſondres los war, eine Einladung, ein Feſt, woran ſie Theil nahm oder dergleichen, was den gleichförmigen häuslichen Lebensgang unterbrach. Als Betty einmal ſo recht ihre unfreundliche Seite herausgekehrt, übernahm es die Mutter doch auch, und in ihrem Unwillen hielt ſie der Tochter all die Opfer vor, die ſie für ſie gebracht und die dieſe nun ſo mit Undank lohne. Da ſagte aber Betty faſt kalt, daß dieß nur die Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder ſei! Frau Margareth erſchrak und von dem an ſchwieg ſie. So hatte die gute Frau ſchon eine geraume Zeit für ſich gelitten und nur durch heimliche Seufzer, durch unbemerkte Thränen ſich erleichtert, während das argloſe Käthrinli noch immer in ſeiner felſenfeſten Vorausſetzung ſtand, Betty habe in der Penſion die Vollkommenheit ſuderweiſe zu eſſen bekommen. Was ihm etwa auch auffiel, das unterſuchte es nicht näher, mit einem eigenen Reſpekte davor machte es nur ſich allein den Vorwurf der beſchränkten Einſicht, des mangelnden Verſtändniſſes, denn es maß die Schweſter mit einer ganz andern Elle wie ſich.

Schon lange hingegen hatte die Mutter Käthrinli's gute Seiten, die zwar nie beſonders glänzten, aber um ſo dauerhafter waren, mit ganz andern Augen anſehen gelernt als bisher, und je mehr ſie darauf achtete, entdeckte ſie wieder neue. Es war daher natürlich, daß ſie ſich freundlich gegen das gute Mädchen zeigte, gab es doch ohnehin hier ſo manches alte Unrecht abzubitten! Käthrinli aber, das ſolche Liebe gar wohl fühlte, wenn es auch nicht recht den Grund einſah, wurde nur um ſo zuthunlicher und anhänglicher und ſuchte es der Mutter, wo es konnte, leichter zu machen, denn das merkte es wohl, etwas drücke ſie. Gefragt freilich hätte es nie, nicht etwa aus Mangel an Theilnahme, ſondern aus Scheu und kindlicher Ehrfurcht nicht.

So war denn zwiſchen Mutter und Tochter, wie nahe ſie ſich auch unbemerkt gekommen waren, doch immer eine Scheidewand ſtehn geblieben. Mochte dieſe faſt durchſichtig geworden ſein und Spalten und Riſſe in Menge haben, was half's, wenn Käthrinlis Reſpekt und Einfalt ſich vor die Lucken ſtellten und der Neugier wehrten, hindurch zu gucken? Käthrinli ſelber indeß war es, die bei aller Unſchuld den Sturm und das Erdbeben hervorrief, wovor die Wand endlich niederſtürzte, freilich nicht ohne Krachen!

Wie ſchon öfter, ſo ſprach das Mädchen auch wieder einmal mit ihrer harmloſen Grauſamkeit zu der Mutter von Betty, deren Kenntniſſen und vielem Wiſſen und wie es ſich ſo gern alle Mühe geben wollte, wenn ihm die Schweſter nur auch Einiges mittheilen möchte! Frau Margareth ſchwieg erſt, ſchluckte die bittern Tropfen hinunter, ſuchte auszuweichen, abzubrechen; zuletzt konnte ſie nicht länger an ſich halten, es mußte einmal heraus, was bisher heimlich an ihr genagt und ihr ſchier das Herz abgedrückt. Es ſei nicht Alles Gold, was glänze und beſonders mit den Penſionsherrlichkeiten nicht halb ſo weit her! — begann ſie ihr Herz zu erleichtern und ſchloß dann mit der unumhüllten Schilderung Alles deſſen, was ihr an Betty mißfiel. Es lief dieſes ziemlich auf das hinaus: das Mädchen habe eine Menge überſpannter und aufgeblaſener Ideen in den Kopf gekriegt, die dort Rumor machten, aber alle keinen Aepfelputzen taugten; etwas Ordentliches und Brauchbares jedoch, ſo Etwas, das ſich auch für Leute eigne, die keine Prinzeſſinnen ſeien und nicht den ganzen Tag im Lehnſtuhl ſitzen könnten, habe ſie nicht gelernt, ja ſehe noch mit Verachtung darauf herab. Sie nehme auch Nichts an, was man ſagen möge, ſei in den Wind geredet, denn ſie verſtehe ja Alles beſſer. Reſpekt gegen Aeltre habe ſie kein Fünklein: wenn das Bildung ſei, ſo möchte man wünſchen, die wäre, wo der Pfeffer wachſe! und wenn alle Mädchen ſo aus dem Welſchland heimkehrten, ſollte man ſeinem Todfeinde nicht rathen, ein Kind dorthin zu ſchicken!

Die gute Frau war in ihrem Unwillen lebhaft geworden. Je länger sie bisher zurückgehalten, um so heftiger sprudelte jetzt der Strom ihrer Klagen hervor, und wer will's einer gekränkten Mutter gar zu hoch anrechnen, wenn da auch ein wenig Schaum über die Dämme und Schleusen hinausspritzt? Für Frau Margareth hatte aber diese Herzensvölle die Folge, daß noch etwas Andres überfloß als nur der Mund, die Augen nämlich, die sich allmälig mit Wasser füllten und dieses nun auf das glühende Herz niedergossen und so die versengende Glut milderten. Wie keck sie die Waffen gegen den vermeinten äußern Feind bisher geschwungen, sie ließ sie jetzt sinken und klagte sich selber an ob ihrer Verblendung und verrückten Einbildung, denn sie fühlte gar wohl, daß ihr mit ein Theil gebühre an der Schuld, deren sie ihre Tochter und die Pensionserziehung so heftig zieh. Was für ein Hochmuthsteufel auch in sie gefahren? und daß da in dem schwachen Augenblicke der Versucher in Gestalt der Pathin Nelkenbusch gerade habe kommen müssen! — rief Frau Margareth in bitterer Selbstanklage. Denn daß das eigentlich Nichts anders als eine Folge der vorangegangenen Erziehung gewesen, fiel ihr in ihrem gesteigerten Gemüthszustande nicht bei. Dagegen fühlte sie gar wohl das Unrecht, das sie an Käthrinli geübt und es war rührend, wie sie hierin vor dem eigenen Kinde ihr Sündenbekenntniß ablegte und ihm gleichsam öffentlich Abbitte that. Käthrinli war Anfangs wie vom Himmel gefallen gewesen und bei seiner etwas schwerfälligen Art hatte es lange gedauert, bis es wieder bei sich selber war und begriff, um was es sich handle. Aber erst als nun die Mutter sich so hinstellte wie eine Angeklagte und vor dasselbe Käthrinli, das sich immer für so gering geachtet, das nie von ferne nur daran gedacht, es könne die Mutter anders ansehen noch als mit dem tiefsten Respekt, der unbedingtesten Ergebenheit, das nie gefragt, nicht gezweifelt oder erwägt und gesichtet; — erst da kam Käthrinli die Sprache, oder drängte sich vielmehr gewaltsam und unwillkürlich aus

dem tiefſten Innern hervor. „Um Gotteswillen redet doch nicht ſo, Mutter!“ rief das Mädchen in einer Art von Seelenangſt; „ihr habt mir ja nie Unrecht gethan, was denkt ihr auch? Dank bin ich euch ſchuldig bis an mein Ende! Seht, oft geweint hab' ich heimlich, daß ich euch nicht mehr Freude machen könne und nicht mehr ſei, und — Gott verzeih mir's, aber ich hab dabei manchmal gedacht: wenn ihr einmal krank würdet oder nicht mehr ſo hanthieren könntet, wie ich euch da pflegen wollte und arbeiten Tag und Nacht, daß ihr meinen guten Willen ſehen ſolltet!“

Frau Margarethen aber war dieſe Liebe nur ein neuer Dorn in ihr wundes Gemüth, ſie klagte ſich nun an, daß ſie das gute und getreue Kind verkürzt um des undankbaren willen und nun mit dem beſtem Wollen es nicht mehr gut zu machen und das Gleiche zu thun vermöge für daſſelbe, denn das Welſchland ſei theurer zu ſtehn gekommen als ſie gerechnet, obwohl ſie noch ein paar Neuthaler extra drauf gelegt. Es habe wohl geheißen, ſo und ſoviel koſte es jährlich, aber da ſei noch dieß und jenes Beſondre hintendrein gekommen, was Alles zuſammen faſt eben ſoviel als das eigentliche Penſionsgeld ausgemacht.

„Redet doch kein Wort mehr hiervon, Mutter,“ unterbrach ſie da Cäthrinli; „ihr thut mir weh und euch Unrecht! Habt ihr mich nicht in die Schule geſchickt, und länger als nur ſo ein Paar Jahre? in der Haushaltung lernte ich bei euch, was ich ſonſt nirgend ſo gut und paſſend für mich hätte lernen gekonnt; ihr ſeid mir ja von je in Allem ein Vorbild geweſen, wie ich kein beſſres fände weit und breit nicht, und keins, dem ich williger folgen würde. Im Uebrigen wird mir der liebe Gott helfen, ich brauche nichts Beſondres, zu einer Dame paß ich doch nicht; ich bleibe bei euch, nirgend iſt mir wohler und habt ihr mich nur lieb, dann iſt Alles gut!“

Ein Ende ohne Heirath.

Während zwischen der Mutter und Käthrinli ein immer innigeres Wesen sich befestigte und das Mädchen heranwuchs in Bescheidenheit und Zucht, draußen von Niemand besonders beobachtet, im Hause aber der gute Geist, der stille wirkte und die Tage der alternden Mutter erheiterte; — während dem entfremdete Betty sich immer mehr von den Ihrigen und schlug ihren besondern Weg ein. Verächtlich sah sie auf den anspruchslosen, genügsamen Sinn ihrer Schwester, vornehm rümpfte sie die Nase über das Sorgen der Mutter und kam sich beinahe vor wie verschlagen unter Halbwilde, denn statt Käthrinlis herzlicher Liebe besaß sie ja nur eine ebensogroße Portion eitler Einbildung.

Saß man drum des Abends, eh das Licht angezündet wurde, im Hinterstübchen beisammen und die Mutter und Käthrinli sprachen vertraulich mit einander über dieß und das, was ihnen gerade nahe lag, so hörte man da gewiß nie ein Wort von Betty, schweigsam und mürrisch saß die am Fenster, hauchte die Scheiben an oder blickte in die Dämmerung hinaus, gähnte wohl auch zuweilen oder gab auf andre Art zu verstehen, wie sehr sie sich langweile. Erlaubte sich aber eins der Beiden je ein Urtheil oder eine Meinung über Etwas, das nicht nur so der Wirthschaft oder dem alltäglichen Verkehr angehörte, so verrieth Betty in ihren Zügen, wie auch durch Laute und Geberden, eine ganz unverhohlene Geringschätzung. Und obwohl Käthrinli, gerade bei aller Einfalt und Schmucklosigkeit, manchmal ganz richtige Blicke warf in das innere Leben, in ihr eignes wie in den geistigen Zusammenhang und Grund der Dinge außer ihr, so war die gebildete Schwester schon viel zu viel im Voraus dagegen eingenommen, als daß es ihr jemals besser hätte klingen können, wie das Urtheil eines Blinden über Farben. Was sollte auch Kä-

thrinit Beſondres vorzubringen wiſſen, da es ja nie in einer Penſion geweſen und weder in der Logik, Mythologie und Moral, noch im Tanzen und in der Anſtandslehre Unterricht genoſſen?

Wie unerfreulich aber auch Betty im Hauskleide ſchon bald nach ihrer Heimkehr ſich zeigte, draußen bei andern Leuten, auf der Straße, an Vergnügungsorten und in Geſellſchaften kehrte ſie ihre liebenswürdige Seite doch noch längere Zeit heraus. Es war faſt, als hätte dieſe gute Seite durch gar zu vielen Gebrauch und Betty müſſe ſie darum zu Hauſe ans Nägelein hängen und ſchonen und nur für die beſondern Anläſſe ſparen!

Das hübſche Mädchen, friſch und munter, mit keckem Züngleins und lebhaften Augen, war am Anfang überall wo's luſtig zugieng gar gern geſehen und es bildete ſich um ſie her was man ſo einen Hof nennt. Der Glanz und die Fülle der Jugend verdeckten noch manches Unliebenswürdige und man nahm es drum nicht gar zu genau, lächelte zu Einigem, fand Andres als Laune eines hübſchen Mädchens verzeihlich, ließ ſich wohl auch für eine Weile abſtoßen, um ſich bald darauf wieder auf's neue anziehen zu laſſen. Was ein ſchöner Mund ſpricht und mit einer gewiſſen Keckheit obendrein, das klingt immer beſſer, wenigſtens wo das Ohr im Auge ſitzt, der lachende Witz verdeckt die liebloſe Härte, das herzhafte Urtheil den innern Zwieſpalt, ein wohlklingendes Wort die Leere des tönenden Erzes. Wer ahnte wohl etwas vom Sumpfe unten, wenn er oben auf den Wangen die ſchönſten Roſen ſah? Darum kam Betty auch an viele Orte hin, an Bälle, in Geſellſchaften, an Landpartien, und die jungen Herrn flatterten um ſie herum und bewarben ſich um ihr freundliches Lächeln. Durch all dieß kam ſie natürlich nicht auf andre wenigſtens nicht auf beſſere Gedanken und ihr Herz verödete nur immer mehr in dem Geräuſch und Gewühle. Je liebenswürdiger ſie ſich aber unter fremden Leuten gezeigt, um ſo unerträglicher war ſie

nachher jedesmal, zu Hause, was es sich ja auch nicht der Mühe lohnte!"

Aber vor all den Weihrauchwolken merkte Betty nicht, daß sie allmälig älter wurde und noch immer allein war, obwohl sie ihre Angeln schon hie und da nach einem Goldfische ausgeworfen. Es ist eben zweierlei, einem Mädchen beim Tanzen aufzuwarten und mit einem als Hausfrau leben zu müssen; um was man sich zu einem Balle reißt, das möchte man oft daheim nicht geschenkt auf dem Estricht stehn haben. Wenn das nur die Mädchen auch glaubten! Obwohl Betty in der Pension Alles auf der Welt gelernt, dieß wußte es doch nicht, und deutete die Mutter einmal drauf hin, ja, was verstand die von Solchem? handelte sich's doch weder um das Abschäumen des Suppenhafens, noch um den Vertrieb von wollenen Unterjacken! So blieb nichts Andres übrig, als daß Betty die Erfahrung eben selber machen mußte. Die Weihrauchwolken wurden also erst nach und nach dünner, der Beifall der Welt zog sich zurück, je schroffer die Klippen des Alters bei dem Mädchen hervortraten. Statt nur auf Goldfische wurde jetzt so nebenbei schon auch auf Silberfische Jagd gemacht, und als auch die nicht anbeißen wollten, selbst Stockfische nicht verscheucht. Es half Nichts: Andern wurden nun die Huldigungen gebracht, die Betty bisher für ihr Eigenthum gehalten und diese Andern waren Jüngre! Das war das Schreckenswort. Sie wurde nun hiedurch nur launischer, die Launen aber fand Niemand mehr liebenswürdig, sondern man nannte sie gradeswegs unausstehlich und zog sich zurück. Die sich so zurückzogen, machte nun Nichts mehr reumüthig, sie blieben auf immer weg und nur einsamer ward es um Betty und umsonst bequemte sich am Ende ihr Stolz Andern nachzugehen, Andern sich anzuschließen, bloß um ein schmales Bißlein des ehemaligen Zuckerbrotes zu erhaschen. Als auch hier immer kleinre Brosämlein abfielen, trat die Gekränkte vom Schauplatz ab, halb gezwungen freilich und mit einer feindlichen Stimmung

gegen die ganze Welt, gegen den Undank und die Unzuverläſſigkeit der Menſchen. Sie haderte, als wäre ihr Unrecht geſchehen, unverdient und himmelſchreiend Unrecht. Dabei war ſie aber von jeher viel zu ſehr Bürgerin und ausſchließlich Bürgerin in der Welt geweſen, gegen die ſie jetzt ſo feindlich geſinnt war und die ſie ſo ſtrenge richtete. In dieſer undankbaren Welt gerade war ſie ja daheim, wo ſonſt auch? Im elterlichen Hauſe nicht, bei den Ihren, bei Mutter und Schweſter nicht. Nicht einmal im eignen Innern war ſie bekannt, ſondern höchſtens in der feinen Lebensart, im Franzöſiſchen, in der Mythologie und Tanzkunſt; was aber halfen ihr jetzt die? Ueberall verfolgt von der Gleichgültigkeit, angegriffen von Demüthigungen, in welken zerzausten Kränzen ſich verwickelnd und Zuflucht ſuchend und Schutz verlangend gegen einen Feind, in deſſen Land ſie nun einmal gebannt war, — ſo führte Betty ein unglückliches gehetztes Leben. Wie eine Nonne konnte ſie ſich jetzt abſchließen hinter die ſieben Mauern ihrer Unzufriedenheit und an der Wurzel ihrer Verbitterung kauen. Dann brauchte aber nur wieder ein glänzender Schimmer, zufällig vielleicht, durch irgend eine Ritze in ihre Zelle einzudringen und die Wunden, die ſchon ein wenig zu verharrſchen angefangen, wurden wieder geretzt, daß ſie aufbrachen und friſch bluteten und nur ſchwerer wieder heilten. Alle Penſionsweisheit nicht, die das Mädchen einſt gelernt, weder die lateiniſchen Namen, noch die linnéiſchen Claſſen, hatten es eben unterrichtet über die Natur und das Vorkommen des Balſams, der allein und ſicher ſolche Wunden zum Schließen bringt.

Und Cäthrinit? Es bewahrte ungetrübt ſeine jugendliche Heiterkeit und wurde die Freude und Stütze der Mutter. Viel mehr ließ ſich eigentlich nicht von ihm berichten; aber wer das Mädchen anſah, wenn er auch nicht ſagen konnte, es ſei ſchön und mache beſondres Aufſehen, er mußte doch zugeben: ein heitrer Friede, ein glückliches Genügen in ruhiger häuslicher Wirkſamkeit blicke ihm unverkennbar

aus den klaren Augen, den frischen Zügen, an denen keine Sorge gerüttelt, keine Leidenschaft gezehrt. Bettys Verehrer hatten sich alle verlaufen, wie viel ihrer auch gewesen, sie stand allein, mutterseelenallein; Käthrinli wußte Nichts von einem Hofe, hatte nie einen Anbeter gesucht, es hieß aber, sie habe dennoch einen gefunden oder vielmehr einer sie; freilich nicht am Balle. Wenn sie also ledig blieb bis zum Tode der Mutter, so war's darum nicht, weil Niemand sie mochte, und ist eben so wenig damit gesagt, daß sie's immer blieb: der junge Mann, von dem es hieß, er werbe um Käthrinli, heirathete wenigstens inzwischen auch nicht.

der Thüre klopfen, um Troſt und Rath zu holen, oder ihn ans arme Krankenlager rufen.

Es war ein ſchöner Sommerſonntagmorgen. Das Dörfchen mit ſeinen Strohdächern, die Klee- und Kornfelder, die Scheunen und Höfe lagen im lieben hellen Sonnenſchein, und die ganze Landſchaft ruhte unter dem blauen Himmel in rechtem Sabbathsfrieden. Hinter den Häuſern, dem Wald und Berge zu, breiten ſich ſchöne Wieſen, aus denen der zweite Graswuchs zart und dicht aufſproßte. Am nächſten dem Walde ſteht ein alter brauner Stall mit dem friſchduftenden Heuſchober und einer klaren Quelle unter zwei großen Lindenbäumen. In den weitäſtigen Buchen pfiffen die Amſeln und Droſſeln und unter ihnen ſangen die grauen Grasmücken in den Weißdornbüſchen ihren klaren Morgenpſalm. Dazwiſchen hörte man einen andern Vogel bald hell pfeifen, bald frembe Liedchen ſingen, und ſchnalzen, bald hie, bald dort im Walde. Endlich trat er aus den Buchen; es war ein hübſcher, brauner, barfüßiger Junge, kraushaarig und hellaugig, nicht im ſonntäglichen Gewand, in alten verflickten und verſtückten Lumpen, ſo was man in der ordinären Sprache einen jungen hoffnungsvollen Landſtreicher nennt. Er trug an einer alten Halfter ein myſteriös ausſehendes Bündelchen quer über den Rücken; mit der einen Hand hielt er im Mund eine kleine Maultrommel, in der andern einen friſchgeſchnittenen Schwarzdornſtock.

Beim Stall hielt er an und ſetzte ſich eine Weile brett und gemächlich auf das löcherige Bänkchen an der Thüre; dann knüpfte er ſein Bündel los, ſtellte es in die Ecke, und kniete an der Quelle nieder, um mit beiden Händen einen friſchen Trunk zu ſchöpfen. Das Waſſer war wieder ruhig und klar geworden. Wie er ſo lange und andächtig hineinſchaute, muß dem Burſchen die Idee gekommen ſein, ſo ein lieb hell Bächlein könne allenfalls noch zu mehr gebraucht werden, als bloß zum Trinken, wenn Einer pfiffig genug ſei. Er riß ſchnell die zwei vereinſamt ſtehenden Knöpfe, die letzten zwei

Hinter den Häuſern

— und hinter der „Geſellſchaft“. Die „Geſellſchaft iſt in unſerer Zeit das Motto des politiſirenden, des ſtaatswirtſchaftlichen, ſchreibenden, dichtenden, redenden Geiſtes. Die Geſellſchaft iſt zu einer gewiſſen Kriſis gekommen nach langer Krankheit; ſie hat mit der Zeit gewiſſe Elemente ausgeſchwitzt, die ſie wieder einnehmen ſoll; aber der Abſceß will ſich nicht in organiſcher Form und Freiheit mit dem Körper der Geſellſchaft verbinden, und ſo ſchwitzt ſie noch in einem fort und wird, denk' ich, auch ein gut Weilchen fortſchwitzen. Ich möchte nicht behaupten, daß jener große Bruchtheil der bürgerlichen Menſchheit, der noch keine höher berechtigte Stellung im geſellſchaftlichen Bande ſich erringen konnte, das ſogenannte Proletariat, ſich geradezu übel abſolut befinde; mitunter iſt dieß wohl der Fall, wie in allen Klaſſen der Geſellſchaft Lagen und Zeiten der Uebelkeit vorkommen; jedenfalls iſt indeſſen dieſer Zuſtand und die ganze Kriſis noch nicht ſo weit gediehen, daß die „unberechtigte Klaſſe“ ſo bald auf dem hohen Roſſe des Privilegiums in die obern Lagen und Genüſſe der bürgerlichen Geſellſchaft wird einreiten können. Einſtweilen gibt es alſo noch Plätze außer und „hinter der Geſellſchaft“, und ich lade den geneigten Leſer ein, mich auf einen ſolchen, der zugleich auch einer „hinter den Häuſern“ iſt, zu begleiten.

Das Dörflein Schwarzenberg liegt am Fuße eines weiten, dichtbewaldeten Berges. Da ſtehen etwa zwanzig Bauernhäuſer, des Pfarrers und des Doktors Haus, das Schulhaus, das Wirthshaus und die kleine Kirche mit dem Storchenneſt auf dem Thurm und

den Schwalbennestern unter den Dachspitzen und in den Schallöchern. Doch das ist nur die eigentliche City, so der Grundkern des Dorfes, die Glacis und die Vorstädte erstrecken sich rechts und links an den Hügeln hin in die Aecker und Matten hinaus; wohl eine Stunde weit von der Kirche liegt der letzte Schwarzenberger Hof, von dem alle Morgen ein Trüpplein Kinder mit Tafel, Griffel und Sack und Pack nach dem Schulhause pilgert. Die Schwarzenberger sind ordentliche, friedsame Leute; es sticht zwar in ihrer Chronik nichts davon, daß sie es waren, die einstmals das Pulver erfunden hätten, — ist auch nicht nöthig gewesen, da solches von andern Leuten bereits geschehen war, als noch gar kein eigentliches ordentliches Dorf Schwarzenberg beisammen war, sondern nur die zwei Weiler am Mühleteich und in der Frischegg. Aber die Schwarzenberger sind ein frisches, behäbiges Völklein; sie haben eine ordentliche Wirthschaft in ihrem Gemeindswesen, und notabene die Düngerstöcke nicht vor der Hausthüre, sondern hinter dem Stall; sie haben eine ordentliche Landschule mit einem vernünftigen Schulmonarchen, der zwar den aristokratischen Haselstock und die Pfötchen unbekümmert handhabt, aber dabei in der Liebe und im Vertrauen seiner Kinder steht. Sie haben ein gutes Wirthshaus, — so ein altes, ehrenfestes, mein' ich, wo nicht schon den ganzen Vormittag die Schnapsschlingel herumlungern; im Gegentheil, — es stehe die ganze Woche leer und wird am Sonntag auch nicht recht voll, nur etwa an der Kirchweih und Fastnacht. Ja, man erzählt dem Wirthe nach, es sei ihm nichts so zuwider, als an Wochentagen einen Schoppen aus dem Keller zu holen, und seine üble Laune mache ihn dann gegen den verirrten Gast ganz brutal. Dicht beim Wirthshaus steht landesüblich die Kirche und daneben das rebenumgitterte Pfarrhaus mitten in den Levkojen und Rosen des wohlgepflegten Gartens. Der Pfarrer ist ein frommer alter Herr, treibt eifrig das Gesetz und das Evangelium in Zucht und Vermahnung und hält ein Bakel-Verein, die am Abend am

der Thüre klopfen, um Troſt und Rath zu holen, oder ihn ans arme Krankenlager rufen.

Es war ein ſchöner Sommerſonntagmorgen. Das Dörfchen mit ſeinen Strohdächern, die Klee- und Kornfelder, die Scheunen und Höfe lagen im lieben hellen Sonnenſchein, und die ganze Landſchaft ruhte unter dem blauen Himmel in rechtem Sabbathsfrieden. Hinter den Häuſern, dem Wald und Berge zu, breiten ſich ſchöne Wieſen, aus denen der zweite Graswuchs zart und dicht aufſproßte. Am nächſten dem Walde ſteht ein alter brauner Stall mit dem friſch duftenden Heuſchober und einer klaren Quelle unter zwei großen Lindenbäumen. In den weitäſtigen Buchen pfiffen die Amſeln und Droſſeln und unter ihnen ſangen die grauen Grasmücken in den Weißdornbüſchen ihren klaren Morgenpſalm. Dazwiſchen hörte man einen andern Vogel bald hell pfeifen, bald fremde Liedchen ſingen, und ſchnalzen, bald hie, bald dort im Walde. Endlich trat er aus den Buchen; es war ein hübſcher, brauner, barfüßiger Junge, kraushaarig und hellaugig, nicht im ſonntäglichen Gewand, in alten verflickten und verſtückten Lumpen, ſo was man in der ordinären Sprache einen jungen hoffnungsvollen Landſtreicher nennt. Er trug an einer alten Halfter ein myſteriös ausſehendes Bündelchen quer über den Rücken; mit der einen Hand hielt er im Mund eine kleine Maultrommel, in der andern einen friſchgeſchnittenen Schwarzdornſtock.

Beim Stall hielt er an und ſetzte ſich eine Weile brett und gemächlich auf das löcherige Bänkchen an der Thüre; dann knüpfte er ſein Bündel los, ſtellte es in die Ecke und kniete an der Quelle nieder, um mit beiden Händen einen friſchen Trunk zu ſchöpfen. Das Waſſer war wieder ruhig und klar geworden. Wie er ſo lange und andächtig hineinſchaute, muß dem Burſchen die Idee gekommen ſein, ſo ein lieb hell Wäſſerchen könne allenfalls noch zu mehr gebraucht werden, als bloß zum Trinken, wenn einer pfiffig genug ſei. Er riß ſchnell die zwei vereinſamt ſtehenden Knöpfe, die letzten zwei

vom jungen Regiment", seiner namenlosen Brustbekleidung auf und beugte sich lang über das Wasser hin. Der Spiegel, der nicht log, gab ihm deutlich sein unsauberes, bärtig gritztes Brustbild mit den wirren, struppigen Haaren zurück. Da lachte der Bursche hell auf, wie er so sein eigen Conterfei, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben sah; er schnitt dem Männchen im Wasser seine Gesichter und ergötzte sich ingründig daran, sich selber zu verspotten und zu äffen. Endlich wurde er wieder klug und sann nach. „Wie wär's", dachte er, „wenn du den Kerl da drin im Wasser ein bischen abwüschen würdest, 's muß ihm lange nicht mehr so was passirt sein." Dann entledigte er sich mit einem Rucke seiner flatternden Garderobe, warf die Lumpen pfeifend hoch durch die Luft in die Nesseln, stieg sacht ins Wasser und wusch sich gründlich vom Giebel bis zum Fundament.

Es mußte wohl eine Lust sein, in das Moosbecken des kühlen Brunnens zu tauchen; — oder hatte vielleicht der Bursche noch gar nie den Zauber des Bades genossen, — item, es dauerte eine gute Weile, bis er herausſprang, sich schüttelte und das Wasser von den Augen strich und aus den Locken rang. Er ging dann zu seinem Stallbänkchen und schnürte das Bündel auf. Da kam zuerst ein kleiner brauner gezähmter Marder zum Vorschein, dann einige Brodreste und rohe Rüben, ein Knäuel Eisendraht, etwas Wäsche sammt einigen Kleidungsfragmenten und eine Handvoll Brodkrummen. Zuerst griff er nach diesen und streute sie den Finken und Sperlingen vor dem Stallplatze hin, schlüpfte dann in Wäsche und Hosen, und die Toilette war fertig. Sonderbar war sie freilich. Die geflickten rothen Hosen von zweifelhafter Herkunft gaben ihm einen burlesken Anstrich, und die französische Spitzmütze keck auf dem linken Ohr mit der schwarz-roth-goldenen Kokarde stand possierlich zu den nackten Füßen.

Der junge Mensch war jetzt ein anderer Mensch geworden, den alten Adam hatte er ins Gestrüpp geworfen, die alte Haut neu gebadet im Krystall der Quelle und im Balsam der Morgenluft. Das

ſtrahlende Morgenlicht durchdrang ſeine in Jugendkraft und Lebensluſt blühenden Glieder, und ein wohliges Behagen rieſelte durch ſeine ſtraffen Adern. Nachdenklich ſpazierte er in ſeinem Revier umher und ſchaute fleißig einen Feldweg entlang, als erwarte er Etwas. Dann ſetzte er ſich auf der hintern Seite des Stalles auf einen breiten, bequemen Stein unter einen alten Holunderbaum, der ſeine grünen Beerendolden mit dem Blaumeiſenneſtchen über ihm wölbte.

Da ſah er nun ins friſch-kornwallende Thal hinab, in das helle Dörfchen, deſſen Kamine kerzengerade die dünnen Rauchſäulen in das blaue Gewölbe hinaufſtreckten.

Bald ertönten vom Kirchthurme die feierlichen Sonntagsglocken, und auf den Wegen und Stegen wurde es lebendig.

Was für ein Reiz der Andacht, der Gottesliebe liegt in einem ſolchen friedlich-feierlichen Kirchenläuten, in einem ſolchen Kirchweg in der ſtrahlenden Frühe des Sonntags, in einem ſolchen Sichſammeln der gläubigen Gemüther aus allen fernen Enden in fröhlicher Freiwilligkeit! Auf jedem Pfade zogen ſie den ſchallenden Glocken zu; zwiſchen den hochwallenden, zum Schnitte braunen Kornfeldern, an dem klaren Bache hin, in dem unter alten Weidenwurzeln die behende Barbe im Sonnenglanze ſpielte, wandelten ſie hin, die Mädchen und Weiber mit duftenden Rosmarinſträußen, die Männer mit dem alten, ſilberknopfigen Stocke und die Burſche ein Roſenknöſpchen im Mundwinkel. Und neben ihnen ſtieg aus der grünen Sommerfrucht die wirbelnde Lerche auf und kreiſte ſchmetternd im Blau, und die Wachtel ſchlug in den Kornblumen ihr monotones „Fürchte Gott! Fürchte Gott!“ und die jungen Haſen und Rebhühner duckten ſich in die Halme.

Wendolin, ſo nannte ſich unſer junger, friſchgewaſchener Fremdling, ſah vom ſeinem Holländerbaum dieſem ſonntäglichen Stillleben zu. Allmälig verhallten die Glocken, die Feldwege wurden leer und einſam und das Dörfchen lag wie ausgeſtorben vor ihm. Aber aus der

Kirche erhoben ſich in inniger Vollkraft die wogenden Klänge der Orgel, und der Gemeinde langſamer Geſang rauſchte drein und rauſchte hin über die ſtillen Aehren und hinan zum dunkeln Laub der Buchen um Berge auf.

„Was doch die Männer und Weiber dort drinnen treiben mögen, dächte Wendolin. „'s iſt ein kurios Ding mit dieſen Kirchthürmen; in jedem Dorf trifft man einen und meiſt ein Storchenneſt d'rauf und Glocken d'rin und ein breites Haus d'ran. Ich möchte wohl auch einmal in ſo ein Haus hineingucken. Ob ſie wohl was Gekochtes kriegen, daß ſie ſchon früh Morgens von allen Höfen hermarſchiren? Und doch iſt kein Kamin auf dem Dach! —

Hier gab es eine lange Pauſe. Seine Gedanken waren für einmal erſchöpft. Dann fuhr er in ſeiner Meditation fort — eine ſtrenge Arbeit freilich; er hatte es ſonſt noch nie verſucht —: Ob wohl Unſereins auch dort hineindürfte? Glaube nicht. Wir ſind doch nicht wie die Bauern und Herrenleut'. Die haben Häuſer, Aecker, Geld, Kirchthürme und aparte Friedhöfe, wenn ſie ſterben, mit Kreuzen und Nelken d'rauf. Wir ſind freie Leut', überall und nirgends daheim. Man jagt uns aus den Häuſern, — ich denke, man jagte uns dort auch hinaus, und wenn wir Einen von den Unſeren in die Nelken hineinſcharren wollten — uh, das würd' ein Geſchrei: „Fort mit dem Geſindel, fort mit den Heimatloſen, mit dem Diebspack!" Das verfluchte Häuſervolk das! Liegt wohl warm in den Federneſtern und hinterm Ofen, wenn wir im Wald und in den Scheunen Herberg ſuchen. Aber die zahlen doch ihr Almoſen und merken nicht, wenn's vom Acker wegkommt; nur die Weiber zittern um ihre Gänſ' und Hühner, ha, ha! 's iſt aber auch ein Spaß, wenn's Reiſig ſo munter aufwirbelt in einem abgelegenen Winkel und das Federvieh am Spieß ſich bräunt, — ah, das iſt ein Gerüchlein! Gelt, Marderchen, werden uns wohl wieder was ſuchen müſſen dort beim Häuſervolk.

Der Marder legte ſich über ſeine Schenkel und ſah ihn mit ſeinen

Diebsaugen so listig an, als begriffe er vollständig seines Erziehers Gedankengang. Ein Geräusch ließ sich von der Seite vernehmen, der junge Mensch sah hin und ein Brombeerzweig mit dreizehn Beeren flog ihm derb an die Wange. Er sprang auf und fing in einem kühnen Satze ein blühendes Mädchen, das neckisch zu fliehen versucht hatte. „So, Spitzbübin", rief er lachend, „kommst du endlich — ich habe dir eine gute Weile gewartet. Aber brav bist und Wort hältst, Nellchen."

Nella war ein hübsches Mädchen, etwa im gleichen Alter wie Wendolin, sechszehn bis siebzehn Jahre. Sie war sehr ärmlich, aber dabei phantastisch und rein gekleidet. Ihr kurzer schwarzer, reichlich geflickter Rock war unten mit einem breiten, ziegelrothen Bande eingefaßt, auf dem bunten Mieder hing an einer messingenen Kette ein silbernes Kreuzchen; das reiche, schwarze Haar war durch ein rothes Tuch verhüllt, aus dem zwei breite Flechten über den Rücken hinunterflossen. Nella war fast noch dunkelfarbiger als Wendolin, und das kühne feurige Auge, die feinen weißen Zähnereihen verriethen deutlich genug die südliche Abstammung.

Die Beiden schäckerten ein Weilchen und trieben sich um den Stall und durch die Bäume umher wie junge Füllen, und der Marder sprang vergnüglich mit. Dann setzte sie sich aufs Stallbänkchen und Wendolin streckte sich vor sie hin ins Gras.

„Du hast mich herbestellt, wilder Kamerad", sagte das Mädchen, „und ich weiß nicht warum. Ich wollte früh um 4 Uhr von Siessen weg, — aber da gab's noch Sturm. Der alte Holzermarx wollte mich nicht mehr fortlassen. Ich sollte nun bei ihnen bleiben und mit ihnen ziehen dem Schwarzwald zu. Sie sahen wohl, daß ich ihnen am meisten arbeitete und immer das Säckleln voll Kupfer zubrachte; aber den jungen Eschenbacherstrolch, mocht' ich nicht leiden, er setzte mir immer nach und plagte mich, der schlimme Kerl. Ich sagte ihnen aber frisch heraus, ich möge nimmer mit ihnen gaunern; sie seien

aus den klaren Augen, den friſchen Zügen, an denen keine Laune gerüttelt, keine Leidenſchaft gezerrt. Bettys Verehrer hatten ſich alle verlaufen, wie viel ihrer auch geweſen, ſie ſtund allein, mutterſeelallein; Cäthrinli wußte Nichts von einem Hofe, hatte nie einen Anbeter geſucht, es hieß aber, ſie habe dennoch einen gefunden oder vielmehr einer ſie; freilich nicht am Balle. Wenn ſie alſo ledig blieb bis zum Tode der Mutter, ſo war's darum nicht, weil Niemand ſie mochte, und iſt eben ſo wenig damit geſagt, daß ſie's immer blieb: der junge Mann, von dem es hieß, er werbe um Cäthrinli, heirathete wenigſtens inzwiſchen auch nicht.

Friedrich v. Tschudi.

Hinter den Häusern

— und hinter der „Gesellschaft“. Die „Gesellschaft ist in unserer Zeit das Motto des politisirenden, des staatswirtschaftlichen, schreibenden, dichtenden, redenden Geistes. Die Gesellschaft ist zu einer gewissen Krisis gekommen nach langer Krankheit; sie hat mit der Zeit gewisse Elemente ausgeschwitzt, die sie wieder einnehmen soll; aber der Absceß will sich nicht in organischer Form und Freiheit mit dem Körper der Gesellschaft verbinden, und so schwitzt sie noch in einem fort und wird, denk' ich, auch ein gut Weilchen fortschwitzen. Ich möchte nicht behaupten, daß jener große Bruchtheil der bürgerlichen Menschheit, der noch keine höher berechtigte Stellung im gesellschaftlichen Bande sich erringen konnte, das sogenannte Proletariat, sich geradezu übel absolut befinde; mitunter ist dieß wohl der Fall, wie in allen Klassen der Gesellschaft Lagen und Zeiten der Uebelkeit vorkommen; jedenfalls ist indessen dieser Zustand und die ganze Krisis noch nicht so weit gediehen, daß die „unberechtigte Klasse“ so bald auf dem hohen Rosse des Privilegiums in die obern Lagen und Genüsse der bürgerlichen Gesellschaft wird einreiten können. Einstweilen gibt es also noch Plätze außer und „hinter der Gesellschaft“, und ich lade den geneigten Leser ein, mich auf einen solchen, der zugleich auch einer „hinter den Häusern“ ist, zu begleiten.

Das Dörflein Schwarzenberg liegt am Fuße eines weiten, dichtbewaldeten Berges. Da stehen etwa zwanzig Bauernhäuser, des Pfarrers und des Doktors Haus, das Schulhaus, das Wirthshaus und die kleine Kirche mit dem Storchennest auf dem Thurm und

den Schwalbennestern unter den Dachsparren und in den Schallöchern. Doch das ist nur die eigentliche City, so der Grundkern des Dorfes, die Gickels und die Vorstädte erstrecken sich rechts und links an den Hügeln hin in die Aecker und Matten hinaus; wohl eine Stunde weit von der Kirche liegt der letzte Schwarzenberger Hof, von dem alle Morgen ein Trüpplein Kinder mit Tafel, Griffel und Sack und Pack nach dem Schulhause pilgert. Die Schwarzenberger sind ordentliche, friedsame Leute; es steht zwar in ihrer Chronik nichts davon, daß sie es waren, die einstmals das Pulver erfunden hätten, — ist auch nicht nöthig gewesen, da solches von andern Leuten bereits geschehen war, als noch gar kein eigentliches ordentliches Dorf Schwarzenberg beisammen war, sondern nur die zwei Weiler am Mühleteich und in der Frischegg. Aber die Schwarzenberger sind ein frisches, behäbiges Völklein; sie haben eine ordentliche Wirthschaft in ihrem Gemeindswesen, und notabene die Düngerstöcke nicht vor der Hausthüre, sondern hinter dem Stall; sie haben eine ordentliche Landschule mit einem vernünftigen Schulmonarchen, der zwar den aristokratischen Haselstock und die Pfötchen unbekümmert handhabt, aber dabei in der Liebe und im Vertrauen seiner Kinder steht. Sie haben ein gutes Wirthshaus, — so ein altes, ehrenfestes, mein' ich, wo nicht schon den ganzen Vormittag die Schnapsschlingel herumlungern; im Gegentheil, — es steht die ganze Woche leer und wird am Sonntag auch nicht recht voll, nur etwa an der Kirchweih und Fastnacht. Ja, man erzählt dem Wirthe nach, es sei ihm nichts so zuwider, als an Wochentagen einen Schoppen aus dem Keller zu holen, und selbe üble Laune mache ihm dann gegen den verirrten Gast ganz brutal. Dicht beim Wirthshaus steht landesüblich die Kirche und daneben das rebenumgitterte Pfarrhaus mitten in den Levkojen- und Rosen des wohlgepflegten Gartens. Der Pfarrer ist ein frommer alter Herr, treibt eifrig das Gesetz und das Evangelium in Zucht und Vermahnung und ist ein Vater Derer, die am Abend am

der Thüre klopfen, um Trost und Rath zu holen, oder ihn ans arme Krankenlager rufen.

Es war ein schöner Sommersonntagmorgen. Das Dörfchen mit seinen Strohdächern, die Klee- und Kornfelder, die Scheunen und Höfe lagen im lieben hellen Sonnenschein, und die ganze Landschaft ruhte unter dem blauen Himmel in rechtem Sabbathsfrieden. Hinter den Häusern, dem Wald und Berge zu, breiten sich schöne Wiesen, aus denen der zweite Graswuchs zart und dicht aufsproßte. Am nächsten dem Walde steht ein alter brauner Stall mit dem frischduftenden Heuschober und einer klaren Quelle unter zwei großen Lindenbäumen. In den weitästigen Buchen pfiffen die Amseln und Drosseln und unter ihnen sangen die grauen Grasmücken in den Weißdornbüschen ihren klaren Morgenpsalm. Dazwischen hörte man einen andern Vogel bald hell pfeifen, bald fremde Liedchen singen, und schnalzen, bald hie, bald dort im Walde. Endlich trat er aus den Buchen; es war ein hübscher, brauner, barfüßiger Junge, kraushaarig und hellaugig, nicht im sonntäglichen Gewand, in alten verflickten und verstückten Lumpen, so was man in der ordinären Sprache einen jungen hoffnungsvollen Landstreicher nennt. Er trug an einer alten Halfter ein mysteriös aussehendes Bündelchen quer über den Rücken; mit der einen Hand hielt er im Mund eine kleine Maultrommel, in der andern einen frischgeschnittenen Schwarzdornstock.

Beim Stall hielt er an und setzte sich eine Weile breit und gemächlich auf das löcherige Bänkchen an der Thüre; dann knüpfte er sein Bündel los, stellte es in die Ecke und kniete an der Quelle nieder, um mit beiden Händen einen frischen Trunk zu schöpfen. Das Wasser war wieder ruhig und klar geworden. Wie er so lange und andächtig hineinschaute, muß dem Burschen die Idee gekommen sein, so ein lieb hell Wässerchen könne allenfalls noch zu mehr gebraucht werden, als bloß zum Trinken, wenn Einer pfiffig genug sei. Er riß schnell die zwei vereinsamt stehenden Knöpfe, die letzten zwei

vom ganzen Regiment", seiner namenlosen Brustbekleidung auf und beugte sich lang über das Wasser hin. Der Spiegel, der nicht wackelte, gab ihm deutlich sein unsauberes, blutig gekratztes Brustbild mit den wirren, struppigen Haaren zurück. Da lachte der Bursche hell auf, wie er so sein eigen Conterfei, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben sah; er schnitt dem Männchen im Wasser seine Gesichter und ergötzte sich ingründig daran, sich selber zu verspotten und zu äffen. Endlich wurde er wieder klug und sann nach. „Wie wär's", dachte er, „wenn du den Kerl da drin im Wasser ein bischen abwaschen würdest, 's muß ihm lange nicht mehr so was passirt sein." Dann entledigte er sich mit einem Rucke seiner flatternden Garderobe, warf die Lumpen pfeifend hoch durch die Luft in die Nesseln, stieg sacht ins Wasser und wusch sich gründlich vom Giebel bis zum Fundament.

Es mußte wohl eine Lust sein, in das Moosbecken des kühlen Brunnens zu tauchen; — oder hatte vielleicht der Bursche noch gar nie den Zauber des Bades genossen, — item, es dauerte eine gute Weile, bis er herausſprang, sich schüttelte und das Wasser von den Augen strich und aus den Locken rang. Er ging dann zu seinem Stallbänkchen und schnürte das Bündel auf. Da kam zuerst ein kleiner brauner gezähmter Marder zum Vorschein, dann einige Brodreste und rohe Rüben, ein Knäuel Eisendraht, etwas Wäsche sammt einigen Kleidungsfragmenten und eine Handvoll Brodkrummen. Zuerst griff er nach diesen und streute sie den Finken und Sperlingen vor dem Stallplatze hin, schlüpfte dann in Wäsche und Hosen, und die Toilette war fertig. Sonderbar war sie freilich. Die geflickten rothen Hosen von zweifelhafter Herkunft gaben ihm einen burlesken Anstrich, und die französische Spitzmütze keck auf dem linken Ohr mit der schwarzrothgoldenen Kokarde stand possierlich zu den nackten Füßen.

Der junge Mensch war jetzt ein anderer Mensch geworden, den alten Adam hatte er ins Gestrüpp gestoßen, die alte Haut neu gebadet im Krystall der Quelle und im Balsam der Morgenluft. Das

strahlende Morgenlicht durchdrang seine in Jugendkraft und Lebenslust blühenden Glieder, und ein wohliges Behagen rieselte durch seine straffen Adern. Nachdenklich spazierte er in seinem Revier umher und schaute fleißig einen Feldweg entlang, als erwarte er Etwas. Dann setzte er sich auf der hintern Seite des Stalles auf einen breiten, bequemen Stein unter einen alten Hollunderbaum, der seine grünen Beerendolden mit dem Blaumeisennestchen über ihm wölbte.

Da sah er nun ins frischa, korawallende Thal hinab, in das helle Dörfchen, dessen Kamine kerzengerade die dünnen Rauchsäulen in das blaue Gewölbe hinaufstreckten.

Bald ertönten vom Kirchthurme die feierlichen Sonntagsglocken, und auf den Wegen und Stegen wurde es lebendig.

Was für ein Reiz der Andacht, der Gottesliebe liegt in einem solchen friedlich-feierlichen Kirchenläuten, in einem solchen Kirchweg in der strahlenden Frühe des Sonntags, in einem solchen Sichsammeln der gläubigen Gemüther aus allen fernen Enden in fröhlicher Freiwilligkeit! Auf jedem Pfade zogen sie den schallenden Glocken zu; zwischen den hochwallenden, zum Schnitte braunen Kornfeldern, an dem klaren Bache hin, in dem unter alten Weidenwurzeln die behende Barbe im Sonnenglanze spielte, wandelten sie hin, die Mädchen und Weiber mit duftenden Rosmarinsträußen, die Männer mit dem alten, silberknopfigen Stocke und die Bursche ein Rosenknöspchen im Mundwinkel. Und neben ihnen stieg aus der grünen Sommerfrucht die wirbelnde Lerche auf und kreiste schmetternd im Blau, und die Wachtel schlug in den Kornblumen ihr monotones „Fürchte Gott! Fürchte Gott!" und die jungen Hasen und Rebhühner duckten sich in die Halme.

Wendelin, so nannte sich unser junger, frischgemaschener Freund, sah vom seinem Hollunderbaum diesem sonntäglichen Stillleben zu. Allmälig verhallten die Glocken, die Feldwege wurden leer und einsam und das Dörfchen lag wie ausgestorben vor ihm. Aber aus der

Kirche erhoben ſich in inniger Vollkraft die wogenden Klänge der Orgel, und der Gemeinde langſamer Geſang rauſchte drein und rauſchte hin über die ſtillen Aehren und hinan zum dunkeln Laub der Buchen um Berge auf.

„Was doch die Männer und Weiber dort drinnen treiben mögen, dachte Wendolin. 's iſt ein kurios Ding mit dieſen Kirchthürmen; in jedem Dorf trifft man einen und meiſt ein Storchenneſt d'rauf und Glocken d'rin und ein breites Haus d'ran. Ich möchte wohl auch einmal in ſo ein Haus hineingucken. Ob ſie wohl was Gekochtes kriegen, daß ſie ſchon früh Morgens von allen Höfen hermarſchiren? Und doch iſt kein Kamin auf dem Dach! —

Hier gab es eine lange Pauſe. Seine Gedanken waren für einmal erſchöpft. Dann fuhr er in ſeiner Meditation fort — eine ſtrenge Arbeit freilich; er hatte es ſonſt noch nie verſucht —: Ob wohl Unſereins auch dort hineindürfte? Glaube nicht. Wir ſind doch nicht wie die Bauern und Herrenleut'. Die haben Häuſer, Aecker, Geld, Kirchthürme und aparte Friedhöfe, wenn ſie ſterben, mit Kreuzen und Nelken d'rauf. Wir ſind freie Leut', überall und nirgends daheim. Man jagt uns aus den Häuſern, — ich denke, man jagte uns dort auch hinaus, und wenn wir Einen von den unſeren in die Nelken hineinſcharren wollten — uh, das würd' ein Geſchrei: „Fort mit dem Geſindel, fort mit den Heimatloſen, mit dem Diebspack!" Das verfluchte Häuſervolk das! Liegt wohl warm in den Federneſtern und hinterm Ofen, wenn wir im Wald und in den Scheunen Herberg ſuchen. Aber die zahlen doch ihr Almoſen und merken nicht, wenn's vom Acker wegkommt; nur die Weiber zeitern um ihre Gänſ' und Hühner, ha, ha! 's iſt aber auch ein Spaß, wenn's Reiſig ſo munter aufwirbelt in einem abgelegenen Winkel und das Federvieh am Spieß ſich bräunt, — ah, das iſt ein Gerüchlein! Gelt, Marderchen, werden uns wohl wieder was ſachen müſſen dort beim Häuſervolk.

Der Marder legte ſich über ſeine Schenkel und ſah ihn mit ſeinen

Diebsaugen so listig an, als begriffe er vollständig seines Erziehers Gedankengang. Ein Geräusch ließ sich von der Seite vernehmen, der junge Mensch sah hin und ein Brombeerzweig mit braunen Beeren flog ihm derb an die Wange. Er sprang auf und sing in einem kühnen Satze ein blühendes Mädchen, das neckisch zu fliehen versucht hatte. „So, Spitzbübin", rief er lachend, „kommst du endlich — ich habe dir eine gute Weile gewartet. Aber brav bist und Wort hältst, Nellchen."

Nella war ein hübsches Mädchen, etwa im gleichen Alter wie Wendolin, sechszehn bis siebzehn Jahre. Sie war sehr ärmlich, aber dabei phantastisch und rein gekleidet. Ihr kurzer schwarzer, reichlich geflickter Rock war unten mit einem breiten, ziegelrothen Bande eingefaßt, auf dem bunten Mieder hing an einer messingenen Kette ein silbernes Kreuzchen; das reiche, schwarze Haar war durch ein rothes Tuch verhüllt, aus dem zwei breite Flechten über den Rücken hinunterflossen. Nella war fast noch dunkelfarbiger als Wendolin, und das kühne feurige Auge, die feinen weißen Zähnereihen verriethen deutlich genug die südliche Abstammung.

Die Beiden schäckerten ein Weilchen und trieben sich um den Stall und durch die Bäume umher wie junge Füllen, und der Marder sprang vergnüglich mit. Dann setzte sie sich aufs Stallbänkchen und Wendolin streckte sich vor sie hin ins Gras.

„Du hast mich herbestellt, wilder Kamerad", sagte das Mädchen, „und ich weiß nicht warum. Ich wollte früh um 4 Uhr von Siebegg weg, — aber da gab's noch Sturm. Der alte Halftermarx wollte mich nicht mehr fortlassen. Ich sollte nun bei ihnen bleiben und mit ihnen ziehen dem Schwarzwald zu. Sie sahen wohl, daß ich ihnen am meisten arbeitete und immer das Säcklein voll Kupfer zubrachte; aber den jungen Eschenbacherstrolch mocht' ich nicht leiden; er setzte mir immer nach und plagte mich, der schäbige Kerl. Ich sagte ihnen aber frisch heraus, ich möge nimmer mit ihnen gaunern; sie seien

keine ordentlichen streifenden Leut', sondern ein wüst verſoffen, liederlich Pack; — ich geh' nun mit euch! Potz Marderſchwanz, wie ging's da los! Das ganze Volk kam hinter einander und ich bog unterdeß über die Tannhalde ab und bin ordentlich müde gelaufen hieher. — Aber Wendel, wo haſt du denn die Leut'?"

„Bin ganz allein hier", ſagte Wendolin. „Guck mal, Nella, — 's hat mir auch nicht mehr gefallen wollen bei ihnen; ſeit mein' Mutter todt iſt, iſt's ſchöne Leben aus geweſen. Die Landjäger ſind uns wetterlich aufſäßig, 's Pfannenflicken iſt immer ſchlechter worden und die Strauchdiebe haben immer Unfried unter einander. Wär' ſchon lang gern fort von ihnen. Der Hanne ihre Jungen können nun ſelber marſchiren und der rothen Beth wollt' ich auch nicht Kindsmagd ſein; 's iſt ein ſchlechtes, freches Leder. Da hab' ich ſo gedacht, du hätteſt's auch nicht beſſer, und immer hab' ich dich gern geſehen, wenn wir uns getroffen haben, und da hab' ich weiter gedacht: wie's wär', wenn du wollteſt mein' Hauſerin ſein und wir Beide allein zuſammen ſtreifen würden. Biſt zwar ſo 'ne Art Zigeunermädel und ich bloß ein heimatloſer Jung', aber wenn d' mich net verachten thäteſt, ſo wollt' i dich halten wie ein brav Weib, und ſollteſt net reuig werden, Nella. Aber jetzt iſt mir's faſt angſt, daß ich dir's geſagt hab'. Zürn' nur net!"

Nella hatte dem Freiwerber anfangs aufmerkſam zugehört, gegen den Schluß hin aber das Köpfchen tief geſenkt; ob voll Gedanken oder Scham oder Muthwillen war nicht wohl zu unterſcheiden. Wendolin hatte ſich während ſeiner Rede zuſammengerafft und harrte faſt ängſtlich in halb aufgerichteter Stellung auf ein Wort von der feinen Lippe.

Doch das dauerte eine gute Weile. Das Mädchen zeichnete mit ſeinen nackten Zehen allerlei Kreuz- und Querwege in den Sand und zerpflückte einen Brombeerzweig; dann wurde ſie ruhig und faltete ſtill die Hände auf dem Schoos.

„Wenn d' mir net trauen thätest, hätt' endlich Wendolin fort, „so könnten wir's ja nur mal mit einander probiren und eine Weil' allein streifen im Land. Ich weiß die besten Weg' und Quartier' im Schwabenland, in der Schweiz und in den kaiserlichen Landen, bin flink im Kesselflicken, Fideln und Schleifen auch, weiß Weg und Steg um Hühnerställ' und Speiskammern. Stehlen thu ich net und spielen und saufen, — aber wenn man was z'essen braucht und 's steht gleich was parat, so hol ich's schon. Nellchen, b'sinn dich net so lang und red' nur ein Sterbenswörtle. Ich geb' dir meinen Marder, Nellchen, und mein Fuchsränzel, und wenn d' mal alt bist und nimmer so hübsch, so will ich dich auf'm Rücken tragen durch Wald und Haideland und sollst mir net frieren und net hungern, — so sag' doch nur ein Sterbenswörtle!"

Da stand das Mädchen auf und stellte sich hoch und gerade hin vor Wendolin, daß er fast zusammenfuhr und den Marder, den er ihr als Morgengabe hingehalten hatte, fahren ließ. Ein eigner, ernstschmerzlicher Ausdruck lag auf ihren edeln Zügen, fast wie der Herbstduft auf den fernen blauen Bergzügen. Sie hatte in ihrem Gemüthe einen kurzen, aber heftigen Kampf gekämpft; das muthwillige Mädchen war Jungfrau geworden — und mit welchen Aussichten!

Sie hatte Wendolin scharf und ernst angeschaut, dann reichte sie ihm die eine Hand und wischte mit der andern die vollen Augen aus.

„Bist ein braver und guter Bursch'", sagte sie, „und ich hab's gern, daß du mich wohl leiden magst und mein Hausen sein willst. Aber guck mal, Wendel, wir sind doch all' beid' arme Teufel, d'Zigeuner und d'Heimatlosen, und's hat Keiner gleich Ursach', den Andern klein z'halten. Zürn net, Wendel; aber's drückt mir auf'm Herz, daß's nun so kommt, und hab' allweil g'meint, 's könnt noch anders gehen. Net, daß mer 's streifend Leben net gefallen thät', aber wenn ich so d'Häuser gnschau und d'Aecker und Gärten, und wie's den Häuserleut' so heimlich und wohl ist bei der steten eignen Sach' und sie ein

Plätzle haben, wenn s' auf d'Welt kommen, die Wiege und Bettle und eins, wenn s' sterben, auf'm Nelken- und Rosenplatz, all' bei einander um den Kirchthurm 'rum, und wieder ein Plätzle hinter'm Ofen, wenn s' alt und krank sind, und eins im Himmel, wie die blind' Sarah als erzählt hat; und wir arm' Tröpf' haben nirgends ein Plätzle und Heimat im Leben und Sterben, und sie hetzen uns 'rum durch Haid und Wald und stuchen uns aus den Häusern und Dörfern 'raus; so will mich's elend Leben, das wir haben, fast erdrücken, und hab' schon manchmal denkt, 's wär besser, wenn wir Vieh geworden wären für'n Stall, oder Hasen und wild Enten, daß wir net merken thäten, wenn wir trieben und g'jagt werden. Wenn mich Eine hätt' wollen zum Mägdlein nehmen, ich hätt' ihr wollen schaffen früh und spät und hätt' ihr mein Lebtag gedankt, wenn ich nur ein Bett und ein Kämmerlein g'habt hätt'!"

Nella trocknete sich das Auge mit dem Zipfel ihrer bunten Schürze, dann reichte sie Wendolin noch einmal die Hand und sagte: 's ist nun anders kommen, Wendel; so nimm den Topf und wirf ihn in d'Luft und zähl d'Scherben, wie viel Jahr wir bei einander bleiben sollen; 's ist Romeitschel-Art."[1]

Der Bursche hatte sie verwundert und wehmüthig angesehen, so lange sie sprach. „Nein, Nella", rief er aufspringend aus, „'s ist net so g'meint. Wenn du mich willst, so will ich dich, so lang ich leb' und laß nimmer von dir." Er preßte heftig das von den verschiedensten wogenden Gefühlen schaudernde Mädchen an sich. „Aber nun laß auch die bösen traurigen Gedanken fahren; ich hab' mir d'Sach noch nie so überlegt und groß an d'Häuserleut' denkt, aber du hättest mich bald zornig und traurig g'macht. Wenn ich so durch Busch und Schlucht gezogen bin, und d'Amseln haben mir lustig nachpfiffen und d'Eichkätzle Complimenter g'macht, so hab' i weiter

1 Die Zigeuner pflegen sich selber Romeitschel zu nennen.

net viel gesonnen, und wenn's mich g'frauen hat, hab' ich ein lustig Fetzar angezündet und g'fossen und trinken hab' ich auch immer g'funden.

„Weißt du was", entgegnete Nelle, „im Winter ist's als doch ein traurig Herumstreifen in den Höhlen und Stollen und ein schlecht Diebswesen bei den Speichern und Dörfern rum; das müssen wir anders machen. Du spielst Fiedel brav und ich hab' Wahrsagen glernt — weißt wohl, wie's mit dem ist — und kann was auf der Cithe und dem Tamburin. Dann gehen wir im Herbst mit den Schwalben und Störchen weit hinein nach Italien oder lieber Spanien zu und verdienen uns als ordentliche Spielleut' ein redlich Brot und kommen unsern liederlichen Familien ganz aus dem Weg. Ich trau ihnen doch nicht; wenn mich der Eschenbacherstrolch auswittert, — der thut mir noch ein Leides!"

„Soll's probiren, der Galgenvogel", rief Wendolin und ballte die Fäuste. „Dem dreh' ich auch noch meine Drahtseil' im Leib rum, wenn ihn der Henker nicht vorher den Raben zum Frühstück aufstellt. Aber komm, Nellchen, wir müssen uns nun ein ordentlich Hochzeitmahl herrichten. Könnt' ich dir nur was Rechtes geben, Nellchen. Soll ich dir meinen Marder abwürgen?"

„Laß nur sein", unterbrach ihn das Mädchen; „ein Stücklein Brod hab' ich noch und Rüben liegen dorthe's thut's schon, und beteln wollen wir heut' nicht."

Wendel nahm seinen Marder zur Hand. „Geh, Mäusle, such' was, bring' was!" Das Thierchen schaute ihn schlau an und verschwand bald in den hochhalmigen Aehren. „So, nun putz' du noch die Rüben und mach' hinter'm Haselbusch ein klein Feuer auf, Nellchen, aber nimm recht trocknes Reisig, daß es keinen Rauch gibt; ich will derweil für ein Häusle sorgen."

Er spürte in dem benachbarten Vorwald herum. Bald fand sich unter einer mächtigen Eiche über der Quelle ein hübsches freies

Plätzchen, mit hohem Federmooſe und Heidelbeeren überwachſen, ſie räumte raſch ab, trug Steine herzu, richtete eine Steinbank her, legte um die Eiche herum und zu beiden Seiten Platten und Plöcke, verſtopfte die Fugen mit dem Mooſe, und hatte ſo in kurzer Zeit ein niedliches Hüttchen aufgebaut. Kaum war er fertig, ſo raſchelte ſchon der Marder durchs Laub. Mäunle war heute glücklich geweſen; er ſchleppte mühſam ein ſchweres Rebhuhn zu den Füßen ſeines Herrn, das unter den letzten Flügelſchlägen hier anlangte.

Im Triumph brachte es Wendolin der jungen Zigeunerin, die es kunſtgerecht rupfte und putzte, und bald hing es an einem improviſirten Spieße über dem hellen, ſtillen Feuer.

„Alle Mal, wenn ich ſo ins Feuer ſehe", ſagte Nella, indem ſie mit der Hand über ihr von der Sonne und Flamme glühendes Geſicht fuhr, „möcht' ich mitten hinein ſpringen in dieſe helle, funkelnde Pracht und ſie umarmen. Es dünkt mich immer, als hebe ein majeſtätiſcher Geiſt ſein wunderbar Geſicht aus der Gluth und winke und locke und wolle glühend heiß einſtrömen durch die Adern ins Herz."

„Ja, ja", meinte Wendel, „ſieh nur zu, daß du nur net zu viel wahrſagerſt, ſonſt könnten's dir mal Einſtrömerles machen mit dem Feuer, wie einer Hex. Ich bin ſeit heut ein abſonderlicher Liebhaber von Waſſer, von ſo einem kühlen, klaren Waldbrünnle, — net, daß mir ein Schluck Wein net viel lieber wär'! Aber guck, wie das Hühnle ſchön ſchmort, 's iſt ein Gerüchlein, wie ins Kaiſers Küch'!"

Nun bewaffnete ſich der Burſche mit dem Spieß und nahm Nella an der Hand und führte ſie in ſein Häuschen. „Haſt e Häusle wollen, da haſt eins, und nun wollen wir auf der Bank ordentlich ſitzen und eſſen wie die Herrenleut'."

Heute ſchmeckte es unſern jungen Freunden ganz vorzüglich, obwohl ihnen ſonſt Rebhühner, Eichhörnchen, Haſen und ſelbſt junge Rehe kein ſehr ſeltener Genuß waren. Wendel war ſelig; er fühlte ſich ſo

reich und groß, als wäre er vereinbarender Reichstagsabgeordneter geworden. Nella war etwas stiller; sie sprach viel von ihren schönern Jugendjahren und von dem Glücke Derer, die ein eigen Häuschen hätten. Auf Wendolins Frage, wie sie denn da hinauf in die Schweiz und ins Schwabenland gekommen sei, erzählte sie ihm ihre ganze lange Geschichte. Sokst war ihre ganze große „Familie" in Spanien heimisch. Ihr Vater, der „König" derselben, war ein mächtiger und reicher Mann in seiner Art.

„Einst wurden wir, als wir in den schönen Thälern des Ebro streiften, von einem großen Herrn auf seine Hochzeit geladen. Unsre Spielleut waren die besten in Spanien, und wo ein rechtes Fest der Edelleut' war, wurden wir auf zehn Meilen weit geholt. Ach, Wendel, ich erinnere mich noch an jene Hochzeit so gut und war noch ein kleines, kleines Mädchen: die Zigeunermutter hielt mich immer im Korb auf dem Esel und wenn ich heraussprang, mußte der alte Lonso auf mich Acht geben. Wir lagerten im Wäldchen bei den Schloßgärten, und des Nachmittags kam die Braut des großen, schönen Herrn zu uns und spielte mit mir und gab mir das silberne Kreuzlein hier und war so schön und freundlich wie eine Königin. Am Abend gingen unsere Leut' aufs Schloß und 's war Alles fort; nur der alte Lonso war bei mir geblieben im Lager. Unsere Buben und Mädchen strichen in den Höfen und Gärten den Feigen nach und den Fasanen. Sieh, Wendel, dort hab' ich nie gefroren und nie gehungert, wie hier in den traurigen, schwarzen Tannwäldern. So zogen wir wochenlang durch die schönen Provinzen und hatten große, prächtige Blumen und süße Früchte und durften auf allen Höfen und Dörfern spielen und tanzen und sahen nie diese Groschenfänger[1] mit ihren traurigen und bösen Gesichtern. Der alte Lonso gab mir

1 So viel als Polizeidiener.

Braten und ſüßen Wein, und am Ende holten ſie mich aufs Schloß und ſagten, ich wär' ein liebes und ſchönes Zigeunerkind, und boten mich herum wie eine Puppe oder ein Eichkätzchen. Ach, das Geflimmer, Wendel, und die glänzenden Seidenkleider und das ſtrahlende Silbergeſchirr! Wenn du mal ſo was ſäheſt!"

„Silbergeſchirr?" fragte Wendelin. „Ach, Nella, du biſt ein recht vornehmes Mädchen, und ich ſo ein armer Tropf, — aus den Lumpen 'raus groß gewachſen.

„Mein Vater", fuhr Nella fort, „mußte nun wahrſagen. Er that es nur alle drei Jahre einmal, und alle Herrſchaften wußten, daß jede Wahrſagung eintreffe. Der große Herr gab ihm einen Beutel mit lauter Goldſtücken und bat ihn, ſeiner ſchönen Braut zu prophezeien. Lange wollte mein Vater nicht d'ran; aber je bedenklicher er wurde, deſto eifriger drang der Edelmann in ihn. Da trat mein Vater zu der glänzenden Dame, küßte den Saum ihres Kleides und ſah lange und ernſt auf die Züge in ihrer Hand. Dann ſprach er feierlich und laut, die Donna werde über Jahr und Tag die ſchönſte Leiche von Caſtilien ſein. Die verſammelten hohen Leute ſeien zuſammengeſchauert, erzählte mir nachher die Großmutter; Etliche haben gelacht und geſpottet; Andere wollten die Familie vom Schloß jagen, — aber der Bräutigam habe ſie luſtig aufſpielen laſſen bis zum Morgenroth. Ja, ich weiß es noch wohl, wie die hellen Cimbeln und das rauſchende Tamburin in jener Nacht durch die Granatenbäume des Parkes klangen, ſo luſtig wie nie, und die Lichter hin- und herwogten durch die hohen Gemächer wie in einem Zauberſchloß. Wie's nachher gegangen iſt, weiß ich nicht recht, Keiner von unſern Leuten wollte mit der Sprache heraus. Der alte Lonſo ſagte mir aber, die Familie habe ſich, als ſich jene Hochzeit verjährte, wieder in die Nähe jenes Schloſſes gezogen. Mein Vater habe fleißig Kundſchaft mit der Dienerſchaft unterhalten und die Dame des Schloſſes ſei ſo munter und blühend als je geweſen. Man habe viel über ihn und ſein Wahr-

sagerhandwerk gespottet, und mein Vater sei ärgerlich geworden, daß er bei den Herrschaften seinen hohen Ruf einbüßen werde. Da habe er sich nach dem Jahrestag des Festes als Blumenhändler verkleidet ins Schloß gemacht und die Kundschaft der Gemächer scharf ausstudirt. In der Nacht, als Alles im Schlosse ruhig geworden und er in dem Schlafzimmer der Marchesa nur noch ein kleines Licht bemerkt, sei er mit einer Mandoline und vielen Blumen auf die Altane und in der Donna Zimmer gestiegen und habe leise alle seine Blumen auf die seidene Bettdecke gelegt: Es seien aber schöne, scharfriechende, betäubende Gewächse gewesen und vielleicht noch andere heimliche Sachen drunter. Als nun die Dame unruhig geworden und schwerer geathmet, hatte mein Vater leise Schlummerlieder auf der gedämpften Laute gespielt und die ringende, bange Schläferin immer wieder eingelullt. So habe er viele Stunden in dem verschlossenen Gemache gewacht, bis die bösen Geister der scharfen, giftigen Blumen den Athem der schönen Frau ausgelöscht. In der ersten Morgenfrühe habe er seine Blumen wieder zusammengerafft und sei aus dem Zimmer gestiegen, in dem, wie horchend auf die Klänge der Schlummerlieder, die schönste Leiche von Castilien lag. Der Vater ist aber wohl von einem Gärtnersjungen im Park bemerkt und erkannt worden; wir flüchteten dann viele Tage durch die Wälder der Sierra und wohnten lange in den öden Schluchten der Pyrenäen. Mein Vater starb und die Familie ging aus einander. Mit dem alten Lonso bin ich nach Frankreich herübergekommen und dann in den Schwarzwald; aber seit er todt ist, sind's lauter traurige, traurige Zeiten für mich gewesen bei dem schlechten Volk."

Unter diesen Plaudereien war Zeit und Mahlzeit vergangen. Alte und neue Geschichten holten sie aus dem abenteuerreichen Schatz ihrer Erinnerung hervor und öffneten so gegen einander ihre Gemüther. Sie fühlten sich selig, es thun zu können, ein Herz gefunden zu haben, an dem das eigne Herz aufgehen konnte, das mitfühlte die lange

Trübsal des verfolgten Lebens und die tausend kleinen wohligen und genußvollen Freuden, die es mit sich führte und solchen Leuten das Streifen so lieb und zur andern Natur machte.

„Aber Nellchen“, sagte Wendolin, „ich hätt' gar nicht geglaubt, daß du so lieb und gut sein könntest! Ich hab' immer g'meint, du seiest bloß so ein hübsches wildes Ding und recht unbändig.“

Lange, glückliche Stunden saßen sie im Hüttchen. Die Vögel flogen neugierig an die untern Baumzweige und lauschten den lieben Worten. Hinten im Wald schlugen die Amseln und Drosseln in tiefen klaren Tönen und die Eichhörnchen hüpften lustig durch die Haselstauden, aus denen das scheue Wiesel nach dem alten Gemäuer des Stalles floh. Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe überstiegen und der heiße, stille Sonntagsnachmittag lag auf dem Lande. Aus den Feldern schallte millionenstimmig der zirpende Flügelschlag der Grille, gleichsam mit der ganzen Natur mitfeiernd das einfache Glück der beiden Kinder der Natur, die den großen Schritt aus ihrem Naturleben in das Kunstleben der menschlichen Gesellschaft noch nicht gethan hatten, vielleicht nie thun sollten. Aber es war, als wollte die Natur ihre Gaben und ihre Freuden bringen zu dieser Bettlerhochzeit, wo die Menschen mit den ihrigen ferne blieben.

Wendolin flocht indessen aus den reiferen Weidenschossen seiner Braut ein zierliches Körbchen, während diese mit mädchenhaftem Eifer einige wilde Rosenknospen in ihre schwarzen Haare flocht und ein Sträußchen Waldblumen kunstvoll an Wendolins Mütze zu befestigen suchte, indem sie ein Zigeunerliedchen vor sich hin trillerte.

„Still“, sagte Wendolin, nachdem er, nach seiner Art immer von Zeit zu Zeit die Gegend visitirend, ein paar Gestalten auf dem Wege von Schwarzenberg her bemerkt hatte, „da kommen Häuserleut', — guck mal, Nellchen, dort den Schwarzen! Aber wir können hier bleiben, 's sieht uns kein Kätzle.“

Es war der Pfarrherr des Ortes mit einem verständigen und

freundlichen Geſicht und weißen Haaren, der mit einem Bauer langſam die Halde heraufkam und ſich dann aufs Stallbänkchen ſetzte.

„Wie ich Euch ſchon ſagte, Lindenmeyer", fuhr der Geiſtliche fort, nachdem er wieder zu Athem gekommen war, „die Sache macht Aufſehen und mir wär' es Euertwillen lieb, wenn's könnte zu einem Vergleich kommen."

Der Bauer entgegnete aber trocken: „Ne, wohlehrwürdiger Herr Pfarr', ich thu's net."

„Aber bedenkt, Lindenmeyer, Euer Liesli hat des Forſteggbauern Aloys gern. Ihr ſeid ein reicher Mann und der Forſteggbauer hat ſo viel als Ihr. Dem Aloys laß ich nichts Uebles nachreden, 's iſt ein Capitalburſch, und Ihr habt mir ſelber geſagt, Ihr habt nichts wider ihn. Wenn Ihr die zwei guten jungen Leutchen zuſammenließet, 's gäb das brävſte Pärchen in der Gemeinde ab."

„Ne, wohlehrwürdiger Herr Pfarr'", antwortete Lindenmeyer, „ich thu's net."

„'s würd' ein böſ' Geſchwätz geben im Dorf, Lindenmeyer. Man würde ſagen, Ihr hättet aus purem hartnäckigem Eigenſinn Eure Tochter unglücklich gemacht und hättet kein Herz für ſie."

„Das iſt mir Ein Ding, wohlehrwürdiger Herr Pfarr', ich thu's halt net."

Der Geiſtliche wurde wärmer, je kälter der Bauer ward. „'s Liesli iſt ein brav Mädchen", fuhr er fort; „es fürchtet Vater und Mutter; aber, Lindenmeyer, wenn Ihr die Leutchen aufs Aeußerſte treibt, ſo könnte was begegnen, das Euch nicht lieb wäre. Was würdet Ihr ſagen, wenn der Aloys 's Mädchen holen und ohne Eure Einwilligung heirathen wollte?"

„'s Liesli einſperren", antwortete der Bauer.

„Das geht wohl eine Weile", fuhr der Pfarrer fort, indem er aus ſeiner großen ſilbernen Doſe eine Priſe nach der andern nahm, „aber's hilft doch nicht. Die Liebe thut im Herzen weh, Lindenmeyer,

und Euer Mädchen würde ſehr unglücklich werden. Ihr ſeid ein alter Mann und wenn Ihr auf dem Todbett die Kümmerniß Eures einzigen Kindes ſähet, glaubt mir, 's würd Euch das Herz abdrücken und Ihr könntet Eure Augen nicht im Frieden ſchließen."

Der Bauer entgegnete indeſſen nur mit ſeinem monotonen „Ich thu's halt doch net, wohlehrwürdiger Herr Pfarr'."

„Aber ſo bitt' ich Euch doch, Lindenmeyer, mir wenigſtens endlich einmal den Grund anzuvertrauen, warum Ihr's nicht thun wollt."

Lange beſann ſich der Bauer und ſah oft den Geiſtlichen mißtrauiſch an. Dann rückte er langſam mit der Sprache heraus. „Herr Pfarr', der Forſteggbauer hat vor ſiebzehn Jahren oben an meinem Haſelacker ein Rainle[1] g'habt, das mir beſonders anſtändig geweſen wär'. Ich hab's ihm abkaufen wollen und ein ordentlich Angebot than; aber er hat's net herg'geben. Drei Jahre drauf, als die G'ſchicht mit den Heimatloſen kam und zwei ſolch' Landſtreicher der G'meind' aufgehalst wurden, gab er's ſo einem Lumpen, dem Schifferhans, aus lauter Bosheit umſonſt. Da hab' ich mich verſchworen, ich woll's ihm net vergeſſen, ſo lang ich leb', und thu's auch net."

Der Pfarrer hatte aufmerkſam zugehört. Er kannte ſeine Leute und war wenig überraſcht davon, daß ſich der Haß auf eine ſolche kleine Geſchichte gründe. So ſehr er indeſſen das hartnäckige Gemüth eines reichen Bauern kannte, wollte er doch noch die letzten Verſuche machen. „Und 's iſt ſchon Eure Chriſtenpflicht", ſchloß er ſeinen Zuſpruch, „dem Nächſten zu vergeben, wenn er ſich gegen Euch jemals verfehlt hatte, was in dieſem Fall aber ſchwerlich geſchehen iſt. Am allerwenigſten aber dürft Ihr das Glück der Eurigen einem ſolchen verjährten Groll opfern. Oder fühlt Ihr nicht, daß Ihr Euch damit zweifach verſündiget?"

---

1 Kleine Grashalde.

„Nu, wohlehrwürdigen Herr Pfarr'", antwortete Lindenmeyer, indem er aufstand, „das weiß ich halt net, ich bin net g'studirt. Adies, ich muß noch auf den äußern Kleeacker. Wohl zu ruhn!" Damit lüftete er seinen Dreimaster und schwenkte links ab, den Feldern zu.

Der Pfarrherr stand auch auf und kehrte mißmuthig zum Dorfe zurück.

Unsere Hüttenbewohner hatten dem Gespräch aufmerksam zugehört, aber wahrscheinlich ohne den Zusammenhang der Geschichte zu fassen. „Gelt, Nellchen", sagte Wendelin, als der Pfarrer weit genug war, sie nicht mehr zu hören, „der Schwarz hat den Andern net rumkriegt! Aber guck mal dort, hat er nicht, mein Sitz, sein' Dos' liegen lassen!" Sie sprangen hinunter zum Bänkchen, wo in der Ecke des Pfarrherrn vergessene Dose lag.

Lieber Leser, du kennst die romantischen Knotenpunkte unserer Novellen und bist vielleicht so beleſen und erfahren, zu vermuthen, daß diese silberne Dose das goldene Glücksrad für die Zukunft unserer landdurchstreichenden jungen Freunde geworden sei. Du siehst schon im Geiste den wackern Wendelin athemlos dem würdigen Pfarrherrn mit dem hoch in die Luft gehaltenen Funde nachrennen; du hörst diesen den Burschen ausfragen, seine redliche Seele erkennen, siehst ihn bereits durch die Perspektive deiner schwunghaften Phantasie durch den Seelsorger auch leiblich versorgt werden, z. B. zu einem ehrbaren Schuster in die Lehre kommen, und dann ein würdiges Glied der civilisirten Gesellschaft von Schwarzenberg werden; er ist vielleicht zudem ein Neveu des oben genannten, ehemals heimatlosen Schifferhans und vermittelt endlich die lang verschobene Heirath zwischen den Bauernkindern als legitimer Erbe des Schifferhans und seines Nainle's, während die gute Nella Unterkunft in des Pfarrherrn Hause findet, sich die Liebe des würdigen Greisen, der sie christianisirte, so sehr erwirbt, daß er sie an Kindesstatt ...., — doch, ich bedaure, sagen

und Euer Mädchen würde ſehr unglücklich werden. Ihr ſeid ein alter Mann und wenn Ihr auf dem Todbett die Kümmerniß Eures einzigen Kindes ſähet, glaubt mir, 's würd Euch das Herz abdrücken und Ihr könntet Eure Augen nicht im Frieden ſchließen."

Der Bauer entgegnete indeſſen nur mit ſeinem monotonen „Ich thu's halt doch net, wohlehrwürdiger Herr Pfarr'."

„Aber ſo bitt' ich Euch doch, Lindenmeyer, mir wenigſtens endlich einmal den Grund anzuvertrauen, warum Ihr's nicht thun wollt."

Lange beſann ſich der Bauer und ſah oft den Geiſtlichen mißtrauiſch an. Dann rückte er langſam mit der Sprache heraus. „Herr Pfarr', der Forſteggbauer hat vor ſiebzehn Jahren oben an meinem Haſelacker ein Raitale[1] g'habt, das mir beſonders anſtändig geweſen wär'. Ich hab's ihm abkaufen wollen und ein ordentlich Angebot than; aber er hat's net herg'geben. Drei Jahre drauf, als die G'ſchicht mit den Heimatluſen kam und zwei ſolch' Landſtreicher der G'meind' aufgehalst wurden, gab er's ſo einem Lumpen, dem Schifferhans, aus lauter Bosheit umſonſt. Da hab' ich mich verſchworen, ich woll's ihm net vergeſſen, ſo lang ich leb', und thu's auch net."

Der Pfarrer hatte aufmerkſam zugehört. Er kannte ſeine Leute und war wenig überraſcht davon, daß ſich der Haß auf eine ſolche kleine Geſchichte gründe. So ſehr er indeſſen das hartnäckige Gemüth eines reichen Bauern kannte, wollte er doch noch die letzten Verſuche machen. „Und 's iſt ſchon Eure Chriſtenpflicht", ſchloß er ſeinen Zuſpruch, „dem Nächſten zu vergeben, wenn er ſich gegen Euch jemals verfehlt hatte, was in dieſem Fall aber ſchwerlich geſchehen iſt. Am allerwenigſten aber dürft Ihr das Glück der Eurigen einem ſolchen verjährten Groll opfern. Oder fühlt Ihr nicht, daß Ihr Euch damit zweifach verſündiget?"

---

1 Kleine Grashalde.

„Nu, wohlehrwürdiger Herr Pfarr'", antwortete Lindenmeyer, indem er aufstand, „das weiß ich halt net, ich bin net g'studirt. Adies, ich muß noch auf den äußern Kloeacker. Wohl zu ruhn!" Damit lüftete er seinen Dreimaster und schwenkte links ab, den Feldern zu.

Der Pfarrherr stand auch auf und kehrte mißmuthig zum Dorfe zurück.

Unsere Hüttenbewohner hatten dem Gespräch aufmerksam zugehört, aber wahrscheinlich ohne den Zusammenhang der Geschichte zu fassen. „Gelt, Nellchen", sagte Wendelin, als der Pfarrer weit genug war, so nicht mehr zu hören, „der Schwarz hat den Andern net rumkriegt! Aber guck mal dort, hat er nicht, mein Six, sein' Dos' liegen lassen!" Sie sprangen hinunter zum Bänkchen, wo in der Ecke des Pfarrherrn vergessene Dose lag.

Lieber Leser, du kennst die romantischen Knotenpunkte unserer Novellen und bist vielleicht so belesen und erfahren, zu vermuthen, daß diese silberne Dose das goldene Glücksrad für die Zukunft unserer landdurchstreichenden jungen Freunde geworden sei. Du siehst schon im Geiste den wackern Wendelin athemlos dem würdigen Pfarrherrn mit dem hoch in die Luft gehaltenen Funde nachrennen; du hörst diesen den Burschen ausfragen, seine redliche Seele erkennen, siehst ihn bereits durch die Perspektive deiner schwunghaften Phantasie durch den Seelsorger auch leiblich versorgt werden, z. B. zu einem ehrbaren Schuster in die Lehre kommen, und dann ein würdiges Glied der civilisirten Gesellschaft von Schwarzenberg werden; er ist vielleicht zudem ein Neveu des oben genannten, ehemals heimatlosen Schifferhans und vermittelt endlich die lang verschobene Heirath zwischen den Bauernkindern als legitimer Erbe des Schifferhans und seines Rainle's, während die gute Nella Unterkunft in des Pfarrherrn Hause findet, sich die Liebe des würdigen Greisen, der sie christianisirte, so sehr erwirbt, daß er sie an Kindesstatt ...., — doch, ich bedaure, sagen

zu müſſen, daß leider nichts von alle dem paſſirt iſt. Das wäre allzu romantiſch und unſere Geſchichte iſt ganz wahrhaftig, d. h. ſo wahrhaftig, als eine ſolche Geſchichte nur ſein kann.

Lieber Leſer, als Wendolin die ſchöne ſchwere Doſe in der Hand hielt, ſah er Nella an und ſagte: „Mitnehmen?“ Aber das Mädchen ſchüttelte den Kopf, daß eine der wilden Roſenknoſpen aus ihren Haaren fiel, und antwortete: „Laß das Ding liegen, Wendel.“

„Nun, dann nehmen wir doch eine rechte Priſe“, meinte dieſer. Die Priſe zeigte ſich ſo wirkſam bei dem baarfüßigen Schnupfer, daß er ärgerlich die Doſe in den alten Winkel zurückwarf.

Das Mädchen war bei der Exploſion ihres Bräutigams auf die Seite getreten und hatte von ungefähr über die Felder geblickt. Scharfäugig hatte ſie in der hagern Geſtalt, die ferne zwiſchen den Kornäckern ging und ſpähte, den Halſtermarx erkannt, und brachte das Erſcheinen des Verfolgers mit ihrer Flucht in Verbindung. So ruhig als möglich packte ſie ihre wenigen Habſeligkeiten zuſammen und, ohne Wendolin die Nähe ihres Feindes ahnen zu laſſen, ſprach ſie:

„So, lieber Wendolin, ich denk', wir gingen heut am beſten über Fuchsloch den Oberwyler Höfen zu, wenn du den Weg weißt.“

„Freilich“, antwortete er, „weiß ich ihn, 's iſt aber ein weiter und wüſter Weg.“

„Ich ging ihn heut gerne wieder einmal, und wenn wir gleich fort machen, ſo kommen wir noch vor Mitternacht hin.“

„Gut ſo, wenn du willſt“, erwiederte Wendolin. Er pfiff dem Marder, hängte ſein Fuchsfellränzchen um, faßte Nella's Hand und einen Augenblick ſpäter waren ſie im Gebüſche verſchwunden. Als ſie höher am Berg in einer Lichtung noch einmal zum Vorſchein kamen, hatte das niederhängende Gezweig der Föhren die letzte Roſenknoſpe des Brauttages aus Nella's Haaren geriſſen.

Jakob Frei.

Jakob Frei.

Der Statthalter.

I.

Von Kulm im Aargau führt ein schmaler, steiniger Weg über den Berg nach dem Ruederthale. In langsamer Steigung windet er sich dem Walde entlang, durch ein enges, schluchtartiges Seitenthälchen, in dessen Tiefe hie und da ein spitzfirstiges, strohbedecktes Häuslein steht, zwischen alten Bäumen versteckt, als ob es seine Armseligkeit auch da draußen in der Einsamkeit noch verbergen müßte. Droben am Ende dieses Thälchens tritt der Pfad, bevor er sich in das hochstämmige Tann verliert auf eine freie, weitschauende Lichtung, von der das ganze Hauptthal von Gränichen an bis an die waldigen Höhen gegen Münster zu überblickt wird. Gerade gegenüber in der Tiefe steht die Kirche und erscheint mit ihrer Umgebung von der Höhe herabgesehen so nahe, daß ein scharfes Auge die kleinen Leichensteine und Rosensträuche auf dem Kirchhofe zählen kann. „Ebnat" heißt diese kleine freundliche Hochebene, und man würde meinen, das wilde Treiben und Ungemach des Thales dürften nicht in diese stille Einsamkeit hinaufsteigen, wenn nicht ein verwittertes Gemäuer, das dem Wege entlang mit Brombeergesträuch und Schlinggras überwachsen ist, andeutete, daß auch hier schon Unglück und Zerstörung gehaust hätten.

Vor wenigen Jahren noch stieg vom Dorfe nach dem Ebnat hinauf fast jeden Abend ein alter Mann, den ganzen Sommer lang,

bis der Schnee die Wege deckte. Seine hohe Gestalt war von den Jahren gebeugt und oft blieb er, Athem holend, auf seinen Stock gestützt, stehen, um mit trübem Blicke den Weg zu bemessen, den er noch zu gehen hatte. Die Leute, die auf dem Felde am Wege arbeiteten, grüßten den Alten mit Ehrerbietung und schauten ihm müßig nach, bis er langsam hinter einer Hecke oder am Waldrande verschwunden war.

„Der alte Statthalter geht auch nicht mehr lange ins Ebnat", sagte wohl das Eine, „er muß nach dem Kirchhofe trotz seines Geldes." — „Ich glaube, er geht lieber dahin, als mancher arme Bettelmann", meinte ein Anderes, und dann wendete sich das Gespräch gewöhnlich auf den Trost aller Armen, nämlich, daß Geld und Gut allein das Menschenleben nicht glücklich machen können. Mancher alte Mann blieb noch eine Weile sinnend an seine Hacke gelehnt stehen und dachte an Dinge, die er als Knabe und Jüngling erlebt, und von Menschen, die er gekannt und die schon lange den Weg nach dem Kirchhof gegangen waren.

Der Statthalter hat diesen letzten Weg nun auch zurückgelegt. Die kleine Bank, die er sich auf dem Ebnat unter einem breitästigen Birnbaume hatte herrichten lassen und von der er so oft nach dem Kirchhofe des Dorfes hinuntergeschaut, ist bereits morsch zusammengefallen und bald auch wird das Andenken an den alten Mann mit den Wenigen, die ihn noch in jungen Jahren gekannt haben, vergessen sein.

Ich will deßwegen hier aufzeichnen, was ich von diesen Wenigen über ihn und seine Schicksale erfahren habe.

Droben auf dem Ebnat stand ehemals da, wo jetzt nur noch der verfallene Mauerrest sichtbar ist, ein sauberes, nettes Haus, das mit seinen blanken Fenstern im Morgen- und Abendscheine gar freundlich ins Thal herniederleuchtete. Es war das väterliche Haus des Statthalters, oder wie man ihn damals noch nannte, des Ebnat-Christian.

Christian war zu der Zeit, in der die Erzählung beginnt, etwa 24 Jahre alt und regierte schon seit dem Tode des Vaters mit Meisterhand den kleinen Berghof. Mit seinen Altersgenossen, den „Nachtbuben" im Dorfe, kam er wenig zusammen; er ging am Sonntage vom „Trüllplatze"[1] weg gewöhnlich wieder geraden Weges nach Hause, wo es ihm wohler war, da droben in seiner grünen Einsamkeit, als im Gelärme des Wirthshauses. Man wußte deßhalb wenig mehr von ihm zu sagen, als daß er ein stiller, fleißiger Bursche sei, und noch — daß er einer der schönsten Bursche sei im ganzen Kulmerthale. Das Letztere sprach nun gerade Niemand aus, aber manches Mägdlein dachte daran mit unruhigem Herzklopfen, wenn Christian am Sonntag Vormittag in die Kirche kam, oder am Nachmittage mit dem Gewehr im Arm auf den Trüllplatz zog. Darum war auch das offenkundige Geheimniß bis jetzt dem Jüngling selbst verborgen geblieben. Sagte die Mutter etwa einmal zu ihm: „Christian, du sollst nun doch bald ans Heirathen denken; ich werde alt und mag nicht mehr so nachkommen", antwortete er fast verwundert: „Mutter, wie kannst du so reden; so lange du da bist, brauch' ich keine Frau." — Aber auch ihm sollte das Stündlein schlagen.

Eines Sonntags predigte der Pfarrer mit heiligem Eifer von den Pflichten getreuer Unterthanen gegen ihre gnädige Obrigkeit. Er schilderte, wie nun des Himmels schwere Hand über Frankreich liege mit Krieg und blutiger Verheerung, weil das rebellische Volk an des Königs geweihtem Haupte sich versündigt habe, und drohte mit dem nämlichen Gerichte, wenn seine Kirchgenossen wagen würden, gegen die gnädigen Herren von Bern und ihre Vögte zu murren, wie das schon hie und da von Ruchlosen geschehen sollte. Christian kamen

1 Die Milizen wurden damals alle Sonntage dorfweise einexercirt oder „getrüllt"; nur selten, etwa einmal im Jahre, fand ein größerer Zusammenzug einer ganzen Thalschaft statt.

diese Worte verwunderlich vor; er hatte in seinem Leben noch nie daran gedacht, sich gegen den Untervogt [1] oder den Trüllmeister aufzulehnen, und dieß waren so ziemlich die einzigen obrigkeitlichen Personen, die ihm bekannt waren. Er schlug die Augen auf, um zu sehen, ob dem Pfarrer auch Ernst sei mit seinem Zorn und Eifer. Aber sein Blick erhob sich nicht ganz zur Kanzel — er blieb unterwegs an einem andern Gegenstande haften, bis sich das Auge langsam wieder senkte und das ganze Gesicht von einer tiefen Purpurröthe übergossen wurde.

Christian gerade gegenüber unter der Kanzel saß Untervogts Röschen. Aber wie war das nur? — Er hatte das Mädchen schon tausend und tausend Mal gesehen und doch dieses lichte braune Augenpaar, den stillen Ernst über dem sinnigen Gesichtchen, das freundliche Lächeln um die rosenrothen Lippen und — er wußte selbst nicht Alles was — noch nie bemerkt. Da mußte eine gewaltige Aenderung vorgegangen sein. Röschen schaute ihn gerade an und es war, als ob in seinen Augen die Frage geschrieben stände: „Nicht wahr, Christian, du könntest meinem Vater, dem Untervogte, kein Leids thun wie die Franzosen ihrem Könige? — Mir zu lieb thätest du's nicht — ich weiß es.“ Gewiß, diese Frage las Christian in den Augen der Tochter des Untervogts und er wollte noch weiter lesen in dem aufgeschlagenen, wundersam räthselhaften Buche; aber Röschen schloß dasselbe mit dem dunkeln Seidenschleier seiner Wimpern tief erröthend zu.

Christian fühlte, wie sich die Gluth von Röschens Wangen über die seinigen ergoß, wie der Wiederschein der Morgenröthe. Er wagte nicht mehr aufzuschauen und saß still andächtig, als ob er die Predigt, von der er doch kein Wort mehr hörte, tief zu Herzen nähme. —

---

1 Die Gebiete der meisten damaligen schweizerischen „Stände“ waren in Landvogteien eingetheilt. Untervogt hieß der erste Gemeinde-Vorsteher einer ländlichen Gemeinde.

Auf dem Heimwege wendete er sich bei der Ecke, wo der Weg nach dem Ebnat von der Straße ablenkt, plötzlich um. Drüben stand Röschen unter seiner Hausthüre und hatte ihm nachgeschaut. — —

Als er droben einsam am Waldrande dahinging, blieb er halb erschrocken stehen; er meinte, es habe eine Stimme aus dem Walde herausgerufen. Erröthend, fast wieder wie in der Kirche, besann er sich, daß er, ohne daran zu denken, laut vor sich hin gesungen habe und die Stimme im Walde blos das Echo seines Liedes gewesen sei. Lange schaute er sinnend auf das Thal hinunter, das eben seinen fröhlichsten Frühlingsschmuck angethan hatte. Es däuchte ihm, als hätten die Bäume noch nie so duftend geblüht und der blaue Himmel noch nie so milden Sonnenschein über die Erde gebreitet; das aufwachende Herz schwoll in süßbeklommener Ahnung, und laut auf jauchzte er in den Wald hinein, daß der Wiederhall von den fernen Höhen zurücktönte.

Der Nachmittag brachte ein buntes, lustiges Leben in's Dorf. Es war heute der erste Maisonntag des Jahres 1797, und nach altem Herkommen versammelte sich die dienstpflichtige Mannschaft aus den benachbarten Dörfern des Thales auf dem Bärenplatze in Kulm, um mit Wehr und Waffen die Musterung eines Oberoffiziers zu passiren. Von allen Seiten rückten die Trüllmeister mit ihren Schaaren heran und mit hellen Pfeifen und Trommeln und fliegenden Fähnlein ging der Zug das Dorf aufwärts nach dem Musterplatze. Christian marschirte als Flügelmann bei den Grenadieren im ersten Gliede. Er hatte zwar seine Waffen gestern schon in Ordnung gebracht; aber heute nach der Kirche war er nochmals daran gegangen und Muskete und Bajonnet glänzten und funkelten, als wären sie soeben aus der Hand des Zeugschmieds gekommen. Die Uniform hob seine schlanke Gestalt, daß sie noch um Vieles größer schien als gewöhnlich und umschloß die kräftigen Glieder so straff,

wie die glatte Rinde den Stamm einer jungen Buche. Als der Zug an des Untervogts Hause, unter dessen Thüre Röschen mit einer Schaar schaulustiger Mädchen stand, vorübermarschirte, schaute Christian so keck hinüber, als ob er nun erst wüßte, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhen müsse. Und war dem nicht so? — Hatte Röschen ihm nicht erröthend und lächelnd zugenickt? — Wenigstens glaubte dieß eine schelmische Kamerädin bemerkt zu haben. „Der Christian aus dem Ebnat ist doch der Schönste," sagte sie neckisch; „wenn ich so eine reiche Tochter wäre, wie Untervogts Röschen, den wollt ich zum Manne haben und wenn ein ganzes Fuder Junker von Bern kämen — Herr Jeses! nur nicht so böse, Röschen — feuerroth bist du." „Du bist doch immer die Wüsteste," sagte Röschen, in's Haus zurückspringend, halbböse, daß seine geheimsten Gedanken errathen waren und doch wieder froh, daß ein Anderes ausgesprochen, was es sich selbst noch nicht deutlich gestanden hatte. Jetzt erst wurde ihm recht klar, was bisher im tiefsten Grunde seines Herzens geschlummert hatte.

Am Abend, nachdem die Musterung vorbei war, ging Christian nicht wie gewöhnlich seinen Weg nach dem Ebnat. Arm in Arm zog er mit seinen Waffengefährten nach dem Wirthshause zum Bären und half mit kräftiger Stimme das Lied singen:

Z'Bern bim Bäre händ si chüele Wi,
Die junge Soldate sitzen Alle dabi.

Aber auch beim Bären in Kulm war kühler Wein zu finden und heute an jungen Soldaten und tanzlustigen Mädchen daselbst ebenfalls kein Mangel. Kaum hatten die Pfeifer ihren Durst gelöscht und schon saßen sie droben in der Tanzstube auf einem Gerüste, auf ihren Querpfeifen statt der kriegerischen Märsche die lustigen Walzerweisen probirend. Die friedlichen Paare reihten sich, nach dem Beginne des Vergnügens verlangend, den Saal entlang und zimperlich zierten sich die Mädchen, die noch keinen Tänzer gefunden; aber

noch war der Major, der heute Musterung abgehalten, und dem nach altem Brauche der erste Tanz gehörte, nicht erschienen.

Um so besser war die Gelegenheit, von ihm sprechen und ihn beurtheilen zu können. „Ein Schöner sei er," hieß es; „aber ein Stolzer, wie sie noch keinen gesehen; da sei der Junker Dießbach von Liebegg, der mit ihm gekommen, die lautere Leutseligkeit dagegen. Er sitze so hochmüthig auf seinem schwarzen Rosse droben, als ob ihn der Herrgott expreß hinaufgesetzt, und die Soldaten habe er kaum angucken mögen. Freilich hab er's nicht nöthig; grausam vornehm müsse er sein und ein Vetter des gnädigen Herrn Landvogt auf Lenzburg — er zeig's aber auch, daß er so lange warten lasse."

Unter den jungen Soldaten im Bären war Einer, der die Ankunft des Majors noch sehnlicher erwartete als alle Andern, denen die Tanzlust verkürzt wurde. Und dieser Eine war Christian. Der Major war im Hause des Untervogts, Röschen daheim und noch nicht auf dem Tanzplatze erschienen — — der arme Jüngling! Er sollte am ersten Tag seiner Liebe nicht nur ihre Lust, er sollte auch schon all' ihre Qualen empfinden.

Endlich kam der Major über den Platz dahergeschritten; aber — es flimmerte vor Christians Augen, als ob plötzlich das Licht des Himmels auslöschen wollte — an seinem Arme ging Röschen, des Untervogts Röschen. —

Der erste Gedanke, der bei diesem Anblicke Christian durch den Kopf fuhr, rief: „Fort, fort über alle Berge, daß du sie nie wiedersiehst." Er beugte sich vor, als ob er einen gewaltigen Anlauf nehmen wolle; aber die Füße versagten ihren Dienst; er blieb wie gebannt an die Mauer gelehnt stehen und schaute verworren, gedankenlos dem Paare nach, das, kaum den Boden berührend, durch den Saal dahinflog. Christian kam erst wieder recht zu sich selber, als ihn Jemand bei der Hand faßte. Er fuhr erschrocken auf — es war

nur Röschens neckische Kamerädin. „Hör' du," sagte sie, den Finger zu einer lächelnden Drohung erhebend, „mach' mir keine so Augen nach dem Major hin — der könnt's übel nehmen, du glotzst ihn ja an, als ob du ihn beißen wolltest."

Christian fuhr mit der flachen Hand über sein Gesicht, wie wenn er's verbergen wollte. Er wußte nicht, was sagen und doch drängte der Schmerz, der seine Brust durchwühlte, nach Mittheilung. Das Mädchen hatte Mitleiden mit dem Armen und suchte ihn nicht länger zu quälen. „Christian," sagte es, „mach kein so einfältig Gesicht und paß auf, was ich dir zu sagen habe. Röschen geht nach dem dritten Tanze nach Hause, unter dem Vorgeben, Etwas vergessen zu haben; dann sollst du unten passen und sie zum Tanze nehmen, bevor wieder so ein Großhans kömmt. Verstehst du, Traumkaspar? — das hat mir Röschen aufgetragen."

Christian verstand Alles recht gut; aber wirklich sah er aus wie der Traumkaspar, der nach der Erzählung am hellen Tage träumend, aber mit offenen Augen umhergeht. Es war ihm auch, als ob er träume; er hörte nicht mehr die Pfeifen der Musikanten, noch das trappelnde Geräusch der Tanzenden; er hörte nur, wie's in seinem Innern klang und jubilirte: Röschen, Röschen hat deine geheimsten Gedanken errathen und hat verstanden, was dir weh thut. Halleluja! Röschen liebt dich. —

Nach dem dritten Tanze schlich Röschen davon. Als es an die Thüre kam, überstreiften seine glänzenden braunen Augen Christian mit einem Blicke, daß er nun wohl begriff, wie seine verborgenen Gedanken errathen worden waren; dieser Blick mußte ja in den tiefsten Winkel der Seele dringen.

Bald tanzten Christian und Röschen, als ob sie einander nie mehr lassen wollten. Christian hatte in seinem Leben noch wenig getanzt und das ihm anfänglich Sorge gemacht; aber nach den ersten Schritten schwang er sich um sein Röschen, als trüge ihn der

Takt der Tanzweisen mühelos von dannen. Sie sprachen nicht, die beiden Glücklichen; sie sahen einander an und lächelten, und das war genug.

In diesem Glücke war schon eine geraume Zeit vergangen, als der Major wieder in die Tanzstube trat. Geraden Schrittes kam er auf Röschen zu und faßte es bei der Hand, ohne im Geringsten auf Christian Acht zu geben. Röschen zauderte und Christian hielt es am Arme fest.

„Nun?“ — fragte der Major kurz, indem er Christian mit einem stolzen Blicke maß — „wird's bald?“

„Herr Major,“ erwiederte Christian bescheiden, „Röschen ist für heute meine Tänzerin.“

„Röschen ist meine Tänzerin,“ sagte der Major streng. „Laß ihren Arm los.“

Christian zauderte, durch diesen harten Ton auf's Tiefste verletzt, noch immer, als ihn der Major mit einem Stoße vor die Brust auf die Seite stieß. „Grober Bauer,“ fuhr er ihn an, „weißt du, wer ich bin? — Soll ich dir meine Reitpeitsche zu fühlen geben?“ —

Christians Gesicht bedeckte plötzlich Todtenblässe. Er beugte sich hastig nieder, als suche er ein Stuhlbein abzuknicken, um den empfangenen Schlag mit Wucher heimzugeben. „Nicht so rasch, Ebnatbauer,“ flüsterte eine tiefe Stimme hinter ihm, indem sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte, „nicht so rasch, guter Freund.“ Christian schaute auf. Neben ihm stand der wohlbekannte Metzgermeister Siebenmann von Aarau, der dem Auftritte zugesehen hatte. „Kommt mit“, ermahnte der Meister, „kommt mit; gut Ding will Weile haben und der Zorn ist ein unbedachtsamer Rathgeber.“

Christian ließ sich willenlos, mühsam nach Athem ringend, davon führen. An der Thüre schaute er nochmals zurück — der Major tanzte mit Röschen in zierlichen Wendungen den Saal hinunter. — —

In die Seele des bisher harmlosen Jünglings war ein Same geworfen, der, von fremder Hand und den kommenden Zeitereignissen gepflegt, seine reichlichen Früchte tragen mußte.

Christian saß lange schweigend in einem Seitenstübchen, in das er sich hatte führen lassen, ohne auf die Worte Meister Siebenmanns oder des „Thörlewirths", wie er im ganzen Thale genannt wurde, die mindeste Achtung zu geben. Seine Brust hob und senkte sich, als ob die stattliche, breite Wölbung zersprengt werden müßte. Manchmal zog er die weit vor sich hin auf den Tisch gestemmte Hand rasch zurück und fuhr nach der Stelle hin, wo er den Stoß des Majors empfangen hatte, wie wenn er da einen tiefen Schmerz empfände. Der Thörlewirth, aus dessen kleinen, blitzenden Augen ein schneller und scharfer Verstand sprach, betrachtete mit Erstaunen den sonst so stillen Jüngling, der nun auf einmal so gewaltige Leidenschaften blicken ließ. „Stille Wasser gründen tief", murmelte er vor sich hin und hatte in diesem Falle recht mit seiner Volksweisheit. In Christens Seele hatte sich an der Einen Flamme der Liebe plötzlich alle Gluth der entgegengesetztesten Leidenschaften entzündet und gab ihnen die tiefe Innerlichkeit, weil sie Alles wieder auf sich zurückbezog. Endlich stand er auf und reckte sich weit aus, wie ein aus schweren Träumen Erwachender. „Thörlewirth", sagte er mit fester, aber tonloser Stimme, indem er auf seine Uniform schaute, „ich bin Soldat so gut wie er, ich muß den Schlag zurückgeben; nachher ist's einerlei, ob er mich mit seinem Säbel zusammenhaut oder ich ihn mit dem Bajonnette niedersteche. Röschen weiß dann wenigstens, daß ich kein Knabe bin."

In diesen Worten fand Meister Siebenmann den Schlüssel zu Christians Benehmen, der ihm bisher immer noch gemangelt hatte; aber vergeblich würde er sich der raschen und doch kalten Entschlossenheit des Jünglings widersetzt haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein Mädchenkopf unter der Thür erschienen wäre. „Ei Bomben

und Granaten, ſagt der alte Franzoſenfritz", rief ſie lachend, „was geht heute nicht Alles mit dir vor, Chriſtian? Vorhin ſahſt du aus wie der leibhaftige Gottſeibeiuns, und jetzt wie eine graue Milchſuppe — haſt du in einen Mehlkaſten geblaſen?" So plappernd ſprang Röschens Freundin in die Stube und ſtreckte ſich, nachdem ſie vor Meiſter Siebenmann einen halb lächelnden halb ſpöttiſchen Knix gemacht hatte, auf die Zehen, um Chriſtian Etwas ins Ohr zu flüſtern. „So — iſt das wahr?" fragte er gedehnt. „Ganz gewiß", betheuerte das Mädchen ernſthaft, „ſie gab vor, Kopfweh zu haben und bittet dich, ihr zu lieb ſollteſt du vernünftig ſein — verſteht Er, wilder Herr, ihr zu lieb."

Chriſtian ſtand eine Weile ſinnend, das Geſicht mit der flachen Hand verdeckt auf ſeine Muskete geſtützt; dann lehnte er das Gewehr in eine Ecke und ſagte ruhig: „Jetzt wollen wir noch eine Flaſche trinken, Meiſter Siebenmann, bevor wir uns auf den Weg machen — wenn Ihr heut Nacht noch über den Berg ins Ruederthal wollt." — —

Es war eine helle, duftende Frühlingsnacht, durch welche die beiden Männer den Weg nach dem Ebnat hinanſchritten. Der Mondſchein übergoß die weißen Blüthenbäume im Thale mit einem zauberhaften Dämmerlichte und ſpielte in wunderlichen Bildern mit den ſchwarzen Tannenſchatten, die ihre Wipfel vom leichten Winde bewegt über den Pfad herausbeugten. — Dieſer ſtille Frieden paßte wenig zu den Reden, die der Thörlewirth mit immer ſteigendem Eifer führte; aber nichts deſto minder lauſchte ihnen Chriſtian mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Das waren ſo neue Dinge, an die er in ſeinem Leben noch nie gedacht, und doch war's wieder, als wären ſie der bloße Wiederhall von dem, was eben im tiefſten Grunde ſeines eigenen Herzens vor ſich ging. „Seht nur," ſchloß endlich der Meiſter, „Röschens Vater, der Untervogt, iſt ſonſt ein gerader, wackerer Mann; aber wenn er einen von unſern gnädigen Herren

und Junkerw ſieht, meint er den lieben Herr Gott ſelbſt zu ſehen, und wenn ſo ein Hochmuthsritter ſein ſchönes, unſchuldiges Töchterchen zur H . . . verlangte, ich glaube — der Himmel verzeih' mir's — er würd' ſie ihm geben, blos weil er meint, er dürfe als Untervogt einem gnädigen Obern Nichts abſchlagen."

Chriſtian zuckte bei dieſen Worten zuſammen und blieb ſtehen. „Meiſter Siebenmann", ſagte er nach einer langen Pauſe, „wenn das Alles wahr iſt, was Ihr da gegen unſere gnädigen Herren ſagt, ſo wollt' ich lieber mein Gewehr an dieſer Eiche zerſchlagen, bevor ich's gegen einen Franzoſen losſchießen würde." — „Ob das Alles wahr iſt?" entgegnete der Thörlewirth — „wenn Ihr heute nicht ſelbſt ſchon genug erfahren habt — und ich ſollt's doch meinen, ſo kommt, ich will Euch da noch eine Geſchichte erzählen. Seht Ihr dort drunten im Felde die einzeln ſtehende Tanne? Sie ſteht, knorrig und verwittert wie ſie iſt, im Mondenſchein zwiſchen den weißen, blühenden Obſtbäumen wie ein ſchwarzes Nachtgeſpenſt."

„Ich ſehe ſie wohl", ſagte Chriſtian, „es iſt die Kleinhänſels-Tanne."

„Die Kleinhänſels-Tanne? — Warum heißt ſie ſo?"

„Ach", erwiderte Chriſtian, etwas verwundert über dieſe Frage, „das iſt ſo eine Sage, was wahr daran iſt, weiß ich nicht. Die Leute erzählen, es habe einmal im Dorfe ein Hexenmeiſter gelebt, der Kleinhänſel geheißen. Dem Teufel habe er ſeine Seele verkauft und dann die Bauern zu allerlei widerſetzlichen Streichen gegen die Obrigkeit aufgewiegelt, bis ihn endlich der Böſe geholt und ſeinen ſchwarzen, halbverbrannten Leib in jene Tanne aufgehängt habe. So erzählen's die Leute."

„Das weiß ich", ſagte der Thörlewirth, „und dachte mir, du werdeſt auch nicht beſſer belehrt ſein als Andere. Drum hör', ich will dir die Geſchichte erzählen, wie ſie wirklich paſſirt iſt. Es ſind etwa hundertfünfzig Jahre her, da lebte drunten im Felde ein wackerer,

reicher Bauer, Kleinhänsel genannt. Derselbe hatte ein Weib, das schönste im ganzen Thale, mit der er in Frieden und Treue lebte, bis der böse Feind unter sein Dach trat. Das war ein Berner Junker, der auf irgend eines dieser Schlösser kam, ich weiß nicht mehr, ob nach Rued oder Liebegg. Der feine Herr hatte aus fremden Landen, in denen er seine Jugend in Kriegsdiensten verlebt, lockere, verderbte Sitten mit heimgebracht, aber auch eine glatte Zunge und schöne Worte, mit denen er seine Laster ausschmücken konnte. Die junge Bäuerin gefiel seinen lüsternen Augen und wurde in ihrer Einfalt und Unerfahrenheit die Beute seiner verbrecherischen Versuchungen. Der unglückliche Kleinhänsel rief die Strenge des Gesetzes an gegen den Räuber seiner Hausehre; aber man weiß, daß keine Krähe der andern die Augen aushackt. Der arme Mann wurde von Pontius zu Pilatus geschickt und mußte am Ende seine Schande und sein Unglück ungerächt hinnehmen; aber eine große Verbitterung kam in sein Herz und er schwur, bei Gelegenheit daran denken zu wollen.

Diese Gelegenheit kam günstiger als er sie erwarten konnte. Schon lange nämlich hatten die Herren in den Städten angefangen zu glauben, das Volk, das doch ein freies Schweizervolk sein sollte, sei blos ihretwegen da; neue, unerhörte Abgaben wurden ausgeschrieben und die Landvögte bereicherten sich, wie noch heut zu Tage, aus dem Schweiße des Landmannes. Da standen unerschrockene Männer zusammen, überall im Oberlande, im Aargau und Luzernbiete, und beriethen sich, wie dem Unwesen abzuhelfen sei. Daß der Kleinhänsel nun auch kein Blatt vor den Mund nahm, ist leicht zu denken; aber die Herren wollten Nichts hören von alten, wohlerworbenen Rechten und Klagen der Bauern, bis diese sagten: so wollen wir's mit den Büchsen probiren. [1] Auch aus dem Kulmerthale zog mit, was einen

1 Der Schweizerische Bauernkrieg 1653.

Kratten trölen konnte, der Kleinhänsel überall voran; aber die Herren halfen einander, die Zürcher und Andere ſchickten Kriegsvölker und drunten bei Mellingen wurden die Bauern blutig aufs Haupt geſchlagen. Der Kleinhänſel, der an keine göttliche Gerechtigkeit mehr glauben mochte, wehrte ſich noch in ſeinem eigenen Hauſe und wollte ſich nicht ergeben; aber endlich wurde er überwältigt und auf Befehl des nämlichen Junkers, der ſein Lebensglück zerſtört hatte, an jene Tanne, die damals noch als kleines Stämmchen vor ſeinem Gartenhage ſtand, aufgehängt. In ſpäterer Zeit ſagten die Herrendiener und Pfaffen, wenn Etwas vom Kleinhänſel gemunkelt wurde, er ſei ein Hexenmeiſter geweſen und darum habe ihn der Teufel geholt. Das iſt die wahrhaftige Geſchichte der Kleinhänſels-Tanne. Die Andern, die mit ins Feld gezogen waren, um für ihr gutes Recht zu ſtreiten, konnten froh ſein, wenn ſie mit abgeſchnittenen Ohren oder einer geſchlitzten Zunge davonkamen. Vielleicht war Euer Urgroßvater auch darunter. So — und nun gute Nacht. Ich denke, Ihr werdet jetzt wiſſen, was Ihr zu thun habt, wenn die Franzoſen kommen, um unſern gnädigen Herren ein Wenig auf die Finger zu ſehen. Kommt Ihr nach Aarau, ſo werdet Ihr hoffentlich beim Thörle einen Schoppen trinken; bis dahin grüßt mir Röschen, und wenn der Herr Major etwa wieder mit ihr tanzen will, ſo denkt an den Kleinhänſel und ſeine Tanne."

II.

Es war eine unfreundliche, feuchtkalte Novembernacht, durch die Chriſtian vom Ebnat nach dem Dorfe hinunterging. Der Nebel rollte, vom Winde bewegt, in ſchweren Maſſen die Höhen herab und nur hie und da vermochte der Mond mit einem falben Schimmer durchzudringen. In der Seele des einſamen Wanderers wogte und ſtritt es durcheinander, wie droben Licht und Finſterniß. An der Waldecke blieb er ſtehen und ſchaute in das graue Nebelmeer hinaus. Im näm-

lichen Augenblicke erhob sich über dasselbe auf der jenseitigen Anhöhe der Thurm von Liebegg, von einem vollen Strahle des Mondes so hell beschienen, als ob lichtes Feuer aus den weißglänzenden Mauern hervorbrechen wolle. Christian biß die Lippen zusammen, einen zornigen Fluch murmelnd. „Bah", sagte er weitergehend vor sich hin, „ich denke so gut an die Kleinhänsels-Tanne als an das Junkernschloß, und dießmal könnt's anders werden, Herr Major!" Bei diesen Worten erhob er die Faust drohend nach dem Schlosse Liebegg, das schon wieder vom Nebel verhüllt in Nacht versunken war. Der Jüngling achtete wenig auf dies zauberhaft wechselnde Licht- und Schattenspiel; er sang, oder raunte vielmehr allerlei Töne vor sich hin, aus denen endlich die Worte hervorbrachen:

„So geht's, wenn ein Mädle zwei Knaben lieb hat,
's thut wunderselten gut."

„Ah", sagte er plötzlich stillstehend und die Hand auf die Stirne drückend, „ich thu' Röschen doch weiß Gott unrecht, und mir selber mach' ich unnütze Qualen. Es liebt mich mehr als sein eigenes Leben — ja, ja gewiß — mehr als seine Seligkeit; und ich — ich versündige mich, wie hat es nur gestern Abend geweint!" Christian fing bei dieser Erinnerung an so rasch zu gehen, als ob er seinen eigenen Gedanken entfliehen wolle. „Was kann Röschen dafür", fuhr er immer schneller laufend fort, „was kann es dafür, daß der Major wieder im Reviere ist — der Teufel weiß, was der hier herumschnüffelt. Nein, nein, es soll's nicht entgelten, daß der Vater ein Junkernschlecker ist — bei meiner Treu', es soll's nicht entgelten."

Mit diesem Entschlusse, den er schon hundertmal gefaßt und hundertmal gebrochen, eilte der Jüngling den Fußweg hinein, der durch den Baumgarten nach des Untervogts Hause führte. Als er etwas geräuschloser auftretend um die Ecke der Scheuer bog, die etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernt stand, rief eine leise Stimme hart neben ihm: „Christian!"

„Biſt du's?“ fragte er verwundert, Röschen an beiden Händen faſſend, „biſt du es?“

„Ich habe hier auf dich gewartet“, antwortete das Mädchen mit leiſer, vor Froſt zitternder Stimme — „ſchon über eine halbe Stunde.“

„Und warum da draußen in der Kälte? Komm', wir wollen hinübergehen.“

„Nein — nein!“ rief Röschen ängſtlich, indem es Chriſtian zurückzog, „du darfſt nicht hinüber; es iſt Jemand da — du darfſt nicht.“

„So?“ fragte Chriſtian ſcharf, indem er eine Hand Röschens losließ, „und wer ſo Wichtiges iſt denn da, wenn ich fragen darf?“

Röschen ſchwieg; aber Chriſtian fühlte auf ſeine Rechte, mit der er das Mädchen hielt, eine heiße Thräne niederfallen. Dieſe Thräne mahnte ihn an die Vorſätze, die er vor wenigen Minuten gefaßt, ohne daß er jedoch vermocht hätte, ein begütigendes Wort hervorzubringen.

„Ach!“ ſagte Röschen nach langem Schweigen mit ſchluchzender Stimme, „der Major iſt beim Vater und hat — o ich armes Mädchen — er hat ſchreckliche Dinge von dir geſagt. Ich glaube, der Vater hätt' mich im Zorn geſchlagen, wenn ich nicht gegangen wäre.“

„Aha, der Junker Major iſt da; und was hat er denn geſagt über mich, der ſeine Herr?“

Röschen ſchwieg, ſtill vor ſich hinweinend; aber Chriſtian, über den ſchon wieder der böſe Dämon der Eiferſucht und des Haſſes gekommen war, achtete wenig auf dieſe flehende Beſchwörung. „Nicht wahr“, fuhr er fort, „der Junker hat geſagt, Untervogts Röschen paſſe beſſer für einen gnädigen Herrn als für einen groben Bauern, wie der Chriſtian einer ſei?“

„O Chriſtian“, bat das arme Mädchen, „wie kannſt du mir

auch das thun! Ach, nein — er hat gesagt, du seiest ein — geheimer Patriote [1]; drum gehest du alle Wochen nach Aarau hinunter."

Röschen würde sich entsetzt haben, wenn es den Ausdruck von Hohn, Spott und Zorn bemerkt hätte, der bei diesen Worten über Christians Gesicht zuckte; aber die Nacht verbarg denselben, und höhnend sagte er: „Haben's seine Zehnbätzner [2] endlich ausgespürt? — So — und was hat denn der Herr Untervogt dazu gesagt?"

Die Thränen blieben Röschen vor Schrecken in den Augen stehen und lange starrte es durch die Finsterniß, um auf Christians Gesicht zu lesen, ob er nicht bloß Spaß treibe.

„Um Gotteswillen", sagte es endlich angstvoll, „es wird doch nicht wahr sein, Christian? Der Vater hat gesagt, wenn es so wäre, würde er lieber sein Haus anzünden, bevor er dich wieder durch die Thüre treten ließe."

„Und du, was sagst du dazu?"

„O ich unglückliches Kind, ich will zu Gott beten, daß es nicht wahr sei."

„Dann gute Nacht, Untervogts Tochter", sagte Christian kalt und wandte sich mit raschen Schritten nach der Straße hinaus. Er hörte noch, wie ihm Röschen weinend und bittend nachrief, einen Augenblick blieb er sich besinnend stille stehen. „Nein", sagte er, entschlossen nach dem Bärenplatze zulenkend, „lügen will ich nicht; einmal kommt's doch zur Abrechnung."

---

1 Die gegen die patricischen Städte sich an Frankreich lehnenden demokratischen Parteigenossen wurden „Patrioten", ihre Gegner „Stockerater" genannt. Letzteres von „Aristokrat", nicht, wie schweizerische Geschichtsschreiber meinen, von „stockroth" — kernfaul. Die Stadt Aarau war ein Mittelpunkt der „patriotischen" Partei.

2 So wurden damals, ihres Taggeldes wegen, die Berner patricischen Spione genannt.

Christian setzte sich im Bären in eine Ecke nahe an der Thüre, ohne auf die andern Gäste zu achten; die oben in der langen Gaststube an einem runden Tische saßen. In trübe Gedanken verloren, die schwere Stirn in die hohle Hand gestützt, hörte er noch Nichts, als die Unterhaltung droben bereits lebhafter geworden und die Männer sich eifrig hin- und herstritten; manchmal faßte er mechanisch nach dem Glase und setzte es an die Lippen; ohne zu bemerken, daß es's schon lange leer getrunken. Da rief am andern Tische eine laute, kreischende Stimme: „Und ich sag's noch einmal; es leben die Patrioten!" Christian fuhr auf; der Name, der in tausendfachem Wiederhall durch all seine Gedanken nachklang, seit er von Röschens Lippen so verhängnißvoll ausgesprochen worden, hatte ihn aufgeweckt; und dann war's ihm, als ob er diese schreiende, fast pfeifende Stimme kennen müßte. Drüben hatte sich der Rufer einzig erhoben und leerte, unter den buschigen Brauen hervor hin- und herspähend, langsam sein Glas, während die Uebrigen lärmend und zankend sitzen blieben. „Der versteht's — er hat Recht", riefen die Einen, und „hinaus mit ihm", schrieen die Andern, „mit dem fremden Landstreicher". Christian trat näher und schaute dem Patrioten scharf in das faltige Gesicht, das von einem herabhängenden breitkrämpigen Hute halb verdeckt wurde. „Ich glaub', ich habe dich auch schon irgendwo gesehen", sagte er, ohne viele Umstände dem Fremden den Hut vom Kopfe nehmend. „Ich weiß nicht — es kann wohl sein", erwiederte der Andere, der sich sichtlich anstrengte, den Trotz zu zeigen, den Christians unhöfliches Benehmen verdient hätte. „So sollst du wenigstens dießmal daran denken", rief der Letztere, faßte den Fremden mit beiden Armen und trug ihn wie ein Kind, festen Schrittes, der Thüre zu; mit einem Fußtritte öffnete er dieselbe und warf seine Last so unsanft in den Gang hinaus, daß der Fall mit dumpfem Schalle nachdröhnte.

Die Gäste, alles wohlbekannte Männer aus dem Dorfe, drängten

ſich mit Fragen und Rufen an Chriſtian heran, der noch immer mit vorgeſtreckten Armen unter der Thüre ſtand, als ob er den beſiegten Gegner zu einem neuen Angriffe erwarte. „Das iſt einer von den verfluchten Zehnbätznern“, ſagte er mit zornbebender Stimme, „ein Spürhund unſerer gnädigen Herren.“

Der Niedergeworfene hatte ſich ächzend und ſtöhnend noch nicht ganz erhoben, als unter der Gangthüre zwei Männer erſchienen. „Was giebt's da?“ fragte der Eine, der in einen weiten Mantel gehüllt war, „wer ſpricht von Spürhunden und gnädigen Herren?“

Es war der Major mit dem Untervogte. —

Chriſtians bisher vom Zorne gerötheles Geſicht wurde bleich wie ein Leichentuch. Er trat einen Schritt zurück und der zuſammengedrängte Knäuel der Gäſte wich aus einander, um den Eintretenden ehrerbietig Platz zu machen.

„Was giebt's da, was haſt du mit dieſem Manne?“ fragte der Major nochmals, indem er an Chriſtian herantrat.

„Wie Ihr ſeht“, erwiederte dieſer trotzig, „ich hab' ihn hinausgeworfen — Euern Spion, Herr Major.“

Der Major biß die Lippen zuſammen und warf einen ſcharfen Blick auf den Fremden, der mit kläglicher Geberde ſeine Glieder reibend an der Thüre lehnte.

„Wer ſagt dir, Schurke“, fuhr er, mühſam ſeine Stimme bewältigend, zu Chriſtian fort, „daß dieſer Mann mein Spion ſei?“

„Wenn ich nicht beſtimmt wüßte, daß er's wäre“, gab dieſer zur Antwort, „würd' ich's keinem Andern glauben, da Ihr ſelbſt ein zu guter Spion ſeid, um Helfershelfer zu brauchen. Den Schurken aber könnt Ihr für Euch behalten.“

Bei dieſen mit trotzigem Hohn geſprochenen Worten ſprang der Untervogt hervor, um ſich auf den verwegenen Frevler zu werfen. Chriſtian wich rückwärts hinter den Tiſch und ſagte ſcheinbar ruhig: „Laßt mich in Ruhe, Untervogt, ich habe Nichts mit Euch zu ſchaf-

fen.“ — „Ja, laßt ihn“, ſchrie der Major, „ich muß den Buben ſelbſt züchtigen.“ Er ſprang um den Tiſch und ſchwang mit hocherhobenem Arme ſeine Reitpeitſche; aber im Augenblicke des Niederſchlagens ließ er ſie aus gelähmter Hand zu Boden fallen, und taumelte rückwärts in die Arme des Untervogts; aus dem Aermel ſeines Mantels tröpfelten raſchrinnende Blutstropfen. „Zum zweiten Male laß ich mich nicht ſchlagen, Herr Major“, rief Chriſtian, ein blutiges Meſſer auf den Tiſch werfend.

Die bisher vor Ueberraſchung ſtummen Zuſchauer ſtoben bei dieſem Anblicke aus einander, als ob ein Blitz aus heiterm Himmel unter ſie gefahren wäre. „Laßt ihn nicht fort“, ſchrie der Untervogt, „haltet den Mörder!“

„O, das iſt nicht nöthig“, ſagte Chriſtian, ſich wieder in ſeine Ecke ſetzend: „Euer Schwiegerſohn läuft nicht davon. Macht dem Junker nur den Mantel auf; er hat bloß eine Ritze im Oberarm; aber er ſcheint das Blut nicht gerne zu ſehen, daß er ſo mit geſchloſſenen Augen daliegt.“ —

Man kann ſich leicht denken, welche Schreckensberichte die aus dem Bären entflohenen Gäſte nach Hauſe brachten. Ueber den Chriſtian im Ehnat, hieß es, müſſe der böſe Geiſt gekommen ſein, oder raſend oder hinterſinnig ſei er geworden. Einen fremden Hauſirer habe er plötzlich am Halſe gepackt und in den Gang hinausgeworfen, daß die Glieder des armen Mannes zuſammengebrochen ſeien, wie dürre Schwefelhölzchen; und dem gnädigen Herrn, dem Junker Major, dem habe er — Gott ſei der armen Seele gnädig, — ein langes Meſſer in die Bruſt geſtoßen, daß die blutige Spitze hinten auf dem Rücken einen halben Finger lang herausgeſchaut habe; das Blut ſei wie aus einer Brunnenröhre dem Stiche nachgeſchoſſen. Mancher riegelte angſtvoll die Thüre hinter ſich, als fürchte er, der geſpenſtiſche Schatten der grauſen That könnte ihm über die Schwelle nachfolgen; und manche Mutter faßte ihren Sohn feſt bei den Händen, um ihn

nicht aus dem Hause zu lassen, in mitleidigen Jammer ausbrechend bei der Erinnerung an Christians Mutter, der armen, einsamen Frau auf dem Ebnat.

Röschen saß in schmerzliches Sinnen versenkt in seinem Stübchen am Fenster und schaute unruhig und beklommen in die unheimliche Nacht hinaus. Ein feuchter Wind, der in schweren Stößen vom Walde herniederfuhr, hatte den Nebel aus der Thaltiefe weggefegt und trieb am Himmel schwere, tief herabhängende Wolken dahin, zwischen denen der Mond nur hie und da mit unsicherm Scheine hervorblickte. „Ach", seufzte Röschen, nach den Schattengestalten der blätterlosen Bäume hinausspähend, „so wird er doch nicht nach Hause gehen, ohne mir gute Nacht zu sagen. Was hab' ich nur gethan, daß er so böse wurde; er weiß doch, wie gut ich's meine; und was kann mein armes Herz dafür — o Gott! daß er ein — Patriote ist. — Gieb mir, Himmel!" betete es, die Hände faltend, „gieb mir Kraft, wenn die schweren Stunden der Trübsal kommen sollten." Eine unklare, niederdrückende Angst legte sich um sein Gemüth und bitterlich weinend drückte es das Gesicht in die Kissen des Bettes nieder.

Durch ein leises Pochen am Fenster wurde Röschen aus seinem einsamen Kummer aufgestört. Freudig erschrocken sprang es empor und plötzlich alles Leid vergessend, rief es: „Bist du da, Christian? — wart' nur, keine Silbe sollt' ich mit dir reden, du Böser — ja das bist du." Bei diesen Worten riegelte es so hastig an dem kleinen Fenster, daß auch der Blinde hätte sehen müssen, wie aufrichtig das liebende Herz dem Geliebten die Kränkung vergessen und wie gründlich dessen patriotische Sünden im Augenblicke verziehen waren; aber halb verlegen, halb erschreckt wich das Mädchen zurück, als es draußen vor dem Fenster statt des Ersehnten den Nachtwächter erkannte, den alten Franzosenfritz.

„Brauchst nicht so zu erschrecken", sagte der mit leiser Stimme, „ich thu' dir Nichts zu leid, Röschen; aber ich muß dir Etwas

ſagen und wollt 's wär' was Beſſeres. Bomben und Granaten, das wollt' ich."

Röschen wurde durch den geheimnißvollen Ton, in dem der ſonſt derbe alte Soldat ſprach, auf's Neue geängſtigt. „Um Gotteswillen, was iſt es, was weißt du?" fragte es haſtig und über ſein Herz kam plötzlich wieder all' die Bangigkeit, mit der es den ganzen Abend gerungen hatte. „Ja hörſt, ich will kein Weibsgeſchrei, wenn du ein Wörtlein von mir erfahren ſollſt", erwiderte der Franzoſenfritz, „und daß dich — wenn du die Parole ausplauderſt — verſprich mir's." — „Ja", ſagte Röschen, die entgegengeſtreckte Hand des Nachtwächters faſſend, obgleich ſeine zitternde Stimme die erheuchelte Standhaftigkeit nur zu deutlich Lügen ſtrafte, „ja, ich will ruhig ſein." — „Nun, ſo hör' denn", fuhr der nächtliche Botſchafter geheimnißvoll fort, „du weißt, Chriſtian hat viele Freunde in Aarau — muthige, kecke Leute darunter und reiche Herren; aber das hilft ihm Alles Nichts, wenn ſie's nicht wiſſen — wie ſoll ich ſagen? Nun du verſtehſt mich — Granaten, wo nehm' ich nur die Worte her; — hörſt alſo, morgen wird der Chriſtian nach Lenzburg gehen müſſen, über Suhr, verſteht ſich, durch den Wald nach Hunzenſchwyl — und ich muß jetzt hinunter in den Bären; vielleicht iſt er ſchon über alle Berge, ſonſt wird er — verfluchte Amtspflicht, ich habe die Schlüſſel holen müſſen — 's preſſirt nicht — eingeſperrt bis morgen; 's wird aber nicht ſo gefährlich ſein, die Herren haben eine Haut wie von Floretſeide — weil er — er hat den Major geſtochen."

Röschen, das dieſem verworrenen Berichte angſtvoll mit zurückgehaltenem Athem zugehört hatte, ließ bei dem letzten Worte die Lampe mit einem halberſtickten Schrei aus der Hand fallen und wankte ins Stübchen zurück. „Alle Wetter", ſchrie der Nachtwächter leiſe, „du haſt verſprochen, vernünftig zu ſein — mich nicht um mein Brod zu bringen in meinen alten Tagen — Roſe, Röschen — hörſt du? antworte doch! Bomben und Granaten, wenn du nicht

hören und reden willſt, ſo geh' ich — du weißt's jetzt — haſt verſtanden?"

Der alte Soldat würde dieſe Drohung noch nicht ſo ſchnell ausgeführt haben; er ſtreckte den Kopf durch das Fenſter in das finſtere Stübchen — drinnen war's ſtill wie in einer Todtenkammer, kein Seufzer, kein Athemzug; aber im nämlichen Augenblicke ſchallten eilige Tritte von der Straße her, die ſich dem Hauſe zu nähern ſchienen. „Blitz und Fahnen! da kömmt ſchon Einer", brummte der Alte, das Fenſterchen zuziehend — „das arme Blut, das arme Herz — ich ungeſchickter, einfältiger Teufel! Holla — ich lauf' ſchon, komm' immer noch früh genug"; und als ob er doch an letzterm Punkte etwas zweifelte, ſetzte er wirklich ſeine alten Beine in einen wunderlich hüpfenden Trab den Baumgarten hinunter dem Bären zu in Bewegung. Aber als er auf die Straße hinaustrat und ihm von Weitem die Lichter aus dem Wirthshauſe entgegenleuchteten, blieb er einen Augenblick athemholend ſtehen. „Na", ſagte er vor ſich hin, mit der Hand über die grauen Wimpern fahrend, „da iſt's naß, Gott ſteh' mir bei, 's wird Schweiß ſein. Die arme, gute Roſe, das beſte Herz auf Gottes weitem Erdboden; — bah, 's wird wohl gehen, hoffentlich iſt er davongelaufen; oder ſie hat mich verſtanden — meinetwegen kann er mir den alten Schädel zuſammenſchlagen, wenn ich ihn bewachen muß; dann hui — nach Baſel."

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen lenkte der gute Diener der Gerechtigkeit gerade auf den Bärenplatz ein, als drüben aus dem Wirthshauſe einige Männer traten, unter denen er beim Scheine einer Laterne den Untervogt und Chriſtian erkannte. „Verdammter Tröler", ſchrie der Erſtere, „wo bleibſt du ſo lange mit den Schlüſſeln?" — „Ho! Herr Untervogt", erwiederte der Nachtwächter, „ich mußt' ſie vorerſt ſuchen; 's iſt ſchon gar lange, daß wir ſie gebraucht haben, 's wär' beſſer, auch jetzt nicht!"

„Da nimm die Laterne", befahl der Untervogt, „und leuchte voran."

Der Zug ging lautlos nach dem Gemeindehause, wo das kleine Gefängniß des Dorfes war. Keine Seele zeigte sich mehr auf der Straße und nur die vom grellen Lichte der Laterne lang hingeworfenen Schatten wankten mit, wie ein stilles, schwarzverhülltes Trauergeleite.

Was der Gefangene die lange Nacht hindurch gedacht oder geträumt in dem engen Stübchen, das der Schrecken seiner Knabentage gewesen und an dessen vergittertes Fenster er noch als Jüngling nie ohne geheimes Grauen hinaufgeschaut, das hat keine Seele erlauscht. Aber am Morgen sah er bleich und finster, als er das Wägelchen bestieg, auf dem er mit dem Hatschiere nach Lenzburg fahren sollte. Groß und Klein stand auf dem Platze versammelt; wohl Wenige aus müßiger oder gar schadenfroher Neugierde. Jammernd und weinend klammerte sich die arme Mutter an die Räder des Fuhrwerkes und Mancher wischte bei diesem Anblicke mit der Hand über die Augen, der schon lange keine Thränen mehr gekannt hatte. Nachdem Christian die hundert Hände gedrückt, die sich ihm zum Abschiede entgegenstreckten, hielt er die seinigen ruhig hin, um sie zusammenschließen zu lassen; aber immer noch suchten seine Augen in der Menge herum, ohne den Gegenstand zu finden, auf dem sie mit dem letzten scheidenden Blicke haften sollten. Wohl war manches Mädchen gekommen und hatte den Gefangenen weinend dem Schutze des Himmels empfohlen; aber Röschen, des Untervogts Röschen, war zu stolz, dem öffentlich Lebewohl zu sagen, der jetzt eine Handschelle trug. Wenigstens war es noch nicht auf dem Platze erschienen. Ihr Vater stand kalt und streng, die Arme über die rothe Scharlachweste gekreuzt, neben dem Fuhrmann; er selbst hatte die Nacht den landvogtlichen Hatschier in Lenzburg geholt und seit der Rückkehr noch nicht nach seinem Töchterchen gesehen. „Fahrt fort", sagte Christian, die Augen niederschlagend, mit gepreßter Stimme, „b'hüet Gott, liebe Mutter." Er fühlte, daß eine heiße Thräne in sein Auge trat; rasch

wollte er emporfahren, um ſie wegzuwiſchen; aber — da empfand er zum erſten Mal, daß ſeine Hände gefeſſelt waren.

Die Peitſche knallte, die Pferde griffen aus. Ein herzdurchſchneidender Jammerſchrei ertönte, und als Chriſtian zurückſchaute, ſah er ſeine arme Mutter, die ſich am Wagen feſtgehalten, von dem raſchen Stoße ſchwanken und zu Boden fallen. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, vor denen es auf- und niederwogte, wie dunkle Meeresfluthen, und in raſchem Trabe rollte der Wagen den Bärenplatz hinunter zum Dorfe hinaus.

Der Morgen war kalt und feucht; der dichte Nebel, der platt über dem Thale lag, ließ kaum zehn Schritte weit vor ſich hinſchauen und ſchien mit jedem Augenblicke ſich ſchwerer auf die Erde zu ſenken. Der Gefangene ſaß lautlos, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, neben ſeinem Wächter und horchte ungeſtört auf die Stimmen, die alles Leid und allen Jammer in ſeinem Herzen wach riefen. Es war ja nicht nur die arme verlaſſene Mutter mit ihrem Schmerze über das Unglück ihres Sohnes; es war faſt noch mehr der bittere Gedanke an Röschen, das ihn, ohne ſeine Vertheidigung zu hören, vergeſſen, ihm nicht einmal einen letzten Blick zum Lebewohl auf den ſchweren Weg gegönnt hatte. Und wer war denn ſchuld an ſeinem Unglücke? War's nicht Röschen, die Liebe zu dem wetterwendiſchen Röschen, das vielleicht in dieſem Augenblicke neben dem Major ſaß und über dem Verwundeten den unter Jammer und Schmach ſcheidenden Geliebten vergeſſen hatte? — — Aber nein, fuhr Chriſtian zu ſich ſelber fort, du ſelbſt und du allein biſt ſchuld. Wie biſt du geſtern Nacht kalt und zornig von ihm gegangen, ohne auf ſeine Bitte zu hören? — es hat's geahnt, es ſei das letzte Mal! — o Gott, nur auch noch *einen* freundlichen Blick aus ſeinen Augen und dann komme, was kommen mag — aber jetzt iſt es zu ſpät und aller Jammer kann dir Nichts mehr nützen. —

Der Gefangene erhob den Kopf und ſchüttelte ſich, als wollte er

jede unnütze quälerische Reue von sich schütteln; unheimlich kalt ging es über sein Herz, als er dachte, daß die Rosse Röschens Vater gehörten, die ihn zum Gefängniß führten, daß der alte Fuhrmann, der so kräftig die Peitsche über ihnen schwang, seit so vielen Jahren in des Unterpogts Hause Meisterknecht war und mit Röschen so lange an Einem Tische gegessen hatte. Er biß die Lippen zusammen und drängte eine Frage nach Röschen, die schon auf seine Zunge getreten, mit einem halben Fluche wieder in die Brust zurück. Dafür brach endlich der alte Martin das Stillschweigen. „Ja, ja", fing er an, als sie gegen das Schloß Liebegg herabfuhren, „man muß Manches erleben, bis die Haare grau genug sind. Ich hoffte immer, dich und Röschen — der Himmel sei mit dem braven Mädchen — noch einen andern Weg zu führen, Christian; aber das wird nun freilich Zeit haben. Die Festung Aarburg hat hohe Mauern, und die gnädigen Herren — Gott verzeih's — manchmal Herzen, die kälter sind als Steine in ihren Schloßmauern." — „Halt's Maul", schrie der Hatschier, indem er mit dem Griffe seines Sarras nach dem Fuhrmann stieß, „sonst will ich dich Respekt lehren, Lästerzunge." — „Ho, ho", brummte Martin, „ein Wörtchen wird man schon noch sagen dürfen; ein Narr wenigstens ist, der sich einsperren läßt, wenn er davon springen könnte"; damit hieb er auf die Rosse, daß sie hochaufschlagend im Galoppe davonschossen. Aber kaum hatte der Wagen um die Straßenbeugung hinter der Herberge gelenkt, als Martin plötzlich mit kräftigem Zuge die Zügel an sich riß. „Halt, Brauner", schrie er, „halt! dort kommt des Meisters Tochter, mit der ich noch ein Wörtlein reden muß." Und wirklich, aus dem Nebel heraus die Straße aufwärts kam ihnen bleich und entstellt mit unordentlichen, halb aufgelösten Haaren und beschmutzten Kleidern Röschen entgegen.

Martin sprang, die Zügel fest um die Hand gewickelt, von seinem Sitze auf die Straße und stellte sich in seinem grauen Regenmantel so breit vor Röschen hin, daß es den Blicken der Andern vollständig

entzogen wurde. Den Kopf zum Gespräche niederbeugend, zog er den umfangreichen, verschossenen „Dreiröhrenhut“ tief in die rechte Seite hinab, um ja auch den leisesten Ton ihres Geflüsters zu ersticken. Kaum einen Augenblick jedoch dauerte diese Heimlichkeit, und noch bevor der argwöhnische Hatschier derselben durch sein Machtwort ein Ende machen konnte, tauchte Röschen hinter der Verhüllung hervor, wie ein bleicher Mondstrahl aus nachtgrauen Nebelwolken. Aber Christian sah Nichts von dem traurig-innigen Blicke, mit dem es zu ihm hinaufschaute; er bemerkte nicht, wie es neben dem Wagen die Hände gefaltet zögernd stehen blieb, als ob es ein leises Gebet spräche; er starrte regungslos vor sich nieder und biß seine Lippen so heftig zusammen, daß ein heller Blutstropfen in den braunen Bart niederrollte. Es ist in Liebegg gewesen, murmelte er und riß bei dem Gedanken so gewaltig an seiner Handschelle, daß das Eisen tief durch die Haut schnitt. Der Hatschier achtete im Augenblick wenig darauf; über sein graues, verwittertes Gesicht zog ein freundliches Schmunzeln und die sonst barsche und harte Stimme modulirte allerlei quieckend-freundliche Töne hervor, mit denen er Röschen fragen wollte, wo es so früh schon herkomme. Die demüthige, bittende Stellung der schönen Untervogtstochter, die er als Tribut des Respektes hinnahm, schmeichelte seinem Ehrgeize gewaltig. „Wo Röschen gewesen ist?“ fiel Martin rasch ein, indem er die Geisel pfeifend über die Pferde wegschwang, „hüst Brauner, vorwärts! — das kann ich Euch selbst sagen, Herr Hatschier. Röschen ist in Liebegg gewesen, vielleicht — die verdammten Rosse, mich wundert's nur, wenn die nicht noch über die Deichsel schlagen, so kolderig sind sie — ja Röschen wird nachgesehen haben, was der verwundete gnädige Junker Major macht — vermuthlich, denk' ich; es ist ein braves, herzhaftes Mädchen, das Röschen.“ Christian zog seinen Fuß, auf den ihn Martin bei diesen Worten heftig getreten hatte, zurück, ohne das Zwinkern zu beachten, mit dem der alte Fuhrmann nach ihm hinüber schielte. Er hörte auch

wenig mehr von der Lobpreisung, mit der des Untervogts Knecht über seine Meisters-Tochter fortfuhr; er war jetzt sicher, daß Röschen vergessen und seine Liebe verrathen hatte, und diese schreckliche Gewißheit verwirrte eine Zeit lang all' seine Sinne, wie ein giftiger, geheimnißvoll gebrauter Zaubertrank. Aber das Menschenherz ist ein seltsam Ding und findet seine eigene Kraft manchmal erst wieder, wenn ihm die letzte Stütze gebrochen ist.

Christian hatte bis jetzt trotz aller eifersüchtigen Zweifel im Innersten immer noch die Hoffnung genährt, Röschen werde über sein Unglück voll des tiefsten Jammers sein, und in der Vorstellung von dem Leid des geliebten Herzens hatte er eine schmerzlich-süße Beruhigung und Ergebung gefunden; es kam ihm immer vor, als wenn er eigentlich doch bloß für Röschen litte, nur ein Märtyrer seiner Liebe sei und für diese Leiden genugsam belohnt werde durch die Thränen, die im heimlichen Kämmerlein geweint würden. Aber jetzt war diese letzte Tröstung vernichtet. Röschen hatte ihm kein Lebewohl gegönnt, nicht weil es seinen übergroßen Jammer vor den Leuten verbergen wollte; es hatte ihn wirklich vergessen über dem verhaßten Nebenbuhler, der doch nur unreine, sträfliche Absichten hegen konnte; es hatte die aufopferndste Liebe mit undankbarer, herzloser Untreue belohnt. Für wen sollte nun der Gefangene noch die Leiden und Schmach des Kerkers ertragen? Für eine That, die in seinen Augen kein Verbrechen war, die begangen zu haben er nicht bereuen konnte! „Nein", gab er sich selbst halblaut und trotzig die Antwort, „du machst dich frei und fliehst, so weit der Himmel blau ist."

Gut war's, daß der Hatschier keine Zeit hatte, auf dieses unvorsichtig geführte Selbstgespräch Acht zu geben. Er klammerte sich ängstlich mit beiden Händen an dem wankenden Sitze fest und schrie dem alten Martin fluchend alle Ehrenbenennungen zu, die in seinem nicht geringen Lästerregister verzeichnet standen; aber der Fuhrmann fluchte ebenso mörderlich über die unbändigen Rosse, die in unaufhaltbarem

ſauſendem Galoppe dahinſchoſſen, während nichts deſto weniger die ſcharfe Geißel beſtändig um ihre Flanken pfiff.

Der Wagen lenkte in vollem Laufe in die ſcharfe Beugung, die durch das Einmünden der Thalſtraße in die alte Bernſtraße gegenüber dem alterthümlichen Gaſthauſe zum „Kreuz“ in Suhr gebildet wird. Der Fuhrmann hatte die Wendung zu kurz genommen und mit einem heftigen Krache zerſchmetterte das Hinterrad an dem kantigen Wehrſtein, daß die Felgenſplitter hoch hinaufflogen. Es war ein Glück, daß die Roſſe auf den Ruck und Ruf plötzlich ſtill ſtanden, wie Lämmer, die in ihrem Leben nie Etwas von unbändiger Tücke gewußt; die Achſe hatte Widerſtand geleiſtet und lehnte unzerbrochen gegen den Wehrſtein, ſonſt wären die Fahrenden bei dem gewaltigen Gegenſtoße unfehlbar in den Graben geſchleudert worden.

„Blitzelement“, rief Martin herabſpringend, „das iſt gut gegangen; ja ich bin ein ganzer Kerl von einem Fuhrmanne; Blitz noch einmal!“

„Was?“ ſchrie der Hatſchier, der vor Schrecken zitternd mühſam aus dem Wagen kletterte, „was? ein Schurke biſt du, ein Halunke!“

„Ein Schurke, ſagt Ihr?“ replizirte der Fuhrmann und machte dabei einen Lärm, als müßten die Todten droben auf dem nahen Kirchhofe ſeine Vertheidigung hören, „ein Halunke? So, das iſt der Dank! Wenn ich nicht mit Lebensgefahr die Roſſe ſo geſchickt angehalten hätte, ſo läget Ihr kopfüber im Graben und könntet ſehen, wo Eure dürren Steckenbeine hingeflogen wären — Ihr — Ihr — der Kukuk mag Euch ein andermal führen meinetwegen!“

Aus dem „Kreuze“ kam ein ganzer Trupp Gäſte, um zu ſehen, was der Lärm zu bedeuten habe. Chriſtian fuhr freudig auf, als er unter den erſten derſelben den Meiſter Siebenmann von Aarau mit zwei ſeiner Geſellen erblickte. Er ſprang mit einem Satze vom Wagen und ſtreckte dem Herantretenden die gefeſſelten Hände entgegen; aber bleich vor Zorn und tief innerlicher Kränkung blieb er ſtehen, da der

Meiſter kalt, als kenne er ihn nicht, an ihm vorüberging und mit freundlich-höflichem Gruße ſich an den Hatſchier wendete, der ſich noch immer mit Martin herumſchimpfte.

„Ei ei, nur nicht ſo hitzig, Herr Sergeant", ſagte der Meiſter, dem Erbosten die Hand zutraulich auf die Schulter legend, „mußte Euch ein Unfall paſſiren, ſo hätt' ſich's nirgends beſſer ſchicken mögen, als gerade hier beim luſtigen Kreuze. Bei ſolchem Nebel, der Einem faſt die Lunge abdrückt, läßt ſich zur Abwechslung ſchon ein Gläschen vom Beſſern ertragen. Und daß wir da Euer ſauber Vögelein ſo in der Nähe betrachten können, das iſt, mein' ich, wohl einen Schoppen werth."

Der Zorn des geſtrengen Rechtsvollſtreckers milderte ſich bedeutend bei dieſen lockenden Ausſichten; aber deßwegen mochte er ſeine obrigkeitliche Würde doch nicht ſo leicht preisgeben. „Ja ja, ihr Herren", ſagte er, wichtig die Hand auf den Griff ſeines Säbels ſtützend, „wenn nur die ſchweren Pflichten des Amtes nicht wären. Indeſſen — die Noth bricht Eiſen. — Pack dich zum Wagner mit deinem Lumpen-Karren; aber für jede Viertelſtunde Zögerung biſt mir mit deinem Halſe verantwortlich. Hörſt du, Spitzbube?"

Martin nickte vergnügt ſchmunzelnd, als wär' er mit der freundlichſten Bitte angegangen worden und blickte, die Hände in den Hoſentaſchen, Chriſtian ſinnend nach, der bleich und halbbewußtlos, geknickt und gebrochen ſich von dem lärmenden, ſpottenden Haufen nach dem Kreuze abführen ließ. „Na", ſagte der Alte vor ſich hin, indem er die Roſſe loszuſchirren anfing, „na, die Roſel iſt aber doch ein Blitzding; läuft die bei ſchwarzer Wind- und Wetternacht nach Aarau hinunter und hat bei all' ihrem Jammer eine Liſt erſonnen, bevor ſich unſereins an der Naſe nimmt. Ja die Weibsleute! Hüſt Brauner, wenn's gelingt, ſo bekommt ihr beide eine doppelte Ration heute, eure Sache habt ihr prächtig gemacht." Der Braune ſcharrte geſenkten Kopfes mit dem Vorderfuße, als wolle er das Kompliment

beſcheiden entgegennehmen, und Martin führte die dampfenden Thiere pfeifend dem Stalle zu.

Drinnen im Kreuze ging es bald luſtig her; dem Meiſter Siebenmann kam es auf ein paar Maaß mehr oder weniger nicht an, wenn unter guten Freunden das Wohl der gnädigen Herren und Obern ausgebracht wurde, und dem Hatſchier kam es allbereits vor, er ſei ſelbſt ein gnädiger Herr, ſo höflich und reſpektvoll wurde er behandelt. Sein Mund fing an, von mancherlei Thaten überzufließen, die er bei Tag und Nacht durch Liſt und Gewalt zu des Landes Beſten ſchon gethan und noch thun wolle. Gegenüber ſaß ſtill in ſich gekehrt, die geſchloſſenen Hände unter dem Tiſche verborgen, der Gefangene, an deſſen Seite ſich Meiſter Siebenmann hingepflanzt hatte.

„Und noch einmal, es leben die gnädigen Herren!“ rief der Meiſter, ſich über den Tiſch beugend, um mit dem Hatſchier anzuſtoßen, „fort mit den Franzoſenfreunden!“ Chriſtian zuckte vor Zorn und Verachtung zuſammen; aber im nämlichen Augenblicke ſpürte er, daß der Schlüſſel an ſeiner Handſchelle losgedreht wurde und ſah, wie ſich des Meiſters Linke unter dem Tiſche hinſtreckte, während die Rechte das klingende Glas emporhielt. Der Gefangene ſchaute verwirrt und halb erſchrocken auf und ſein Blut ſtrömte mit ſo tiefer, brennender Gluth nach ſeinem Geſichte, daß er kaum zu athmen vermochte; der Meiſter ſchien Nichts zu bemerken; ſein ſcharfes Auge blitzte ſo unbefangen und keck in der Stube herum, als ob ein fröhliches Glas ſein einzig Trachten wäre. Chriſtian zog die eine Hand vorſichtig aus dem eiſernen Ringe heraus und im nämlichen Augenblicke drückte ihm ſein Nachbar eine kleine, aber ſchwere Börſe in dieſelbe. Der erſtaunte und überraſchte Jüngling hätte faſt laut aufgeſchrien — es war Röschens kleiner, grünſeidener Geldbeutel mit dem zierlichen Silberſchlößchen.

„Ei ſeht doch“, rief der Thörlewirth, indem er aufſtehend Chriſtian mit einem kräftigen Tritte auf den Fuß trat, „ſeht, wie dort

der Fuhrmann das Rad herantreibt!“ Alles lief an die Fenster, um über die wirklich drolligen Sprünge zu lachen, mit denen Martin das wiederhergestellte Rad kunstgeübt vor sich herkreiseln ließ. Jeder hatte einen Witz über den alten Knaben bereit und dem Hatschier schien's unter dem Gelächter fast, als fange sich in seinem Kopfe selbst ein Rad zu drehen an; da rief draußen im Gange plötzlich eine helle Stimme: „Haltet ihn, haltet ihn!“ Alle Gesichter wendeten sich, wie am Schnürchen gezogen; aber Christian saß nicht mehr in seinem Winkel — an seinem Platze lag die leere Handschelle auf dem Tische. —

Der Hatschier, vom plötzlichen Schreck wieder nüchtern geworden, stürzte der Thüre zu; Meister Siebenmann war ebenso hitzig und rannte ihm in der Hast so wunderlich zwischen die dünnen Beine, daß der eifrige Rechtsmann seiner ganzen Länge nach zu Boden stürzte; erbarmungslos über ihn weg, mit Stoßen und Drängen, wie eine wilde Jagd, der Haufe der lärmenden Gäste.

Als er sich mühsam wieder erhoben hatte und fluchend und ächzend vor das Haus hinkte, standen die Männer müßig herum und gafften in den Nebel hinaus. „O gebt Euch keine überflüssige Mühe, Herr Sergeant“, sagte Meister Siebenmann, „der Ebnat-Bauer hat flinke Füße — gottlob! d. h. daß ich sonst auch nicht zu den Langsamen gehöre; aber in dem Nebel ist Nichts zu jagen. Kommt nur in die Stube, ein Glas auf den Schrecken.“

Mit diesen Worten kehrte er behaglich ins Kreuz zurück.

Eine halbe Stunde später rollte Martin ohne Begleitung in seinem Wagen das Thal aufwärts, singend und pfeifend, und dazwischen mit kindischer Freude vor sich hinschwatzend. „Na, Röschen — der wird's leicht werden — hui da, Brauner! aber der Untervogt — holla Schimmel, nicht so hitzig, pressirt nicht. — Der Thörlewirth, Blitz! das nenn' ich „ein Mann, ein Wort“ und redlich zusammenhalten. — Es leben die Patrioten!“ Erschrocken über den unwill-

fürlich lauten Ruf ſchaute der Alte ängſtlich umher. Glücklicher Weiſe hatte ihn Niemand gehört.

III.

Ein kleiner Stein treibt, in einen ruhigen, glatten Waſſerſpiegel geworfen, beſtimmtere und weitere Kreiſe als ein mächtiges Felsſtück, das in die bewegte Strömung eines Fluſſes geſtürzt wird. Das Kulmerthal war damals noch ein ſtilles, abgelegenes Thal, das bisher nur noch wenig von den gewaltigen Bewegungen berührt worden, welche zu jener Zeit den übrigen Erdtheil erſchütterten. Von dem lebhaften Verkehr, durch den dasſelbe jetzt mit fernern Gegenden in Verbindung geſetzt wird, war noch keine Ahnung vorhanden; kaum ging wöchentlich ein Bote nach Lenzburg oder Aarau und immer war es ein Ereigniß für eine ſolche wandernde Poſt, wenn ſie einen Brief mit heimzubringen hatte. In den winternächtlichen „Stubeten" wurde zwar wohl erzählt, daß in Frankreich der König und die ſchöne Königin, viel hundert gnädige Herren und manch' adelig Fräulein geköpft worden ſeien; wie ſich der Franzos drunten am Rhein und in Italien, jenſeit der Schneeberge, mit den Kaiſerlichen herumſchlage und was der Bonapart für ein gewaltiger Kriegsheld ſei; aber all' dieſe Dinge wurden angehört wie eine halb unglaubliche, ſchreckhafte Geſpenſtergeſchichte, über der man ſich mit geheimem Grauen freut, daß ſie ſchon zu Großvaters Zeiten paſſirt war. Kein Menſch fürchtete, die Folgen dieſer fernen Ereigniſſe könnten ſich in das heimatliche Thal herein erſtrecken. Der Name Patriot, der ſeit einiger Zeit gehört wurde, war ein unverſtandener Klang, oder galt gleichbedeutend mit „Belzebue", wie's denn der Pfarrer auch ausgelegt hatte.

Jetzt war das mit Einem Male anders geworden. Dem einfachen Sinne der Dörfler wurde mit einem Ereigniß das Ferne nahgerückt. Die Vorfälle im Bären, Chriſtians Gefangennehmung und

Flucht verdrängten im Augenblicke alle Erzählungen vom Robespierre und dem Bonapart; aber nur, um dieſelben ſpäter um ſo lebhafter und in einem neuen Lichte wieder in Erinnerung zu bringen. Daß Chriſtian ein Patriot geweſen und deßhalb auf ſo geheimnißvolle Weiſe von ſeinen Mitgenoſſen befreit worden, war bald offenkundig. Die wunderſamſten Berichte kurſirten über dieſe Befreiung, und je geheimnißvoller, um ſo begieriger wurden ſie aufgefaßt, obſchon beim Kreuz in Suhr wenigſtens Etwas von der einfachen Wahrheit zu erfahren geweſen wäre. Im Walde zwiſchen Suhr und Hunzenſchwyl, hieß es, ſei plötzlich aus dem Gebüſche ein großer Mann vor den Wagen getreten, in einer prächtigen Uniform mit Gold- und Silbertreſſen; hinter ihm drein fünf oder ſechs Andere, mit Masken vor dem Geſichte und Jeder eine Piſtole in der Hand. „Halt!“ kommandirte der General, denn das müſſe er geweſen ſein, und die Roſſe blieben vor ſeinem feurigen Blicke wie erſchrocken plötzlich ſtehen. Dann ſei er ganz kaltblütig herangetreten, habe Chriſtian die Handſchelle gelöst und ihn ſo herzlich in die Arme genommen, wie einen Bruder; die Maskirten haben den Befreiten jubelnd umringt und ihm die Hand gedrückt. „Hörſt du, Burſch!“ habe der General zu dem Hatſchier geſagt, „wenn du dich noch einmal unterſtehſt, einem Patrioten die Handſchelle anzulegen, ſo geb' ich deinen Rippen bei nächſter Gelegenheit dieß da zu verſuchen.“ Bei dieſen drohenden Worten legte er die Hand an den goldenen Griff ſeines Degens und ließ die glänzende, ſcharfe Klinge aus der Scheide hervorblinken. Der Hatſchier ſei bei dieſem Anblick bleich geworden wie der Tod, und habe den Fuhrmann zitternd gebeten, weiter zu fahren. — Wurde nun der alte Martin gefragt, ob Alles wirklich auch ſo zugegangen und ob vielleicht der General nicht der Bonaparte ſelbſt geweſen ſei, ſo nickte er geheimnißvoll und ſagte: „Ja — das muß ich am Beſten wiſſen — ich bin dabei geweſen. Jedenfalls, das kann ich ſagen, die Patrioten ſind Leute — ja das ſind Leute. — Blitz noch einmal!“

Aber was für Leute denkt eigentlich? — das war die große Frage, welche die Männer jetzt bei dem winterlichen Müßiggange des Weiten und Breiten erörtern konnten. Auf alle Fälle — so schwarz waren sie nicht, die Patrioten, wie sie der Pfarrer und der Untervogt gemalt hatten; sonst wäre der Ebnat-Christian keiner geworden, der doch allweg ein braver, guter Bursche sei, der nie einem Kinde Etwas zu Leide gethan. Daß er dem hochmüthigen Junker ein Wenig gerizt — je nun, der brauchte Röschen auch nicht auf Weg und Steg nachzuschleichen; Mancher habe um solcher Dinge schon ganz anders Hiebe bekommen und kein Mensch sich weiter drob bekümmert. Sicherlich sei der General da vom Hunzenschwyler Wald von einer andern Sorte, daß er so herzlich mit Christian umgegangen; und doch werde er auch nicht von der Straße aufgelesen worden sein. Ein General! das sei noch ein Unterschied zwischen einem Major. Schön und brav sei es von den Patrioten, daß sie den Gefangenen befreit — sie möchten sonst sein, was sie wollten.

So sprachen die Leute und Martin ließ hie und da zwischendrein ein Wörtchen fallen, daß nicht verloren gehen konnte. „Wenn ich nicht meines Meisters Brod äße", sagte er, „so könnt' ich noch Dieses und Jenes berichten; indessen — geht ihr nach Aarau hinunter, so kehrt nur beim Thörle ein; dort kann Mancher erfahren, was er noch nicht weiß. Der Thörlewirth ist ein Mann, sag' ich — potz Element! am kleinen Finger mehr werth als zehn Junker zusammen am ganzen Leibe."

Solche Winke gingen, wie gesagt, nicht verloren. Dieser und Jener hatte auf einmal etwas Pressantes in Aarau zu verrichten und bald verging kaum ein Tag, daß nicht ein Kulmerthaler, oder ein paar, beim Thörle einen Schoppen tranken. War auch der wackere Meister Siebenmann nicht immer zugegen, so waren's dafür andere Aarauer Bürger, die seit einiger Zeit gar freundlich thaten mit den Bauern; oder wenigstens war des Meisters junges, anmuthiges

Fraulein bei der Hand, von der Mancher bald auf dem Heimwege meinte, ſie verſtehe mehr von den Satzungen und dem Regimente der Herren in Bern, als der Untervogt oder ein Gerichtsſäß. — —

Als zwiſchen Weihnachten und Neujahr der erſte Schnee fiel, lieferten ſich die kleinen Buben auf dem Bärenplatze in Kulm hitzige Schneeballengefechte; die Parteien waren immer ſcharf abgeſondert und riefen ſich gegenſeitig ergrimmt „Patrioten“ und „Stockerater“ zu. Hätte man einen der kleinen lärmenden Ariſtokraten gefragt: „Sag' einmal, warum ſchimpfſt du dort des Nachbars Hannesle einen Patrioten?“ — würde er geantwortet haben: „So, der ſollte kein Patriot ſein? Und ſein Vater ſagt alle Tage, die Junker und die gnädigen Herren ſeien halbe Schelme und den Untervogt könnte man auch abſchaffen. Ja, das ſagt er.“

Als in der Sylveſtermitternacht die Glocken ertönten und mit feierlichem Klange die erſte Stunde des Jahres 1798 begrüßten, dachte manches bekümmerte Herz: Herr, wie wird es werden, bis wir noch ein Jahr älter geworden? Wirſt Du den Kelch der Leiden an uns vorübergehen laſſen, oder haſt Du die Tage der Trübſal über uns verhängt? — Und dieſe Frage mit ihren ſorgenvollen Zweifeln war wohl gerechtfertigt. Seit Menſchengedenken war kein ſo trübes Neujahr gefeiert worden. Die ſonſt miteinander froh geweſen und ſich durch gemeinſame Freude am erſten Tage des Jahres ſtillſchweigend Beiſtand und Hülfe für die kommenden zugeſagt, gingen jetzt kalt und mißtrauiſch an einander vorüber, als müßte Jeder von ſeinem Nächſten das Schlimmſte befürchten. Unfriede und Argwohn war in alle Gemüther, in die kleinſte Hütte eingekehrt. Selbſt die Natur ſchien an dem unheimlichen Menſchentreiben Theil zu nehmen. Am Himmel geſchahen Zeichen, die auch den Muthigſten mit banger Ahnung erfüllten. Mehrere Male ſtand der Horizont in Flammen, wie von nächtlichen Feuersbrünſten. Die Sturmglocken riefen das ganze Thal entlang um Hülfe und von allen Seiten ſah man die

Windlichter der Feuerrotten durch die Nacht dahineilen; aber auf einmal war die Röthe verſchwunden und ſtieg in einer andern Richtung über den Bergen empor. In der Neujahrsnacht ſelbſt zog hoch in der Luft, ſchräg über das ganze Thal weg ein „feuriger Drache“, der einer großen, hellflammenden Kanone glich; bald erfolgte ein ſo erſchütternder Knall, als ſei die Erde geborſten und die Erſcheinung am Himmel ſtob in verglimmende Funken auseinander. Das bedeute Krieg, ſagten alte, erfahrene Leute, und die rothe Gluth am Himmel ſei — Schweizerblut.

Gewiß aber ſah der Zukunft Niemand mit bangerm, leidvollerm Herzen entgegen, als Untervogts Röschen. Ach, die Größe ſeines Jammers konnte Gott allein ermeſſen, dem allein es ja noch klagen durfte. Chriſtian — die Augen füllten ſich jedesmal mit Thränen, wenn die Lippen leiſe und unwillkürlich den Namen ausſprachen — ob es ihn noch einmal ſehen ſollte in dieſem Leben? wo mochte er jetzt in der Fremde, flüchtig und verbannt umherirren? Oder vielleicht hatte er ſchon Ruhe gefunden — für immer. — Kam endlich der Schlaf über die thränenmüden Augen, ſo kamen mit ihm die ſchweren Träume, die nächtlichen Abbilder von des Tages Bekümmerniſſen. Röschen ſah den geliebten Flüchtling bleich und entſtellt, frierend und erſchöpft am Rande eines langen, ſchwarzen Waldes ſich hinſchleppen; ängſtlich blieb er bei jedem Geräuſche ſtehen, das ein aufflatternder Vogel verurſachte und duckte ſich, bei jedem Schritte unter die Gebüſche ſpähend, um einen heimlichen Verfolger zu entdecken. Plötzlich rauſchten die dichten Tannenzweige und ſchlugen auseinander; ein greller Blitz knallte und Chriſtian ſtürzte von der Kugel getroffen blutend auf den hartgefrorenen Boden nieder. Röschen ſchrie auf vor Entſetzen; aber — es lag von tiefer Finſterniß umgeben in ſeinem Kämmerlein und fing an, mit zitternder Stimme laut vor ſich hin zu wiederholen, was ihm Meiſter Siebenmann zum Troſte hatte ſagen laſſen: Chriſtian nämlich ſei außer Landes in

Sicherheit und werde, wenn es an der Zeit sei, wohlbehalten wieder nach Hause kehren.

Das Morgenlicht, der süße Trost der Schlaflosen, kam für Röschen nur, um das alte Leid mit einem neuen zu vermehren. Saß es so still und bleich, von Tag zu Tag bleicher, mit den nächtlich verweinten Augen an seinem Spinnrade, so konnte der Vater vor sein Kind hinstehen und es lange betrachten mit strengem und doch halbscheuem Blicke, ohne ein Wort zu sagen. Röschen fühlte diese Blicke tief durch seine Seele gehen; es wollte ihm fast das Herz abdrücken und doch fand es kein Wort, mit dem es die innere Last erleichtern konnte. Es war nicht, wie ehemals, im Stande, dem Untervogt entgegen zu springen, ihm die struppigen Haare aus der Stirne zu streichen und halb bittend, halb schalkhaft drohend zu sagen: „Väterle, du wirst deinem Rosele doch nicht böse sein?“ — es blieb mit niedergeschlagenen Augen schweigend sitzen, bis sich der Vater endlich langsam umkehrte und schweren, dröhnenden Schrittes hinausging. Dann ließ es den Faden aus dem Finger fallen und fing bitterlich zu weinen an.

Wie war das sonst anders gewesen! — Der Untervogt hatte seit dem Tode seiner Frau an Röschen Vater- und Mutterstelle zugleich vertreten; er hing an ihm mit der innigen, fast jugendlichen Liebe, deren nur ein Vaterherz fähig ist, das seinen ganzen Stolz in einer aufblühenden Tochter findet. Dafür lag Röschens ganzes Gemüth und Wesen so klar und offen vor ihm, wie ein in der Morgensonne schimmernder Thautropfen. Er hatte die Liebe zu Christian keimen und wachsen sehen, ohne derselben hemmend entgegenzutreten; zwar wäre ihm Dieser und Jener willkommener gewesen, doch wollte er der Neigung seiner Tochter, seines einzigen, lieben Kindes, ohne dringende Noth keinen Zwang anthun. „Röschen“, hatte der Vater gesagt, „des Untervogts Sohn von Reinach wäre mir lieber. Christian ist ein wackerer, braver Bursche — das ist wahr; doch weißt

du, seit Urgroßvaters Zeiten ist einer von unserm Hause Untervogt gewesen. Wärest du — nun das ist jetzt nicht zu ändern, du bist mir eben so lieb, vielleicht noch lieber; — aber wenigstens muß mein Schwiegersohn mein Nachfolger werden; das bin ich denen, die unter dem Boden liegen, schuldig. Der Kukuk weiß, was der Christian und der Major gegen einander haben, der hier doch das beste Wort einlegen könnte. Es muß aber sein, wenn er dein Mann werden soll, und thät's meinen halben Hof kosten.“ Röschen hätte nun wohl Aufschluß geben können über das, was Christian und der Major gegen einander hatten; aber es besaß wenig von dem erbadeligen Amtsstolze seines Vaters. Bin ich nur erst seine Frau, dachte es heimlich, dann mag er Unter- oder Obervogt werden; mir ist's einerlei. Brav und gut und lieb ist er alleweg.

Man kann sich denken, wie die erzählten Ereignisse auf den Untervogt wirken mußten. Seine Ansichten waren das Erbgut, das er mit der Muttermilch eingesogen; ein ererbtes, unantastbares Heiligthum seiner Seele, die sich von dem Wehen einer neuen Zeit wie von einem Pesthauche berührt fühlte. In seinen Augen war jetzt Christian an Allem schuld, das seit dem Vorgange im Bären im Dorfe und im ganzen Thale sich geändert hatte; er war der Urheber des offenen und geheimen Murrens gegen die Obrigkeit, des rebellischen Trotzes, der sich überall zu zeigen anfing, und gegen ihn wendete sich alle Bitterkeit, aller Zorn, den der Untervogt täglich verschlucken mußte. Aber bei all' diesem Hasse bereute der Letztere heimlich doch Eines, das er in der ersten leidenschaftlichen Hitze gethan hatte; es war dieß der Eifer, den er bei Christians Gefangennehmung an den Tag gelegt, und der nun doch nutzlos gewesen. Er fühlte, daß er dadurch dem Herzen seines Kindes eine tiefe Wunde geschlagen, und scheute sich drum auch, mit ihm über Christian offen herauszusprechen. Er harrte und wartete, bis Röschen, sein einziges, treues Kind, die Blume seines Herzens und seiner Hoffnungen, kommen und sagen

würde: „Vater, ich will ihn vergeſſen, der dir ſo vielen Kummer bereitet hat.“ Aber Röschens Zunge war ja ebenfalls durch ein Geheimniß gebunden; es hatte dem Vater, dem es ſonſt Alles anvertraut, nie geſagt, welchen Antheil es an Chriſtians Befreiung habe; und dann — ach Gott! es konnte den, der wohl auch ſeinetwegen im fernen Elende ſchmachtete und ſich nach ihm heimſehnte, doch nicht vergeſſen.

So war das Leben in des Untervogts Hauſe ein trübes und kummervolles; aber die ſchwerſten Prüfungen blieben der verhängnißvollen Zukunft anheimgeſtellt.

Die Gerüchte und Prophezeiungen von einem nahen Franzoſenkriege lauteten immer drohender und beſtimmter und gaben der Zwietracht, die unter den Thalbewohnern ausgebrochen, von Tag zu Tag neue Nahrung. Die Patrioten, die vom Thörle in Aarau heimkehrten, erzählten, drinnen in der Stadt ſei ein Ambaſſador, ein reicher, mächtiger Herr von der franzöſiſchen Regierung, der ſage, die Franzoſen wollen bloß ins Land kommen, um die gnädigen Herren und faulenzenden Junker zu verjagen, die mit ungerechter Gewalt herrſchten und den armen Bauern den letzten, mühſam erarbeiteten Kreuzer abdrückten. Zehnten und Bodenzins müßten abgeſchafft werden und das Volk aus freien Stücken diejenigen wählen, von denen es regiert ſein wolle; dann könne es ſelbſt beſtimmen, wie viel Steuern bezahlt werden müßten. Solches ſei nur gerecht und billig; an manchen Orten ſei's vor Alters ſo geweſen und ſo ſei es noch jetzt in den kleinen Ländern [1] drinnen. Ein Narr wäre, wer ſich von den Franzoſen, die's gut meinten, wollte todtſchlagen laſſen für die adeligen Herren, die's ſchon lange ſchlecht gemeint mit dem Volke. Die ſollten die Suppe, die ſie eingebrockt, ſelbſt auseſſen, wenn ſie Luſt hätten. Von den Aarauern, die beſſer wüßten, was an

1 So heißen im Volksmunde die Urkantone.

der Zeit sei, werde kein Mann ausziehen, und so müsse man's auch halten.

„Ihr seid die Narren und Schelme dazu", sagten dagegen die „Stockeraten", der Untervogt und seine Anhänger; „der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt von jeher dagewesen, seid ihr den geschwornen Gehorsam schuldig. Die Aarauer, die uns sonst mit keinem Schuh angesehen, sind Spitzbuben; sie wollen das Land dem Franzos verkaufen, um selbst die Herren spielen zu können; aber man wird ihnen schon auf die Haube kommen. Ein Vaterlandsverräther, wer's mit ihnen hält."

Diesen Streitereien, die schon hie und da mit sehr handgreiflichen Gründen weiter geführt wurden, war durch ein plötzliches Ereigniß ein Ende gemacht. Am vorletzten Nachmittage des Jänners ging der alte Franzosenfritz in seiner ausgelebten Uniform, die nur bei wichtigen Gelegenheiten angezogen wurde, schnellen Schrittes, aber ernsten, bedenklichen Gesichtes von Haus zu Haus und verkündigte mit feierlicher Stimme den Wehrpflichtigen: Macht, daß ihr morgen, punkt 8 Uhr in der Uniform auf dem Bärenplatze seid — es geht gegen die Franzosen.

Bei dieser Botschaft wurde Mancher still, der kaum noch mit lautem Eifer behauptet, es sei Pflicht und Schuldigkeit jedes Ehrenmannes, ohne Furcht und Zagen für die Obrigkeit in den Tod zu gehen, und Manchem wurde mit Einem Male fast zu Muthe, als könnten die Patrioten doch etwas Recht haben. Diese selbst jedoch wagten ebenfalls nicht mehr, laut zu sprechen, wie sie's noch gestern gethan; sie waren zu gering an Zahl und zu wenig geneigt, gegen den obrigkeitlichen Befehl, der auf Strafe „an Leib und Gut" lautete, Widerstand zu versuchen. Was helfen mir, so dachte Jeder bei sich, was helfen mir die Versprechungen des Ambassadors in Aarau oder die Franzosen selbst, so lange sie noch hinter den blauen Bergen sind? Bis die Meister sind, könnt' ich noch manchmal eingeschlummt

oder erschossen werden. Klüger ist's, ich ziehe vorläufig gutwillig mit; später — nun dann, wird sich's zeigen."

So gingen die Männer daran, ihre Waffen in Ordnung zu stellen, und die Frauen und Töchter liefen jammernd und klagend zusammen, um durch gegenseitige Erzählung ihrer Befürchtungen sich so bange zu machen, als wäre der jüngste Tag vor der Thüre. Diese Nacht ist über manches schöne Auge kein Schlaf gekommen und die Thränen wären nicht zu zählen, die offen und heimlich geweint worden. —

Mit Tagesanbruch rückte das Fähnlein aus den obern Thalgemeinden heran. Noch einmal wurde auf dem Bärenplatze von den Lieben Abschied genommen und dann marschirte der ganze Zug ohne Sang und Klang, still wie ein Leichengeleit zum Dorfe hinaus, die Straße nach Suhr hinunter. Für manchen Mitziehenden freilich war's auch das Leichengeleit. — —

Eine Stunde später fuhr der alte Martin mit dem Untervogte auf einem Bernerwägelchen ebenfalls das Dorf hinunter. Der Untervogt, der jetzt fast zu seinem Leidwesen nicht mehr wehrpflichtig war, wollte erkunden, ob die Franzosen schon im Lande seien und wohin und wie weit die Soldaten marschiren müßten.

Den Daheimgebliebenen war es, als sei die ganze Welt ausgestorben. Ueberall fehlte ein Gatte, ein Vater, und manches Schwesterherz vergaß im Abschiedsschmerze über einen Andern beinahe, daß der Bruder ebenfalls fortgezogen. — —

Auch in des Untervogts Hause war's still und öde. Die Mägde standen auf der Straße und in den Nachbarshäusern herum, Angst und Bangigkeit vermehrend, wo sie trösten wollten; dafür ließen sie sich Gleiches mit Gleichem vergelten, so daß sie Arbeit und Essen vergaffen. Röschen saß beinahe den ganzen Tag einsam in der Stube an seinem Spinnrade; freilich blieb die Spindel manchmal stocken und in tiefes Sinnen verloren beugte sich das bleiche Gesicht auf die

Bruſt nieder, während die Hände unbeſchäftigt auf dem Schooße gefaltet lagen. Aber doch — ſonderbar! mitten unter dem neuen allgemeinen Jammer fühlte es ſich ermuthigt und ſtärker, ſein eigenes Leid zu tragen, da es wußte, daß hundert Andere ebenfalls litten. So iſt einmal das menſchliche Herz, und wenn's auch das beſte wäre, ein eigenſüchtig Weſen. Der Bettler erträgt ſeinen Hunger leichter neben dem hungernden Mitgenoſſen als im Anblicke des praſſenden Ueberfluſſes.

Nichtsdeſtoweniger harrte Röschen mit banger Sehnſucht der Rückkehr des Vaters und Martins entgegen. Es war ſo unheimlich in dem großen, menſchenleeren Hauſe. Der Wind trieb feuchtes Schneegeſtöber gegen die Fenſter und ſtrich mit ſo klagenden Tönen durch den leeren Hausgang, als ob er ängſtlich nach Jemand riefe, Jemand ſuche, den er nicht finden konnte. So kam's Röschen vor und manchmal ſchrak es heftig zuſammen, wenn ein dumpfer Stoß an den Giebel des Hauſes fuhr — es glaubte jedesmal den Wiederhall eines fernen Kanonenſchuſſes zu hören. Endlich, als es bereits zu dunkeln anfing, ließ ſich eine der Mägde herbei, von Angſt und der Wichtigkeit ihrer Nachrichten nach Hauſe getrieben. „O du himmliſche Güte", fing ſie ſchon unter der Thüre an, „o du ewige Barmherzigkeit, warum hab' ich unnützes Geſchöpf nicht ſterben können, bevor ich ſolchen Jammer erleben mußte! Denke dir, Roſele, drunten bei Suhr ſind ſo viel Soldaten beiſammen als auf dem Felde bis nach Aarau hinein Platz haben, ſo viel als Sandkörner am Meere; und jeder hat Pulver bekommen und Kugeln dazu, die ſie nach Aarau hineinſchießen ſollen. Gewiß und wahrhaftig, der Franzoſenfritz hat's geſagt; der Himmel weiß, wie viele jetzt ſchon todt ſind, wenn die Kugeln alle treffen ſollen — o Jammer und Elend! Die Aarauer haben mitten in der Stadt, gerade vor dem Rathhauſe, eine große Tanne aufgerichtet — einen Freiheitsbaum nennen ſie's — o die verblendeten Thoren, die der Herr mit Finſterniß geſchlagen! — Oben

auf dem Baum haben ſie eine alte Nachtkappe, eine rothe Zipfelkappe gehängt, die den Teufel — Gott verzeih's — vorſtellen ſoll, und haben dem zu Ehren um die Tanne herumgetanzt, Herren und Frauen durch einander, wie die Hexen an Frohnfaſten auf dem Kreuzwege. Ach, und jetzt wird die Strafe des Himmels über ſie kommen und die Stadt ſoll ausgerottet werden mit Kind und Kindskindern. Die armen, unſchuldigen Würmlein! An allen vier Ecken ſoll ſie angezündet werden! Heiliger Gott, wie manches gute Bitzlein wird da verbrennen, an dem ſich Unſereins erlaben könnte. Du himmliſcher Troſt! Aber die Thore haben ſie geſchloſſen und wollen mit einer Kanone herausſchießen gegen unſere Soldatenleut', Kugeln ſo groß wie ein Tennsthor, ſagt der Franzoſenfritz. Wenn nur der Meiſter und Martin nicht zu nahe kommen; aber gewiß den Martin wird's treffen, er iſt immer ein Waghals geweſen. Drum hat mir's geträumt die letzte Nacht — er war ſchön aufgeputzt im Sonntagsſtaat mit dem ſcharlachenen Leible und dem Wamſe mit den großen Stahlknöpfen; er that ſo freundlich und wollte mich durchaus zur Frau haben. O gewiß! das iſt ein ſicheres Todeszeichen. Ich arme, unglückſelige Kreatur!"

Dieſer ſchreckliche Gedanke übernahm die Hiobsbotſchafterin ſo ſehr, daß ſie ſich erſchöpft auf die Ofenbank ſetzte und ihr Geſicht laut klagend und jammernd mit der Schürze verbarg. Röschen, das trotz ſeiner eigenen Bekümmerniß über die Alte lächeln mußte, würde mit ſeinem Troſte wenig ausgerichtet haben, wenn nicht im nämlichen Augenblicke ein Wägelchen an das Haus herangerollt wäre. Es war Martin, um deſſen Tod bereits ſo bittere Thränen floſſen.

Der Angekommene ſchien ſich wenig um die ihm gewidmete Theilnahme kümmern zu wollen. Finſtern Geſichtes trat er in die Stube und ohne deren Bewohner zu grüßen, ſagte er barſch zu der Alten: „Mach dich in die Küche, Küther; ich habe Hunger — ein Hundewetter, das." Die neugierigen und klagenden Proteſtationen gegen

eine so rauhe und rasche Verabschiedung wollten Nichts verfangen. „Hörst du nicht, altes Plappermaul, daß ich Hunger habe?“ schrie Martin: „was scherst du dich zum Kukuk um Krieg und Welthändel — marsch!“ — Mit diesen Worten schob er die sich beleidigt fühlende und sich sträubende Alte ziemlich unsanft zur Thüre hinaus und verriegelte dieselbe.

„Aber um Gotteswillen, Martin, wo hast du den Vater?“ fragte das ängstliche Röschen.

„Wo ich den Vater habe?“ erwiederte der Knecht bedächtig, den Regenmantel an die Wand hängend, „den hab' ich nicht bei mir, er ist noch drunten bei Suhr.“

„Aber was thut er dort, warum ist er nicht mit dir heimgekommen?“ drängte Röschen immer ängstlicher werdend, „warum hast du ihn zurückgelassen?“

„Na, na, nur nicht so laut“, bedeutete Martin, „die da draußen braucht's nicht zu hören; 's ist für dich allein, was ich weiß — du verstehst mich.“

„Nein“, sagte Röschen bang und leise, „nein, ich versteh' dich nicht; aber sag's nur — 's wird wohl nichts Gutes sein.“

„Je nachdem's ausfällt, ich fürcht' selbst, 's wird nichts Gutes draus; aber hör' nur. Drunten bei Suhr und Buchs sind heut' wohl an die dreitausend Mann zusammengekommen und die sollen, bevor's gegen die Franzosen geht, über die Aarauer her, die den Gehorsam gegen die gnädigen Herren verweigern und nicht mitziehen wollen. Der Major kommandirt auch bei den Truppen und hat geschworen, das Patriotennest müsse zusammengeschossen werden, daß kein Stein auf dem andern bleibe.“

„Aber um's Himmelswillen, was hat denn der Vater dabei zu thun?“

„Ja, das will ich dir eben sagen“, fuhr Martin fort, „das will ich dir eben sagen, d. h. ich weiß es selbst nicht recht. Siehst du,

die Aarauer hoffen, der Franzos werde ihnen bald zu Hülf' kommen und bis dahin hätten sie Pulver und Blei genug, um Jedem das Licht auszublasen, der ohne ihre Erlaubniß zum Thor hinein möchte — meinen sie. Du weißt, es sind kecke Leute die Aarauer Patrioten."

„Martin", sagte Röschen aufstehend, „du hast mir noch etwas Anderes zu sagen; das Verstellen steht dir schlecht an — dem Vater ist ein Unglück begegnet."

„Nein doch — Blitz noch einmal", fuhr der Alte heraus, „ich glaube bloß — Christian ist drinnen bei den Aarauern."

„Christian!" rief Röschen, „Christian, sagst du?"

„So schrei doch nicht so", flüsterte Martin, das Mädchen auf den Stuhl niederziehend, „ich weiß es ja nicht genau — hör' nur, wie's gegangen ist. Als wir heut' nach Suhr hinunterkamen, merkt' ich zeitig, daß der Meister und der Major etwas Apartes zusammen hatten. Bald kam auch der Judenbub und flüsterte dem Major Etwas ins Ohr. Der Judenbub, mußt du wissen, ist der Kerl, der Spitzbub, der Spion, den der Christian an jenem Abend drunten im Bären so wacker auf den Rücken gelegt hat. Halt, dacht' ich, da kannst du Etwas erfahren und schmutzig wirst du auch nicht, wenn du schon mit einem Schelmen ein Glas trinkst. Ich lockt' ihn ins „Kreuz" hinein und that nicht knickerig. Da sagt' er denn, wie ich's Gespräch so drauf bringe, der Ebnat-Bauer sei seit zwei Tagen in Aarau und woll' den Patrioten die Stadt vertheidigen helfen; dießmal werde ihm der Major die Zeche heimzahlen und der Untervogt wolle auch dabei sein, oder müsse vielmehr, gern oder ungern. Jetzt wußt' ich genug; aber es ließ mir keine Ruhe. Ich lief hinauf in den Gönhart, hinüber bis an den Binzenhof und dann durchs Feld hinein Aarau zu. Drinnen am Bache stand ein Posten — denke dir, 's war der Thörlewirth mit noch einigen Andern, der mir fröhlich entgegenrief: „Hättest den Umweg nicht zu machen brauchen, ehrlicher Sünder", sagte er, „wir beißen Keinen, so lange uns der Krieg nicht

angekündigt ist, und wie Banditen werden sie uns doch nicht überfallen wollen; übrigens wart' nur noch einen Augenblick — er wird bald kommen. Und er kam auch — der Christian nämlich. Ja, ja, du brauchst das Gesicht nicht zu verdecken; ich schämte mich auch nicht, ich alter Knabe; die Thränen sind mir über die Backen gelaufen wie einem Kinde, als er mir die Hand gab. Fast hätt' ich ihn nicht mehr gekannt, so hat er sich verändert, bleich ist er und der Kummer sieht ihm aus den Augen; aber dabei fest und gradauf, wie eine junge Tanne. Er läßt dich vielhunderttausend Mal grüßen — ich hab' es wohl gemerkt, er zitterte, als er das sagte, und zum Zeichen, daß ich ihn gesehen, hat er mir dieß da gegeben, er woll' es bald selbst wieder von dir holen, wenn du's ihm dann lassen wolltest."

Bei diesen Worten zog Martin Röschens kleinen grünseidenen Geldbeutel mit dem Silberschlößchen aus der Tasche, den Christian vor seiner Flucht von Meister Siebenmann empfangen hatte.

Erst jetzt kam über das arme Mädchen das volle, unaussprechlich bange Gefühl des gänzlichen Verlassenseins; es war ihm wie dem Schiffbrüchigen, dem im weiten, uferlosen Meere der Wellenschlag die letzte Planke zwischen den müden Händen zusammenbricht. Hatte es auch lange schon sein Leid allein getragen und Gott allein seine Klage anvertraut, so war der Vater doch immer noch da, an dessen Herzen das Kind in der größten Noth die letzte Zuflucht, an dessen Liebe es die letzte Stütze finden konnte. Röschen erfuhr, was die meisten Menschen zu ihrem Unglücke zu spät erfahren; erst wenn sie ein Gut verloren, lernen sie den Werth desselben vollständig schätzen; erst am Grabe, in das der Todte gelegt wird, empfindet manchmal der Zurückbleibende in vollem Maße, was ihm der Lebende gewesen. Als es in später Nacht vor seinem Bette niederkniete, wußte das arme Herz nicht, für wen es inniger den Schutz des Himmels anrufen sollte, für Christian oder den Vater, die sich in diesem Augenblicke als Todfeinde gegenüberstanden.

Nach bangdurchwachter Nacht konnte Röschen auch am Tage keine Ruhe finden. Eine bestimmte Ahnung sagte ihm, daß das Maß seiner Leiden noch nicht voll, daß jeder nächste Augenblick ein neues Unglück bringen müsse. Schweigend vor sich hinschauend, saß es in der Stube und blickte nur bang und erschrocken nach der Thüre auf, wenn sich im Gange ein Tritt hören ließ — jeder Kommende konnte doch nur eine Trauerbotschaft bringen.

„Ich vermag's nicht mehr länger zu tragen", sagte Röschen am Nachmittag zu Martin; „aber gehen kann ich auch nicht so weit — 's ist mir, als wären all' meine Glieder mit Blei ausgegossen — du mußt mich hinunterführen, ich will den Vater holen."

„Ich thät's nicht", rieth der Alte bedächtig, „du weißt ja, wie er ist, und 's wird Nichts nützen; aber wenn's dir zu eng ist daheim, so könntest du einmal hinauf in's Ebnat — der alten Frau den Gruß überbringen."

Röschen erröthete über sich selbst bei dieser Mahnung. So oft es auch an Christians Mutter gedacht und wie viel es auch mit ihr gelitten, so hatte es die arme Frau doch noch nie aufgesucht, aus Scheu vor dem Vater vielleicht, oder noch mehr von dem Gefühle abgehalten, daß es doch nicht zu trösten vermöge. Jetzt machte es sich mit Martins Botschaft auf den Weg nach dem einsamen Berghofe.

Als der Abend mit Wind und Schneegestöber herankam, kehrte Röschen mit rothgeweinten Augen und vermehrtem Herzeleid nach dem Dorfe zurück. Christians Mutter hatte sich in ihrem Schmerze nicht enthalten können, den Untervogt als Urheber des Jammers anzuklagen, der ihre grauen Haare mit raschen Schritten dem Grabe entgegenführte.

So vergingen vier bange, kummervolle Tage; jede Stunde brachte ein neues Gerücht, das die Angst des Dorfes vermehren mußte. Manches alte Mütterlein, das sonst nur noch an einem warmen Sommertage mit kurzem Athem auf den nächsten Acker hinausge-

stöpfelt, packte jetzt am frühen Morgen ein Bündelein von dem Besten, was Küche und Keller vermochte, um es dem Sohne oder Tochtermann, der drunten bei Suhr oder Buchs lag, zu bringen, und kehrte am späten Abend mit der Schreckenskunde heim, daß in nächster Nacht der Kampf beginnen werde. Der Untervogt hatte sagen lassen, Röschen solle seinetwegen unbekümmert zu Hause bleiben, da er selbst jeden Augenblick zurückkehren könne.

Und er kam auch der eifrige, unglückliche Mann. Gegen Abend des vierten Hornung hieß es auf einmal, die Aarauer haben übergeben und die Truppen seien ohne einen Schuß zu thun in die Stadt eingezogen; der Freiheitsbaum sei umgehauen und der rothe Wein werde den Soldaten in großen Standen vor die Häuser gestellt; die Patrioten müßten froh sein, herzugeben, was sonst im geheimsten Schrank und Kasten verborgen gewesen — wenn man sie damit nur laufen lasse. Viele Soldaten zögen singend und jauchzend mit einem Weißbrod in der Hand und einem mächtigen Stück Braten am Bajonnet in den Straßen herum.

Diese Nachricht, die bei Manchem eine muthige Kriegslust erweckte, der bisher gezagt hatte, und manche Seele von schwerer Betrübniß befreite, war wenig geeignet, dem bekümmerten Röschen Trost zu bringen. Es dachte nun kaum mehr an den Vater, der jetzt ungefährdet heimkommen konnte; aber Christian — — du armes, unglückliches Herz! jetzt wurden alle Ahnungen und Träume zur Wahrheit, die dich so lange gedrückt und aus dem Schlafe aufgeschreckt, und Alles, was du gewagt und gelitten, war vergeblich gelitten. —

Es saß noch spät in der Nacht in der Stube an dem runden Tische, das Gesicht in die hohlen Hände gestützt, zwischen denen hie und da eine langsame Thräne herabträufelte. Das tief herabgebrannte Licht flackerte mit unsicherm Scheine und die unheimliche Stille wurde nur manchmal durch einen schweren Seufzer Martins unterbrochen, der schon stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, hinter dem Ofen

kauerte. Er saß vom Lichte abgewendet, um Röschen nicht ansehen zu müssen, und zog in langen Zwischenräumen mächtig an seiner Stummelpfeife, ohne zu bemerken, daß dieselbe schon mehr als eine Stunde ausgebrannt war.

Endlich — es ging bereits auf Mitternacht — rollte die Straße herauf langsam ein Fuhrwerk gegen das Haus heran. „Das wird der Meister sein", sagte Martin, indem er aufstand und die Laterne von der Wand herunterlangte; „wenn er nur gute Nachricht bringt." — „Ja, er ist's", sagte Röschen, das an's Fenster getreten war, mit leiser, banger Stimme, „und noch viele Andere mit ihm. Geh' hinunter, ich will vorerst in die Küche, um Feuer zu machen." Er nahm die Lampe und ging schwankenden Schrittes hinaus. — „Arme Rosel", murmelte der Alte, die Laterne anzündend, „dir pressirt's nicht, Neuigkeiten zu erfahren; mir auch nicht, und doch wollt' ich, ich wüßt' sie schon. Am Ende haben sie den Christian mitgebracht, wenn's ihrer Viele sind. Halt, wer ruft da — Teufel, der Major — ich komm', ich komme."

Röschen hatte in der Küche die rufende Stimme ebenfalls gehört und erkannt. Es bebte zusammen und setzte sich zitternd auf den Herd nieder. Eine unaussprechliche Angst verwirrte seine Gedanken und wie im Traume starrte es regungslos in das aufflackernde Feuer, an dessen Scheine die Thränen, die an seinen dunkeln Wimpern hingen, wie blitzende Thautropfen widerleuchteten. Kaum hörte es, daß viele ungleiche und schwere Tritte, als würde Jemand gewaltsam geführt oder eine Last getragen, durch den Gang nach der Stube gingen; es blieb unbeweglich in das Feuer schauend sitzen, bis sich eine Hand auf seine Schulter legte.

„Du sollst hereinkommen, Rosele", sagte Martin mit weicher, trauriger Stimme, „es sind Leute drinnen; aber erschrick nicht — der Major ist da — es ist ein Unglück passirt." —

„Ja, ja", erwiederte Röschen, hastig aufstehend, „ich weiß schon.

ſie haben ihn mitgebracht — ich komme — ich komme.“ Raſch ergriff es die Lampe und eilte durch den Gang der Stube zu, ohne deutlich zu wiſſen, was es that oder auf Martin zu achten, der es mit einer bittenden Miene zurückhalten wollte. „Oh“, ſeufzte der Alte, in die Küche zurücktretend und das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, „das können meine Augen nicht mit anſehen. Ach, daß der brave, unglückſelige Chriſtian das thun mußte, — wie er ſo mit dem alten Manne, dem Vater ſeines lieben Roſele umgehen konnte — das wird dem armen, armen Kinde vollends das Herz brechen.“ Er lehnte den Kopf vorwärtsgebeugt gegen die Mauer und ließ den Thränen freien Lauf, die unter lautem Schluchzen über ſeine wetterharten Wangen rollten. —

Als Röschen in die Stube trat, ließ es vor Entſetzen und Schmerz lautaufſchreiend die Lampe auf den Boden fallen. Neben dem Major ſtanden im Kreiſe herum ernſt und ſchweigend, mit entblößtem Haupte eine Anzahl bekannter und fremder Männer, zwiſchen denen eine mit Betten bedeckte Bahre ſtand. Auf derſelben lag, vom trüben Scheine der Laterne beleuchtet, regungslos mit todtbleichem Geſichte und halbgeſchloſſenen Augen, die Stirn mit einem blutigen Tuche umwunden — Röschens Vater, der alte Untervogt. —

Die Nachricht von dem traurigen Vorfalle durchlief noch die Nacht und in der erſten Morgenfrühe mit Blitzesſchnelle das Dorf von Haus zu Haus bis in die entlegenſte Berghütte. Mit welcherlei Zuſätzen und Ausſchmückungen iſt leicht denkbar. Der Tag dämmerte kaum ins Thal herab, als ſchon eine dichte Menge vor Röschens Hauſe verſammelt war, Männer und Weiber, Groß und Klein, die wiſſen wollten, was der Untervogt mache und ob er davon komme; auch die, welche ihm ſonſt gram waren, fühlten ein inniges Mitleiden, wenigſtens Röschens und Chriſtians wegen. Er ſei noch immer „verirret“, der Untervogt, theilte Martin den theilnehmenden und neugierigen Fragern mit, und der Doktor habe befohlen, man dürfe

Niemand zu ihm laſſen. Die letzte Nacht — ja, da haben ſie anfänglich geglaubt, er ſei geſtorben; es ſei aber gottlob bloß die Schwäche geweſen vom Blutverluſt und dann vom Fahren, habe der Doktor geſagt. Freilich, der Hieb über den ganzen Kopf weg ſei erſchrecklich anzuſehen und er glaube einmal nicht, daß das der Chriſtian gethan habe — die Leute könnten ſagen, was ſie wollten.

Das thaten nun die Leute freilich und, wie Martin wohl wußte, mit gutem Grunde. Die Soldaten, die den Verwundeten von Aarau herbegleitet hatten, erzählten die Geſchichte zu deutlich und glaubwürdig. Der Untervogt, berichteten ſie, ſei allen Andern voraus in das Haus des Meiſter Siebenmann gegangen, nur von dem Judenbuben begleitet; kein Menſch ſei in der Stube geweſen als das junge Frauele, das die Eindringenden unter der Thüre mit dem kleinen Büblein auf dem Arme erwartet habe. „Wo iſt dein Mann und der Chriſtian — die beiden Spitzbuben?“ fragte der Untervogt wild. — „Mein Mann iſt kein Spitzbube“, habe das Frauele keck geantwortet, „und von einem Andern weiß ich Nichts — vielleicht daß Ihr einen Spitzbuben beſſer kennt.“ Auf das ſei der Judenbub wüthend geworden, habe ſeine Piſtole in die Höhe gehalten und geſchrie'n: „Wart' du Hexe, ich will dir's zeigen; wenn du nicht ſogleich ſagſt, wo die beiden Verräther verſteckt ſind, ſchieß ich deinem Buben da die Kugel durch den Leib.“ Die junge Meiſterin ſei darüber ſo heftig erſchrocken, daß ſie rückwärts weichend über einen Stuhl gefallen und das arme Kind dabei ein Aermlein gebrochen habe. Im erſten Schrecken und in der Todesangſt jammerte ſie: „Barmherziger Gott, thut dem Kinde Nichts zu leid; mein Mann und der Chriſtian ſind ins Baſelland geflohen — vor kaum fünf Minuten.“ Der Untervogt und der Judenbube ließen die Frau, die beim Falle ihren Kopf blutig an eine ſcharfe Stuhllehne geſchlagen, liegen und eilten über die Aare den Flüchtigen nach, dem Hungerberge zu. —

Nach einer Stunde ungefähr, als es bereits dunkel geworden,

kam der Judenbub allein nach der Stadt zurück. Draußen vor dem Walde, erzählte er, da wo der Fußweg rechts nach der Schafmatt hinüberlenke, hätten ſie die Fliehenden eingeholt und er ſelbſt habe den Thörlewirth mit einer Kugel getroffen, daß derſelbe gewankt und dann zu Boden geſtürzt ſei. Der Ebnat-Bauer habe den Gefallenen auf die Schulter geladen und ſei ſo raſch mit ihm den ſteinigen Weg hinabgeflohen, als ob er eine Feder trüge. Nach vergeblichem Haltrufen habe auch der Untervogt geſchoſſen. Die Kugel müſſe nahe vorbeigepfiffen haben, denn Chriſtian habe den Thörlewirth plötzlich niedergeſetzt und ſei wie ein Raſender gegen die Verfolger zurückgerannt. Ihn ſelbſt habe er an der Bruſt gefaßt und zu Boden geworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Was im nächſten Augenblick vorgefallen, konnte er nicht ſagen. Als er ſich wieder erholt, lag der Untervogt einige Schritte abwärts beſinnungslos in ſeinem Blute. Ohne ſich weiter um den Verwundeten zu bekümmern, floh ſein feiger Begleiter nach der Stadt zurück, um von dem Geſchehenen Anzeige zu machen.

Als der Major mit vielen Andern hinauskam, lag der Untervogt immer noch bewußtlos an der nämlichen Stelle; aber ſorgfältig war er mit dem Rücken gegen ein Bord gelehnt und der Kopf mit einem Halstuche verbunden. Um ihn vor der Kälte zu ſchützen, war ein weiter Winterrock über ihn ausgebreitet, der ſogleich für denjenigen erkannt wurde, den Chriſtian die letzten Tage getragen hatte. Die dünne Schneelage war ringsum aufgeſtampft, zum deutlichen Zeugniſſe, daß ein hartnäckiges Ringen ſtattgefunden; aber von den Flüchtigen war keine Spur mehr zu entdecken, außer einigen Blutstropfen, die am Wege nach der Schafmatt hie und da den Schnee rötheten. —

Dieſe Dinge wurden im Dorfe mit verſchiedenen Gefühlen erzählt und angehört. Wohl am bedenklichſten ſchüttelte der alte Franzoſenfritz ſein graues Haupt. „Eines“, ſagte er, „will mir am wenigſten

gefallen; müßte der Untervogt sterben — Gott verhüt's, und doch wer weiß, ob es nicht ein Glück für ihn wäre. Ich sah manchmal nach einem Scharmützel viel Hundert jüngere Leute, als er ist, neben einander liegen — dah, es war ihnen wohl und sie hatten ausgestritten; aber daß der Untervogt mit Schuld ist an dem Unglücke des armen Büblein da drinnen in der Stadt, — diese Sünde möchte ich nicht auf meinem Gewissen haben. Wir hatten in Frankreich beim Regimente einen Sergeanten, einen braven Graukopf, der wohl an die vierzig Jahre die Muskete getragen. Bursche, sagte der allemal, wenn's zum Treffen ginge, haut meinetwegen zusammen, was eine Feder am Hute trägt; aber die Weiber und unschuldigen Kleinen laßt mir in Ruhe; es straft sich immer, am eigenen Weib und Kind, so oder so. Der Mann wußte, warum er das sagte, und ich hab' es selbst an einem Kameraden erfahren. Er war ein harter, wilder Gesell und warf einmal drunten in den Niederlanden im Jähzorn ein Kind ins Wasser. Nach Jahren, als er das Kriegshandwerk abgelegt, heirathete er ein braves Weib und hatte ein herziges Büblein. Vielleicht dachte er manchmal an die Geschichte, aber mochte glauben, es sei längst Gras darüber gewachsen. Gleichviel — sein Büblein spielte einmal am tiefen Sodbrunnen und fiel hinein. Nachdem es begraben war, zeigte sich's, daß die alte Geschichte nicht vergessen war; das Weib erfuhr davon und wurde halb wahnsinnig, oder ganz, sagten die Leute. — — Mich dauert am meisten das gute Röschen, Gott mög' es trösten." —

Röschen wußte Wenig von dem, was sich die Leute erzählten, und gar Nichts von der prophetischen Befürchtung des alten Franzosenfritz; aber ohne den Trostspender, den er ihm gewünscht, hätte es seinen Jammer kaum zu tragen vermocht. Es saß unbeweglich am Bette des Vaters und horchte mit Entsetzen auf die Worte und Verwünschungen, durch die der Kranke im Fieberwahne die geheimsten Gedanken verrieth, die er schon so lange unter Qual und Schmerz

im Herzen verborgen gehalten. Bald bat er leiſe mit gebrochener Stimme, Röschen ſolle von Chriſtian laſſen und den Verruchten vergeſſen, wenn es nicht ſeinen guten, treuen Vater mit Gram unter den Boden bringen wolle; bald fuhr er im Grimme auf und forderte den Gegner zum Kampfe heraus, der ihn um ſein und ſeines Kindes Glück gebracht habe. „Ja", raunte er wieder unheimlich, von der gewaltſamen Aufregung ermattet, „ja — wenn er todt wäre, der Vaterlandsverräther, dann wär' ich glücklich — Röschen, mein Kind, wär' wieder mein, ich ſein Vater und die Schmach unſerm Hauſe abgenommen — aber ſiehſt — ſiehſt — unter dem Hag dort läuft er — Schelm du, — haſt gefehlt — halt, halt." — Die letzten Ausrufe erſtarben gewöhnlich in einem kurzen unruhigen Schlummer, der, immer häufiger wiederkehrend, von Mittag an ſich mit einem feſten, langdauernden Schlafe endigte. —

„Jetzt iſt's gewonnen", ſagte der Doktor, nachdem er den Schlafenden eine Weile ſorgfältig beobachtet, „die größte Gefahr iſt vorüber, Röschen, Ihr dürft ruhig ſein und ich kann gehen: aber ſorgt mir recht dafür, daß der Vater nicht über irgend Etwas erzürnt oder aufgebracht wird, wenn er erwacht; thut ihm ſeinen Willen, das iſt vorläufig die beſte Arznei." —

Der Kranke ſchlief an Einem fort bis tief in die Nacht hinein. Draußen auf der Straße war's ſchon lange ſtill geworden; ein bleicher Mondſchein lag über dem ſchlummernden Dorfe und den ſchneebedeckten Anhöhen, die über dasſelbe hereinſchauten. Röschen ſaß noch immer am Bette des Vaters, das Paradiesgärtlein in der Hand; es betete leiſe die Gebete für Kranke und Sterbende und ſann allmälig in dem Gedanken an Tod und Jenſeits, in der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdiſchen eine ruhige Ergebung, die ſein Herz mit geduldiger Kraft erfüllte, die Laſt zu tragen, die ihm von höherer Hand zu tragen verordnet war. „Laß mich nicht zur Waiſe werden in dieſer ſchweren Zeit, Herr", flehte es, die

Hände gefalten neben dem Krankenbette niederknieend: „doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“

Die letzten Worte hatte es in tiefer Inbrunſt verloren mit lauter, andächtiger Stimme ausgeſprochen. Da fing der Schlafende an ſich zu regen und legte mit einem ſchweren Seufzer die Hand auf die Stirne. Röschen beugte ſich über ihn herein; er hatte die Augen geöffnet und ſchaute mit verwunderten Blicken in der Stube herum. „Wo bin ich?“ fragte er endlich mit matter Stimme, „biſt du da, Röschen?“ — „Du biſt bei deinem Röschen“, ſagte es, den bleichen Mund des Kranken küſſend, hocherfreut, daß die ſchreckliche Verwirrung der Sinne gewichen war, „und ſieh', da kommt Martin, kennſt du ihn nicht?“ — „Ja freilich, warum ſoll' ich ihn nicht kennen“, erwiederte der Vater, dem Alten, der lautſchluchzend herantrat, die Hand entgegenſtreckend; „aber — — o ich armer Mann“ — die Augen ſchloſſen ſich wieder und die Hand ſank matt auf die Bettdecke nieder.

So lag er wieder ſtill über eine Stunde lang, ohne ein Wort zu ſprechen oder aufzublicken; nur fuhr er manchmal mit der Hand über das Geſicht, wie Einer, der ſich mühſam auf Vergangenes beſinnt oder mit einem ſchweren Vorſatze ringt. „Ich traue immer noch nicht recht“, flüſterte endlich Martin zu Röschen, das tödtliche Schweigen unterbrechend, „wenn nur das Scheiden zwiſchen Nacht und Tag vorbei wäre — das iſt eine böſe Stunde!“ — „Du haſt Recht, Martin“, ſagte der Untervogt, die Augen aufſchlagend, „ich weiß nicht, ob ich den Morgen noch erleben oder die Sonne in einer andern Welt werde aufgehen ſehen; aber ich habe noch Etwas auf dem Herzen — ſo könnt' ich nicht ſterben.“ Er ſchwieg eine Weile, als müßte er neue Kräfte ſammeln. „Komm, Röschen“, fuhr er dann mit matter, bittender Stimme fort, „komm, gieb mir die Hand, Kind. Siehſt du, vielleicht werde ich bald vor deiner Mutter ſtehen und ihr Rede geben müſſen, wie ich für dich geſorgt habe; aber ich könnt'

ihr nicht froh entgegentreten, wenn du mir nicht vorher verſprichſt, daß du von Chriſtian laſſen und ihn vergeſſen wolleſt. Verſprich mir's, Kind, daß ich freudig aus der Welt gehe." — „O denkt nicht an's Sterben, Vater", ſchluchzte Röschen, neben dem Bette niederkniend und die Hand des Kranken mit Thränen benetzend, „laßt mich nicht allein zurück in dieſem Jammerthal; ich will ja von ihm laſſen, Vater; und ach Gott! der Himmel wird mir auch Kraft geben, ihn vergeſſen zu können." — „Dann ſei der Segen des Herrn mit dir", ſagte der Kranke, ſich erſchöpft in die Kiſſen zurücklegend, „und ihm wollen wir unſere Wege anvertrauen."

IV.

Seit der ſchweren Nacht, in der Röschen durch ſein dem todtkranken Vater gegebenes Verſprechen auf ſeine ſchönſten Hoffnungen, auf jedes Erdenglück verzichtet hatte, war über ein Jahr vergangen — trübe, verhängnißvolle Tage, wie ſie unſer Vaterland zuvor nie geſehen. Dieſer und jener Bekannte aus dem Dorfe und dem ganzen Thale, der kecken Muthes ins Feld gezogen, war nimmer heimgekommen; er lag im Schaluner-Walde, oder auf dem Felde bei Fraubrunnen, oder hatte ſein letztes Ziel im Grauholze gefunden. Mancher, der früher ſtark und gewaltig geweſen, war flüchtig und verbannt; auch der Major mußte jetzt das bittere Brod der Fremde eſſen. Er ſei draußen im Schwabenlande, hieß es, beim Oberſt Roverea, der in kaiſerlichem Sold ein Schweizerregiment gegen die Franzoſen führe. Dagegen waren Andere mächtig geworden, die bisher ihre Zeiten der Noth erlebt. An der Spitze der erſten Schwadron franzöſiſcher Huſaren, die einige Tage nach dem blutigen fünften März [1] ins Dorf

1 Tag der Gefechte bei Fraubrunnen und Grauholz, die der Uebergabe Berns vorausgingen.

hereinſprengten, ritt neben dem Kapitän der Ebnat-Chriſtian. Mit lautem Jubel wurde er von den Patrioten empfangen und auch die Andern freuten ſich, in der Hoffnung, in ihm einen Beſchützer vor den Gewaltthätigkeiten der fremden Soldaten zu finden. Wenige Stunden nach ſeiner Ankunft wurde den ins Gemeindehaus zuſammenberufenen Bürgern angezeigt, daß Chriſtian der Statthalter der neuen Regierung ſei und der alte Untervogt nun Nichts mehr zu befehlen habe. Und dieſer ſelbſt — der Tod war an ihm vorbeigegangen; aber zu der frühern, friſchen Lebenskraft vermochte er nicht mehr aufzukeimen. Der ehemals breitſchultrige Mann ging langſam und hüſtelnd einher, oder ſaß ſtundenlang in finſteres Sinnen verloren an der Sonne, wie ein lebensſatter Greis, der ſich an der erquickenden Wärme des Frühlings erlabt. Er ſchien ſich wenig um das zu bekümmern, was um ihn vorging und ſich umgeſtaltete, und Nichts weiter mehr zu verlangen, als daß Röschen nie von ſeiner Seite wich. —

Wie die meiſten und ſchönſten Hoffnungen der Patrioten unerfüllt blieben oder ſich erſt nach langen, wirrſalvollen Jahren verwirklichten, ſteht in den Büchern der Geſchichte verzeichnet; wie manche Unthat des fremden Kriegsvolkes von dem ſchwachen Geſetze ungeſühnt blieb, lebt nach mehr als einem halben Jahrhundert noch im Gedächtniſſe derer fort, die damals Kinder waren; aber in dem allgemeinen Wechſel der Dinge war ſich doch Eines gleichgeblieben — die ſtille Liebe Röschens zu Chriſtian, die es trotz aller Vorſätze und Kämpfe nicht aus ſeinem Herzen zu bannen vermochte. Kein Menſch wußte, wie tiefglühend dieſer Funke der Liebe unter der kalten äußern Hülle fortglimmte. Röschen ſprach ſelten und dann ſcheinbar ruhig und gleichgültig von dem jungen Statthalter, und wenn es ihm auf der Straße begegnete, ging es mit einem beſcheidenen Gruße vorbei, als ob ihm der jetzt ernſte, faſt finſtere Mann nie einen ſchnellern Herzſchlag verurſacht hätte. Man ſagt ſonſt, die Liebe habe ſcharfe

Augen; aber ſelbſt Chriſtian hatte keine Ahnung mehr von dem, was in der Bruſt des armen Mädchens für ihn fortlebte. Freilich ſah er ja nicht, wie über Röschens bleiches Geſicht eine feine Röthe glitt, wenn es ihn unbeobachtet betrachten konnte, wie ſein trübes Auge im alten Glanze aufleuchtete, wenn er gewandt und ſicher in eiligen Geſchäften an des Untervogts Hauſe vorüberritt, wie es ſich faſt ſtolz emporrichtete, wenn erzählt wurde, daß er ſich da oder dort eines Bedrängten angenommen und der übermüthigen Anmaßung der Franzoſen unerſchrocken entgegengetreten ſei, oder wie es den Blick ſchmerzlich ſenkte, wenn dem Statthalter Mitſchuld an mancherlei Bedrückung, an den faſt unerſchwinglichen Requiſitionen und Einquartierungslaſten aufgebürdet werden wollte — das Alles ſah Chriſtian nicht, aber er dachte dafür an die Worte, die ihm Röschen in der Nacht nach dem Tage ſeiner Heimkehr gegeben hatte.

Als Alles ſtill geworden und das letzte »qui vive« des Poſtens vor dem Gemeindehauſe ſchon lange verhallt war, hatte er ſich, das Herz voll Sehnſucht und banger Hoffnung, an das Kammerfenſterchen herangeſchlichen, unter dem er in ſchönern Zeiten ſo manche ſüße Stunde verplaudert. Es brannte kein Licht mehr in dem Kämmerchen; aber doch auf den erſten leiſen Ruf öffnete ſich das Fenſter und die liebe, wohlbekannte Stimme fragte langſam und kalt: „ſeid Ihr es, Chriſtian — Statthalter?“ — Der ſo Angeredete erbebte bei dieſen wenigen Worten, und lehnte ſich zitternd mit geſchloſſenen Augen gegen die Mauer zurück. Nach langem Schweigen fragte er ſchmerzlich: „So ſollt' es denn vorbei ſein, Röschen — auch du verdammſt mich und willſt mir nicht verzeihen, was ich that — was ich thun mußte, um den zu retten, der mir einſt auch geholfen in der Noth? Glaub' mir, wär's nur meinetwegen geweſen, ich hätte gegen deinen Vater keine Hand erhoben!“ — „Nein“, erwiderte Röschen, nur mühſam die Thränen zurückhaltend, die ſich in ſeine Augen drängen wollten, „nein, Chriſtian, ich verdamme Euch nicht;

ich verzeihe Euch, was Ihr gethan und was ich gelitten, wie Gott Euch verzeihen möge; aber das Blut, von dem Eure Hände roth geworden — nein, ich bitte dich, sei still und trag's mit Geduld, ich will dir keine Vorwürfe machen; es darf uns Niemand hören; ich hab' dem Vater versprochen, nie mehr so mit dir zu reden — du weißt, ich muß es halten; gib mir die Hand und denk', es konnte nicht anders sein — ach Gott, es wär' zu schön gewesen." Christian umfaßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen und preßte sie schweigend an seine Augen, die sich mit großen Thränen füllten. Röschen zog sie langsam, aber fest zurück. „Nun ist's genug", sagte es, „wir müssen uns dem Willen des Herrn fügen. Lebt wohl, Christian, und Gottes Segen sei mit Euch. Noch Eines bitt' ich Euch — kommt nie mehr hieher — ich müßte sonst dieß Kämmerchen verlassen und — ich thät's nicht gern."

Das Fenster schloß sich und Christian stand wieder allein in der Finsterniß. Er ging langsam dem Berge zu, wie ein Träumender, der zwischen Schlaf und Wachen ringend noch nicht genau unterscheiden kann, was wirklich ist, die halbverschwebenden, nächtlichen Gaukelbilder oder die Gegenstände, die sich vor dem schlaftrunkenen Auge mit unsicherer Dämmerung umhüllen. Seit der That, die er zur Rettung des Freundes und aus eigener Nothwehr am Untervogte begangen, hatte er sich tausendmal gesagt, daß Röschen für ihn verloren sei, hatte alle Qual und jeden Schmerz der Trennung und des Entsagens vorausempfunden und jede Stunde von Neuem durchgelitten, und doch — so ist einmal das Menschenherz, es läßt sich, wo es wünscht und sich sehnt, mit tausend unsichtbaren Fäden schmeichelnder Hoffnung umspinnen und wehrt sich gegen die Sprüche des Verstandes wie das Kind, das beim Anblicke eines schreckbaren Gegenstandes die Augen schließt; — Christian kam es jetzt vor, als habe er noch nie an die Möglichkeit seines Unglückes gedacht, und das Unerwartete, Plötzlichhereingebrochene sei zu erschrecklich, um nicht

blos ein beängſtigender Nachtſpuk zu ſein, der vor dem lichten Morgen weichen müſſe.

Aber dieſer Morgen, der einen freundlichen Märzſonntag über die Berge heraufführte, brachte eine neue und verhängnißvolle Beſtätigung des nächtlichen Ereigniſſes. Von den hundert Augen, unter denen der unbedeutend ſcheinende Vorfall geſchah, hatte ihn vielleicht keines bemerkt, und doch erſtickte er im Herzen des Statthalters jeden letzten Hoffnungsſchimmer und erfüllte dasſelbe gegen das arme Röschen mit bitterer Ungerechtigkeit. Er ſetzte ſich in der Kirche auf den Platz gegenüber der Kanzel, wo ihm die Liebe zum erſten Male den Blick geöffnet. In ſchmerzlichſüße Erinnerung verloren, harrte er auf Röschens Ankunft, das ſich, wenn es ihn je wahrhaft geliebt, doch ſehnen mußte, ihm in verſöhnender Andacht Auge in Auge zu ſchauen. Es kam; aber als es den Statthalter, der das Ziel aller Blicke war, bemerkte, ging es langſamen Schrittes an ſeinem gewöhnlichen Sitze vorbei und wählte ſich in abgewendeter Richtung einen Platz im Dunkel des Chores. Chriſtian ſenkte den Kopf, um die tiefe Glut zu verbergen, die ſein Geſicht übergoß. „So ſei's denn", murmelte er halblaut vor ſich hin und preßte das Geſangbuch ſo feſt zwiſchen ſeinen Händen, daß ſich die ſilberne Spange daran zuſammenbog. Er konnte ja freilich nicht ſehen und ahnte in ſeiner Verbitterung auch nicht, was im Herzen Röschens vorging, das, der Kraft ſeiner Entſchlüſſe mißtrauend, die dunkle Verborgenheit des Chores ausgewählt hatte. — Als die Predigt beendigt war, lenkte der Statthalter raſch und finſter von der Straße nach dem Ebnatwege ein, ohne noch einmal nach dem Hauſe des alten Untervogtes zurückzuſchauen. —

Wenn der Menſch einmal den Glauben an den Menſchen verloren, wenn er ſich um Liebe und Vertrauen betrogen meint, dann fliehen aus ſeinem Herzen die milden Geiſter des Wohlwollens und Mitleidens und an ihre Stelle treten nicht ſelten Härte und Ungerechtigkeit. Chriſtian traf zudem bald noch ein anderes Unglück. Seine gute

alte Mutter, die hie und da noch in die Verbitterung ſeines Gemüthes ein erheiterndes, tröſtendes Wort geſprochen, erkrankte und ging nach wenig Tagen den Weg, von dem Keiner wiederkehrt. So war er allein mit ſeinem Kummer und Mißmuthe, der über ſo manche an die Befreiung des Vaterlandes geknüpfte und jetzt fehlgeſchlagene Hoffnung ſich allmälig in einen ſtrengen, finſtern Ernſt verwandelte. „Man kenne den Ebnat-Chriſtian gar nicht mehr in dem Statthalter", ſagten die Leute, „ſo ſtolz und herriſch ſei er geworden; früher ſei kein Junker ſo geweſen. Dem gemeinen Manne möge er kaum ein Wort gönnen und ſchnurre ſelbſt ſeine alten Freunde ab, wenn ſie ihm mit einer gerechten Klage ungelegen kämen."

Dieſes Urtheil war einſeitig, wie gewöhnlich das Urtheil der Welt, die nicht nach den innern Gründen des äußerlichen Thuns eines Menſchen frägt; aber daß der Statthalter ſelbſt ſeinen ehemaligen Freunden nicht immer zu ihrem Rechte verhelfen konnte, mußte ſogar der wackere Martin erfahren.

Es war in den erſten Tagen des Aprils 1799, der Frühling war dießmal frühe gekommen, als wollte er den verbitterten und kämpfenden Menſchenherzen mit ſeinen milden Lüften und ſproſſenden Blüthen eine Verſöhnungsbotſchaft bringen. Der gute Alte hatte einige Säcke Korn in die Mühle nach Schloßrued geführt und ließ nun auf dem Rückwege „den Braunen" langſam den ſchmalen Waldweg hinangehen. Aus den ſchon grünenden Büſchen ſchlug die Droſſel und der Kukuk bewillkommnete mit weithintönendem Rufe den Sonnenſchein, der um die jungen Blätter ſpielte. Martin achtete wenig auf dieſe freundlichen Frühlingsgrüße; er ſaß gedankenvoll auf ſeinem Wägelchen und dachte an die Dinge, die ihm der Schloßmüller erzählt hatte. Die Franzoſen ſeien draußen im Schwabenlande von den Kaiſerlichen aufs Haupt geſchlagen worden und über Schaffhauſen her wolle der Erzherzog Karl mit mehr als hunderttauſend Mann in die Schweiz einrücken, um auch hier die übermüthigen Franz-

männer aus dem Lande zu klopfen. Dann werden die gnädigen Herren von Bern mit denen an den Tanz gehen, die verrätherischer Weise zu den Welschen gehalten, und z. B. dem Ebnat-Bauer zeigen, daß er von Gott und Rechts wegen schon vor anderthalb Jahren an den Galgen gehört hätte. Das habe der Junker May im Schlosse gesagt. Sicherlich wären die Meisten im Ruederthale froh, wenn's schon morgen losginge. Erst vorgestern habe der „Statthalterles Junker" einen Mann in Schmiedrued um fünfzig Pfund gebüßt, weil er so einen welschen Cujon abgeprügelt; aber der Krug gehe zum Brunnen bis er breche. — „Ha", sagte Martin laut vor sich hin, indem er mit einem leichten Rucke des Zügels den Braunen zum Stehen brachte, wie wenn er in seinem Sinnen durch die Bewegung des Wägelchens gestört würde, „ha, der Christian war doch einmal eine gute, redliche Seele und aus einem ächten Dukaten ist noch nie ein falscher Batzen geworden. — Na, hüst Brauner, du brauchst nicht still zu stehen und deine Mausohren zu spitzen, du verstehst doch Nichts von den Dingen; freilich — ja, es hat sich Manches geändert — wir sind alle sündige Menschen — ist er Schuld, daß unter den Franzosen solche Spitzbuben herumlaufen? — Kummer macht's ihm, er sieht ja bleicher aus, als unser armes Rosele — ach, wenn die seine Frau geworden und das Unglück nicht passirt wäre, dann wär' Alles, Alles anders gekommen. He da, Brauner — nein, Blitz noch einmal, wenn's drauf ankäm', ich thät's zum zweiten Mal für ihn wagen."

Unter solchen Betrachtungen und Selbstgesprächen war Martin auf die Höhe des Berges gekommen, wo der Weg aus dem niedern Laubholze durch den Tannenwald nach dem Kulmerthale abwärts lenkt. Von da herauf kam ihm ein großer Mann mit verwittertem Gesicht und einem noch verwittertern Soldatenkleide entgegen. Halt, dachte der Fuhrmann, dem Ankömmling scharf entgegensehend, ist das nicht der wilde Elsäßer, der Dolmetsch von dem Kapitän, der

letzthin bei uns im Quartier lag? — Richtig — wo der so eilig herkommen mag. Der Fremde blieb eine kleine Strecke vor dem Fuhrwerke stehen und blickte rasch nach allen Seiten um sich, wie wenn noch Jemand nachkommen sollte. „He, guter Freund", rief ihm Martin entgegen, „woher des Weges? Ich glaubte, Ihr wäret jetzt draußen am Bodensee oder noch weiter — ist der Herr Kapitän auch wieder da?" — „Freilich ist er da", sagte der Soldat, rasch an das Wägelchen herantretend, „er hat sich bereits wieder in euerm Rattennester drunten einquartiert; die Dirne, die Rose glaub' ich, hat's ihm angethan; aber gut, daß ich dich schon treffe — so hat mir der Franzosenfritz, der alte Spitzbube, doch den rechten Weg gewiesen; du mußt auf der Stelle umkehren und mich nach Zofingen führen, zum General — 's pressirt verteufelt." — „Nach Zofingen?" fragte Martin halb verlegen, halb mißtrauisch, „ja, aber —" — „Was aber?" rief der Andere, den Braunen am Zügel fassend, „was aber, alter Murrkopf? willst du etwa dem Befehl des Statthalters nicht Folge leisten? Siehst du, da steht's geschrieben, schwarz auf weiß, und deine Meisterin, die Rose, hat gesagt, du sollest drauf losfahren, daß die Rippen krachen — es geht ans Leben mußt du wissen, grauer Bursche, die Pfaffen da droben im Luzernbiet wollen einen Aufstand machen und ich muß Verstärkung holen."

Martin schaute mit großen Augen auf das Blatt, das ihm der Soldat entgegenhielt; er sah da wohl, daß Etwas schwarz auf weiß geschrieben stand und erkannte sogleich das Statthaltersiegel; aber das Lesen, besonders das Geschriebene, war nie seine Sache gewesen. Indessen fiel ihm jetzt plötzlich die Drohung ein, die der Junker gegen Christian ausgestoßen und daß der Schloßmüller gesagt hatte, es wären Viele dabei, wenn's morgen schon losginge. „Wenn's so ist, so werd' ich Euch folgen müssen", meinte er, „obgleich ich gerne noch vorerst nach Hause gefahren wär', wir könnten dann das Thal abwärts über Entfelden; ich sollt' noch was berichten daheim." —

„Dummer Teufel“, schrie der Elsäßer erbost, „meinst du, ich könnt' warten bis morgen, da uns die Rebellen heut Nacht überfallen wollen? Meinetwegen pack dich ins Pfefferland, ich kann selbst fahren.“ Mit diesen Worten sprang er auf das Wägelchen und wollte nach dem Leitseile greifen. „Halt da, guter Freund“, sagte Martin abwehrend, „wo der Braune hingeht, da will ich auch dabei sein; wir Beide haben schon zu manche Fahrt mitsammen gemacht, um so leicht von einander zu lassen.“ So sprechend lenkte er das Fuhrwerk um und fuhr vorsichtig wieder den abschüssigen steinigen Weg nach Schloßrued zu. —

Sein Begleiter saß stumm und in sich gekehrt und Martin selbst war zu sehr durch ein Wirrwarr von Gedanken, sowie durch die Sorgfalt für den Braunen, der auf der ungleichen Waldstraße so leicht sich stoßen und stolpern konnte, beschäftigt, um sogleich ein Gespräch anzuknüpfen. Als er in das dichtere Erlengebüsch kam, wo sich der Weg schroffer nach dem „Junkernholze“ absenkt, wollte der sorgliche Fuhrmann aussteigen, um das Pferd an der Hand zu führen. Er erhob sich und setzte den einen Fuß auf den kleinen Leiterbaum, um sicherer abzuspringen; aber im nämlichen Augenblick faßte ihn sein Begleiter blitzschnell um den Leib und warf den alten Mann so gewaltig gegen die kantigen Steine des Straßenbordes, daß derselbe besinnungslos, die grauen Haare mit Blut besprengt, regungslos liegen blieb. —

Als Martin wieder zu sich selber kam und den ganzen Vorfall sich mühsam ins Gedächtniß zurückrief, war Roß und Wagen verschwunden. Mit heftig schmerzendem, brennendem Kopfe und vom Blutverluste geschwächt, taumelte er nach Rued hinunter. Als ihn der Schloßmüller in diesem Zustande herankommen sah, rief er ihm erschrocken entgegen: „Um Gotteswillen, Martin, was ist dir begegnet?“ — „Der Braune, der Braune“, ächzte der Alte, „habt Ihr meinen Braunen nicht gesehen?“ — „Freilich hab' ich den gesehen“,

erwiederte der Müller, „vor anderthalb Stunden kam ein Franzoſe mit ihm im Galopp den Berg herabgeſprengt — auf Requiſition, dacht' ich; aber um's Himmelswillen, wie biſt ſo ſchrecklich geſtaltet, oder wer hat dich ſo blutig geſchlagen?" — Martin ſetzte ſich auf einen Wehrſtein und murmelte: „Im Galopp den Berg herabgeſprengt — den gähen ſteinigen Weg herabgeſprengt — mit dem Braunen — Blitz und Mord, wenn ihm ein einziger Nagel fehlt, jag' ich dem verfluchten Spitzbuben den Heurupfel durch den Leib."

Es dauerte lange, bis der Müller die Erzählung des Vorfalles, von manchem Ausrufe des Mitleidens für den geliebten Braunen und allerlei ſchrecklichen Drohungen gegen den heimkehrenden Elſäßer unterbrochen, zu Ende hören konnte; da aber ſchüttelte er bedenklich den Kopf und ſagte: „Martin, Martin, wie kannſt du nur die Hauptſache vergeſſen; es iſt eine große Frage, ob der Kerl mit dem Braunen je wieder heimkommt — warum hätte er dich ſonſt vom Wagen geworfen?" — Der Alte ſtand auf und ſtarrte dem Sprecher erſchrocken ins Geſicht. „Der Braune nicht mehr zurück", ſagte er nach einer Pauſe, die Hand auf die blutige Stirne legend, „heiliger Himmel! daran hab' ich noch nicht gedacht — ich geſchlagener Mann."

„Nun, ich weiß nicht" — verſuchte der Müller mitleidig zu tröſten — am beſten iſt's, dem Statthalter ſogleich Anzeige zu machen; wenn er's befohlen hat — — den Andern vor Nacht zu ſuchen, kömmt doch nichts heiſen; aber ſo kann ich dich nicht gehen laſſen; ich komme mit."

Wenige Minuten ſpäter ſaßen die Beiden auf des Müllers Wägelchen, der ſein Roß den Berg hinan weniger ſchonte, als es Martin mit ſeinem Braunen gethan hätte. Es ging ſchon ſtark gegen Abend, als ſie nach dem Ebnat hinabfuhren. Der theilnehmende Müller lenkte mit ſeinem Fuhrwerke dem Dorfe zu, um dort den Entſcheid zu erwarten, und Martin ſchritt ſchweren Herzens durch den Baumgarten hinein nach dem Hauſe des Statthalters. Als er herankam,

hörte er drinnen zorniges, lautes Schelten und einen Augenblick darauf kam eilfertig der Franzosenfeitz heraus. Ohne auf Martin, der ihn fragen und festhalten wollte, zu achten, rannte er den Baumgarten hinaus und krächzte bloß: „Nichts, Nichts — laß mich — hörst du nicht, wie ich ausgepudelt werde, weil meine alten Knochen nicht schon ein paar Stunden weiter sind — Bomben und Granaten, wer da Etwas recht machen könnte!“ — Martin war von diesem Benehmen seines alten Freundes wenig erbaut. „Du, du“, rief er ihm in komischem Zorne nach, „hast du dem Spitzbuben den Weg gezeigt, so könntest du mir auch ein vernünftig Wort gönnen — du Spießläufer!“

Zaudernd und von einem unheimlichen Bangen geängstigt trat er in die Stube. Der Statthalter saß ermüdet an einem Tische, auf dem allerlei Papiere lagen, das bleiche Gesicht in die hohle Hand gestützt. „Was willst du, Martin?“ fragte er aufschauend, kurz, aber nicht unfreundlich. — „O Christian — Herr Statthalter wollt' ich sagen“, erwiederte der Alte, „der Kerl, der Elsäßer, ist mit dem Braunen davongefahren, in vollem Galopp den Berg hinuntergesprengt — der Spitzbube.“ — „Welchen Kerl meinst du?“ — „Nu, den Elsäßer, den ich auf Euern Befehl nach Zofingen führen sollte.“ — „Den kenn' ich nicht und habe nichts Derartiges befohlen.“ — „Herr Gott“, sagte Martin zitternd, „das wird doch nicht Euer Ernst sein.“ — „Noch einmal, ich habe Nichts befohlen — aber was ist's denn eigentlich?“ — Martin erzählte unter Wehmuth und Zorn den Vorfall im Walde und bat endlich mit Thränen im Auge den Statthalter, ihm wieder zu seinem Braunen zu verhelfen. — Christian stampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden. „Teufel auch“, sagte er ärgerlich, „soll ich denn alle Dummheiten austragen, die ihr macht? Warum bist du dem Kerl von Rued aus nicht gleich nachgefahren, statt über den Berg herüber zu krabbeln und die Zeit zu verlieren? Wenn dein Brauner zum Kukuk ist — ich kann Nichts dafür.“ —

„Aber es iſt ja der Braune, der in Suhr beim Kreuz ſo folgſam gegen den Wehrſtein fuhr", erwiederte Martin zaghaft, — „wißt Ihr, damals — ſeitdem iſt er mir viel lieber geworden." Ueber Chriſtians bleiches Geſicht flog eine tiefe Gluth bei dieſer Erinnerung; er wandte ſich raſch ab und ſchaute eine Weile ſchweigend durch das Fenſter in den Abend hinaus. Ohne den Alten anzuſehen, ſagte er endlich rauh: „Geh' jetzt, Martin, ich kann dir keinen weitern Beſcheid geben; du brauchſt mich nicht an Vergangenes zu mahnen — dem Hauſe des Untervogts bin ich keinen Dank ſchuldig."

Martin ging; obſchon er zu Hauſe weder einen Kapitän noch franzöſiſche Truppen im Dorfe fand, und er nun wohl ſah, wie er ſich thörichter Weiſe habe betrügen laſſen, ſo konnte er dem Statthalter doch nicht verzeihen, daß er ſo kalt und theilnahmlos über das Schickſal des „Braunen" geblieben war. „Undank iſt der Welt Lohn", ſeufzte der gute Alte und — Chriſtian hatte eine treue, aufopfernde Seele mehr verloren.

Das mochte dieſer übrigens bald ſelbſt gefühlt haben. Als er Martin unſichern Schrittes und die Thränen trocknend am Waldrande hinabgehen ſah, empfand er, daß er dem guten Manne in ſeiner Verſtimmung wohl zu kurz und rauh begegnet ſei. Er ging ihm ſogleich nach, um ihn mit dem Verſprechen zu tröſten, Alles anzuwenden, um des Frevlers und des Braunen wieder habhaft zu werden; aber er konnte Martin nicht mehr einholen, und in des Untervogts Hauſe ſelbſt zu gehen — das vermochte Chriſtian nicht über ſich zu bringen. —

In trübe Gedanken verloren — die Dämmerung war bereits angebrochen und nur noch der Schein der Abendröthe, die über dem Walde lag, wehrte der nahenden Nacht — lenkte er ſeine Schritte nach dem Kirchhofe. Er wollte auf das Grab ſeiner Mutter, das er ſeit dem Herbſte nie mehr beſucht hatte. Zu ſeinem Erſtaunen war daſſelbe mit friſchem Raſen beſetzt und aus einem mächtigen Ros-

marinſtrauche hervor ragte das Stämmchen einer jungen Trauerweide, deren ſchlanke herabhängende Zweige ſich bereits mit zarten Blättchen bedeckten. Der Statthalter ging nach dem Hauſe des alten Sigriſten, um ihm für dieſe rührende Aufmerkſamkeit zu danken. „Ich hab's nicht gethan ſagte der ehrliche Alte, „aber wer's iſt, darf ich auch nicht ſagen; 's wird wohl Jemand ſein, der ſich ſelbſt nach einem Grabe ſehnt." —

Wie dem guten Martin, war es hundert Andern auch ergangen; Vielen noch ſchlimmer. Man hörte aus nah und fern von Raubanfall und Todtſchlag, der durch franzöſiſche Marodeure begangen worden. Manches Mädchen, das früher in unbeſcholtener Einfalt gelebt, war durch einen ſchmeichleriſchen Fremdling um ihre Ehre gekommen und hatte über das väterliche Haus Jammer und Schande gebracht. Im Gefolge der neuen Freiheit gingen bisher ungekannte Pflichten und Laſten, die den Landmann mehr drückten und plagten, als jene ihn erfreuen konnte. So war es kein Wunder, daß ſich aller Orten Murren und Klagen erhob und mit der ſteigenden Unzufriedenheit über das Gegenwärtige die Sehnſucht nach dem ehemaligen Zuſtande lebendig und mächtig wurde; was man früher getadelt und gelitten, war bei Vielen vergeſſen und die vielen guten Keime, die eine ſchöne Zukunft verſprachen, blieben neben dem wuchernden Unkraute unbeachtet. Mancher, der ſich vor einem Jahre mit Stolz „Patriote" genannt, wehrte ſich jetzt gegen dieſen Namen, als ſei er ehrenräuberiſch. Die Behörden und ihre Beamten wurden als Urheber von allerlei Unbill angeklagt, unter der ſie doch ſelbſt am meiſten litten. So ſtanden die Dinge, als Ende Märzmonat 1799 die Franzoſen von den Kaiſerlichen bei Pfullendorf und Oſtrach geſchlagen wurden und die Letztern nun mit Heeresmacht gegen die Schweizergrenze heranrückten, um die Franzoſen auch hier zu vertreiben, das neue Regiment zu ſtürzen und die gnädigen Herren wieder in ihre ehemaligen Rechte und Herrlichkeiten einzuſetzen.

Röschen hatte zu seiner Verwunderung und Freude seit einigen Tagen an dem Vater eine auffallende Veränderung bemerkt; es war, als ob die belebende Frühlingssonne neue Kraft und Wärme in den hinfälligen Leib ergieße, als ob das schon halbverglimmte Licht aufs Neue aufleuchten wolle. Der alte Mann, der sich seit Langem kaum vom Hause entfernt, nahm jetzt schon am frühen Morgen sein mächtiges, silberbeschlagenes Rohr und kehrte oft erst am späten Abend von seinen Wanderungen heim. Bald war er bei seinem Freunde, dem Eggbauer in Gontenschwyl, gewesen, bald bei seinen ehemaligen Amtsgenossen, dem alten Untervogte in Reinach, oder dem Gerichtssäß in Zezwyl; bald sogar auf Liebegg, beim Junker Dießbach, der ihn mit gastlicher Bewirthung und traulichem Gespräche bis in die Nacht aufgehalten hatte. So erzählte der Untervogt alle Mal nach der Heimkehr seinem Röschen und dieses bestrebte sich nur um so eifriger, Alles zu vermeiden, was die wohlthätige, heitere Stimmung des lieben Vaters stören konnte. Drum erschrak es auch ins tiefste Herz hinein, als Martin unter Zorn und Thränen zugleich mit der Botschaft heimkam, daß ihm der Braune gestohlen und der Statthalter ein — undankbarer Hallunke sei. Der Untervogt hatte den sonnigen Nachmittag ebenfalls zu einem Ausfluge benutzt und war noch nicht heimgekommen. Röschen hätte ihm aus kindlich besorgter Schonung den unglücklichen Vorfall gerne verheimlicht, wenn es möglich gewesen wäre. Es dachte ängstlich darüber nach, wie es die Geschichte erzählen könne, um ihr, allmälig auf das verdrießliche Ende vorbereitend, den scharfen Stachel zu nehmen, und gebot Martin, außer der Stube zu bleiben, um durch seine Aufregung nicht sogleich Alles zu verrathen, wenn der Vater heimkomme. Als dieser hereintrat — es war schon lange Nacht und Röschen saß allein bei seinem Lämpchen — fragte er rasch und freundlich: „Wo ist er? — hat er sich versteckt? — der wird mir aber ein Gesicht gemacht haben.“ Röschen schaute den so Sprechenden, der mit ganz heiterm Gesichte

vor ihm ſtand, bang und fragend an, ohne zu wiſſen, was es ſagen ſolle. „Oh, oh", lächelte der Untervogt, „ihr habt gewiß Angſt gehabt. Nein, ich weiß Alles — 's iſt einerlei und wird wohl bald mit dem Uebrigen in Abrechnung kommen. Man muß auch etwa einen Schaden tragen können — zum Beſten des Landes nämlich." Dieſe Worte begleitete er mit einem eigenthümlich frohen Blinzeln, rief dann nach Martin, den er über den Verluſt des Braunen zu tröſten ſuchte, indem er ſagte, er wolle ihn morgen ſelbſt nach Rued begleiten, er möchte ſonſt auch gerne wieder einmal mit dem Schloßmüller ſprechen und den Junker May beſuchen. —

Nachdem die nächſte Sorge um des Vaters willen auf dieſe unerwartete Weiſe beſchwichtigt war und Röschen endlich mit ſeinen Gedanken allein in ſeinem Kämmerlein ſaß, konnte es erſt ungeſtört der eigenen Betrübniß und Trauer nachhängen. Sah es die Handlungsweiſe des Statthalters auch mit ganz andern Augen an, als Martin, der wie die meiſten Menſchen im Unglück die Schuld lieber Andern als ſich ſelbſt beimeſſen mochte, ſo hatte doch der ganze Vorfall ſein Innerſtes tief ſchmerzlich berühren müſſen.

Wie der arme Kranke auf ſeinem einſamen Lager ſich der geringſten Gabe freut, die ihm das Mitleid ſchenkt, für jede ſchmerzenfreie Stunde, für jeden freundlichen Blick, den die Sonne durch ſein Fenſterchen wirft, dankbar iſt, ſo hatte Röschen in ſeinem Leid oft einen Troſt darin gefunden, daß Martin der ſtille Verbündete der geheimſten Gedanken und Empfindungen ſeines Herzens geblieben war; es that ihm jedesmal in tiefſter Seele wohl, wenn der Alte etwa einmal herauspolterte: „Blitz noch einmal, ſo laßt mir den Statthalter in Ruh; mancher Heilige iſt ein ärgerer Sünder geweſen, als der Chriſtian einer iſt." — Das war für das Mädchen, das ſich nicht ſelbſt zur Vertheidigung erheben durfte, immer ein ſüßer Troſt. — Die reine Liebe — und die hoffnungsloſe und entſagende Liebe iſt ja doch die reinſte — kann ſich nur an der Stütze emporranken, welche die Ach-

tung vor dem geliebten Gegenstande darbeut. Röschen empfand, daß nun auch noch der an dieser Stütze rütteln würde, der dieselbe bisher unentwegt festgehalten. „Nein", seufzte es, die Thränen trocknend, die in seine Augen traten, „nein — wahrlich, ich verlange keinen Dank von ihm; ach — könnten ihm alle Leute verzeihen, wie ich es thue — — doch Gott allein weiß, wie ich's meine."

Das arme Mädchen löschte sein Lämpchen und setzte sich in kummervolles Sinnen verloren ans Fenster. Draußen lag eine helle, frühlingsmilde Mondnacht. Die vom leichten Winde bewegten Zweige der Bäume warfen ein buntes Schattenspiel auf den lichtgrünen Rasen und drübenherein ertönte aus dem Gebüsche jenseit des Baches in langen Pausen ein zwitschernder, wie im Traum sich wieder verlierender Amselschlag.

„So war's eine Nacht", sagte Röschen leise vor sich hin, die Stirne an die Fensterscheiben lehnend, „so still und mild, als er mir zum ersten Male sagte, daß er mich lieb habe — es sind nun bald zwei Jahre her — an Pfingsten; er stand lange dort im Schatten an der Scheuer und traute sich nicht recht, herüberzukommen — ach Gott, wer hätt es damals denken können." — — Es schaute lange träumend nach der Scheuer, als müsse sich im Dunkel des Schattens etwas regen, wo ehemals der Ersehnte mit geräuschlosem Tritte hervorgetreten war; und — wirklich, es regte sich, und eine hohe Gestalt kam vorsichtig umherspähend an's Mondlicht hervor. Röschen fuhr mit einem leisen Ausruf des Schreckens vom Fenster zurück und starrte eine Weile unverwandten Blickes nach der Erscheinung hinüber. War er's selbst, der früher so oft lauschend und harrend dort gestanden? — Was trieb ihn um Mitternacht zu dem Hause, dem er keinen Dank schuldig war? — Röschen lehnte sich zitternd an sein Bett und bedeckte mit der Hand die Augen, wie wenn es sich die geliebte und gefürchtete Erscheinung verbergen wollte. Da ertönte ein leises Pfeifen und sogleich darauf knarrte die Hausthüre,

die langſam und vorſichtig geöffnet wurde. Ueber die mondbeſchienene Fläche vor dem Hauſe ſchritt eilig ein Mann nach der Scheune hinüber, in dem Röschen ſeinen Vater erkannte, den es längſt in tiefem Schlafe geglaubt.

Es bebte vor Schreck zuſammen und meinte im erſten Augenblicke zu ſehen, wie die beiden Männer die Arme gegen einander zum Kampfe emporhoben; aber Alles blieb ſtill und die draußen ſchienen in traulichem Flüſtern ganz friedlich neben einander zu ſtehen. Auf ein zweites leiſes Pfeifen kamen um die Hausecke herum drei andere Männer, die ſchwere Laſten, wie gefüllte Kornſäcke auf den Schultern trugen. Sie gingen zu den beiden andern nach der Scheune, und alſobald drehte ſich der Schlüſſel in dem ſchweren Schloß der Treppenthüre, die nach dem Kornboden hinaufführte, durch welche die fünf Männer einer nach dem andern verſchwanden.

Röschen harrte mit athemloſer Angſt auf das Ende des räthſelhaften Schauſpiels; doch hörte es keinen Laut, außer einmal ein Klirren, wie von zuſammenſchlagenden Eiſenſtäben. Nach einer ziemlich langen, unendlich bangen Weile kamen die Männer wieder die Truppe herunter. Die vier Fremden giengen auf verſchiedenen Wegen auseinander, aber Keiner nach dem Ebnat hinauf; — der Untervogt ſchlich geräuſchlos ins Haus zurück, nach ſeinem Schlafkämmerchen. —

Als Röschen nach einer zweifelvollen und unruhig durchwachten Nacht aufſtand, trat ihm der Vater ſchon völlig angekleidet mit einem heitern Gruße entgegen und ſagte, er wolle gleich den Morgen mit Martin nach Rued hinüber, vielleicht dann noch weiter, um Erkundigung über den Weg einzuziehen, den der franzöſiſche Spitzbube mit dem Braunen eingeſchlagen habe.

Wie die Beiden fort waren, ließ es Röschen keine Ruhe mehr; es mußte hinüber nach dem Kornboden, um dem nächtlichen Geheimniſſe nachzuſpüren. Nach langem Suchen fand es die drei Säcke hinter

tung vor dem geliebten Gegenſtande darbeut. Röschen empfand, daß nun auch noch der an dieſer Stütze rütteln würde, der dieſelbe bisher unentwegt feſtgehalten. „Nein“, ſeufzte es, die Thränen trocknend, die in ſeine Augen traten, „nein — wahrlich, ich verlange keinen Dank von ihm; ach — könnten ihm alle Leute verzeihen, wie ich es thue — — doch Gott allein weiß, wie ich's meine.“

Das arme Mädchen löſchte ſein Lämpchen und ſetzte ſich in kummervolles Sinnen verloren ans Fenſter. Draußen lag eine helle, frühlingsmilde Mondnacht. Die vom leichten Winde bewegten Zweige der Bäume warfen ein buntes Schattenſpiel auf den lichtgrünen Raſen und drüben herein ertönte aus dem Gebüſche jenſeit des Baches in langen Pauſen ein zwitſchernder, wie im Traum ſich wieder verlierender Amſelſchlag.

„So war's eine Nacht“, ſagte Röschen leiſe vor ſich hin, die Stirne an die Fenſterſcheiben lehnend, „ſo ſtill und mild, als er mir zum erſten Male ſagte, daß er mich lieb habe — es ſind nun bald zwei Jahre her — an Pfingſten; er ſtand lange dort im Schatten an der Scheuer und traute ſich nicht recht, herüberzukommen — ach Gott, wer hätt es damals denken können.“ — — Es ſchaute lange träumend nach der Scheuer, als müſſe ſich im Dunkel des Schattens etwas regen, wo ehemals der Erſehnte mit geräuſchloſem Tritte hervorgetreten war; und — wirklich, es regte ſich, und eine hohe Geſtalt kam vorſichtig umherſpähend an's Mondlicht hervor. Röschen fuhr mit einem leiſen Ausruf des Schreckens vom Fenſter zurück und ſtarrte eine Weile unverwandten Blickes nach der Erſcheinung hinüber. War er's ſelbſt, der früher ſo oft lauſchend und harrend dort geſtanden? — Was trieb ihn um Mitternacht zu dem Hauſe, dem er keinen Dank ſchuldig war? — Röschen lehnte ſich zitternd an ſein Bett und bedeckte mit der Hand die Augen, wie wenn es ſich die geliebte und gefürchtete Erſcheinung verbergen wollte. Da ertönte ein leiſes Pfeifen und ſogleich darauf knarrte die Hausthüre,

die langſam und vorſichtig geöffnet wurde. Ueber die mondbeſchienene Fläche vor dem Hauſe ſchritt eilig ein Mann nach der Scheune hinüber, in dem Röschen ſeinen Vater erkannte, den es längſt in tiefem Schlafe geglaubt.

Es bebte vor Schreck zuſammen und meinte im erſten Augenblicke zu ſehen, wie die beiden Männer die Arme gegen einander zum Kampfe emporhoben; aber Alles blieb ſtill und die draußen ſchienen in traulichem Flüſtern ganz friedlich neben einander zu ſtehen. Auf ein zweites leiſes Pfeifen kamen um die Hausecke herum drei andere Männer, die ſchwere Laſten, wie gefüllte Kornſäcke auf den Schultern trugen. Sie gingen zu den beiden andern nach der Scheune, und alſobald drehte ſich der Schlüſſel in dem ſchweren Schloß der Treppenthüre, die nach dem Kornboden hinaufführte, durch welche die fünf Männer einer nach dem andern verſchwanden.

Röschen harrte mit athemloſer Angſt auf das Ende des räthſelhaften Schauſpiels; doch hörte es keinen Laut, außer einmal ein Klirren, wie von zuſammenſchlagenden Eiſenſtäben. Nach einer ziemlich langen, unendlich bangen Weile kamen die Männer wieder die Truppe herunter. Die vier Fremden giengen auf verſchiedenen Wegen auseinander, aber Keiner nach dem Ebnat hinauf; — der Untervogt ſchlich geräuſchlos ins Haus zurück, nach ſeinem Schlafkämmerchen. —

Als Röschen nach einer zweifelvollen und unruhig durchwachten Nacht aufſtand, trat ihm der Vater ſchon völlig angekleidet mit einem heitern Gruße entgegen und ſagte, er wolle gleich den Morgen mit Martin nach Rued hinüber, vielleicht dann noch weiter, um Erkundigung über den Weg einzuziehen, den der franzöſiſche Spitzbube mit dem Braunen eingeſchlagen habe.

Wie die Beiden fort waren, ließ es Röschen keine Ruhe mehr; es mußte hinüber nach dem Kornboden, um dem nächtlichen Geheimniſſe nachzuſpüren. Nach langem Suchen fand es die drei Säcke hinter

Strohbündeln versteckt; als es einen derselben öffnete, war er mit blanken Gewehren und scharfgeschliffenen Säbeln angefüllt.

Bei dieser Entdeckung war's dem armen Mädchen, als sei ihm selbst ein scharfer Stahl ins Herz gedrungen. „So, ist noch nicht genug Jammer dagewesen und noch nicht genug Blut vergossen worden", seufzte es, die Hände faltend und den trüben Blick zum Himmel erhebend: „ach, soll das die Rechnung sein, von der der Vater sagte, so nimm mich, gütiger Gott, von dieser Welt zu dir, ehe das neue Elend, das ich nicht mehr zu ertragen vermöchte, herankommen wird." —

Der lange Tag schien ihm zu einer Ewigkeit werden zu wollen; es zählte Stunde um Stunde, Minute um Minute bis der Vater und Martin heimkommen würden; aber schon war es spät am Nachmittage und noch war Keiner erschienen. Die Mägde waren draußen auf dem Felde und eine drückende Bangigkeit ließ Röschen keine Rast in dem menschenleeren Hause, wo es von Stube zu Stube, von Kämmerchen zu Kämmerchen ging, ohne eigentlich zu wissen, was es suchen wollte. Als sich die Sonne bereits auf den Wald niederneigte und immer noch Niemand heimkehrte, schloß es die Thüre und ging das Dorf hinunter, nach dem Kirchhofe; dort hatte es schon so oft in trüber Stunde Trost und neue Kraft zum Dulden gefunden und auf dem Grabe seiner und Christians Mutter den schwersten Kummer niederlegen können.

Drunten beim Gemeindehause kam ihm schnaufend, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, der Franzosenfritz entgegen. „Rosel," rief er dem Mädchen von Weitem entgegen, „ist dir der Statthalter nicht begegnet da das Dorf hinauf?" — „Nein", sagte Röschen leicht erröthend, „ich hab' ihn nicht gesehen, hab' aber auch nicht Acht gegeben." — „Puh, ah," pustete der Alte, sich mit dem Dreiröhrenhute Kühlung zuwehend, „würdest den doch sehen, wenn er an dir vorbeiginge — freilich — freilich, pressir' nur nicht so; ich sollt ihn

ſuchen, von wegen es iſt Bericht gekommen von Euerm Braunen. Bomben und Granaten — gab das zu laufen! Der Statthalter iſt geſtern Nacht noch ſelbſt nach Aarau geritten, um die Anzeige ſchnell zu machen, und dann noch bis Aarburg und Zofingen, um Erkundigung einzuziehen; es war heller, lichter Morgen, als er heimkam, und ſein Roß war halb todtgeſprengt. Jetzt iſt ein Expreſſer da von Aarau; man hat den Braunen ſammt dem Schelm, der ſo ſchändlich gelogen, ich hab' ihm den Weg gezeigt — der Spitzbube. Nun weißt du's und kannſt's dem Martin ſagen. Oh — brauchſt nicht ſo roth zu werden — glaub' bald ſelbſt, alte Liebe roſtet nit; mein' wohl, der Statthalter wär' andrer Leute wegen nicht bei Nacht in der halben Welt herumgeritten; aber jetzt muß ich ihn ſuchen, er ſoll da hinaufgegangen ſein — Granaten, gibt das zu laufen." Der Gerechtigkeitsdiener trottirte geſchäftig weiter und Röschen ſelbſt ging mit wirren Gedanken wie im Traume dem Kirchhofe zu; alle ſeine Pulſe pochten in banger Freude zuſammen und manchmal glitt um die Lippen ein Lächeln, das ſagen wollte: ich hab's wohl gedacht, ich hab' es gewußt, daß er den braven Martin nicht vergeſſen werde — wenn er mir ſelbſt auch keinen Dank ſchuldig iſt; ach, wüßten nur alle Leute, wie gut er iſt.

So mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, blieb es, in immer ſchnellerm Schritte um die Ecke der Kirchhofsmauer biegend, plötzlich erſchreckt, erröthend und verwirrt ſtille ſtehen. Kaum zehn Schritte vor ihm ſaß Chriſtian auf dem Grabe ſeiner Mutter, das entblößte Haupt ſinnend in die hohle Hand geſtützt. Als er von dem Geräuſch in ſeinen Betrachtungen geſtört aufſchaute und Röschen bemerkte, trocknete er haſtig die Thränen und erhob ſich. Einen Augenblick ſtand er, als ob er ſich auf Etwas beſinnen müßte; dann trat er langſam und ernſt heran, bis er Röschens Hand faſſend hart vor demſelben ſtehen blieb. Seine Lippen bewegten ſich wie zum Sprechen; aber kein Laut trat über dieſelben. Röschen vermochte nicht länger in dieſes

einſt ſo freudighelle und jetzt matte und thränentrübe Auge, das mit tauſend ſchmerzlichen Fragen auf ihm ruhte, zu ſchauen; es ſenkte den Blick und ſagte leiſe, faſt zitternd: „Der Franzoſenfritz ſucht Euch — es ſei ein Expreſſer von Aarau da.“ — „Ich will geh'n — ich will dich nicht ſtören“, erwiederte der Statthalter mit eben ſo unſicherer Stimme, „aber ſag' mir, Röschen, haſt Du das gethan?“ — Er deutete auf das Grab der Mutter, über dem die grünenden Zweige der Trauerweide ſäuſelnd auf- und niederſchwankten. Röschen gab keine Antwort; aber einen Augenblick darauf lag es an der Bruſt Chriſtians, deſſen Lippen brennend ſeine Stirne berührten. Es konnte und mochte ſich nicht wehren; es dauerte auch nur einen Augenblick und der Statthalter ſtand wieder ernſt und gefaßter vor ihm da. „Ich will gehen“, ſagte er, ſich zu Röschen niederbeugend, mit weichem Tone, „ich muß gehen — und reden könnt' ich jetzt nicht, obſchon mir das Herz zerſpringen möchte; aber verſprich mir, daß ich dich das nächſte Mal wieder hier antreffe; verſprich mir's, den beiden Todten zu lieb, die da drunten liegen.“ Röschen nickte ſchweigend und beſtätigte das ſo halbbewußtlos gegebene Verſprechen mit einem innigen Händedruck. —

Lange ſaß es, von dem Scheine der ſinkenden Sonne umſpielt, auf den Gräbern, bis dem unter bangen Ahnungen und freundlich-liſpelnder Hoffnung kämpfenden Herzen heftig hervorbrechende Thränen Linderung gaben. „Ach“, ſagte es endlich aufſtehend, „könnt' ich doch hier bleiben für immer; guter Gott, wie ſchön müßt' es ſein, jetzt zu ſterben; mit Allen verſöhnt aus der Welt zu gehen, wo doch nur Streit und Hader iſt.“ —

Als Röschen bei ſchon einbrechender Dämmerung nach Hauſe kam, ſagten die unterdeſſen heimgekehrten Mägde: Martin ſei dageweſen, habe aber im Auftrag des Meiſters noch einige ſchwere Säcke nach Reinach hinaufgeführt. Der Vater werde dieſe Nacht kaum heimkommen; er ſei mit dem Schloßmüller ausgefahren — habe Martin geſagt.

Röschen ging sogleich nach der Scheune hinüber; es hatte richtig gemuthmaßt — die Waffensäcke waren nicht mehr vorhanden. „Nun weiß doch Martin, was das zu bedeuten hat", tröstete es sich in seinen Gedanken, „und der wird mir's bald sagen müssen, wenn ich ihn drum bitte; Gott verhüte nur, daß es etwas Schlimmes sei."

Aber es dauerte lange, bis der Alte diese Ungewißheit lösen konnte. Schon war Alles im Hause zur Ruhe gegangen und Martin noch immer nicht heimgekommen. Röschen dachte weder an Schlaf noch Ruhe; eine rastlose Bangigkeit trieb es jeden Augenblick von dem Gebetbuche, das auf dem Tische lag, ans Fenster, vor dem sich über das Dorf hin eine lautlose Stille ausbreitete. Endlich kam das Wägelchen die Straße herabgerollt. Röschen mußte sich niedersetzen, um seine stürmende Unruhe niederzukämpfen; es war ihm, so sehr es sich selbst ausscheltend sich zu beruhigen suchte, als würd' es eine Todesbotschaft empfangen.

Martin kam ganz gegen seine Gewohnheit mit fast schleichendem Tritte den Hausgang herein, wie wenn ihn Niemand hören sollte; kaum hatte er die Stubenthüre geöffnet, als er sagte: „Bist noch auf, Rosele? 's wär' denk' Zeit, einmal in's Bett zu gehen." — „Ich wollt' nur noch auf dich warten, um dir eine Neuigkeit zu sagen, wenn du sie nicht schon erfahren hast", entgegnete das Mädchen — „weißt schon, daß der Braune wieder gefunden und der Elsäßer gefangen ist?" — „Wa — was sagst du", rief der Alte, sich vorbeugend, „der Braune? Willst mich zum Narren halten, Rosel?" — „Gewiß nicht", versicherte Röschen, „denk' dir nur, der Statthalter ist die ganze Nacht herumgeritten, nach Aarburg und Zofingen, bis er dem Braunen auf der Spur war — seinen eigenen Schimmel hat er dabei ganz zu Grunde gerichtet und ist erst heut' am hellen Tag heimgekommen; — ja schau' nur, das hat er dir zu lieb gethan, Martin — er war dir immer so gut; aber sag', wo ist auch der Vater?"

„Iſt das Alles wahr?“ fragte der Alte, Röschen ſtarr anblickend — „der Chriſtian hätt' das gethan — für den Braunen?“ — „Für den Braunen und dich — ganz gewiß, es iſt den Nachmittag deßhalb noch expreß ein Poſtläufer von Aarau gekommen.“ — „Dann bin ich verloren“, murmelte Martin, nach der Ofenbank hinſchwankend, „dann bin ich verloren und meine grauen Haare ſollen verflucht ſein.“

Röschen ſprang erſchrocken auf und wollte den Alten, der ſich wankend mit beiden Händen am Ofen feſthielt, ſtützen helfen. — „Gott — Martin, Martin, was iſt dir?“ — „Still, ſtill“, ſtöhnte er, nach Athem ringend, „lauf — bevor's zu ſpät iſt. Ich kann nicht — ich hab' einen Eid gethan, ihm Nichts zu verrathen — o ich alter Hund.“ — „Um Gottes Willen, Martin, ſo beruhige dich doch und ſprich deutlich“, bat Röschen, vor Angſt zitternd, „komm' ſetze dich und erzähl' es.“ — „Lauf, lauf!“ — drängte der Arme. „'s iſt über elf Uhr — ſie wollen den Chriſtian fangen, vielleicht tödten — der Major iſt da und dein Vater; denen droben im Thal hab' ich Gewehre gebracht — ſie ziehen über den Berg, den Wald herab nach dem Ebnat — ich hab' einen Eid gethan, dem Statthalter Nichts zu verrathen; aber mithelfen wollt' ich nicht. Man müß' ihn lebendig oder todt haben — ſagt der Major, lieber todt — und dann das ganze Thal unter Waffen rufen und die Regierung ausjagen. Heiliger Gott — es wird zu ſpät ſein — auf Mitternacht iſt's abgeſtellt; — — er that ſo brav an mir.“ — „Gnädiger Himmel“, ſeufzte Röschen, bleich wie eine Leiche die Hand aufs Herz preſſend, „das alſo ſoll die Abrechnung ſein und meine Ahnung hat mich nicht betrogen; — lieber todt als lebendig — geh' Martin, auf — nimm dich zuſammen, und ſag' dem Vater, was Chriſtian gethan hat — lauf', du weißt, wo er iſt — ich — ich werde meinen Weg auch finden, — mit Gottes Hülfe.“ —

Das Lämpchen erloſch und Martin blieb allein in der Finſterniß zurück. —

Der Abend, den Röschen unter ſo ſchwerer Bangniß verbrachte, war für Chriſtian der glücklichſte, den er ſeit der Nacht verlebt, da er den Major im Bären zu Kulm verwundet hatte. Er kam ſich ſelber vor wie ein Kranker, der plötzlich vom dumpfen Schmerzenslager erſtanden, verjüngt und neugeſtärkt am milden Sonnenſcheine wandelt; wie ein Blinder, deſſen lang unnachteter Blick wieder hell wird und mit Entzücken in die blühende Frühlingsſchönheit der Welt hinausſchaut. Vor dem einen, allmächtigen Gedanken: Röschen — das arme, gute Röschen liebt dich wieder, oder hat dich wohl im Stillen nie zu lieben aufgehört, der wie ein friſch ſprudelnder Quell tauſend neue Wellen ſchimmernder Hoffnung in das öde, erſtorbene Herz ergoß, mußte alles Andere verſchwinden, das geſtern noch neue Erbitterung und Beſorgniß erregt haben würde. Der Poſtläufer hatte von Aarau neben der Nachricht von der Gefangennahme des Pferdediebes noch ein Schreiben gebracht, das weniger Erfreuliches enthielt. Man halte dafür, lautete daſſelbe, daß die bedenkliche Unruhe, welche ſich allerwärts, aber am meiſten in den Gegenden, wo die Junker von Bern ihre Schlöſſer haben, unter dem Landvolke zeige, von öſterreichiſchen und berner-patriziſchen Spionen und Emiſſären erregt werde; in Biberſtein habe man letzte Nacht einen Offizier der Legion Roverea gefangen, der die Bauern mit allerhand Vorſpiegelung von naher öſterreichiſcher Unterſtützung gegen die Franzoſen und die beſtehende Regierung aufgewiegelt habe; der Statthalter werde deßhalb ermahnt, in ſeinem Kreiſe die ſchärfſte Wachſamkeit zu beobachten, da ein Aufruhr in gegenwärtiger Zeit, wo die franzöſiſchen Heere am Rheine ſchwer bedrängt wären, von den verderblichſten Folgen ſein müßte.

Dieſe Nachrichten würden, wie geſagt, vor der Begegnung mit Röschen auf dem Kirchhofe des Statthalters Erbitterung und Strenge gegen die Ariſtokraten erhöht haben; jetzt machten ſie einen ganz andern Eindruck. Chriſtian ſaß, halb liegend, in einem großen Lehn-

ſtühle in ſeiner Stube; er hatte das Licht ausgelöſcht und ſchaute träumeriſch auf die wankenden Schatten, mit denen der durchs Fenſter hereinbrechende Mondſchein auf dem Boden und an den Wänden herumſpielte. „Bah“, ſagte er endlich, wie durch einen feſtgefaßten Entſchluß erleichtert, „ich will mich nicht mehr länger mit der ganzen Welt und meinem eigenen Glücke verfeinden — ich lege meine Stelle nieder und laſſe Streit und Hader denen, die noch länger Freude daran finden. Hat Jeder ſo lange gelitten und geſtritten wie ich, mag er auch Ruhe wünſchen — hab' ich doch ſeit anderthalb Jahren keine ſtille, glückliche Minute mehr gehabt. Der alte Untervogt wird ſich dann verſöhnen laſſen und ich und Röschen — ach, all' ihr guten Engel wacht über mir, daß ich das Glück zu ertragen vermag.“ Er legte die Hand über die Augen, als fürchte er ſich, den glänzenden Bildern der frohen Zukunft ins Geſicht zu ſchauen. — Allmälig ſenkte ſich der Schlaf auf den Ermüdeten und mit demſelben die Träume, welche die Gedanken des Wachenden mit phantaſtiſchem Zauberfinger weiter ſpannen. Es war ihm, als ob er ſich ſchwebend emporhebe und mit leichtem, beflügeltem Schritte auf den Strahlen des Mondſcheines dahinwandle — tief unten lag die Erde in dämmerndes Dunkel gehüllt; aber droben in dem endloſen Raume ſchwebte Röschen von einer Sternenwolke, wie von einem weitflatternden Gewande umhüllt und winkte und nickte lächelnd herab, ihm nachzukommen. Der Träumende flog durch die Lüfte dahin wie vom Sturme getragen; doch eben ſo raſch hob ſich die Sternenwolke und ſchien endlich dem bang Nachſchauenden mit ihrer ſüßen Beute in dem endloſen Lichtmeere zu entſchwinden — da rief er mit athemloſer Bangigkeit: Röschen, Röschen — — und Röschens Stimme flüſterte hart an ſeinem Ohre: „Chriſtian, Chriſtian — um Gotteswillen, erwache!“ — Er öffnete die Augen und ſtreckte beide Hände aus, um die leuchtende Erſcheinung feſtzuhalten, aber er ſelbſt wurde von einer zitternden Hand angefaßt und der Traum war Wirklichkeit geworden.

Vor dem Erwachenden ſtand Röschen vom vollen Lichte des Mondes, wie von einem heiligen Scheine umfloſſen. — —

Wenige Minuten ſpäter floh der Statthalter, den Schatten der Bäume ſuchend, über die mondbeſchienene Fläche hinter dem Hauſe abwärts, im Herzen Schreck und Zorn, aber mehr noch unſäglichen Dank und Liebe für das heldenmüthige Mädchen, das ihn vor dem drohenden Tode gerettet und dem er ſo bitteres Unrecht gethan. Unwillkürlich ſprachen die Lippen, auf denen noch ein letzter Verſöhnungs- und Abſchiedskuß ſchwebte: „Es iſt ein Engel — zu gut für dieſe Welt.“

Als der Flüchtling etwa tauſend Schritte weiter abwärts auf dem Fußwege angekommen war, der dem Wald entlang ins Thal nach Gränichen gegen Aarau herabführt, hörte er droben am Abhange des Ebnat einen Schuß fallen. Er blieb erſchreckt nach der Gegend hinhorchend ſtehen, bis ein dumpfes Gewirr von ſich gegenſeitig zurufenden Stimmen und der helle Klang eines Jagdhornes, dem auf verſchiedenen Punkten von der Höhe des Waldes geantwortet wurde, ihm zu verkündigen ſchien, daß die wilden Jäger die Fährte des gehetzten Wildes ſuchten. Kaum hatte er mit fliegenden Schritten den einſamen Hof in der „Wäſſere“ erreicht, in dem Alles todt und ſtille lag, ſo ertönte von Kulm herab die Sturmglocke. Chriſtian ſchaute athemholend zurück; aus ſeinem väterlichen Hauſe ſtieg eine mächtige Flammenſäule, die mit gluthrothem Scheine vom Ebnat ins Thal herableuchtete.

Der flüchtige Statthalter war der Erste, der die Kunde von dem ausgebrochenen Aufruhre nach Aarau brachte. Auf dem Felde bei Suhr waren ihm die städtischen Feuerrotten begegnet, die, von der Röthe am nächtlichen Himmel geweckt, zu Hülfe eilen wollten, aber auf die ertheilte Auskunft über die Ursache des Brandes hastig wieder heimkehrten, Schrecken und Angst durch die Stadt verbreitend. Und wirklich waren genügende Gründe zu Besorgnissen vorhanden. Die französischen Truppen standen, von den Kaiserlichen hart bedrängt, draußen bei Schaffhausen und am Bodensee; das Landvolk ringsherum war über mancherlei Unbill und Bedrückung empört, und von zahlreichen aristokratischen Aussendlingen bearbeitet, in gefährlicher Aufregung; für das vielfach angefochtene „Patriotennest" stand im Augenblicke das Schlimmste zu befürchten, wenn ein geglückter Aufstandsversuch die allerwärts gährenden Elemente vereinigen und in Bewegung setzen konnte. Drum wurden noch in der Nacht und am frühen Morgen alle Zugänge zur Stadt von den Bürgern besetzt und zahlreiche Patrouillen zur Recognoscirung ausgesendet; selbst den Kadetten, der waffenlustigen Schuljugend, wurden scharfe Patronen ertheilt. Eilboten flogen auf den Straßen nach Solothurn und Basel, um schnelle Hülfe herbeizurufen. Aus dem Thale herab lauteten die Gerüchte von Stunde zu Stunde drohender und wurden bei der einmal erregten Angst von Mund zu Mund mit neuen Schreckniſſen vergrößert. Die Vorposten der Aufständischen, hieß es, seien bis zur Blatenbrücke zwischen Liebegg und Gränichen vorgeschoben; von letzterm Dorfe selbst seien viele Bewaffnete zu den Aufrührern gestoßen und wer sich sonst die Straße aufwärts wage, werde mit scharfen Schüssen empfangen. Die rebellischen Haufen, von eingeschlichenen kaiserlichen Offizieren und patrizischen Emigranten angeführt, erwarten nur noch Zuzug aus dem ebenfalls aufgestandenen Luzernbiete, um auf die Nacht das verhaßte Aarau mit Plünderung und Mord heimzusuchen. Es war, wie gesagt, ein banger

Tag, und mancher Aarauer, der damals kaum die ersten Höslein trug, hat den 13. April des Jahres Neunundneunzig bis heute noch nicht vergessen.

Christian ging in dem lärmenden Tumulte umher wie ein Träumender, und von all' den besorgten Gemüthern harrte wohl Keines so sehnlich auf baldige Hülfe von Außen, wie das seinige. Es war weder Schreck noch Furcht vor den kommenden Ereignissen und den Drohungen der Aufständischen, was den sonst so festen und muthigen Mann niederbeugte und seinen klaren Blick verwirrte; es war eine innere Hast, die ihn ruhelos umhertrieb, eine namenlose Bangigkeit vor einem unbestimmten nahenden Unglücke, die den Starken zum schwachen Kinde machte, das sich bei dem geheimnißvollen Rollen eines heranziehenden Gewitters hinter die Falten des mütterlichen Gewandes zu verbergen sucht. Schon gegen Mittag vermochten ihn seine Freunde nur mit Mühe abzuhalten, daß er nicht allein wieder ins Thal zurückkehrte und so einem fast gewissen Untergang entgegen ging. „Ach", sagte er zum Thörlewirth, der den Jammernden aufzurichten suchte, „ach — es ist ja weder Gefangenschaft noch Tod, was ich fürchte; es ist Etwas, das mich beständig ruft, mich mit tausend Stricken heimzieht, und geh' ich nicht, so wird's zu spät und ich kann's nicht mehr gut machen, wenn ich auch hundertmal mein Leben hergeben wollte — ich fühl' es zu gewiß."

Auf diese Weise waren alle Tröstungen fruchtlos und Christian würde von der gefahrvollen Heimkehr kaum länger abzuhalten gewesen sein, wenn nicht in der Mitte des Nachmittages eine unerwartet glückliche Botschaft eingetroffen wäre. Von Solothurn her waren nämlich drei Kompagnien Lemaner-Dragoner auf dem Marsche, die zum französisch-schweizerischen Heere im Thurgau stoßen sollten. Der Eilbote hatte sie unterwegs angetroffen und bereits waren

die Braven in verſchärftem Ritte in Olten angelangt, um nach kurzer Raſt der bedrohten Patriotenſtadt zu Hülfe zu kommen; aber doch neigte ſich die Sonne ſchon tief auf den Jura nieder, als die erſehnte Staubwolke, welche die rettende Reiterſchaar barg, auf der Straße von Schönenwerd gegen die Stadt heran aufwirbelte.

Der Kantonsſtatthalter, der Chriſtian wohlgewogen und befreundet war, erlaubte ihm, mit einem Fähnlein der angekommenen Reiter trotz des ſinkenden Abends noch das Thal hinaufzureiten, um Erkundigung über den Stand der Dinge einzuziehen; freilich nur mit der dringendſten Ermahnung, ſich und ſeine Gefährten keiner unnöthigen Gefahr auszuſetzen. Der unerſchrockene Thörlewirth ließ ſich's nicht nehmen, ſeinem Freunde das Geleit zu geben. Schon in Grünichen erfuhren ſie, daß ſich die Haufen an der Blaienbrücke längſt zurückgezogen und wohl gänzlich aufgelöst hätten; wie es weiter aufwärts ausſehe, könne man nicht ſagen. Die kecke Schaar ritt in ſcharfem Trabe weiter, ohne auf einen Feind zu ſtoßen; an der bezeichneten Brücke deuteten blos einige neben der Straße liegende Baumſtämme und ein paar friſch aufgeworfene Erdhügel an, daß ſchwache Anfänge zu ſchützenden Vertheidigungsmaßregeln gemacht worden waren. — Bereits war's völlig dunkel geworden, als die Schwadron an Liebegg hinaufrückte; nirgends hatte ſie auch nur eine einzige Wache bemerkt. — Das Thal lag ſo ſtill und lautlos in der Dämmerung, als wär' es noch nie vom Klange einer Sturmglocke erſchreckt worden. Jetzt fing Chriſtian ſelbſt an zu befürchten, ſie könnten in einen Hinterhalt gerathen. Er ließ den Zug halten und befahl dem Thörlewirth als Wegweiſer für den Nothfall bei demſelben zurückzubleiben, er ſelbſt ging zu Fuß, leiſe aber ſchnell die Straße aufwärts Unterkulm zu. Schon war er mehr als einen ſtarken Büchſenſchuß von ſeinen Begleitern entfernt, als vom Dorfe her raſcher Hufſchlag ertönte. Der Statthalter lehnte ſich an einen Baum

neben der Straße, um den Reiter unbemerkt beobachten zu können. Wie dieser näher herankam, hörte der Horchende zwischen dem Pferdegetrappel laut klagende Ausrufe, die ein schmerzliches Selbstgespräch zu unterbrechen schienen. Christian erkannte die Stimme und rasch hervortretend und den Zügel des Pferdes ergreifend, fragte er: „Wohin noch so spät, Martin — was bringst du für Botschaft?“ — „Heiliger Himmel“, erwiderte der Alte, nachdem er den Frager erkannt, sich zum Absteigen anschickend, „armer Christian — seid Ihr da? Ich soll' Euch von Aarau heimholen — der Untervogt hat mich geschickt — sitzt auf und reitet — meine Botschaft“ — fügte er in lautes Schluchzen ausbrechend hinzu — „werdet Ihr bald genug erfahren.“ — —

Als Christian vor des Untervogts Hause von dem schnaubenden Rosse sprang, tönte ihm von drinnen lautes Weinen entgegen. Ohne die Begegnenden zu fragen oder anzuhalten, wankte er durch den Hausgang Röschens Kämmerchen zu. Es war von einem kleinen Lämpchen erhellt, dessen bleicher Schein auf Röschen niederfiel, das mit geschlossenen Augen schon zum letzten irdischen Gange geschmückt auf dem Bette lag. Neben demselben kauerte der unglückliche Untervogt, in starrem, lautlosem Jammer in das erblichene Antlitz schauend, auf dem nach überstandenem Todeskampfe ein freundlich milder Schein der Versöhnung lag.

Was das Leben nicht vermocht, mußte der Tod vollbringen; der arme, kinderlose Vater sank dem eintretenden Christian in sprachlosem Schmerze in die Arme und die beiden, freilich zu spät Versöhnten, hielten, gemeinsam das verlorene Glück beweinend, bis zum Morgen stille Leichenwacht.

Röschen wurde hart neben Christians Mutter gelegt. Die Trauerweide, die es ahnungsvoll auf ihr Grab gepflanzt, senkte vor wenigen Jahren noch ihre Zweige auch über den kleinen Leichenstein, der die

Stätte bezeichnete, wo das ſchuldloſe Opfer blutigen Bürgerzwiſtes Ruhe gefunden.

Durch Chriſtians Vermittelung und Fürſprache wurden nur über wenige Theilnehmer an dem Aufſtande Strafen verhängt; die Schuldigſten waren ohnedieß aus dem Lande geflohen. Die irregeleiteten Haufen der Thalbewohner hatten ſich, über den blutigen Tod Röschens entſetzt, aufgelöst und ohne weitere Gewaltthat nach Hauſe begeben.

Der Major ſelbſt war, an dem Gelingen ſeines Unternehmens verzweifelnd und wohl auch von ſeinem Gewiſſen geſchlagen, ſchon in der Nacht verſchwunden. Er hatte, die im Mondſchein vom Ebnat herabfliehende Geſtalt für ſeinen Todfeind haltend, den tödtlichen Schuß auf Röschen abgefeuert. Wer den Brand in Chriſtians Haus geworfen, konnte nicht ermittelt werden. Die Leute ſagten, es könne nur der Judenbube geweſen ſein, der, des Majors treuer Begleiter, mit ihm gekommen und wieder geflohen war.

Nachdem der Statthalter dieſe letzte Pflicht gegen ſeine Mitbürger erfüllt, legte er ſein Amt nieder und verließ eine Heimat, in der ihm von ſeinem Glücke Nichts geblieben, als die Ruinen ſeines väterlichen Hauſes und ein Grab, das er nie vergeſſen konnte. Statt des Todes, den er in ſeinem friſchen Schmerze unter den franzöſiſchen Fahnen zu finden hoffte, wurden ihm nur Wunden und der Ruhm eines Tapfern zu Theil. Die Zeit bewährte auch an ihm ihre heilende Kraft; aber dem Andenken an die Todte, die ſich für ihn geopfert, blieb er treu, wie er der Lebenden treu geweſen, und ſo manches ſchöne Auge auch nach dem muthigen Kriegsmanne ausſchauen mochte, ſo hat ſich doch nie mehr ein Weib eines freundlichen Lächelns von ihm rühmen können.

Als der vielgeprüfte Mann nach dem Sturze Napoleons, nachdem auch der Untervogt und der gute Martin Röschen längſt nachgefolgt, in die Heimat zurückgekehrt war, lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit,

ohne sich um die Welthändel zu kümmern. Die Leute nannten ihn bis an sein Ende den „Statthalter“, obgleich bald Wenige mehr wußten, was dieser Titel zu bedeuten hatte.

Noch bis auf seine letzten Tage ging er, ein freundlich ernster Greis, wie wir ihn im Anfange der Erzählung gesehen haben, Tag für Tag seinen einsamen Weg nach dem Ebnat hinauf, um nach dem Kirchhof hinunterzuschauen. Was er sich dort droben so manchmal gewünscht haben mag, hat er nun auch gefunden.

Louise Meyer von Schauensee.

Ein Sturm auf dem Vierwaldſtättersee.

Einige hundert Schritte ob dem Flecken Altorf im Kanton Uri, hart an der Straße, die nach Steg führt, ſteht ein einfaches, aber freundliches Bauernhäuschen mit einem kleinen Garten daneben und einer wohlumzäunten Wieſe. Es mochte etwa eine Stunde vor Mittag ſein, als der alte Leonhard Andermatt aus der Thüre dieſes Hauſes trat, ſie ſorgfältig hinter ſich zuzog, bis die hölzerne Falle eingeklappt. Dann blieb er noch eine Sekunde horchend ſtehen, als fürchte er, irgend ein Geräuſch werde jetzt ſein Ohr treffen, irgend eine Stimme hinter ihm laut werden; aber es blieb Alles ſtill. Nur die Peitſche des Kärners, der eben vorbeigefahren, ließ ſich aus der Ferne hören, nur eine Schwalbe flog zwitſchernd zu ihrem Neſte unter den Dachgiebel hinauf. Das Geſicht des Bauers ſah in ſeiner Gutmüthigkeit ſehr ernſt und betrübt aus, und als er zu dem Schwalbenneſt emporſchaute, ſchüttelte er lebhaft den Kopf. — „Da haſt du's nicht gut gemacht, Schwalbe", — ſagte er — „hätteſt dein Neſt nicht da oben bauen ſollen; denn in dieſem Hauſe iſt kein Friede. Haſt's nicht errathen, Schwalbe, haſt's nicht errathen!" — Nochmals überlief der Alte mit ſchnellem Blick das Haus. Man ſah's ihm an, der Anblick that ihm weh, helfen konnte er aber doch nicht; in dieſem Gefühle ſchüttelte er nur wieder ſeinen alten grauen Kopf. Plötzlich mochte er ſich erinnern, daß es wohl ſchon ſpät an der Zeit ſei, denn er zog eine runde ſchwere Uhr aus der Taſche und, nachdem er ſie

zu Rath gezogen, eilte er raſch von dannen, um das Dampfſchiff, das nach Brunnen hinüberfuhr, zur rechten Zeit zu erreichen.

Die Straße blieb eine Weile leer; denn der Mittag rückte heran und die Juliſonne brannte heiß in dem bergumſchloſſenen Thale. War's doch, als ſendeten die erhitzten Felswände die Strahlen doppelt warm zurück. Wolkenlos und in ſeiner tiefſten Bläue ſpannte ſich der Himmel über dem Thale aus; ſo durchſichtig aber die Atmoſphäre ſchien, ſo ſchwer und drückend war ſie in Wirklichkeit. Vielleicht blieb darum das kleine Haus ſo öd und ſtille. Man hätte meinen können, es weile keine menſchliche Seele darin, wäre nicht ein kleiner blauer Rauch in zierlichen Wirbeln aus dem Schornſtein in die Lüfte geſtiegen. Aber friedlich ſchien Alles: der wirbelnde Rauch und der rieſige Nußbaum, der ſeinen tiefen Schatten drüben auf die Thürſchwelle und die Bank daneben warf. Und dennoch hatte der alte Leonhard Recht gehabt: in dem Hauſe war kein Friede!

Auf dem Tiſch in der Stube ſtand das Mittagsmahl, doch die zwei Perſonen, die in der Stube waren, ſchienen keine beſondere Luſt zum Eſſen zu fühlen. Mehrmal ſchon hatte Regine, das junge, bildhübſche Weib, zu ihrem Manne Gebhard Indergand hinübergeſchaut, ob er nicht endlich hinzuſitzen wolle? Er aber ſtand von ihr abgewendet am kleinen Fenſter mit den runden Scheiben und ſah draußen auf — Gott weiß was. — Fragen mochte Regine nicht und auch nicht mit einem Wort zum Eſſen mahnen. Endlich ſetzte ſie ſich allein zu Tiſch. Behaglich war es aber nicht, ihr zuzuſehen. Es lag etwas Haſtiges, Aufgeregtes in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Weſen. Ihre Wangen glühten, ſelbſt ihre ſonſt ſchneeweiße Stirne hatte ſich leicht geröthet. Aus ihren großen blauen Augen ſchlug der Trotz in lichten Flammen auf und der kleine Mund konnte ſo höhniſch, ſo verächtlich zucken. Es war überhaupt in dieſem friſchen, jugendlichen Geſichte ein ſeltſames Gemiſch von, man möchte ſagen, kindiſchem Eigenſinn und wieder von überlegtem Eigenwillen und Auflehnung. Die

düſtere Stille, die in der Stube herrſchte, war ihr ſichtlich zuwider. Regine gab ſich alle mögliche Mühe, durch irgend ein Geräuſch die Aufmerkſamkeit ihres Mannes auf ſich zu lenken. Immer wieder flogen ihre Blicke auf ihn hinüber, und ſo auffordernd waren dieſe Blicke, daß man wohl ſah, um wie viel lieber ihr der Sturm geweſen, als die drückende Windſtille. Aber Indergand achtete auf Nichts. Den Arm auf den Fenſterpfoſten und die Stirne an den Arm gelehnt ſtarrte er hinaus. Es war das ein Geſicht mit ſtark ausgeprägter Phyſiognomie, ſo wie man deren oft bei dem Bergvolke von Unterwalden trifft. Unter einer mit braunen Haaren tief überſchatteten Stirne lagen zwei dunkelblaue Augen. Die Naſe war leicht gebogen, die Lippen beſonders fein und ſcharf geſchnitten. Wenn der Mund ſo feſt geſchloſſen war, wie eben jetzt, zeigte ſich wohl hin und wieder ein Zug finſterer Härte um dieſelben; heute trat er beſonders deutlich hervor. Die ganze Phyſiognomie des Geſichtes, ja der ganzen Geſtalt zeigte den Mann, der mit entſchiedenem Willen ſeine Wege geht, und da, wo er Widerſtand findet, ſich den Durchpaß erzwingt. Wie Gebhard ſo daſtand, regungslos hinausſtaunend, ſah man ihm an, daß, was draußen lag, ihn nicht beſchäftigte. Das Auge, das unter der tief geſenkten Braue hervorſchaute, entbehrte allen Glanzes, als ob ſein Sehen ganz nur nach Innen gekehrt wäre. Drinnen aber war's finſter! Die Frau, die dort am Tiſche ſaß, hatte ihrem Gatten heute vor fremden Ohren ſeine Armuth, ſeine Dürftigkeit vorgeworfen, ſo wie ein Mann es nicht hören, nicht ertragen kann. Bei der Erinnerung ſchnürte ſich Gebhards Bruſt zuſammen, als müßte alle Liebe, als müßten alle ſanfteren Gefühle in ſeinem Grolle und der aufquellenden Bitterkeit zu Grunde gehen. Wie Schattenbilder zogen die Tage der Vergangenheit an ſeiner Seele vorüber, und trotz der vielfachen Entbehrungen, die er früher erlitten, fand er doch keine Stunde an herbem Leid der jetzigen zu vergleichen. Beinahe im Roſenſchimmer tauchten jene Tage der Kindheit vor ihm auf, wo er

als ein armer Waiſenbube auf den Unterwaldner-Alpen das Vieh fremder Leute gehütet. Als er dann größer geworden, hatte ihn Ulrich, der alte Schiffsmeiſter von Stansſtaad, beredet, die Alp zu verlaſſen und ſein Glück auf dem See zu verſuchen. Und auf dem See gefiel es dem Buben. Es war das ein bewegtes, oft gefahrvolles Leben; aber Gebhard liebte die Aufregung und die Gefahr; denn es war etwas Unbändiges in ihm, das ſich gerne mit Hinderniſſen maß. Das ging ſo eine Zeit hin. Bei hellen und ſtürmiſchen Tagen konnte man Gebhard auf dem Vierwaldſtättерſee hinüber- und herüberfahren ſehen. An allen Enden des Sees kannte man ihn. Er kam mit vielen Leuten in Berührung, lernte Manches, was nicht in Büchern ſteht, und wußte mehr, als die Meiſten ſeines Standes; reich war er dabei freilich noch nicht geworden. Da traf's ſich einſt, daß, als er von Blauen nach Flüelen hinüberfuhr, ein alter Mann mit einem Mädchen zu ihm ins Schiff einſtieg. Dem jungen Steuermann gefiel das flinke Weſen, das wie ein Sonnenſtrahl im Schiff auf und nieder gaukelte, als könnt' es nimmer Ruhe finden, und endlich doch an Gebhards Seite zur Ruhe kam — nicht ſtill und nicht demüthig, aber doch, als fühlte es ſich da am beſten. Und Gebhard hatte dieß nicht wieder vergeſſen können. Je öfter er das Mädchen in Flüelen traf, je mehr wuchs ihm die Sehnſucht nach ihr. All ſein Sinnen und Denken hatte er an ſie gehängt. Aber das gab viel Kummer; denn ſie war reich und er — ach ſo arm, ſo arm! Abweiſen wollte er ſich nicht laſſen; ſein Stolz litt es nicht. Da mied er für lange Zeit den innern See, trieb ſich herum ruhelos, verſchloſſen, zu Zeiten wild. Aushalten aber konnt' er's doch nicht in die Länge. Er kehrte zurück. Im Sturm wollte, mußte er die Geliebte erringen. Daß es mißlingen könnte, daran dachte er nicht; denn — wie ſchon geſagt — es war etwas Unbändiges in ihm, und es mißlang auch nicht. Das kecke Mädchen half ſelbſt den nachgiebigen Vater überwältigen, ſo daß er ſich endlich drein fügte, ſein ſchönes, reiches Kind dem armen

Schiffer zur Frau zu geben, nur ſollte dieſer ſein Handwerk laſſen, um die kleine Wirthſchaft von Garten und Wieſe zu übernehmen. Gebhard verſtand ſich zu Allem, wenn nur Regine die Seine würde. Daß in kräftigen, ſelbſtſtändigen Naturen das Bedürfniß nach Ruhe erſt ſpät erwacht, daran dachte er nicht, und daß Regine ein verwöhntes, eigenſinniges Mädchen war, ſah er auch nicht ein. Die Liebe, die Leidenſchaft übergoldete Alles. Die Tage, wo er das auf eine bittere Weiſe erfahren ſollte, kamen erſt ſpäter. Reginens Vater ſtarb. So lange er gelebt, war Alles gut gegangen; ſein friedliebendes Weſen hatte keinen Streit aufkommen laſſen; Gebhard hatte ſich an ihn geſchloſſen, wie an einen Vater; fand er doch an dem Alten, was er in ſeinen jungen Tagen ſo ſchmerzlich entbehrt. Er gab es ihm aber auch an Achtung und Anhänglichkeit tauſendfach zurück, denn neben dem unbändigen Sinn, den Gebhard oft genug gezeigt, war wieder etwas Weiches, Schmiegſames in ihm. Da wo ſeine Achtung und ſeine Liebe zuſammengingen, konnte er ſanft und friedlich ſein wie der beſte Menſch. Als aber der Alte todt war, fielen die Rückſichten weg. Der Garten, die Wieſe — Alles wurde dem jungen Manne zu eng. Er mußte ſich davon hinwegſehnen und mit jedem Tage immer mehr. Auf den See jedoch gedachte er nicht zurückzukehren wegen Frau und Kind; vielmehr wünſchte er in ſeinem Heimatlande Unterwalden ein Gut zu kaufen und Alpen dazu, um eine Sennerei einzurichten. Das Vermögen ſeiner Frau, meinte er, könnte nicht beſſer angelegt werden. Regine aber widerſetzte ſich auf das Hartnäckigſte dieſen Plänen; das Alpenleben ſchien ihr zu einſam, zu traurig. Wie ſie nun ſo mit dem rückſichtsloſeſten Eigenſinne gegen Gebhards Wünſche eiferte, da wurde er hart und ſtreng gegen ſie. Statt die Langverwöhnte mit Milde und Geduld zurückzuführen, brach er den Stab über ſie. Draußen auf dem See hatte er manchen Sturm mit eiſerner Stirne ausgehalten und durch Muth und Kraft beſiegt; hier glaubte er auf gleiche Weiſe zum Ziele zu gelangen.

Aber Regine fand in ſeiner Strenge nur neue Nahrung für ihre Widerſetzlichkeit, und der Riß zwiſchen den beiden Gatten wurde immer weiter. Heute nun war Andermatt, der den Kauf des Gutes vermitteln ſollte, zum letzten Mal herüber gekommen, die entſcheidende Antwort zu holen, und da war's, wo Regine ihren Mann gehöhnt und ihm ſeine Armuth in ſo bittern Worten vorgeworfen.

„Willſt du denn gar Nichts eſſen?" — frug endlich die Frau vom Tiſch herüber.

„Nein, es iſt mir nicht um's Eſſen" — erwiederte Gebhard in derſelben trockenen Weiſe, doch lehnte er ſich langſam vom Fenſter zurück und blickte auf die Frau, welche jetzt beeilt ſchien, die Ueberreſte des kleinen Mahles wegzuräumen. Für ihre äußere Anmuth hatte er keine Augen; er mußte nur daran denken, wie dazumal dieſer Mund ſo freundlich gelächelt, wie dieſe Augen ſo innig zu ihm geſchaut und jetzt — wie ſo ganz anders! Als er mit ihrem kalten trotzigen Blick zuſammentraf, mußte er ſich wieder von ihr wenden; denn er fühlte, daß der Sturm in ſeinem Innern von Neuem losbrach. Er lehnte wieder die Stirne an ſeinen Arm und ſchaute hinaus. Seine Züge nahmen mehr und mehr den Ausdruck ſtrenger Härte an und es reifte ein Entſchluß in ſeiner Seele, den er gleich ins Werk ſetzen wollte. Nach wenigen Minuten trat er vom Fenſter zurück.

„Wo iſt der kleine Marien?" — frug er, als ob er erſt jetzt wieder ſeines Kindes gedenke. — „Er ſchläft drinnen in der Kammer" — erwiederte die Frau.

„Zu dieſer Zeit?" — „Die Hitze hat ihn ſchläfrig gemacht."

Gebhard öffnete die Kammerthüre Eben erſt erwacht, hatte ſich der ſechsjährige Bube in ſeinem Bettchen aufrecht geſetzt und rieb ſich die Augen. Als er aber die Stimme des Vaters hörte, rief er laut und ſtreckte die kleinen Arme nach ihm aus; doch Gebhard trat nicht zu ihm — es war keine Spur von Milde in ſeinem Blick zurückgeblieben — er wandte ſich bloß zu ſeiner Frau.

„Zieh mir den Buben an; ich will gleich fort mit ihm.“ — „Wohin?“ frug Regine mit einer Stimme, die schon nicht mehr ihre vorige Sicherheit hatte. Einen Moment ruhten Gebhards Augen mit eigenthümlichem Ausdruck auf seiner Frau, als berechne er zum Voraus die Wirkung seiner Worte.

„Nach Flüelen hinab“, — sagte er endlich — „der Seelisberger Carli ist gestern von Blauen herübergekommen und fährt heute nach Brunnen, die Schwyzerkühe, welche der Welsche gekauft, abzuholen. Ich will mein früheres Handwerk wieder aufnehmen und mit ihm gehen.“ Die Frau wurde bleich: „Aber doch nicht schon heute?“ — „Ja heute und morgen und alle Tage, so lange es Arbeit gibt.“

„Aber der Bube?“ — „Der geht von nun an mit mir. Er soll auch ein Fährmann werden.“

Die Frau wollte aufbrausen; aber die unerbittliche Strenge in Gebhards Zügen schreckte sie zurück. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Zu spät erkannte sie, daß sie ihn durch rücksichtsloses Handeln zum Aeußersten getrieben. Da erfaßte sie eine unnennbare Angst. Sie mußte sich an die Thüre lehnen; denn ihr Kopf wirbelte und ihre Beine fingen an zu wanken. Hastig strich sie die goldblonden Kräuselchen, die sich immer wieder hervordrängten, von der weißen Stirne zurück, als ringe sie mühsam nach Fassung und so zwei, drei Mal, und es war etwas eigenthümlich Schreckhaftes in ihren Bewegungen. Nach und nach aber legte sich die Aufregung der jungen Frau; ihre frühere Stimmung kehrte wieder. Sich demüthigen, um Verzeihung bitten konnte sie nicht, ja nicht einmal sonst nur bitten konnte sie. Er, er stand ja so hart und kalt vor ihr, als könnte ihn Nichts erweichen. Trotzig raffte sich Regine auf und als Gebhard seinen Befehl wiederholte, gehorchte sie ohne ein Wort zu verlieren. In wenig Minuten stand der Knabe bereit. Gebhard nahm ihn bei der Hand, schritt der Thüre zu und hinaus, ohne einen Gruß und auch ohne das Kreuz gemacht zu haben, wie er sonst wohl that,

wenn er in die Wette ging. Es war eben heute ein Tag des Haders, wo Niemand an Gott dachte, ſonſt wären die Gemüther nicht ſo weit auseinander gekommen. Draußen blieb Indergand plötzlich, wie ſinnend, ſtehen und ſchaute auf Regine, die den Beiden nachgeeilt, um den Knaben noch einmal zu küſſen.

„Leb' wohl, Regine!“ — ſprach da Gebhard und ein geübtes Ohr hätte vielleicht einen leiſen Nachhall ehemaliger Zärtlichkeit aus dem Ton ſeiner Stimme herausfühlen können. Regine horchte auf. Wie zur Erwiederung öffnete ſie den Mund; doch das freundliche Wort blieb ihr in der Kehle ſtecken, und Gebhard ging. Weiß und ſtaubig lag die Straße, auf welcher er dahinſchritt, zwiſchen den grünen Wieſen, und Reginens Augen mußten dem hellen Striche folgen, bis Bäume und Häuſer ihr die Ausſicht nahmen, und die zwei Geſtalten verſchwunden waren; von der Schwelle aber rührte ſie ſich nicht. Es war Stolz und Trotz, was ſie zurückhielt.

O, zwinge ihn nieder dieſen Stolz, junges Weib! Die nächſte Stunde iſt noch dein; Gott hat ſie dir gegeben in ſeiner Langmuth. Aber zögere nicht; denn ſchon naht das dunkle Schickſal und ehe ein neuer Morgen tagt, wird es die Schwelle deines Hauſes überſchreiten. In düſtere Grübeleien verſunken verfolgte Indergand ſeinen Weg. Je finſterer ſeine Gedanken, je raſcher wurde ſein Schritt. An den Knaben an ſeiner Seite dachte er gar nicht, bis dieſer endlich, unvermögend ſeinem Vater länger Schritt zu halten, mit beiden Händchen ſeinen Arm umklammerte. In kindlichem Flehen zu ihm aufſchauend, rief er: — „Wie geht ihr nur ſo ſchnell, Vater? Und warum ſagt ihr denn gar Nichts zu mir?“ Gebhard erwachte aus ſeinen Träumereien? Wie ein milderer Hauch zog das Bewußtſein der Nähe ſeines Kindes ihm durch die Bruſt. Er hob den Knaben auf ſeinen Arm und beugte ſich liebkoſend über ihn. — Kaum eine halbe Stunde, daß er all' ſeine Zärtlichkeit über Bord geworfen, und ſchon wieder ſehnte ſich ſein Herz darnach! — Frohlockend

ſchlang der Bube ſeine kleinen Arme um den Hals des Vaters, lehnte ſich dann wieder zurück und lächelte ihn dann muthwillig an, und es war das Bild der Mutter in ihren frohen glücklichen Tagen, das Zug für Zug aus dem lächelnden Geſichte des Kleinen hervorſchimmerte. Gebhard ſah es. Wie mit geheimnißvoller Kraft erfaßte es ſeine Seele und vielleicht — wäre Regine jetzt an ſeiner Seite gegangen, ihm eine Strecke weit das Geleit gebend, wie ſie ſonſt wohl hundertmal gethan, wenn er für einen Tag vom Hauſe ſchied — vielleicht hätte er ihr die Hand geboten, und die zwei verirrten Herzen hätten ſich wieder zuſammengefunden. Doch ſie war zurückgeblieben, hatte ihn allein, ohne Gruß von ſich gelaſſen — das war's, was den Gifttropfen in der Wunde des jungen Mannes zurückgelaſſen, ſo daß er ſich jetzt mit bitterm Groll von Reginens Andenken wenden mußte. Seine ganze Zärtlichkeit, all' ſeine Liebe wollte er von nun an einzig und allein ſeinem Knaben zuwenden, wollte ihn hüten Tag und Nacht und für ihn arbeiten, um ihm einmal ein Vermögen zurückzulaſſen gleich dem der Mutter. Ja, er wollte noch mehr! Die Liebe, die Anhänglichkeit des Knaben wollte er von der Mutter ab und ganz allein für ſich gewinnen. Sie ſollte einſam, ungeliebt in ihrem Hauſe bleiben, während er ſeinem Kinde Alles geworden. So ſpann Gebhard den Faden ſeiner Gedanken immer weiter und weiter und wußte nicht, daß der finſtere Engel des Rachegefühles ſeine Seele in engen Ringen umſtrickte. Im Gefühle des Alleinbeſitzes drückte Gebhard den harmlos plaudernden Knaben an ſich. Er betrachtete ſeine kräftigen Glieder, ſein blühendes Ausſehen, den Liebreiz ſeiner kindlich frohen Stimmung und gedachte dabei, wie er ſich deſſen wohl freuen könnte — und doch freute er ſich nicht. Durch Alles hindurch fühlte er einen leiſen Druck in der Bruſt, aber er wollte nicht darauf achten.

In Flüelen war heute wie gewöhnlich Leben und Aufregung, die dann nach kurzer Friſt völliger Ruhe Platz machten, um gleich wieder

mit gleicher Thätigkeit zu wechseln. Das Dampfschiff hatte eben seine Passagiere ans Land gesetzt, hatte neue aufgenommen und war schon wieder abgefahren, während die Reisenden am Land die bereitstehenden Wagen in Eile bestiegen, ungeduldig, schnell weiter zu kommen. Die Pferde zogen an; die Schellchen klingelten und fort jagte es in scharfem Trab. Als der letzte Wagen den Platz verlassen und das Dampfschiff, eben um die Nase des Axen biegend, aus dem engen Gesichtskreise von Flüelen verschwand, langte Gebhard am Gestade an. Ringsum war es still geworden. Die Staubwolke, die soeben aufgewirbelt, hatte sich wieder gelegt und Gebhard, von seinen Gedanken ganz eingenommen, fragte sich nicht, ob die lange Wagenreihe oder der Wind den Staub vor ihm hergejagt. Hart am Gestade stand eine kleine Gruppe Schiffsleute, heftig redend und nach allen Seiten den Himmel ausschauend.

„Ich sag' dir, Carli, ehe eine Stunde vergangen, hast du den Föhn im Buckel und magst zusehen, wie du nach Brunnen kommst."

Der Seelisberger Carli, ein langer, hagerer Mann, von dem man nicht recht zu sagen gewußt, wie alt er sei, — so verwettert und sonnenverbrannt sah er aus — drehte sich rund herum, zog die Kapuze seines weißen Hirtenhemdchens über den Kopf und wieder herab, that einen langen Zug aus seinem Gypspfeifchen und ließ den Rauch wieder zu den Nasenlöchern heraus, wie aus zwei Schornsteinen.

„Hm, mögt Recht haben, Meister Schillig. Der Föhn ist im Anzug — ja, ja — aber so schlimm, wie ihr sagt, meint er's heute nicht. Und die Schwyzer Kühe muß ich nun einmal doch holen, sonst fischt mir der Aerni von Brunnen die Kundschaft vor der Nase weg und ich habe das Nachsehen. Und muß ich den Föhn zur Fahrt haben, mag ich ihn lieber im Buckel als gegen mich. — Ei sieh, da kommt der Gebhard Indergand! Was Neues, Indergand?" — rief er ihn an, indem er die Hand über die Augen hielt.

„Bin froh, daß du noch nicht fort biſt", entgegnete Gebhard mit erzwungener Heiterkeit. — „Denn, wenn du mich am Steuer brauchen kannſt, fahr' ich mit nach Brunnen."

„So — dehnte der Seelisberger — haſt geſtern ja gar Nichts davon geſagt. Iſt dir's über Nacht gekommen? Willſt doch nicht wieder Fährmann werden, he?" — frug er ihn an und drückte ein Auge zu.

„Warum nicht?"

„Warum? Das iſt bald geſagt. Hätt' ich eine ſo reiche Frau zu Hauſe, wie du, bei Gott! ich wollte mir's wohl ſein laſſen mein Leben lang", — entgegnete der Schiffsmann mit einem ſchlauen Seitenblick auf die Uebrigen, die lachend daſtanden, — „was macht die ſchöne Regine, he?„

Gebhards Geſicht verdüſterte ſich. Ein dunkler, drohender Blick fuhr aus ſeinem blauen Auge über den Spötter hin, der ſich ein wenig zurückzog.

„Sag' nur, ob du mich brauchen kannſt, oder nicht. Haſt du Leute genug, gehe ich anderswo hin."

„Biſt heute verdammt kurz angebunden" — murrte der Seelisberger. — „Ob ich dich brauchen kann? Weiß Gott, kenne dich aus frühern Zeiten, und wackere Arme ſind immer willkomm. Nur zugegriffen, Indergand, — ſoll mir lieb ſein. Meiſter Schillig meint, wir könnten Föhn bekommen, da heißt's aufpaſſen. Stell' dich ans Steuerruder, Indergand, haſt gute Augen und kennſt die Fährte." So redete der Schiffer Carli in begütigendem Tone weiter, während Gebhard, plötzlich aufmerkſam gemacht, ſeine Augen gegen Süden wendend, nach der grauen Nebelkappe ſchaute, die dort auf dem Berge tagelang geſchwebt, nun aber faſt gänzlich zerflattert war. Was er wohl dabei dachte? — Er war ein kühner, unerſchrockener Mann, und doch — wäre die Wage noch im Schwanken geweſen — mit keiner Silbe hätte er zur Abfahrt rathen mögen. Nicht, daß die

mögliche Gefahr ihn ſchreckte; aber er lebte doch in ſeinem Innern, wie jeder Menſch lebt, der, wenn er auch nur in Gedanken, mit dem Böſen geliebäugelt. Denn ſelbſt ſchon die ſtillen, heimlichen Gedanken, welche ſtraflos an den Geſetzen der Menſchen vorübergehen, wecken die ewige Gerechtigkeit auf und mahnen ſie zur Vergeltung. Und die Menſchen ahnen das, wenn ſie ſich's auch nicht klar bewußt ſind. — Solche dunkle, unbeſtimmte Gefühle mochten wohl in der Bruſt des jungen Mannes auf und nieder wogen. Meiſter Schillig ließ ihm aber keine Zeit zu weitern Betrachtungen.

„Wenn's ſein muß, daß ihr nach Brunnen fahrt, ſo macht euch hurtig parat" — drängte er — „vielleicht könnt ihr ſo dem Sturme noch entrinnen.

„Ja, ja, Meiſter, ein Vaterunſer lang und wir ſtoßen ab", — ſchrie der Seelisberger aufgeräumt. „Heda, Joſt, ſteck's Ruder in den neuen Ring. So — aufgepaßt, ob alle Ringe gut. Haſt 's Segel parat, Toni? und ſtarke Seile dabei?" — Die zwei Burſche beeilten ſich, den Befehlen des Alten nachzukommen und bald war Alles in beſter Ordnung. — „So, jetzt in Gottes Namen, Indergand, geh' mir zum Steuer" — ſagte der Schiffsmann. — „Und ihr, Meiſter Schillig, ſchickt uns ein kräftig Vaterunſer und Ave Maria nach, könnten's ſchon brauchen." — Während der Seelisberger ſo redete und Schillig meinte, Maul halten und ſich ſputen, ſei für jetzt das Beſte, trat Indergand, den Knaben an der Hand, mit finſterm, aber entſchloſſenem Geſichte in den Nauen. „Was? der Bube auch?" — fuhr ihn der Seelisberger an — „nun meinetwegen!" — Doch, wie von einem plötzlichen Gedanken überraſcht, hielt er den jungen Mann zurück, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, blickte er ihm in die Augen mit einem Ausdrucke ſo ernſt, ja feierlich, daß er beinahe nicht zu ſeinem Geſichte paſſen wollte.

„Nichts für ungut, Indergand", — ſprach er — „'s war nicht ſo böſe gemeint, was ich vorhin geſagt. Sollſt dir's nicht zu Herzen

nehmen und kein ſo bitterböſes Geſicht machen; denn, ſiehſt du, es iſt nicht gut zu fahren auf dem Urnerſee, wenn man heimlich grollt. Die böſen Geiſter in der Tiefe unten wühlen das Waſſer auf, daß es ſich bäumt. Drum ſchlag' ein, Indergand! wir wollen Friede machen, ehe wir den feſten Boden verlaſſen."

Zögernd reichte Gebhard die Hand. Die Worte des Schiffers hatten ihn ſeltſam betroffen. Wieder fühlte er den leiſen Druck in der Bruſt; aber was er begonnen, wollte er zu Ende führen — er wollte es! Mit raſchen, entſchiedenen Schritten ging er zu dem ihm angewieſenen Platz. Hart an ſeiner Seite ſaß der kleine Marien, ſo daß das Vaterauge ihn ſtets hüten konnte. Der Bube war ganz jubelvoll, als der Nauen vom Ufer ſtieß, eine breite, blitzende Furche in die Wellen ziehend. Das Pfeifchen in dem linken Wundwinkel und eine Nelke hinter dem Ohr redete ſich der Seelisberger bald in die frohmüthigſte Laune hinein. Dabei ermangelte er nicht, die zwei Burſche, die vor ihm an den Rudern ſtanden, mit kräftigen Worten und je nach Gelegenheit wohl auch mit den ſcharfen, blauen Augen aufzumuntern. So ſteuerte Gebhard durch die Fluthen. Er ſtand da kräftig und ſchön gebaut; jede ſeiner Bewegungen ſicher und anmuthig zugleich. Aus dem feinen, energiſchen Geſichte verlor ſich allgemach der grollende Ausdruck, der es heute ſo oft entſtellt, um der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Platz zu machen.

Wie das Schiff dem Axenberge näher kam, zog ein leichter Schatten über Gebhards Stirne. Er biß die Lippen zuſammen und führte das Steuer mit geſteigerter Vorſicht. Plötzlich hielt der alte Carli in der ſtrengen Arbeit inne, ſich zum Steuermann zurückwendend. — „Siehſt du den dunkeln Strich dort gegen Bauen hinauf?" frug er, nach dem jenſeitigen Ufer hinüberweiſend, wo das Waſſer eine Strecke weit wirklich ganz dunkel erſchien; nur da und dort zog es wie weiße Strahlen darüber hin. — „Läuft der Föhn dort ſchon heraus?" — „Ja es iſt der Föhn!" — erwiederte Indergand, —

„ich ſehe ihm ſchon eine Weile zu. Er verläuft ſich aber wohl gegen Bauen und wir kommen doch durch.“ — „Friſch angegriffen, Burſche“ — ſchrie der Schiffer die beiden Jungen an. — In Brunnen könnt ihr dann ausruhen. Bei der Naſe des Axen wird's wohl einen Windſtoß abſetzen; dort zieht's und bläst's ja bei den ruhigſten Tagen.“

Der Schiffer hatte ſich nicht geirrt. Der Axen, der den Bergkeſſel des Flüeler See's durch ſeinen vorgeſchobenen Fuß beinahe abſchließt, bildet die Ecke, um welche man in den ſogenannten innern See einbiegt und iſt, wie jede Ecke, immer am meiſten dem Winde ausgeſetzt. Mit Geſchick lenkte aber der junge Mann bei der gefährlichen Stelle vorüber und bekam dafür von Seite des Seelisberger ein anerkennendes Brummen, das wohl zu andern Zeiten in ein freudiges Jauchzen übergegangen wäre; jetzt aber wurde die Aufmerkſamkeit des Alten zu ſehr von den Erſcheinungen ringsum in Anſpruch genommen. Zwiſchen tief eingeſchnittenen Bergwänden, die zu beiden Seiten beinahe ſenkrecht abfallen, liegt der ſchmale Arm des innern See's. Dunkelblau und zum Theil noch glatt dehnte ſich die Waſſerfläche aus; nur auf der linken Seite liefen ungeduldige Wellen dahin und warfen ihren Schaum an die nackten Felſen. Mit einem raſchen Kennerblick überlief der Seelisberger Carli das Bild, das ſich mit jedem Ruderſchlage weit aufrollte. Als ſie endlich den Fuß des Axen ganz umfahren, wandte er ſich wieder zu Gebhard.

„Was ſagſt dazu? Ganz ungeſchoren kommen wir nicht durch. Doch unſer Nauen iſt ja gut gebaut und umkehren wäre ſchmählich. Hab' ſchon manche Föhnwelle durchſchifft!“ — ſetzte er hinzu, wie um ſich ſelbſt zu beſchwichtigen. Indergand ſchien ihn nicht zu hören. Unverwandt über den Alten hinweg nach dem Vordertheil des Schiffes ſchauend, wich er dem Blick des Meiſters aus. Ihm graute wohl vor der Verantwortlichkeit! Aber noch haftete Carli's Auge auf ſeinem Geſicht, als ſchreckte ihn plötzlich die finſtere Ruhe, die darüber ausgebreitet lag, und da der junge Mann immer noch durch keine Silbe,

keinen Blick ſeine innere Stimmung verrieth, frug er ihn barſch an: „Na, was denkſt du, Indergand?“ — „Willſt du umkehren?“ — frug dieſer entgegen. — „Bah!“ — meinte der Alte und ſchüttelte unmuthig den Kopf, — „mit Gott kommen wir ſchon durch.“

Indergand blickte ihn ſcharf an. „So zieht 's Segel auf“, — ſprach er nach kurzem Zögern, — „'s iſt an der Zeit.“

„Teufel, was der Burſche Couragi hat!“ — rief der Alte. — „Dem ſieht man die Jugend an und das heiße Blut! Hörſt du auch, wie der Föhn ſchon in den Bergen brüllt? Das wird mal was abſetzen und zahm wird's nicht ſein.“

„Drum müſſen wir vorwärts und ſchnell!“ — entgegnete Gebhard. — „Stehſt du beim Segel, Carli, und ich am Steuer, wird's doch, weiß Gott, ſo ſchlimm nicht gehen.“

„Haſt Recht, Burſche, kennen den Föhn, du und ich“, — meinte der Alte, ſich muthig aufrichtend.

Unterdeß tobt und brüllt der Föhn in den zerklüfteten Bergen immer lauter, gleich wild angeſchwollenen Bächen, die vom Fels ſich ſtürzen. Schon zieht der erſte Windſtoß über die Seefläche und treibt eine breite Welle vor ſich her.

Das Waſſer beugt und hebt ſich ſchwer nnd allgemach furchen tiefe Grundwellen den See. Mit wachſamem Auge beobachtet Gebhard Himmel und See. Ihm entgeht nichts und das Ruder hält er feſt. Iſt's ihm doch ſchier Luſt, wieder einmal mit den Elementen zu kämpfen, wäre nur nicht dieſer leiſe Druck in ſeiner Bruſt, dieſer Rückgedanke, dieſe Qual.

„Alle Wetter! was zieht ihr das Segel ſo hoch hinauf, ihr Blitzbuben“, — ſchrie plötzlich der Seelisberger die beiden Jungen an, die am Segel beſchäftigt waren. — „Seid ihr von Sinnen? Herunter mit dem Segel, ſag' ich euch, wohl um zwei Ellen. Herr Gott, bei ſolchem Föhn! Das hieße ja ſtracks in den Grund ſegeln. Seht ihr's denn nicht, daß, wenn der Wind mit ſolcher Wuth da oben

hineinbläst, der Vordertheil des Nauens sich ins Wasser senken muß? Schreibt euch das hinter die Ohren, ihr Dummköpfe!" — Die Jungen beeilten sich, der Weisung des Meisters nachzukommen. Da es aber nach seiner Meinung langsam und ungeschickt genug dabei zuging, lief es nicht ohne ein paar derbe „Donnerwetter" von seiner Seite ab. Endlich blähete sich das Segel und wie ein Vogel schoß der Naue dahin; denn mit jeder Minute wuchs jetzt die Heftigkeit des Föhnes. Mit rasender Eile fegte er über den eingemauerten Seearm und heißer und trockener wurde die Luft, als käme der Wind geradezu aus den afrikanischen Steppen, ohne vorerst die hohen Alpenketten passirt zu haben. Das Wasser schlug an die Ufer, wie um die Berge in ihren Grundfesten zu erschüttern. Immer höher und höher spritzte es an die Felsen empor, so daß es am Ende schien, ein weißer Nebeldunst oder eine Wolke aufgewirbelten Staubes ziehe an den Ufern dahin. Und auf diesen aufgewühlten, tobenden See lächelte die Sonne in vollem Glanze hernieder und ein Himmel spannte sich darüber dunkelblau und still und friedlich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, kann sich's kaum vorstellen. Dieser Contrast von Harmonie und Ruhe mit dieser Aufregung der Elemente ist so ganz eigenthümlich. Man weiß nicht, ist die lächelnde Ruhe da oben Ironie, oder muß man in ihr das Bild der Gottheit erkennen, die hoch über dem wechselvollen, stürmischen Erdboden in unwandelbarer Glückseligkeit thront.

Schon hatten unsere kühnen Segler bei der Tellskapelle glücklich vorübergesteuert. Unverdrossen stand Indergand an seinem Ruder; die ganze Energie seines Charakters entwickelte sich, und seine Kraft schien mit der Gefahr, schien mit jeder neu sich thürmenden Woge zu wachsen. — „Bravo, Indergand! hast gut Augen und Mark im Arm; vermöcht's nicht wie du!" — rief da wohl der Seelisberger, der, nebenbei gesagt, die Sprache nie verlor. Gewohnt Tag für Tag auf diesem schwankenden Elemente zu schiffen, hatte er sich mit seinen

Gefahren und Schrecken vertraut gemacht und ſich mit Ruhe und Gleichmuth gegen ſie gewappnet. Schweigen that er nie, auch nie im ärgſten Sturmgeheul; das war ſo ſeine Natur. Vielleicht lag's hauptſächlich in ſeinem kindlich einfachen, friedlichen Gemüthe. Gebhard dagegen redete kein Wort, es ſei denn ein kurzer, ſcharfer Befehl.

Die Aufregung, die ſein Inneres ſo mächtig ergriffen, glühete kaum in ſeiner feinen Röthe auf ſeinen Wangen, ſonſt kein verrätheriſches Zeichen. Sogar das Auge ſchaute beinahe kalt, als gehörte es bloß der Außenwelt an. Nur als die erſte, große Welle ihren Schaum in den Nauen eingeworfen und der Carli gemeint, jetzt werde es angehen mit dem Buben, er werde mit dem Sturm um die Wette heulen — nur da hatte ſich Gebhard raſch über den kleinen Marien gebeugt, und aus ſeinem Auge zuckte ein heller Blick, als hätte ihn der jähe Schreck um ſeinen Knaben erfaßt. Muthwillig ſchüttelte aber der Kleine den Kopf. An Furcht dachte er nicht; er ſchaute auf die Wellen, wie ſie ſich thürmten, höhlten, überſtürzten; er ſchaute zu dem blauen Himmel auf und konnte nirgends die Gefahr entdecken. Schien ihm doch Alles nur Spiel und Tanz und ſein einziger Kummer war, daß ihn der Vater ſo feſt an ſeinen Sitz gebunden.

Als ſich das Schiff dem Rütli, jener einſamen grünen Matte am See näherte, konnte man beobachten, wie von Norden her die Atmoſphäre ſich allmälig zu verdichten begann. Die Schiffer, gewohnt auf jede Erſcheinung genau zu merken — denn auf einem See, der ſo viele Krümmungen macht, auf welchen von allen Richtungen her Thäler einmünden und der Wind daher alle Augenblicke herum ſpringen kann, heißt es ſcharf aufpaſſen — unſere Schiffer hätten die Veränderung in der Atmoſphäre gleich beachtet. — „Seht ihr, wie's dünner wird?“ — frug der Seelisberger. — „Da iſt bei Gott die Biſe im Anzuge.“ — Einen Moment ſpäheten Alle übers Waſſer hinweg und hinauf zum Himmel und ein banges Gefühl malte ſich

auf allen Geſichtern; ſelbſt auf Indergands Wangen wurde die Röthe um einen Ton tiefer. — „Wenn der Föhn „darhält“ und die Biſe in die Höhe treibt, ſo daß ſie über ihn wegzieht, iſt's ſchon noch durchzukommen“, meinte er, „fällt aber die Biſe ins Waſſer, dann gnads Gott!“

Der alte Carli ſchüttelte den Kopf. — „Ja dann gnads Gott!“ — Plötzlich wandte er ſich gegen den Seelisberg, der über dem Rütli ſenkrecht empor ſteigt und von deſſen Höhe die weißgetünchten Mauern einer Kapelle — Maria Sonnenberg — freundlich winken. Mit der Hand grüßte der Alte hinauf. — „Hilf, Maria, hilf!“ — rief er, und ſein Auge hielt mit kindlichem Vertrauen in die Höhe, aber nur einen Moment — dann ſchweifte es wieder über die ſchroffen Hänge des Berges herab und zu Indergand zurück. Zu berathen gab's nicht viel, denn für den Augenblick war weiter nichts zu thun, als mit vollen Segeln Brunnen zuzufahren. Der freiern Ausſichten wegen ging der Seelisberger Carli zum vordern Ruder. — „Vorwärts in Gottes Namen!“ — ſchrie er und machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Bruſt. Die Andern machten's ihm nach; im Takte fielen die Ruder ins Waſſer und dahin ging's mit friſchem Muthe.

Schon war es Abend geworden. Der Seelisberg warf einen gigantiſchen Schatten über See und drüben an der Frohnalp floh die Sonnenbeleuchtung immer weiter an die Kuppel hinauf. Da ſchimmerten endlich in geringer Entfernung die weißen Häuſer von Brunnen und ſchimmerten rettend herüber; aber beinahe zur gleichen Zeit tönte es vom vordern Ruder her: „Die weißen Schäfchen, die weißen Schäfchen! Seht ihr ſie dort auf dem äußern See?“ — Es waren da die ſchaumgekrönten Wellen, die der Nordwind vor ſich her trieb. Wie eine Schreckensbotſchaft drang der Ruf des alten Schiffers zu den Ohren ſeiner Kameraden. Was ſie befürchtet, war geſchehen, der Föhn hatte die Biſe in die Tiefe getrieben, und dieſer alſo niedergedrückte Wind wird meiſtens zum Sturm, der dann mit ver-

doppelter Kraft über den Thalgrund des See's daherrast. Solche Stürme sind der Schrecken der See- und Berggegenden und wer den Vierwaldstätiersee in seiner Ruhe, bei friedlichen, klaren Tagen gesehen, wer seine wechselnden, wildromantischen und wieder so lachenden Gestade bewundert, mag auch einen Blick auf jene verwüsteten Uferhänge richten, wo ganze Reihen Bäume, vom Sturm gemäht, darniederliegen, und mag bedenken, wie manch Menschenherz dabei erzittert, wie manch Leben auf dem Spiel gestanden! Unsere Schiffer kannten gar wohl alle Gefahren eines solchen Sturmes. Sie sahen die „weißen Schäflein" von dem Seearm, der sich Brunnen gegenüber öffnet, in wilder Eile heranbrausen und waren überzeugt, daß in weniger als einer Viertelstunde die zwei Winde sich begegnen würden; aber noch hofften sie Brunnen zu erreichen, ehe die Bise sie eingeholt. Noch einmal tönte das: „Vorwärts in Gottes Namen!" — und wieder fielen die Ruder ins Wasser und das Schiff flog über die Wellen, doch nach kaum sieben Minuten, da, als es auf der Höhe des See's angelangt, schwankte plötzlich das Segel auf die andere Seite, schlug dann gegen den Segelbaum und die Sekunde hernach hieng es schlaff und unbeweglich herab. Eine plötzliche Windstille war eingetreten, bange, athemlos. Statt der heißen Luft strich es kühl über die Gesichter der Schiffsleute; ob ihren Häuptern, droben in der Höhe hatte der Kampf zwischen den zwei feindlichen Winden schon begonnen. Da tobte und raste es über die Felsen und Wälder dahin; man hörte die Bäume knicken und ein Echo gab's hundertfach, das wie schwerer Kanonendonner durch die Berge hallte. Nach der ersten Sekunde bangen Schreckens ermannten sich die Schiffsleute. — „Auf, Jungen!" — kommandirte der Seelisberger, — „jetzt gilts Ernst. Herunter mit dem Segel! Greift an! — So — und jetzt den Segelbaum niedergelassen; denn Alles ist jetzt nichts mehr nutz." — Wie im Fluge wurde den Befehlen des Alten Folge geleistet; er selber legte Hand an mit jugendlicher Kraft. — „Jetzt sehe sich ein Jeder vor, was er zu seiner

Rettung brauchen könnte, falls uns was Menſchliches begegnet. Vor Allem aber betet ein kräftig Vaterunſer, Burſche, das hilft in Noth und Tod!"

Gebhard hatte ſich über ſeinen Knaben gebeugt, ihn leidenſchaftlich an ſich drückend. — „Vater, warum gehen wir nicht lieber heim zur Mutter?" frug der Kleine, und hing ſich mit wachſender Aengſtlichkeit an den Vater. Wie ſchneidender Hohn klang das durch Gebhards Seele. Er ſah ringsum das drohende Verderben, beten konnte er aber nicht. Der leiſe Druck in ſeiner Bruſt war zur ungeheuern Laſt geworden; er konnte ſie nicht von ſich wälzen und auch nicht zu Gott dem Allbarmherzigen aufſchauen; ſein unverſöhntes Herz ſtand dazwiſchen. Da faßte er krampfhaft ſein Ruder und blickte ſo trotzig nach den „weißen Schäflein" hinaus, als wollte er ihnen ſagen: wenn ich es will, müßt ihr euch ſchmiegen!

Wie der Segelbaum niedergelegt, ſtürmte die Biſe auch ſchon in einzelnen Windſtößen daher. Mit Wuth peitſchte ſie die Wellen und trieb dieſe über die breiten Grundwellen, die der Föhn aufgewühlt, zurück. Da gab's eine Brandung wie auf dem Meere. Die friedlichen Schäflein aus der Ferne waren längſt zu heulenden und tobenden Waſſerbergen geworden, die, wenn das Schiff in die Vertiefungen der Grundwellen gerieth, darüber hinſtürzten und es zu begraben ſchienen. Vergebens bot die Schiffsmannſchaft alle Kräfte auf; mit jedem Ruderſchlage wuchs der Sturm und trieb das Schiff dem jenſeitigen Ufer zu.

„Jetzt geht's ans Leben!" — ſprach da endlich der Seelisberger. „Landungsplatz iſt keiner weit und breit. Unſer Nauen füllt ſich mit Waſſer und dort drüben bräut der Mythenſtein, als müßten wir an ihm zerſchellen. Macht Reu und Leid, Burſche, es iſt an der Zeit."

Unterdeſſen hatten ſich drüben am Geſtade von Brunnen Schiffleute und anderes Volk geſammelt. Vom Nauen aus konnte man deutlich die Bewegung ſehen, die unter der Menge herrſchte. — „Bin-

den sie nicht drüben ein Schiff los?“ — frug der Alte. — „Ja“; entgegnete Indergand, — „und das größte.“ — „Dran thun sie wahrhaftig gut!“ — meinte der Carli. — „Jetzt ziehen sie die Segel auf! sie kommen uns zu Hülfe.“ — „Werden's nicht besser haben als wir!“ — murrte der Seelisberger.

Immer drohender ragte der Mythenstein, eine einsame, graue Felspyramide kaum einige Klafter vom jenseitigen Ufer entfernt, aus den brandenden Wassern empor und immer heftiger und unregelmäßiger wurden die Windstöße. Große Fichten- und Tannenstämme kamen mit den Wellen hergerollt und der Wind spielte mit ihnen wie mit Spähnen. Gebhard hatte seinen Knaben losgebunden; denn wie lange das Schiff widerstehen würde, wußte man nicht. Im Herzen des Kleinen hatte die Angst allgemach überhand genommen, und wie er so die Kniee des Vaters immer enger umklammerte, konnte ihm Gebhard den wachsenden Schreck nachfühlen und er selbst hätte seine Qual auch ausschreien mögen mit den Elementen um die Wette.

„Der Fichtenstamm!“ — hallte es plötzlich wie aus einem Munde. Indergand, jetzt thu' Uebermenschliches, sonst ist's vorbei mit uns!“ — schrie der Seelisberger, — „Herrgott sei unsern Seelen gnädig!“

Indergand holte weit aus, dem Schiffe eine rasche Wendung zu geben. Jede Muskel seines Körpers dehnte sich in übermäßiger Anstrengung; aber wie ein Pfeil schoß der riesige Stamm daher. Das Steuerruder brach krachend entzwei und widerstandlos stürzte Gebhard vorwärts in das Schiff hinein. Da faßten Sturm und Wellen das steuerlose Schiff, trieben es rasch herum, und ehe der Steuermann sich wieder aufgerafft, schlug ein Wasserberg an die Seite des Nauen, hob ihn hoch empor auf seinen Rücken und schleuderte ihn wieder in die Tiefe. Ein kurzer und gellender Angstruf dringt sich durch das Heulen des Sturmes zum Himmel empor, dann ist der Nauen versunken und über ihn spülen die Wellen dahin.

Bald jedoch zeigte sich der Rücken des umgeworfenen Schiffes

wieder über dem Waſſer. Beinahe gleichzeitig tauchte Gebhard empor, ſeinen ohnmächtigen Knaben im Arm haltend. Behende ſchwamm er dem Schiffe zu und es gelang ihm nach wiederholter Anſtrengung, ſich ſammt dem Knaben auf den Rücken des Nauen zu ſchwingen. Jetzt galt es aber, ſich auf dieſem glatten Boden feſtzuhalten. Mühſam bohrte Indergand die Nägel der einen Hand in die Ritzen und Spalten, die er erreichen konnte, und klammerte ſich feſt, während er mit dem andern Arm ſeinen Knaben umſchloſſen hielt. Kaum der erſten Gefahr entronnen, beugte ſich Gebhard über den Kleinen. — Lebte er noch, oder war ihm der Athem ausgegangen? Nein, in leiſen Schlägen begann es wieder in ſeiner Bruſt zu pochen und ſeine Wimpern blinzten wie im Erwachen. Gebhard athmete tief auf. Einen Moment vergaß er die innere Qual und den Sturm und die Gefahr. Dann, nach allen Seiten ausſpähend, ſuchten ſeine Augen nach den verunglückten Gefährten. Weit draußen entdeckte er die beiden jungen Burſche, die, an den Segelbaum ſich klammernd, auf den Wellen umher trieben. Das Schiff von Brunnen hatte ſich ihnen ſchon bedeutend genähert, ſo daß ihnen baldige Rettung in Ausſicht ſtand. Aber der Seelisberger Carli? wo war der? Angſtvoll ſchweiften Gebhards Blicke über den See. Endlich, endlich tauchte auch der Kopf des Alten über dem Waſſer empor.

„Hieher, Carli, hieher!“ — rief Indergand mit aller Kraft ſeiner Stimme. Der Alte horchte auf. Sein Muth ſchien ſich zu beleben und mit erneuerter Anregung ſchwamm er dem Schiffe zu, wo er gleich ſeinem Gefährten ein Plätzchen fand, freilich nur ein ſehr unſicheres; denn jede neue Woge, die daherrollte, drohte die Unglücklichen wegzureißen. Ihre einzige Hoffnung war das Schiff da draußen, das ſich muthig durcharbeitete. Schon hatte es die zwei jungen Burſche aufgenommen und dem Nothrufe der Verunglückten war mit einem Sturm und Wellen übertönenden Hurrah! geantwortet worden. Gebhards ganze Seele ſchien an dem ſchwankenden Fahrzeug zu hangen.

Er blickte hinüber ſo ſehnſüchtig, ſo vertrauungsvoll und wieder ſo dunkelglühend, ſo verſtört. Während dem richtete der Alte ſeine Augen auf den Seelisberg. Von hier aus konnte man die Kapelle nicht ſehen; aber hin und wieder, wenn der Wind ſich auf einen Augenblick legte, dann war's, als zitterte ein leiſer Glockenton des Abendſegens durch die Lüfte. Der Seelisberger horchte hinüber. Es war beinahe Verklärung, was ſein altes, gefurchtetes Geſicht überſchimmerte. — „Ave Maria!“ rief er mit lauter Stimme, ſo daß es faſt wie Jubel durch das Sturmgeheul erklang. — „Hörſt du? ſie läuten uns da oben unſere Sterbeglocke.“

„Gott hilft, er muß helfen“, — entgegnete Indergand und durch ſein Auge blitzte es wild. — „Faß mich da beim Arm, Carli, wenn du's nimmer aushältſt.“

„Halt's ſchon eine Weile aus“, — meinte der Alte — „und muß ich dran, je nun, fürchten thu' ich den Tod nicht.“ — Wie er noch redete, thürmte ſich drüben das Waſſer und ſchon iſt die Woge da und fegt mit raſender Eile über den Schiffsrücken. Den Seelisberger hat es weggeriſſen. Eine Sekunde noch ragt ſein Arm über dem Waſſer empor und greift zuckend in die Lüfte. Gebhard ſieht's. Im jähen Schreck langte er nach ihm, da hats auch ihn erfaßt und weggeſpült. Und vor ſeinen Sinnen wird es dunkle Nacht. —

Als Gebhard die Augen wieder aufſchlug, fand er ſich in einem ärmlichen Stübchen. Rings herum ſtand viel Volk, das halb mitleidig, halb neugierig auf den Verunglückten herniederſchaute. Er machte ſich eine augenblickliche Stille, als ſein Blick durch ihre Reihen ſchweifte. In dieſen Augen lag ſo ein einſames Sichbeſinnen, ſo eine lange Frage. Doch plötzlich ſchien etwas Neues die erwachenden Sinne des jungen Mannes zu überraſchen. Er hob den Kopf von den Kiſſen, auf welche man ihn gebettet, und horchte aufmerkſam. Ringsum herrſchte Todtenſtille; durch die offene Thüre konnte man hören, wie draußen der Sturm heulte und die erzürnten Wellen an die See-

manns ſchlugen. Immer weiter bog ſich Gebhard vor, um das Geräuſch deutlicher zu vernehmen. Durch ſeine ſtarren Züge ging ein langſames Dämmern, dann hob er plötzlich ſeine rechte Hand empor und beſchaute ſie genau. Die Nägel waren alle abgebrochen, und, wie er mit den Fingern über den Aermel fuhr, war er ganz naß. Da wurde ihm Alles klar. Noch einmal irrte ſein Blick durch die Reihen; aber jetzt war's ein raſcher, entſetzter. — „Wo iſt mein Kind, der kleine Marien?“ — frug er mit leiſer, verhaltener Stimme, dabei war ſein Blick ſo unheimlich, daß Alles ſchwieg. — „Wo iſt mein Bube?“ ſchrie er zum zweitenmal und mit einem Satze ſtand er auf ſeinen Füßen. So wild hatte ihn noch niemand geſehen. — „Mein Kind, mein kleiner Marien“, wiederholte er und packte den ihm Zunächſtſtehenden bei der Bruſt. Es war der alte Andermatt. — „Sei nicht ſo wild, Indergand“ — ſprach er, — „was der Herrgott ſchickt, muß man annehmen, ſei's nun ſo, oder ſo.“

„Du willſt damit doch nicht ſagen“ — fuhr Gebhard auf; plötzlich aber hielt er wieder inne, wie vor dem Schreck des eigenen Gedankens zurückbebend. Es überkam ihn eine dunkle, unſagbare Angſt, vor welcher ſein wildes Weſen wie Schaum zerfloß. Den alten Lieni loslaſſend, wandte er ſich zu den Uebrigen und ſeine Stimme durchzitterte alle Töne der weichen Bitte, als er wieder nach ſeinem Knaben fragte. — „Sagt mir, wo iſt mein Bube. Ihr ſeht ja wohl, ich muß ihn haben, kann nicht ſein ohne ihn. Kennt ihn denn Keiner von Euch? Er war ſo friſch und kräftig und hatte gelbe, krauſe Ringel um den Kopf. Wo habt ihr ihn dann verſteckt? Oder — iſt er doch nicht“ — brauste er endlich wieder wild empor, eben ſo raſch brach er jedoch ab und nun ging's mit dem ängſtlich ſtehenden Fragen wieder von vorn an und ſo herzzerreißend klang es, daß ein Stein ſich darob hätte erbarmen können. Ein Schiffer, der mit in dem Rettungsnauen geweſen, machte der Szene ein raſches Ende, indem er aus den Reihen trat. — „Es mag das hart ſein zu

hören"; sprach er, „aber wahr ist es doch und zu ändern ist Nichts daran. Euer Kind findet ihr da überall nicht; es liegt draußen im See und der Carli auch, Gott hab' ihn selig. Aufgefischt haben wir nur euch und die zwei jungen Bursche; für die Andern war's zu spät."

Gebhards Arme sanken schlaff an ihm herab; stand doch die schreckliche Wirklichkeit wie mit einem Rucke vor ihm. Ringsum wurde jetzt ein Gemurmel laut. Jeder wollte den Unglücklichen trösten, aufrichten; er aber achtete nicht darauf. — „Ich will ihn suchen!" — sagte er nach den ersten Momenten der Betäubung und schritt, ohne daß sich ihm Jemand hätte widersetzen dürfen, zur Thüre hinaus. — Die Wohnung stand nur wenige Schritte vom Ufer entfernt. Ueber'm See lag die Nacht und am Himmel waren Wolken heraufgezogen; der Sturm aber tobte fort, als könnt' er nimmer zur Ruhe kommen und die Wellen schlugen hoch über die Seemauer herein. Trotzdem griff Gebhard nach der Kette eines Bootes, um es loszubinden; die Schiffsleute gaben es jedoch nicht zu. Ihn allein hinauslassen wollten sie nicht, und mitgehen wollte auch Keiner. Um Lebende zu retten, könne man schon sein eigenes Leben in die Schanze schlagen, meinten sie, aber für Todte sich in solch' ein Wetter hinauszuwagen, das heiße Gott versuchen. — „Laß ab davon", — mahnte Andermatt — „zu gewinnen ist da Nichts. Du kannst nur zu Grunde gehen und zu Hause hast du eine Frau. Mußt das nicht vergessen, Jndergand." — Dieser sah ihn nur an mit den starren, unbeweglichen Augen. Sein Vorhaben schien er aufzugeben, von der Seemauer aber konnte man ihn nicht wegbringen. Reden konnte er keine Silbe und weinen auch nicht. Der Schmerz hatte ihn wie versteinert. Seine Züge waren so rauh und so wild, daß es den Umstehenden schier graute. So stand er da und so schaute er über die schäumenden Wasser und drinnen in seinem Herzen mochte es im Einklang mit dem Sturme draußen toben, sehen konnte man aber Nichts auf seinem Gesichte. — „Es

iſt nicht gut fahren auf dem Urnerſee, wenn man heimlich grollt" — murmelte er endlich vor ſich hin und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne; dann wandte er ſich um. Der Pfarrherr von Brunnen, der auf die Nachricht des Unglücks herbeigeeilt, trat eben auf ihn zu; doch Gebhard ſchüttelte den Kopf. — „Weiß ſchon, was ihr mir ſagen wollt, Herr Pfarrer", — ſprach er heftig — „weiß Alles: Daß Glück und Unglück von Gott komme und daß man ſich drein ergeben und es tragen müſſe, wie ein Chriſt und auch, daß das Unglück die Strafe unſerer Sünden ſei. Weiß das Alles, Herr Pfarrer, brauchen's mir nicht erſt zu ſagen. Und weiß auch, was ich jetzt zu thun habe." — Damit kehrte er ſich zu den Schiffsleuten, die ihn gerettet. Man ſah ihm an, daß er ihnen hätte danken mögen und doch nicht konnte. Er reihete Worte aneinander wirr und dunkel; recht verſtehen konnte man's nicht, und, wenn man's hintenher betrachtet hätte, würde es vielleicht — nicht wie Fluch geklungen haben; aber doch faſt ähnlich. — „Ade, Vater Andermatt", — ſagte dann Gebhard mit einer raſchen Wendung.

Andermatt horchte auf. — „Nun, was ſoll's?" — frug er — „wohin willſt du gehen?" — „Heim ins Urnerland."

„Damit hat's gute Wege", — meinte Andermatt — „dich ſchifft kein Chriſtenmenſch mehr über'n See dieſe Nacht." —

„Brauch Niemand für auf den See, gehe über'n Axen nach Hauſe." — „Herr Jeſus! den weiten, rauhen Weg und zu dieſer Stunde und mit deinen Kräften. Laß das bei Seiten, Judergand, komm ruh' dich lieber bei mir aus, haſt heut Strapaz genug gehabt." — Der Pfarrer und die Umſtehenden ſchloſſen ſich der freundlichen Bitte des Bauers an; doch Gebhard ſchüttelte wild ſeine Fauſt.

„Meint ihr, ich ſei ſo ein ſtädtiſcher Schwächling?" „Fort damit!" — ſagte er — „Andermatt, gib mir eine trockene Jacke! die meine hängt mir wie Blei am Rücken", fügte er bei, indem er ſich der kleinen Wohnung, wo Andermatt die Schiffbrüchigen aufgenom-

men, zuwandte. Nach wenigen Schritten kehrte er jedoch, wie sich besinnend, zurück. — „Herr Pfarrer", sprach er zu ihm, „ich danke euch, ihr meints wohl gut mit mir. Verachten thu' ichs nimmer; über Acht muß ich aber doch, sei's nun so oder so."

„Thu' wie du kannst und magst", — entgegnete der Pfarrer milde — „der Herrgott sei mit dir und die heilige Jungfrau nehme dich unter ihren Schutz und Schirm." — „Amen" sagte Gebhard nicht; er war nicht in der Verfassung dazu. Finster und verschlossen entfernte er sich und mit dem gleichen Ausdruck im Gesicht verließ er auch wieder das Häuschen des treuen Andermatt und trat seine Wanderung an. Die Begleitung, die ihm treuherzig angeboten wurde, wies er kurz zurück. — „Ich thu's nicht, daß Einer mitgeht" — sprach er. „Der Weg möchte ihm zu lange werden; denn zu sagen hab ich ihm nichts." — Damit war's abgethan und er ging.

Der Pfarrer meinte, man solle ihn nur im Frieden ziehen lassen. In der Einsamkeit bewältige er seinen Schmerz leichter als hier in der Mitte der Leute; er habe wohl so die Natur dazu. Der Strahl der ewigen Gnade werde schon noch in sein undunkeltes Gemüth eindringen, aber das Erdreich, bestimmt den göttlichen Samen aufzunehmen, müsse erst vorbereitet werden; bei ihm sei es jetzt noch rauh und hart. Und der Pfarrer hatte Recht — so war es.

Still gingen die Schiffleute auseinander. Andermatt war der Letzte, der auf der Seemauer zurück blieb. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr ernst und traurig. Dachte vielleicht der Alte daran, wie schnell und wie spurlos ein solcher Sturm über das Wasser eile, wie bald diese aufgewühlten Wellen sich zur Ruhe legen und wie dagegen das Unheil, das er angerichtet, gleich einem schwarzen Strich in die Jahre hinausreichen werde und wie unauslöschlich sich in einer kurzen Stunde der Schmerz einfressen könne in der Menschenbrust! — Vielleicht dachte der Alte daran, vielleicht auch nicht, jedenfalls unter einer andern Form, einfacher, seiner Natur angemessener.

Am Seeufer war es nach und nach einſam geworden. Der Mond, der nur ſpärlich durch die immer dunkler heraufziehenden Wolken blickte, warf einige fahle Lichtſtreifen auf die vielen kleinern und größern Fahrzeuge, die halb aufs Land gezogen, feſt gebunden da lagen. Unterdeſſen ging Indergand auf einſamen Fußpfaden den Berg hinan. Die Nacht war gerade hell genug, um ohne beſondere Aufmerkſamkeit an ſchwierigen Stellen vorüber zu kommen, und da Gebhards Weg und Steg genau kannte, brauchte er ſeine Gedanken nicht daran zu hängen; ſie ſchweiften fernab in andern Orten, andern Vorſtellungen. Hinter ihm erloſch allgemach das Summen, welches über einer bewohnten Ortſchaft hinzieht. Das Leben blieb zurück und je weiter er an den Berg hinauf kam, je einſamer, je ſtiller wurde es. Nach und nach erſtarb jeder Laut. Das Brauſen des Sturmes, der immer müder über die Seiten des Berges herabzog, war in ſeiner Eintönigkeit faſt ſelbſt wieder Ruhe. Kein Vogel kreiſchte und Gebhards Schritte, die einzig durch die Stille klangen, ſchienen in der Höhe droben einen Theil ihres Schalles zu verlieren. Selbſt die Steine, die ſich da und dort unter den Füßen des Wanderers losmachten, rollten faſt geräuſchlos den Berghang hinab, bis ſie etwa von Fels zu Felſen ſpringend, in den Abgrund fielen. Dann gab's ein zweidreimal wiederholtes Echo — nachher war wieder dieſelbe Todtenſtille. Gebhard achtete jedoch auf Nichts. Müdigkeit ſchien er auch nicht zu fühlen; man hätte meinen können, ſein Leib ſei von Eiſen. Schweigſam, in ſich gekehrt ſtieg er hinan, nur ein- für's anderemal griffen ſeine Hände in die Lüfte und machten ſeltſame, wilde Bewegungen, dann war auch das wieder vorüber und er ſchritt ſcheinbar ruhig weiter. — aber nur ſcheinbar; denn drinnen war Sturm. All ſein Sinnen und Denken, alle Kräfte ſeiner Seele vereinigten ſich nur auf jene dunkle Stunde der Vergangenheit. Gleich dem Stein, der in die ſtille Waſſerfläche fällt und die Wellenkreiſe immer weiter und weiter hinausſendet, ſo flutheten auch von dieſem einen und ein-

ſigen Punkte alle Gefühle und Gedanken des jungen Mannes aus und noch war der letzte Ring nicht ausgelaufen. Der Schmerz und das finſtere, hurte Weſen hatte ſich wie eine Stahlhülle um Gebhards Herz gelegt. Und wo ſo ein Menſch dahingeht in Schweigen und Theilnahmloſigkeit, im Bewußtſein ſeiner Schuld und ohne ein rechtes Gottvertrauen, da quillt ihm das Herz auf und immer mehr und mehr, daß es ihn zu erſticken droht, und der Schmerz ſchlägt am Ende hoch über ſeinem Haupte zuſammen. So war's bei Gebhard gekommen, nicht mit Eins, aber nach und nach. Da führte der Weg an einer alten Föhre vorüber; Gebhard ſah ſie nicht, doch der Mond, der eben hinter einer Wolke hervortrat, warf ihren abenteuerlichen Schatten faſt plötzlich über den Pfad dahin, gerade vor Indergands Füße, ſo daß er darob zuſammenfuhr. Jetzt blickt er auf und ſieht die Föhre. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckt ſein Gehirn. Aus frühern Tagen kennt er jeden Stein, jedes Gebüſch da oben. Da neben der Föhre vorbei, links die Weide entlang, dann den Abhang hinab gelangte man zu einem verwitterten, grauen Stein, neben welchem ein hölzernes Kreuz aufgerichtet ſtand wegen einem Holzhacker, der dort vor Jahren verunglückt. Die Bergwand fiel dort dem innern See zu ſteil ab, ja, wenn man droben war, ſchien's faſt, als überhänge der Berg. Dorthin eilte Gebhard. Als er ſich vorbeugte, um in die Tiefe zu ſchauen, lag's rabenſchwarz unter ihm und ihn erfaßte Schwindel, ſo daß er ſich niederlegen mußte ins Moos. Die Macht des Sturmes war gebrochen, nur hin und wieder ſtrich noch der Wind klagend und ſtöhnend über die Bergrücken. Im See wogte jedoch das Waſſer noch wild und das Rauſchen der Brandung, die an das Ufer ſchlug, könte bis zu Gebhards Ohren herauf, ja er meinte, er müſſe fühlen, wie der Axen darob erzitterte und in ſeiner eigenen Bruſt zitterte es leiſe nach. Er näherte ſich wieder dem Rand, denn hinabſehen mußte er, es zog ihn wie mit Schlingen in die Tiefe. Nach und nach gewöhnte ſich ſein Auge an die Dunkelheit

und er meinte, den weißen Schaum der Wellen zu unterſcheiden. Da mußte er daran denken, wie kühl es da unten ſei und wie die Wellen ſpühlen und fegen; an ſeinen Knaben mußte er denken, an die kräftigen ſchönen Glieder, an das freundliche Kindergeſicht und an die gelben Ringeln. Und da unten tief, tief unten lag er jetzt ſo ſtill, ſo ſtumm, ein Spiel der empörten Wellen — und Gebhard ſollte ihn nie, nimmerwieder ſehen und doch war er ſein theures, ſein eigenſtes Kind! — Ein dumpfer, wilder Schrei rang ſich aus der Bruſt des armen Vaters. Er hatte ja ſein ganzes Glück auf dieſen Knaben gebaut und nun war er verloren für ihn, lag tief unten im See. Stöhnend wälzte ſich da Gebhard auf dem Moose; er wußte ſich nimmer zu helfen. Aus dem Bergkeſſel herauf tönte die Brandung wie das Hohnlachen böſer Dämonen und dort hinten richtete ſich der Granitblock ſo kalt und ſtarr empor, als wollte auch er der Qual des Aermſten ſpotten. Nur das kleine, unſcheinbare Kreuz daneben ſchien ſeine Arme wie liebend auszuſtrecken. Müde gehetzt von den Schreckbildern, die ſeine aufgeregten Sinne ihm überall zeigten, hingen endlich Indergands Augen an dem Kreuz und von dem Kreuze ſchweiften ſie zum Himmel. Da plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke, den die Verzweiflung bisher nicht hatte ihn ihm aufkommen laſſen: Da oben, nicht in der Tiefe des Sees war ja ſein Kind. Dort lag nur ſeine vergängliche Hülle; ſein Geiſt aber ſchwebte als Engel in jenen ſeligen Höhen! Und ein Engel des Friedens mußte es ſein, Gebhard fühlte das; denn wie kühler Thau kröpfelte dieſer Aufblick zum Himmel in ſein wundes Herz zurück. Sein Kind war jetzt nicht mehr verloren für ihn, von dort oben ſchaute es auf ihn herab. Es war ſein Schutzgeiſt, ſein Anwalt und einmal nach dem Ende dieſer Tage ſollte er's ja wiederſehen und dann gäb's keine Trennung mehr. Leidenſchaftlich preßte Gebhard ſeine Hände ineinander, — ja er wollte leben und den Himmel verdienen! — Er verſprach's und in ſeinen Augen glühte ein heiligendes Feuer. Geſtärkter, muthiger ſtand

er auf. Muth brauchte er, denn er ging jetzt einer ſchweren Pflicht entgegen; verzagen that er aber nicht wieder. Die Thatkraft, die er zum Schlimmen entwickelt, ſollte jetzt dem Guten dienen.

Rüſtig ſchritt Gebhard weiter. Die Höhe des Axen hatte er bald erreicht; bergab ging es raſcher. Die erſte Helle flog über die Berge, als er endlich Altorfs Gaſſen durchſchritt. Zu beiden Seiten ſtanden die Häuſer öde und ſtill und die vom matten Morgenſtrahl kaum überſilberte Kuppe des Gütſchen ſchaute ſinnend ins Thal herein. Je näher Indergand ſeiner Wohnung kam, je leiſer, geräuſchloſer wurden ſeine Schritte. Wie ſah er ſich das Häuschen ſo lange an und wie verändert kam es ihm vor, als ſeine Umriſſe ſich langſam aus der Dämmerung herausſchälten, und doch war es noch genau dasſelbe wie geſtern Mittag; nur Gebhard hatte ſich verändert. Drüben aus dem Stubenfenſter fiel ein ſchwacher Lichtſtreifen auf den Gartenzaun. Indergand athmete tief auf. — Wer war hier? war ſie wach geblieben, oder hatte ſie der Schreck ſo früh aufgejagt? — Auf leiſen Sohlen ſchlich er um die Ecke herum, näherte ſich dem niedrigen Fenſter und drückte das Geſicht gegen die Scheiben. — Ja, ſie war's — die Hände feſt über der Bruſt zuſammengelegt und am Arm den Roſenkranz ſchritt Regine durch die Stube auf und nieder. Wie groß die Aufregung in ihrem Geſichte war und wie fieberhaft ihre Wangen glühten, konnte man nur bei momentanem Aufglimmen der Lampe bemerken. Plötzlich aber blieb Regine ſtehen und erhob den Kopf wie horchend, und als jetzt ihre großen waſſerblauen Augen auf das Fenſter fielen, da ſchrie das Weib jäh auf. Es war das ein greller, durchdringender Angſtſchrei, ſo einer, den man nicht wieder vergißt, wenn man ihn einmal gehört. Den Moment nachher öffnete Indergand die Thüre und trat ein. Er tauchte den Finger in den Weihwaſſerkeſſel, der nach altem Brauch neben der Thüre hing und machte das Kreuz; am Tiſche drüben ſtand Regine, ſich mit Mühe aufrecht haltend. — da gab es eine lange, lange Pauſe.

„Wo haſt du den Kleinen?“ frug ſie endlich. Traurig war es nicht, wie ſie das ſagte, aber auch nicht demüthig. Ganz langſam, ganz ſtill trat Inderrgnd auf ſie zu. „Regine“ — ſprach er und ſo eintönig klang's, wie ſie's an ihm noch nie gehört — „Regine, auf Erden ſiehſt du unſern Buben nimmer; er iſt jetzt ein Engel im Himmel. Gott hat ihn zu ſich genommen unſerer Sünden wegen.“

Das junge Weib ſchrie nicht wieder, fuhr nicht auf; nur zwei, drei Mal griff ſie nach der Stirne und ſtrich mit den ſchneebleichen Händen langſam die goldenen Haarkräuſelchen zurück. Was Alles in Gebhards Antwort lag, verſtand ſie recht gut. Den Sturm hatte ſie geſehen und vergebens war ſie nicht tief bis in die Nacht hinein am Geſtade von Flüelen geſtanden, hatte den Winden gelauſcht und den Wellen und hatte hinausgeſpäht, ob denn keine menſchliche Seele ihr von Brunnen her Nachricht bringen könne? Alles, Alles hatte ſie geahnt, und wie da Gebhard vor ſie hin trat, da wußte ſie, was geſchehen, lange bevor ſie ihn gefragt, lange bevor er ihr Antwort gegeben; ausgeſöhnt aber war ſie nicht. Plötzlich loh'te wieder die alte Bitterkeit in ihren Augen auf. Du haſt den Knaben mitgenommen; du trägſt die Schuld des Unglücks, wollte ſie ſagen; doch ehe ſie den Mund zum Reden geöffnet, brach Gebhard, ſo groß, ſo ſtark er war, in ſich zuſammen wie ein ſchwaches Rohr. Auf die Bank neben dem Ofen war er eingeſunken und, als Regine ſcheu nach ihm hinüberblickte, ſah ſie, wie ſchwere Thränentropfen durch ſeine Finger rieſelten. Es war das erſte Mal, daß ſie ihn weinen ſah, und es iſt etwas Herzerſchütterndes bei dem Anblicke ſo eines Mannes, durch deſſen Eiſennatur die Thränen ſich urplötzlich Bahn brachen. Das ſind nicht weichliche, ſüße Thränen, die aus dem tiefſten Grunde der Seele quellen, und was ſich da an Bitterkeit, an niedergehaltenem Schmerz, an Qual, an Leiden angehäuft, das bringen ſie zu Tag. In Regine's Augen, mochte ſich plötzlich eine Ahnung davon eingeſchlichen haben; denn wie Gebhard ſo da ſaß, erſchüttert, gebrochen,

bitterlich weinend, vom Schmerze ganz und gar überwältigt, da trat sie mit einem raschen Schritt an seine Seite. — „Du, Gebhard“, sprach sie und ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt, „das ist ein schweres, schweres Kreuz, das Gott über uns verhängt, und du und ich — jedes für sich allein, kann es nimmer tragen“ — Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort, einen Blick; aber ihr ward Nichts; da schaute sie angstvoll auf ihren Mann; denn von ihm lassen konnte sie nicht, hing sie ja doch mit tausend Banden an ihm. Sie fühlte das jetzt in dieser schweren Stunde, darum auch war sie so demüthig geworden und ließ nicht ab mit Bitten. — „Wir sind aus einander gekommen, so wie's nicht recht ist, so wie's nicht sein darf“, sprach sie und legte die Hände wie flehend in einander, „jetzt müssen wir wieder zusammenhalten. Gebhard, du siehst's ja, wir müssen es; denn du und ich, wir haben jetzt gar Niemanden mehr, der zu uns hält, seitdem Gott unsern Knaben heimgeholt.“ —

Langsam löste jetzt Gebhard die Hände vom Gesicht. Seine Augen richteten sich auf das junge Weib und blieben lange, lange dort haften, als wollten sie ihr bis in den tiefsten Grund der Seele dringen. Zurückgebeugt, mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht, ertrug sie diesen Blick, lag doch in ihm ihre ganze Zukunft. — „Regine!“ sagte da endlich der junge Mann; er sagte nur das eine Wort und gar nicht laut, man konnte es fast nur an der Bewegung seiner Lippen errathen; aber er sagte es in einer Weise, die Regine aus frühern Tagen gar wohl kannte. Und mit Eins lag sie da an seiner Brust, ihr Gesicht gegen das seine gelehnt, ihre Arme um seinen Hals geschlungen, und da war sie ihm auch wieder zu eigen und hing an ihm als kindlich-ergebenes Weib, wie in den ersten Zeiten ihres Glückes. Und wie er sie so im Arme hielt, erkannte er's, daß nur seine Härte sie so sehr von ihm entfernt, und daß er sie von nun an sehr lieben müsse, damit sie all die Unbill vergessen könne und das harte Unglück, das sie heut betroffen. Er fühlte auch, daß

er zu ihr halten müſſe mit Leib und Leben; denn — ſie hatte doch Recht gehabt — tragen konnte er allein das große Leid nicht, und doch war er ein Mann.

Ein Bund wurde jetzt geſchloſſen ſo feſt und innig, daß er nimmer wieder aus einander gehen ſollte. Und er ging auch nimmer wieder aus einander, denn er war aus dem Boden des Unglückes aufgeblüht und der Schmerz hatte beide geläutert. Das eben iſt das Herrliche am Unglück, daß es ewigen Segen bringt. Wo es dieſen Segen nicht bringt, da haben es die Menſchen nicht aufgenommen, wie ſie geſollt. Das Unglück iſt oft eine Prüfung, oft auch eine Strafe, immer aber ſoll es uns zu Gott, dem Urquell alles Guten, zurückführen.

Draußen war der Tag langſam heraufgezogen, ein grauer, trüber Tag. Die Wolken hingen immer tiefer herein, endlich rieſelte der Regen nicht ſtark, aber fleißig, gleichmäßig auf die Erde herab. Den Beiden drinnen war es recht, denn ſo paßte das Wetter zu ihrer Stimmung; hätte die Sonne geſchienen, wäre es ihnen wie Hohn vorgekommen. Sie ſaßen noch beiſammen und erzählten ſich, was ſie die kurze Friſt ihrer Trennung erlitten und erduldet. Alles, ſo ſchmerzlich es auch ſein mochte, wurde beſprochen und abgethan. Endlich bekannte Gebhard auch, wie frevelhaft er die Liebe ſeines Kindes ganz allein für ſich hatte gewinnen wollen, da zuckten Reginens Hände in den ſeinen und ſie rückte einen Zoll breit von ihm weg. War's ihr doch plötzlich, als könne ſie an der Seite eines Mannes, der einen ſo liebloſen Gedanken gehegt, nimmermehr ſicher ſein. Aber wieder ſagte er: „Regine" — und wieder in der gleichen Weiſe, und da mußte auch ſie wieder ihr Haupt an ſeine Schultern legen. — „Regine, bin ich's denn nicht auch, der Nachts um deinetwillen den weiten Weg über den Axen gekommen?" frug er. „Siehſt du", fuhr er fort, „von jenem böſen Gedanken wußte, außer Gott und mir, keine Seele was und ich hätte dir denſelben auch nicht zu ſagen gebraucht,

aber ſagen wollt' ich Alles, damit nichts Schlimmes mehr zwiſchen dir und mir innen ſtehe.“ —

Und Regine hatte Recht gehabt, daß ſie ihrem Manne damals ihr Vertrauen nicht entzogen; denn was er verſprochen, hat er treulich erfüllt. Der alte Unfriede iſt nicht wieder aufgewacht, und zuſammengehalten haben die Beiden ſo muthig in Freud und Leid, daß kein Schlag des Schickſals ſie je wieder ganz niederdrücken konnte, und mit der Zeit hat dann auch ein anderer kleiner Marien die Stelle des erſten eingenommen. Etwa ein Jahr nach dem traurigen Ereigniſſe, das wir beſchrieben, ſiedelte Indergand mit ſeiner Frau nach ſeiner Heimat Unterwalden hinüber und richtete dort, wie er's gewünſcht, eine Sennerei ein. Regine hatte jetzt Nichts mehr dagegen und mit Gottes Segen gedieh auch Alles zum Beſten. Zu ſeinem Handwerk als Schiffer iſt Gebhard nie wieder zurückgekehrt; er hat ſogar ſo viel als möglich vermieden, über den See zu fahren. Vergeſſen konnte er aber darum jenen Unglückstag nimmer. Oft wenn er ſo in den Alpen herumſtieg und im Süden die Atmoſphäre ſo hell und durchſichtig war, daß die fernſten Bergſpitzen zum Greifen deutlich und klar ſich in den Himmel hineinzeichneten, während im Norden graue Wolkenſchleier heraufzogen; wenn er ſo dem Spiel der zwei entgegengeſetzten Winde zuſehen konnte, wie ſie in den untern Regionen gegen einander kämpften, da mußte er jenes fürchterlichen Sturmes auf dem Vierwaldſtättерſee gedenken: wie er dazumal geheult und getobt und doch — das Alles war nur Kinderſpiel geweſen im Vergleiche mit dem Aufruhr in ſeiner eigenen Bruſt. Gebhard preßte bei der Erinnerung die Hand wohl gegen das klopfende Herz, als müßte er mit ſeiner ganzen Manneskraft den überwältigenden Schmerz von ſich wehren. An jenen Tagen kam er dann meiſtens ſehr bleich und ſtill nach Hauſe. Regine errieth da gleich die neu aufgeriſſene Wunde, aber ſie kannte auch den Balſam dafür.

Ein Weſpenſtich.

(Zürcher Mundart.)

Vor der Stadt uße ſtaht es Landguet und um das Landguet iſcht en Garten und i dem Garte he's e Laube und die Laube lueget gegen=es Feldſtrößli uſe und gege das Feldſtrößli uſe lueget au no öpper ander und dä öpperander iſcht e jungs Frauezimmer und das jung Frauezimmer bät es Zeichnigsbuech ufem Schooß und zeichnet ken Birbaum, ken Berg und kes Huus ab, ſunder öppis uſem Chopf und zwar wieder en Chopf und derzue na en Chopf mit=eme Schnauz und eme Bart. Und wo das jung Frauezimmer mit=eme Durwüſch=leder am Naſezipfeli vu dem Chopf es bitzeli abnä wott und's na e chli ſtiner mache, das herzig Naſezipfeli, ſo chunnt öpper z'ſpringen und ſie thuet ihres Buech gſchwind zue und ſitzt d'ruf. Und wo ſie aber d'Bleiſtift au verberge will und lueget wer chömm, ſe ſtaht ſie wieder uf, nimmt's Zeichnigsbuech wieder vum Bank und blätteret bis ſie zum Chopf chunnt. Unterdeſſe chunnts duſſe gſchwind nöcher und grad wo das Naſezipfeli mit eme „Fabre B" ſött ſtiner gmacht werden iez, ſe ſchüüßt es zweits jungs Frauezimmerli i d'Gartehütten und rüeft: „Er chunnt, er chunnt!"

„Jeſis, wo?"

„Bi der Säupfeſüüderei unnenufe."

„So, endtli emale! — Nu, gnad=em Gott!"

„Warum? — Was häſcht gegene?"

Ein Weſpenſtich.

(Zürcher Mundart.)

Vor der Stadt uße ſtaht es Landguet und um das Landguet iſcht en Garten und i dem Garte he's e Laube und die Laube lueget gegen=es Feldſtrößli uſe und gege das Feldſtrößli uſe lueget au no öpper ander und dä öpperander iſcht e jungs Frauezimmer und das jung Frauezimmer bät es Zeichnigsbuech uſem Schooß und zeichnet ken Birbaum, ken Berg und kes Huus ab, ſunder öppis uſem Chopf und zwar wieder en Chopf und derzue na en Chopf mit=eme Schnauz und eme Bart. Und wo das jung Frauezimmer mit=eme Durwüſchleder am Naſezipfeli vu dem Chopf es bitzeli abnä wott und's na e chli ſiiner mache, das herzig Naſezipfeli, ſo chunnt öpper z'ſpringen und ſie thuet ihres Buech gſchwind zue und ſitzt d'ruf. Und wo ſie aber d'Bleiſtift au verberge will und lueget wer chömm, ſe ſtaht ſie wieder uf, nimmt's Zeichnigsbuech wieder vum Bank und blätteret bis ſie zum Chopf chunnt. Unterdeſſe chunnts duſſe gſchwind nöcher und grad wo das Naſezipfeli mit eme „Fabre B" ſött ſiiner gmacht werden iez, ſe ſchüüßt es zweits jungs Frauezimmerli i d'Gartehütten und rüeft: „Er chunnt, er chunnt!"

„Jeſis, wo?"

„Bi der Säupfeſüüderei unnenufe."

„So, endli emale! — Nu, gnad=em Gott!"

„Warum? — Was häſcht gegene?"

„Gnueg — ach, es iſcht ja himmelſchreied — gräßli iſches!“

„Ä bbitti was au?“

„Eim feuf Wuche nid z'ſchribe . . .“

Jä ſo! — Jä dä chunnt gar nid, in meine nid din Karli, min Emil mein-i, Bertha!“

„Was, nu der Emil? — Ein goge ſo verſchrecke, du wüeſchts Chind!“

Die andere gigelet e chli und ſtreckt dänn hübſcheli hübſcheli ihres Gſichtli zwüſchet de Roſinlirebe durre, fahrt aber gſchwind wieder z'ruck und lai en Gölß, denn en uverſchannts Aeſtli iſchteren i d'Friſur cho und hät ſie recht tüchtig zehrt.

„Das iſcht iez d'Straf für's Erſchrecke“, ſeit d'Bertha zur Emma.

„Bbitti, bbitti, er chunnt ja, ſchwig ſchwig, er iſcht ja ſcho faſt da! — Er dörf nid wüſſe, daß i da bi, i wott e nid itel mache, daß er öppe meinti i thüeg wege-n-ihm es Schrittli. . . .“

„O Emma, Emma!“ rüeft d'Bertha und faht a lachen überebigslunt.

Duße ghört män iez es Roß ſchnuufen; es chlöpft uf de Steinen und gli druf ritt't ebe dä Emil under der Laube verbi und 's preſſiertem erſchröckeli langſam — 's iſcht villicht nid 's erſchtmal — und er ſperberet gruuſam ſcharf i die Bletter ine — 's iſcht villicht au ſcho ufgfüehrt worde —; aber die tunſtigs Laube iſcht ebe nid lang, chuum zweimal ſo lang als ſis Roß und drum iſcht er ebe grüüſeli gſchwind verbi, er mag na ſo langſam thue, und z'warte oder öppe ſis Schnupftuech falle z'la traut er ſi ſchtints nid und ſo gaht die ganz Freud vu der Emma ſo gſchwind verbi, wie män es Schoggäladeſchüümli verſüggelet — en Truck und en Schluck!

Nu was, beſſer as gar nüt; 's iſcht doch ämmel au das und

„Ginüegemkeit iſcht mis Vergnüägä“

hät de Göthe gſeit i ſim Taſſo gege der Mitti zue.

Chuum iſcht aber der Emil verbi, ſe ſchüüßt d'Emma wieder mit-em Chopf dur d'Roſinlirebe durre und luegt-em nahe bis's en nümme gſeht, und das gaht ordeli lang, d'Bertha chönnt ihrem Karli ſi Naſe na zwänzgmal durwüſchen und wieder aſetze.

Aber d'Bertha laht das iez ſy; d'Bertha iſcht höh. D'Bertha wird alliwil höhner; d'Bertha wird z'letſcht rechtſchaffe taub und ſtuunet ihre Karli a uſem Bapiir . . . es git nach und nach es Thränli, es chli es bunters Thränli und das fallt dem Karli bolzgrad uf die korrigiert Naſe; aber gſchwind verwüſcht ſie's mit-em Finger, nu unglücklicher Wiis gege's Aug uſen, und ſo chunnt dä guet Karli en gruuſame Schlänggen über's Gſicht über, grad wie wänn er's Aug verbunde hätt mit-eme floretſidene ſchwarze Halstüechli.

'S Bild iſcht etſchiede hi — da hilft kei „Gartſchu" und kei linds Brod meh; denn 's Bapiir hät ſi vu der Näſſi und vum Drüberfahren am Naſeflügel ufgribe und dä guet Karli hätt en Blätzab überchо, wie wänn er en ſcharfe Pfnüſel hätt und 's vum ebige Schnüüze chäm.

D'Bertha ſchleßt's Buech zue und rüeft: „Du biſcht d'Schuld!" — ſtaht uf und gaht us der Laube.

Wo d'Emma endli ihre Chopf wieder zruckzieht, dasmal aber bidüüted langſamer, erſchtes vu wäge der Friſur und zweites us Truur, daß der Emil um's Egg ummen iſcht bi den üßerſte Häge — ſe ſind ſie kei Bertha meh.

D'Bertha wandlet d'Schatteweg fürre und denkt an ihre Karli. — „En wüeſchte Gaſt iſcht-er, das iſcht usgmacht", denkt ſi. „Hätter iez — ach was, i mag gar nümmen anen denke, er verdients gar nid, nei-gwüß nid. Jez eſange föif Wuche furt und erſcht eſangen en einzigs Briefli. Und im letſchte ſtaht, er gönd iez zu ſim Unggle, vu det us well er mer dänn wieder ſchriibe. Gſeh nid viel devu. Ach wa, 's iſcht zum Ufflügen eſange! — I mag gar nümmen an en denke."

„Wo haſt du den Kleinen?“ frug ſie endlich. Trotzig war es nicht, wie ſie das ſagte, aber auch nicht demüthig. Ganz langſam, ganz ſtill trat Inderland auf ſie zu. „Regine“ — ſprach er und ſo eintönig klang's, wie ſie's an ihm noch nie gehört — „Regine, auf Erden ſiehſt du unſern Buben nimmer; er iſt jetzt ein Engel im Himmel. Gott hat ihn zu ſich genommen unſerer Sünden wegen.“

Das junge Weib ſchrie nicht wieder, fuhr nicht auf; nur zwei, drei Mal griff ſie nach der Stirne und ſtrich mit den ſchneebleichen Händen langſam die goldenen Haarkräuſelchen zurück. Was Alles in Gebhards Antwort lag, verſtand ſie recht gut. Den Sturm hatte ſie geſehen und vergebens war ſie nicht tief bis in die Nacht hinein am Geſtade von Flüelen geſtanden, hatte den Winden gelauſcht und den Wellen und hatte hinausgeſpäht, ob denn keine menſchliche Seele ihr von Brunnen her Nachricht bringen könne? Alles, Alles hatte ſie geahnt, und wie da Gebhard vor ſie hin trat, da wußte ſie, was geſchehen, lange bevor ſie ihn gefragt, lange bevor er ihr Antwort gegeben; ausgeſöhnt aber war ſie nicht. Plötzlich loh'te wieder die alte Bitterkeit in ihren Augen auf. Du haſt den Knaben mitgenommen; du trägſt die Schuld des Unglücks, wollte ſie ſagen; doch ehe ſie den Mund zum Reden geöffnet, brach Gebhard, ſo groß, ſo ſtark er war, in ſich zuſammen wie ein ſchwaches Rohr. Auf die Bank neben dem Ofen war er eingeſunken und, als Regine ſcheu nach ihm hinüberblickte, ſah ſie, wie ſchwere Thränentropfen durch ſeine Finger rieſelten. Es war das erſte Mal, daß ſie ihn weinen ſah, und es iſt etwas Herzerſchütterndes bei dem Anblicke ſo eines Mannes, durch deſſen Eiſennatur die Thränen ſich urplötzlich Bahn brechen. Das ſind nicht weichliche, ſüße Thränen, die aus dem tiefſten Grunde der Seele quellen, und was ſich da an Bitterkeit, an niedergehaltenem Schmerz, an Qual, an Leiden angehäuft, das bringen ſie zu Tag. In Regine's Augen mochte ſich plötzlich eine Ahnung davon eingeſchlichen haben; denn wie Gebhard ſo da ſaß, erſchüttert, gebrochen,

bitterlich weinend, vom Schmerze ganz und gar überwältigt, da trat ſie mit einem raſchen Schritt an ſeine Seite. — „Du, Gebhard“, ſprach ſie und ihr ganzes Weſen war wie umgewandelt, „das iſt ein ſchweres, ſchweres Kreuz, das Gott über uns verhängt, und du und ich — jedes für ſich allein, kann es nimmer tragen“ — Sie hielt inne, als erwarte ſie eine Antwort, einen Blick; aber ihr ward Nichts; da ſchaute ſie angſtvoll auf ihren Mann; denn von ihm laſſen konnte ſie nicht, hing ſie ja doch mit tauſend Banden an ihm. Sie fühlte das jetzt in dieſer ſchweren Stunde, darum auch war ſie ſo demüthig geworden und ließ nicht ab mit Bitten: — „Wir ſind aus einander gekommen, ſo wie's nicht recht iſt, ſo wie's nicht ſein darf“, ſprach ſie und legte die Hände wie flehend in einander, „jetzt müſſen wir wieder zuſammenhalten. Gebhard, du ſiehſt's ja, wir müſſen es; denn du und ich, wir haben jetzt gar Niemanden mehr, der zu uns hält, ſeitdem Gott unſern Knaben heimgeholt.“ —

Langſam löste jetzt Gebhard die Hände vom Geſicht. Seine Augen richteten ſich auf das junge Weib und blieben lange, lange dort haften, als wollten ſie ihr bis in den tiefſten Grund der Seele dringen. Zurückgebeugt, mit ängſtlichem Ausdruck im Geſicht, ertrug ſie dieſen Blick, lag doch in ihm ihre ganze Zukunft. — „Regine!“ ſagte da endlich der junge Mann; er ſagte nur das eine Wort und gar nicht laut, man konnte es faſt nur an der Bewegung ſeiner Lippen errathen; aber er ſagte es in einer Weiſe, die Regine aus frühern Tagen gar wohl kannte. Und mit Eins lag ſie da an ſeiner Bruſt, ihr Geſicht gegen das ſeine gelehnt, ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen, und da war ſie ihm auch wieder zu eigen und hing an ihm als kindlich-ergebenes Weib, wie in den erſten Zeiten ihres Glückes. Und wie er ſie ſo im Arme hielt, erkannte er's, daß nur ſeine Härte ſie ſo ſehr von ihm entfernt, und daß er ſie von nun an ſehr lieben müſſe, damit ſie all die Unbill vergeſſen könne und das harte Unglück, das ſie heute betroffen. Er fühlte auch, daß

er zu ihr halten müſſe mit Leib und Leben; denn — ſie hatte doch Recht gehabt — tragen konnte er allein das große Leid nicht, und doch war er ein Mann.

Ein Bund wurde jetzt geſchloſſen ſo feſt und innig, daß er nimmer wieder aus einander gehen ſollte. Und er ging auch nimmer wieder aus einander, denn es war aus dem Boden des Unglückes aufgeblüht und der Schmerz hatte beide geläutert. Das eben iſt das Herrliche am Unglück, daß es ewigen Segen bringt. Wo es dieſen Segen nicht bringt, da haben es die Menſchen nicht aufgenommen, wie ſie geſollt. Das Unglück iſt oft eine Prüfung, oft auch eine Strafe, immer aber ſoll es uns zu Gott, dem Urquell alles Guten, zurückführen.

Draußen war der Tag langſam heraufgezogen, ein grauer, trüber Tag. Die Wolken hingen immer tiefer herein, endlich rieſelte der Regen nicht ſtark, aber fleißig, gleichmäßig auf die Erde herab. Den Beiden drinnen war es recht, denn ſo paßte das Wetter zu ihrer Stimmung; hätte die Sonne geſchienen, wäre es ihnen wie Hohn vorgekommen. Sie ſaßen noch beiſammen und erzählten ſich, was ſie die kurze Friſt ihrer Trennung erlitten und erduldet. Alles, ſo ſchmerzlich es auch ſein mochte, wurde beſprochen und abgethan. Endlich bekannte Gebhard auch, wie frevelhaft er die Liebe ſeines Kindes ganz allein für ſich hatte gewinnen wollen, da zuckten Reginens Hände in den ſeinen und ſie rückte einen Zoll breit von ihm weg. War's ihr doch plötzlich, als könne ſie an der Seite eines Mannes, der einen ſo liebloſen Gedanken gehegt, nimmermehr ſicher ſein. Aber wieder ſagte er: „Regine" — und wieder in der gleichen Weiſe, und da mußte auch ſie wieder ihr Haupt an ſeine Schultern legen. — „Regine, bin ich's denn nicht auch, der Nachts um deinetwillen den weiten Weg über den Arzen gekommen?" frug er. „Siehſt du", fuhr er fort, „von jenem böſen Gedanken wußte, außer Gott und mir, keine Seele was und ich hätte dir denſelben auch nicht zu ſagen gebraucht,

aber ſagen wollt' ich Alles, damit nichts Schlimmes mehr zwiſchen dir und mir innen ſtehe.“ —

Und Regine hatte Recht gehabt, daß ſie ihrem Manne damals ihr Vertrauen nicht entzogen; denn was er verſprochen, hat er treulich erfüllt. Der alte Unfriede iſt nicht wieder aufgewacht, und zuſammengehalten haben die Beiden ſo muthig in Freud und Leid, daß kein Schlag des Schickſals ſie je wieder ganz niederdrücken konnte, und mit der Zeit hat dann auch ein anderer kleiner Marien die Stelle des erſten eingenommen. Etwa ein Jahr nach dem traurigen Ereigniſſe, das wir beſchrieben, ſiedelte Indergand mit ſeiner Frau nach ſeiner Heimat Unterwalden hinüber und richtete dort, wie er's gewünſcht, eine Sennerei ein. Regine hatte jetzt Nichts mehr dagegen und mit Gottes Segen gedieh auch Alles zum Beſten. Zu ſeinem Handwerk als Schiffer iſt Gebhard nie wieder zurückgekehrt; er hat ſogar ſo viel als möglich vermieden, über den See zu fahren. Vergeſſen konnte er aber darum jenen Unglückstag nimmer. Oft wenn er ſo in den Alpen herumſtieg und im Süden die Atmoſphäre ſo hell und durchſichtig war, daß die fernſten Bergſpitzen zum Greifen deutlich und klar ſich in den Himmel hineinzeichneten, während im Norden graue Wolkenſchleier heraufzogen; wenn er ſo dem Spiel der zwei entgegengeſetzten Winde zuſehen konnte, wie ſie in den untern Regionen gegen einander kämpften, da mußte er jenes fürchterlichen Sturmes auf dem Vierwaldſtättерſee gedenken: wie er dazumal geheult und getobt und doch — das Alles war nur Kinderſpiel geweſen im Vergleiche mit dem Aufruhr in ſeiner eigenen Bruſt. Gebhard preßte bei der Erinnerung die Hand wohl gegen das klopfende Herz, als müßte er mit ſeiner ganzen Manneskraft den überwältigenden Schmerz von ſich wehren. An jenen Tagen kam er dann meiſtens ſehr bleich und ſtill nach Hauſe. Regine errieth da gleich die neu aufgeriſſene Wunde, aber ſie kannte auch den Balſam dafür.

Ein Weſpenſtich.

(Zürcher Mundart.)

Vor der Stadt uße ſtaht es Landguet und um das Landguet iſcht en Garten und i dem Garte he's e Laube und die Laube lueget gegen-es Feldſtrößli uſe und gege das Feldſtrößli uſe lueget au no öpper ander und dä öpperander iſcht e jungs Frauezimmer und das jung Frauezimmer bät es Zeichnigsbuech ufem Schooß und zeichnet ken Birbaum, ken Berg und kes Huus ab, ſunder öppis uſem Chopf und zwar wieder en Chopf und derzue na en Chopf mit-eme Schnauz und eme Bart. Und wo das jung Frauezimmer mit-eme Durwüſchleder am Naſezipfeli vu dem Chopf es bitzeli abnä wott und's na e chli ſtiner mache, das herzig Naſezipfeli, ſo chunnt öpper z'ſpringen und ſie thuet ihres Buech gſchwind zue und ſitzt d'ruf. Und wo ſie aber d'Bleiſtift au verberge will und lueget wer chömm, ſe ſtaht ſie wieder uf, nimmt's Zeichnigsbuech wieder vum Bank und blätteret bis ſie zum Chopf chunnt. Unterdeſſe chunnts duſſe gſchwind nöcher und grad wo das Naſezipfeli mit eme „Fabre B" ſött ſtiner gmacht werden iez, ſe ſchüüßt es zweits jungs Frauezimmerli i d'Gartehütten und rüeft: „Er chunnt, er chunnt!"

„Jeſis, wo?"

„Bi der Säupfeſüüderei unnenufe."

„So, endli emale! — Nu, gnad-em Gott!"

„Warum? — Was häſcht gegene?"

Ein Weſpenſtich.

(Zürcher Mundart.)

Vor der Stadt uße ſtaht es Landguet und um das Landguet iſcht en Garten und i dem Garte he's e Laube und die Laube lueget gegen-es Feldſtrößli uſe und gege das Feldſtrößli uſe lueget au no öpper ander und dä öpperander iſcht e jungs Frauezimmer und das jung Frauezimmer bät es Zeichnigsbuech ufem Schooß und zeichnet ken Birbaum, ken Berg und kes Huus ab, ſunder öppis uſem Chopf und zwar wieder en Chopf und derzue na en Chopf mit-eme Schnauz und eme Bart. Und wo das jung Frauezimmer mit-eme Durwüſchleder am Naſezipfeli vu dem Chopf es bitzeli abnä wott und's na e chli ſtiner mache, das herzig Naſezipfeli, ſo chunnt öpper z'ſpringen und ſie thuet ihres Buech gſchwind zue und ſitzt d'ruf. Und wo ſie aber d'Bleiſtift au verberge will und lueget wer chömm, ſe ſtaht ſie wieder uf, nimmt's Zeichnigsbuech wieder vum Bank und blätteret bis ſie zum Chopf chunnt. Unterdeſſe chunnts duſſe gſchwind nöcher und grad wo das Naſezipfeli mit eme „Fabre B" ſött ſtiner gmacht werden iez, ſe ſchüüßt es zweits jungs Frauezimmerli i d'Gartehütten und rüeft: „Er chunnt, er chunnt!"

„Jeſis, wo?"

„Bi der Säupfeſüüderei unnenufe."

„So, endtli emale! — Nu, gnad-em Gott!"

„Warum? — Was häſcht gegene?"

„Gnueg — ach, es iſcht ja himmelſchreied — gräßli iſches!“

„Ä bbitti was au?“

„Eim feuf Wuche nid z'ſchribe . . .“

Jä ſo! — Jä dä chunnt gar nid, in meine nid din Karli, min Emil meine-i, Bertha!“

„Was, nu der Emil? — Ein goge ſo verſchrecke, du wüeſchts Chind!“

Die andere gigelet e chli und ſtreckt dänn hübſcheli hübſcheli ihres Gſichtli zwüſchet de Roſinlirebe durre, fahrt aber gſchwind wieder z'ruck und lai en Göiß, denn en uverſchannts Aeſtli iſchteren i d'Friſur cho und hät ſie recht tüchtig zehrt.

„Das iſcht iez d'Straf für's Erſchrecke“, ſeit d'Bertha zur Emma.

„Bbitti, bbitti, er chunnt ja, ſchwig ſchwig, er iſcht ja ſcho faſt da! — Er dörf nid wüſſe, daß i da bi, i wott e nid itel mache, daß er öppe meinti i thüeg wege-n-ihm es Schrittli. . . .“

„O Emma, Emma!“ rüeft d'Bertha und faht a lachen überebigsluut.

Duße ghört män iez es Roß ſchnuufen; es chlöpft uf de Steinen und gli druf ritt't ebe dä Emil under der Laube verbi und 's preſſiertem erſchröckeli langſam — 's iſcht villicht nid 's erſchtmal — und er ſperberet gruuſam ſcharf i die Bletter ine — 's iſcht villicht au ſcho ufgfüehrt worde —; aber die tunſtigs Laube iſcht ebe nid lang, chuum zweimal ſo lang als ſis Roß und drum iſcht er ebe grüüſeli gſchwind verbi, er mag na ſo langſam thue, und z'warte oder öppe ſis Schnupftuech falle z'la traut er ſi ſchtints nid und ſo gaht die ganz Freud vu der Emma ſo gſchwind verbi, wie män es Schoggäladeſchüümli verſüggelet — en Truck und en Schluck!

Nu was, beſſer as gar nüt; 's iſcht doch ämmel au das und

„Ginüegemkeit iſcht mis Vergnüägä“

hät de Göthe gſeit i ſim Taſſo gege der Mitti zue.

Chuum iſcht aber der Emil verbi, ſe ſchüüßt d'Emma wieder mit-em Chopf dur d'Roſinlirebe durre und luegt-em nahe bis's en nümme gſeht, und das gaht ordeli lang, d'Bertha chönnt ihrem Karli ſi Naſe na zwänzgmal durwüſchen und wieder aſetze.

Aber d'Bertha laht das iez ſy; d'Bertha iſcht höh. D'Bertha wird alliwil höhner; d'Bertha wird z'letſcht rechtſchaffe taub und ſtuunet ihre Karli a uſem Bapiir . . . es git nach und nach es Thränli, es chli es bunters Thränli und das fallt dem Karli holzgrad uf die korrigiert Naſe; aber gſchwind verwüſcht ſie's mit-em Finger, nu unglücklicher Wiis gege's Aug uſen, und ſo chunnt dä guet Karli en gruuſame Schlänggen über's Gſicht über, grad wie wänn er's Aug verbunde hätt mit-eme floretſidene ſchwarze Halstüechli.

'S Bild iſcht etſchiede hi — da hilft kei „Gartſchu" und kei linds Brod meh; denn 's Bapiir hät ſi vu der Näſſi und vum Drüberfahren am Naſeflügel ufgribe und dä guet Karli hätt en Blätzab übercho, wie wänn er en ſcharfe Pfnüſel hätt und 's vum ebige Schnüüze chäm.

D'Bertha ſchletzt's Buech zue und rüeft: „Du biſcht d'Schuld!" — ſtaht uf und gaht us der Laube.

Wo d'Emma endli ihre Chopf wieder zruckzieht, dasmal aber bidüüted langſamer, erſchtes vu wäge der Friſur und zweites us Truur, daß der Emil um's Egg ummen iſcht bi den üßerſte Häge — ſe ſind ſie kei Bertha meh.

D'Bertha wandlet d'Schatteweg fürre und denkt an ihre Karli. — „En wüeſchte Gaſt iſcht-er, das iſcht usgmacht", denkt ſi. „Hätt-er iez — ach was, i mag gar nümmen anen denke, er verdienis gar nid, nei gwüß nid. Jez efange föif Wuche furt und erſcht efangen en einzigs Briefli. Und im letſchte ſtaht, er göng iez zu ſim Unggle, vu det us well er mer dänn wieder ſchriibe. Gſeh nid viel devu. Ach wa, 's iſcht zum Uffflügen efange! — I mag gar nümmen an en denke."

Und je weniger ſie an en denke will, deſte weniger denkt ſie an anders — und ſo gaht ſie wiiters dem Gartehag nahe und ſtuunet is Grie und iſcht ſo unglückli, wie ne jungs gfunds verliebts Meitli eben iſcht — ſchröckeli unglückli, würklt über alli Bigriff, eigetli gräßli, biſtimmt. Denn d'Bertha iſcht e verwönnts Meiteli, e gar e verwönnts Meiteli — es iſcht ere bis iez alles nachem Schnüerli ggange — ſie iſcht 's einzig Chind — da händer die ganz Verexplizierig. — Und a dem Karli bitrachtet die guet Bertha ebe das as en gwaltige Fehler, daß er ſi nid chümberet drum, wenn ſie öppedie au gegen ihn 's einzig Chind pille wott — de Karli iſcht eben en Pfiffikus und denkt, gibi im Bruutſtand ſcho nahe, ſe hani's im Ehſtand lang verſpillt, und wer ſi i ſim Huus uf de Chopf regne lat, iſcht nid z'verbarme — das merkt d'Bertha woll, aber ſi merkt au, daß's Sperze nüt hilft und daß de Karli Meiſter iſcht.

D'Berthn ſtaht bim Gartethürli ſtill und ſtuunet is Feld uſe.

„So chas nümme gah", denkt ſie, und es mottet es Revoluziönli gege de Karli in ihrem Herze. Wenn er iez dä Augeblick chäm, ſie wüßt ſcho wie's em gieng. De Bappä und d'Mammä folgedere, und o wär's denn doch gſpäſſig, wänn ſie's bim Karli nid au dezue brächt. Vo hütt a mueß-es anderſcht gah, denkt ſie; wänn er iez nu grad chäm, ſie wett-ems biwiiſe.

Dä Gidanke regt ſi ordeli uf und ſie wott-en iez grad aſe warm ihrer Fründin mittheile, do chunnt die ere etgege und wer chunnt mit ere?

De Karli.

De Karli chunnt, mit ſim feſte Schritt, mit ſim ruehigen, ernſthaftfründliche Gſicht, und wone d'Bertha gſeht, iſcht das ganz Revoluziönli verflogen und dafür flügt ſie em um de Hals und fabt a briegge.

„Ja warum nid gar", ſeit de Karli, „was häſcht z'briegge, Chindli? — Daß i ſo lang nümme gſchribe ha?"

„Ja, ebe das“, ſeit d'Emma, „das iſcht recht gruſam vunene; das wett ich dem Emil nid rathe.“

„So?“ ſeit de Karli, „ſcho e ſo wiit?“

D'Emma wird füürroth, ſie hätt ſi verſchnepft; denn 's dörf's eigetli na Niemer wüſſe.

„Bis kes Närli“, ſeit de Karli zu ſiner Bertha, „i will der iez Alles verzelle wie's zue- und herggangen iſcht, daß i nid gſchribe ha; de wirſcht lache.“

„Ja, etſchuldige di nu, du Böſe“, ſeit d'Bertha, „es wird guet ſy.“

Daß er ſi ämel au etſchuldige wott, thuetere wol und daß er überhaupt iez wieder da iſcht, thuetere na wöler. Wär er nid furt gſy, chönnter ſi nid etſchuldige, und en Etſchuldigung, und wär's auch die tümmſcht, händ d'Frauezimmer erſchröckeli gern. De Karli faht ſi Etſchuldigung damit a, daß er es Viſitechärtli fürre nimmt und's der Bertha git.

D'Bertha liest:

„Karl Müller
Margaretha Bircher
Verlobte.“

„Was? Margaretha Bircher?“ fraget d'Emma. „Sid wänn heißiſcht du eſo, Bertha?“

D'Bertha weiß es nid und lueget de Karli a; faſt e chli tummlächtig lueget ſie en a.

„Iſcht das Spaß oder Ernſt?“ fraget d'Emma.

„Spaß?“ ſeit de Karli, „nid im mindiſten iſcht das Spaß; ha na e mängi bi mer. Gfallt der die Schrift, Bertha? — Gäll, ſie ſött ſi nid ſe übel usnäh? — Es iſcht mi Erfindig. D'Margret hät zwar kei Verlobigscharte welle, das ſei nid nöthig, hät ſie gmeint; aber du weiſcht, Berthell, wenn i ch öppis im Chopf ha, ſo . . .“

„Alſo e Margret händ Sie itzed im Chopf?“ rüeft d'Emma im

hellige Zorn, „und das chömmed Sie Ihrer arme Bertha selber gogen is Gsicht säge, Sie ... hett fast öppis gseit.“

„Ja, mi Verehrtesti, das chumm i miner Bertha selber gogen in ihres lieb Gsichtli säge, und wenn Sie's erlaubed, se will i die ganz Gschicht des breiteren erzelle, wie's zue- und herggangen isch bi der Verlobig vum Unggle Karl und der Margret Bircher.“

„Unggle Karl?“

„Aber doch nid din alten Unggle, wo mer im Früehlig binem gsy sind?“ fraget d'Bertha. De Karli nickt. „Ja ebe, mer heißed gliich, bikanntermaße meini!“

„Was, dä herzig alt lieb Herr“, rüeft d'Emma, „wo fern au uf der Scheidegg gsy isch? Dä isch en Brütigam?“

„Warum werded Sie eso roth?“ fraget de Karli.

„Ich? — Ich wirde gar nid roth, wüßt nid warum?“

„Alliwil röther“, seit de Karli. „Aber en ganz bisunders warme Gruez hätter mer na speziell a Sie uftreit und es thüegem würklig leid, daß die Margrite ...“

„Ach gönd Sie mer doch au mit Ihre Malitze, Sie moggante Mänsch Sie.“

„Also dä Unggle, bi dem d'lez gsy bischt?“ fraget d'Bertha.

„Dä gliich Unggle. Wänn Er wänd lose, will i die ganz Gschicht talentvoll erzelle.“

„Ach bbitti ja“, rüeft d'Emma, „i ghöre für mis Läbe gern e Hüretsgschicht. Ischi piggant?“

„Piggant wie nen Wespistich, wörtli gnah! — Aber sitze chönntidmer eigetli au.“

De Karli büüt't siner, iez wieder ganz biruehigte Bertha der Arm und sie gönd alli wieder i d'Rosinlireblaube. Det lit na der Bertha ihres Album.

„Aha, häscht zeichnet?“ fraget de Karli. Aber d'Bertha schüüßt wie nen Welh uf ihres Buech und rüeft: „Nixtebax für di!“ —

And ſie güüßt ſi maleriſch uf de Divan der Ereigniſſe und d'Emma verthuet ſie ebefals näbetzue; de Karli zündt na es Sigärli a und lat ſi dänn ditto in en Garteſeſſel nieder.

„Wänder loſe?“ frageter.

„Mer loſed ſcho lang.“

„Guet. Alſo! — Schwer rollte des Donners furchtbar beladener Frachtwagen an dem majeſtätiſchen Himmelsgewölbe hin, als ein lechzender Wanderer . . .“

„Nä bbitti, recht!“ rüeft d'Bertha.

„. . . . lechzender Wanderer dur den Feldweg unnenufen kam und hinter den Häuſern eines Dörfleins durren ging, dann links ännenaben ſich ſchlug und gerade vor der Husthür ußen noch einen großen Regentropfen auf die Naſe überkam.“

D'Bertha verſchrickt ordetli. „Häter ächt mi Zeichnig doch ſcho gſeh?“ denkt ſie und lueget in etwelcher forſchende Verwirrig 's Karli's Naſen a. Dä merkt aber nüt und fahrt furt:

„Deſäb Wanderer, dä lechzed Wanderer bin ich gſy, verehrteſti Zueloſerinne, und dieſäb Husthür iſcht dem Unggle Karl ſi Husthür gſy. De chaſcht di gwüß na erinnere, Bertha, a das reized Landgüetli, wo Alles usgſeht wie vun Tuube zämmetreit?“

„Friili, guet“, ſeit d'Bertha. „Lueg, Emmeli, es iſcht Alles wie neu us eme Trückli uſe, ſo herzig, ſo bbüſchelet und ufgrümelet; mä ſött würkli nid meine, daß e kei Frau im Huus wär. Und der Unggle ſelber . . .“

„Ja“, fahrt de Karli furt, „d'Bürſtemanne händ gueti Loſig binem. Er gſeht würkli au us wie us eme Trückli uſe.“

„Weiß es na vum Rigi nahe“, ſeit d'Emma und wird wieder e chli roth. Er hätere dezmal erſtuunli guet gfalle, der alt Unggle Karli, i ſim cheſtenebruune Rock, ſiner ſchneewiße Halsbinde, dem blendede Schaboh und mit ſim ſuuber und glatt raſierte guetmüethige

fründtliche Gsicht, siner zierliche Sprachwitz und sine feine, höfliche, wenn au scho öppis altväterische Manière.

„Nu guet", fahrt der Nevö furt, „wänners scho wüssed, bruucht weniger z'schwätze."

„Bbitti nei, erzelled Sie nu recht recht wittläufig", seit d'Emma.

Der Erzeller macht e mild ironischi chlini Verbüügig.

„Chuum bini au underm Dach, se fahts a Tröpfe gä wie welsch Haselnuffen und chuum hämmer enand au gueten Abig gseit und „bis willkummen" und „isches erlaubt?", se fahts a schütten und machen und chlöpfe und chrache wie z'mitzet im Summer und nid wie Ends Herbstmonnet. I bi froh gsy, daß i na trochen unders Dach cho bi; denn die ebig gfeget Laube und dä plinli reinli Stubebode sind ebesowenig für kothigi Stiefel und zum en nasse Huet uszschweie da wie nes Pianino für d'Füüscht vumene Zueschläger us der Schmitte. Ueberhaupt, wenn Eine nid selber erstuunli ordeli ischt, se wirds em wind und weh bim Unggle. Es gseht Alles so ernsthaft neu und unbruucht us wie useren Industrieusstellig, und es fehlt nüt, as daß da und det na großi Zädel hanged, wo säged: „Jedi Berüehrig seig streng underseit." — 'S ischt grad, wie wenn Alles nu zum Aluegen und nid zum Bruuche da wär, wie wenn de Besitz meh Recht hett as de Besitzer und dä vunem abhängig wär. — Es gseht ämel eso us. Aber eso gföhrli isches doch nanig wie mit dersäbe Bibliothek, won eine gha hät. Chumnt emal en Fründ zuenem und gschauet die Büecher und fraget, öber nid dörfi eis devu heinäh. „Nei, potz tusig nei, i liehne keini us; sie sind z u e schön ibbunden, i lises selber nid."

„So engächz ischt der Unggle denn doch nanig. — Er bruucht, was er hät; aber si ruehig, süüberli Natur, sin chlinen Ordnigspedantismus verstaht eben Alles sunntägli z'bhalte. — Nu guet, i bin also trochen unders Dach cho und der Unggle het gseit, vor vier Wuche lösermi iez nümme furt. I seiti das nid, wenn's nid zur

Gſchicht ghörti, werded dänn gſeh warum. — Spröchked alſo mitenand, i mueß vu heimen erzelle, vu Verwandte, Fründen und Bikannte; i chramen alles Böſes fürre, was i vu dir weiß, Bertha, und ſtellen au di lieb Fründin da is leidiſcht Liecht, wieners beldi richli verdieneb . . .“

„Sie werded ſchön gloge ha überis“, ſeit d'Emma und dräut dem Karli mitem Finger. „Was händ Sie dänn Alles gſeit?“

„Alles wüſſe macht Chopfweh“, ſeit de Karli. „Underdeſſe machts duſſen immer ärger aben und es iſcht e wahri Freud gſy, am Felſchter z'ſtah und dem Pletſchen und Tätſche zuez'luege. Der Unggle fritli, dä hät gſeit, es thüeg de Zwätſchge nid guet, ſi fuulid vu der Neſſi. — D'Schuel iſcht do grad us gſy und „die Tuged und Wüſſeſchaft liebed Juged“ (wie ſie ebe ſo ſchön as verlogen uf den alte Neujahrsbletteren ab der Chorherre tituliert wird) iſcht mit großem Freudegſchrei und Narepoſſen underem Räge durregloffen und einigi ſind au unders Unggle's breitem Schüürdach undergſtanden, und öppedie in angiſtammter Raubluſt wieder in Räge uſe gſchoſſe go Zwätſchgen ufläſe näbet der Schüür. Der Ungglen und ich händ dem Allem zueglueget und er hät gſeit: „Lueg, 's iſcht e Straf und e Blag mit dere liebe Juged. Wämmene z'Hampfleweis git, ſe ſtähled's eim Seck voll — es lat ſi halt nu nüt mache.“ — „Lieben Unggle“, ſägi, „verbottes Obſt iſcht ſüeß und ſie denked halt wie's im Sprüchwort heißt:

„D'Zwätſchge händ Stei, für keinen elei,
D'Zwätſchge händ Stiel, 's chas eſſe wer will“,

und mer ſind denkwol in euſerer liebe Juged au nid viel ſchlimmer gſy.“ — Der Unggle hät fritli welle ha, i ſiner Juged heb na kei e ſo e Verdorbeheit gherrſcht, aber es hät öppis um ſini Mundwinkel zuckt, wo mer hät merke la, er heb vor vierzg Jahre doch au gwüßt, wie d'Zwätſchgen usgſehnd won an anderer Lüüte Bäume wachſed. — Gſchäch nüt Böſers!“

„En ſuubere Wunſch", meint d'Emma.

„Jez womer ſo am Feiſchter ſtönd und uſelueged, chunnt zu dene Chinden unders Schüürdach mit gſchwinden aber zierliche Schritten es Meitli und ſtaht au under. Uſem Dorf hät's nid gſchunne z'ſy, denn die lieb Juged hät's erſtuunli neugierig äglueget. Und wil e ſchöni Figur und e lieplis Gſicht dänn doch immer zu denen Erſchiinige ghöred, wo me d'Auge nid prezis zuethuet devor, ſe hämmer ämmel das frönd Meitli au aglueget. An ſtaubige Schuehne, am Chorb und am Schilhuet a iſches is vorcho, as hett's ſcho en zimli wiite Weg zruckgleit. „Unggle", ſägi, „wänn iez d'Bertha da wär, ſe müeßt ſie das Meitli in ihres Album zeichne; lueg nu, iſcht das denn nid e Prachtserſchiinig vunere Wehnthalerl?" — „Gar nid leid", ſeit der Unggle, „und was mer am meiſten anere gfallt, ſie ſchiintmer e recht ordetlicht Perſon z'ſy, lueg nu, wie ſie de Staub abbutzt und ſie ördelet und pützlet. 'S iſcht würkli gar nid leid, das Meitli. Am Gwand a mueßes vu hablichem Huus ſy." „'S wird en Dienſt neime ſueche", ſägi. „In euſerem Dorf nid", ſeit der Unggle, „höchſtes öppen i der Mülli. Chan au villicht nu neimen uf Bſuech cho."

„Lachedmer nid, mini wißbigierige Zuehörerinnen, lachedmer nid über euſers Gſpröch. Denn uſeme Dörfli iſches eben anderſcht as i der Stadt. Da macht eniedere fröndе Mänſch meh oder weniger Uſſehen und wird verhandlet und werded Vermuethigen übereu agſtellt."

„Ja, min Liebe", ſeit d'Bertha, „wenn's iez en alti Bettleri gſy wär, hättider gwüß kes Wort über ſie verlore."

„Chaſcht nid ganz läz ha, Meiteli", ſeit de Karli, „de verrathiſcht etſchide pſychologiſche Scharfblick, das freutmi; fahr nu ſo furt."

„Ha's iez ſcho gſeit, du Spötter. — Und do wie iſches na ggange? Mä mag ſcho Allerlei gmerke, gäll, Emma?"

„Trotz pſychologiſchem Scharfblick", ſeit d'Emma, und wird vun ihrer Fründin miteme dankbare Blick bilohnt.

„Wie's do na ggange sei? — Wie's uf der Wält gaht: de Räge hät endtli wieder naheglah, d'Schueterchind sind heigloffen und die Wehnthaler! ischt au furt und der Ungglen und ich sind nid am Feischter bblibe, bis sie wieder chömm. — So sind etli Tag vergangen und i ha das Meitli nümme gseh und au ganz vergesse ghа."

„Gwüß?" fraget d'Bertha.

„Gwüß. — Wie gseit, so ischt d'Zit vergange; der Ungglen und ich sind i sim Guet ummegstieflet und händ is la wohl sy; er hätmer öppen e chlini Vorläsig ghalten über die höcher Obstkunde, das ischt fis Steckepferd, und das glichetem uf's Haar; i wüßt für ihn würkli kei passederi Bischäftigung. Die eigetli Landwirthscheft ischt nid ganz für ihn; es chunnt da doch allerhand meh oder weniger Ureinlis debi vor und 's git hin und wieder doch kathigi Stiefel, wämmen allem und jedem recht gründtli wott naheluege. D'Baumzucht aber thuets ehner für eso en ordelis Mannli, und 's ischt würkli e wahri Freud, wämme der Unggle gseht vor sini Spalieren und andere Bäume stah. Er lueget die Frücht mit so eme Wohlwollen und so ere väterliche Zärtlichkeit a, daß mä würkli meint, sie dörfid nid anderscht als recht fiin und edel und schmackhaft werde, scho us luuter Dankbarkeit und Anerchännig für fis Zuetrouen und sin Glauben a s'. Und obschon ich ken bisunderen Oepfelfründ bin — aber wänn der Ungglen abeme Spalier en Oepfel loslöst, nid bricht, sunder mild loslöst, wänn er dä Oepfel dänn mit zwee Fingere zierli Eim zeiget und seit: „Ischt iez das nid e wahri Pracht? — Lueg iez emal das Hüütli, das fiin, glänzig Hüütli, und schmöck iez emal dra — gäll das ischt en edels Grüchli?" — und wänn er Eim dänn mit liebeder Gründtlichkeit d'Gschicht vu dem Oepfelbäumli erzellt und mit was für ere Müeh und Sorgfalt und Ufopferig er das Bäumli erzoge heb — wänn er Ein dänn gheißt mitem i d'Stube gah und er dä Oepfel z'erscht na ufen es zierli's Tellerli leit und e namal alueget, wiener si i der Stuben und ufeme Tellerli usnämm — wänn er

dänn 's Meſſer ſorgli z'erſcht ſcharf abzieht am Stahel und faſt e chli ſüüfzed, das edel Naturgebild des ſine glänzige Hüütli's mit ere Sorgfalt und ere Giwandtheit etlediget, daß es nu ein Schnäfel git vum ganzen Oepfel — wänn er dänn Stückli macht und 's Bütſchgi uſeſchnitdt und alli Chernli uſenes Papiirli leit — und er Eim dänn endtli es Stückli uſwartet mit mild lüüchtenden Augen und ſcho zum Vorus es bitzeli fürflet und ſchmatzget —: ja da müeßt Eine dänn doch e recht verſtockts Gmüeth ha, wänn er nid us luuter Achtig vor der Herzesfreud dä Oepfel ebefals delicids fänd. — Und wämme dänn dä Oepfel lobt: „Würkli, er iſcht wie Anke, er vergaht eim völlig uf der Zunge — und das ſiin Bouquet, bbitti, a was erinnerets iez au?" — dänn iſches viel, wänn der Unggle nid afaht zäbele vor Freude, und jedefals brichter in es etzückts: „Gäll, gäll?" us. — Und die zierli Umſtändlikeit häter bi allem anderen Obſt au: bin Birre, bin Zuckerpfluume, bin Zwätſchge, bin Truube, ſogar bin welſche Haſelnuſſe."

„Die ſchellter au alli?" fraget d'Emma.

„Nenei, das dänn doch nid, aber bi Allem later e chlini paſſedi Abhandlig über dä bitreffed Fruchtkörper voragah; die großen Eierpfluumen aber, die ſchellter und bimerkt debi mit ere gwüſſe Wehmueth, um de Stei umme ſeigids halt doch allwil e chli fuurlachtig; das ſei nid z'änderen; er heb ſcho mängmal drüber naheddenkt."

„Ach, dä herzig Mänſch!" ſeit d'Emma under der Stimm.

„Bi ſo ere liebivolle Bihandlig und Sachkänntniß chas natürli nid anderſcht ſy, as daß ſi d'Sach vu ſelber bilohnet Aber ſi bringtem au Anerchännig von ußen und wo neimen e landwirthſchaftlichi Usſtellig iſcht, ſe treit der Unggle gwüß für ſis Obſt eini vun erſchte Prämie hei. — „Wänn d' dänn emal en eigne Garten aleiſcht", häter zuemer gſeit, „ſe lamers wüſſe; i will der dänn wegen Obſtbäume ſcho rathen und hälfe." — I ha's mit Dank agnah." —

„Das iſcht brav vu der", ſeit d'Bertha. — „Aber wie iſches dänn na mit der Wehnthaleri ggange?"

„Das chunnt iez, Liebi; nu Gidult. — So ſimmer dänn au emal amene Morgen im Garte gſy und händ is erlabet a der liepliche Sunnewärmi und i luegen eſo ummen und anne, luege das zierli Huus a mit ſine prächtige Trüetere, wie's eſo ſuuber und proper und wonnli daſtaht im Sunneſchii und wie d'Schwalbe drumummeflüüged, luegen au de Baumgarten a und de Bluemegarte, wie Alles i fröhliche Farbe duftet und lüüchtet und nid heimeliger und ſchöner chönnt ſy — und do ſägi zum Unggle: „Unggle, 's iſcht eigetli doch ſchad ſchad für dich."

„Warum?" fraget er.

„De häſcht Alles ſo herzignett binenand, es fehlt nienen es Tüpfli, 's iſcht nienen es Mösli, nienen es Chritzli, und doch fehlt na 's Tüpfli uf's i."

„I weiß woll was d' witt ſäge", ſeiter und ſüüfzget e chli.

„Gäll, de gſpürſches au?" ſägi „Aber warum thueſcht dänn nid defür?"

„Ja du guete Mänſch", ſeiter, „das iſcht gſchwinder gſeit als tha!"

„Dörfma frage warum?"

„Frage dörfmän und g'antwortet iſcht gſchwind: es gaht halt nid."

„Mit Erlaubniß, lieben Unggle", ſägi, „die Antwort iſcht gſchwinder als düütli."

„De häſcht Recht", ſeiter, „und i willders ehner na e chli düütlicher mache: I finde halt Niemer, wo für mi paſſet, und umkehrt iſches leider au de Fal."

„Jez aber bbitti", ſägi, „du?"

Der Unggle nickt und günnt mit ere liſe Trüebſeligkeit e tüürs Blatt ab und trüllets in Fingeren umme.

„Du?" ſägi namal; „en Ma, wo ſo ganz defür gſchaffen iſcht!

es Fraueli glückli z'mache, und dur e brav Fraueli glückli z'werde — eſo en Ma ſött ekeis finde? Das wär mer dänn doch gſpäſſig — das."

„Sel's gſpäſſig oder nid, es iſcht iez halt emal doch eſo", ſeiter. „Es Frauezimmer us der Stadt wär nüt für mich; i bin ebe halbe verpuuret und ſie würd vor Langerwil ſterben im erſte Vierteljahr, dänn wär's au wieder us; und eini abem Land — „guete Tag, Frau Liſebeth, wänder au wieder a d'Arbet?" ſeiter zuenere Frau über de Hag uſe. — Die löpli Tugeb häter au, der Unggle, er ſchwätzt mit alle Läüten, und das wird ufem Land erſtuunli guet ufgnah; i ha's nach und nach au agnah, cha's aber bi wittem nid ſe guet wie der Unggle.

„Ja", ſeit d'Frau Liſebeth, „e chli go Räbli haue. guete Tag, Herr Müller."

„Händer e Hülf bini?" fraget der Unggle und meint demit das Wehnthalermeitli, wo mit der Frau Liſebeth cho iſcht und nach kurzem Grueß es Streckli vorusgaht efange.

„Ja", ſeit ſie, „es iſcht e Bäſi vu miner Stüüffchwöſter; ſie iſcht ſid einiche Tage binis uf Bſuech. I has nid welle ha, daß ſie mitchömm, aber ſie hetts nid anderſcht tha. „De verderbſchtder ja nu's Sunntiggwand", ſägi zuenere. „Heb kei Chumber, i weiß ſcho wie mä mueß Sorg ha", ſeit ſie, und iſcht ebe nid devu abz'bringe gſy." —

„So, ſo?" ſeit der Unggle, „nu, nu, ſind nu nid z'fliißig."

„Hä, mä mueß öppis thue!" ſeit d'Frau Liſebeth. „Läbed Sie woll!"

„Würkli iez dänn doch au e Prachtserſchlinig, das Meitli", ſägi zum Unggle; „häſches nid au gfunden, Unggle? — Die ſtattli Figur, e gwüſſi Grazie dänn doch wieder, und das ſchön ſtin Gſicht — aber was häſcht iez au welle ſägen, Unggle? Vu einer abem Land? — Möchtiſcht würkli ekeini abem Land? — Es git dänn doch au

Biſchpill, wämmer iez au nid grad das näh wänd, womer vorig gſeh händ... Wie alt mag ſie öppe ſy? — Doch ſcho gege de..."

„I chumme grad wieder", ſeit der Unggle und gaht eme Ma etgege.

„Häts ächt ſcho e chli zündt?" denki und han im Lauf vum Tag namal e chli ſondiert; aber der Ungglen iſcht alliwil gſchwind drüber eweggange."

„Nu, das wär aber dänn doch au gar e chli z'gſchwind ggange", bimerkt d'Emma.

„O, es git Biſpiil i der Wältgſchicht", ſeit de Karli. „Und grad die ruehigſte Lüüt überrumpelts mängmal am gſchwindſte — was lachiſcht, Bertha?"

„Nüt, nüt — nu wege dene ruehige Lüüte."

„Wart, i will der", ſeit de Karli. — „Nu, i will furtfahre! — Am folgeden Abig ſtömmer wieder am Gartehag und gſehnd das prächtig Meitli vum Feld hei cho. Jez will i achtig gä wienen Häftlimacher, denk i bi mer ſelber und zünde zu dem Zweck gſchwind e Sigaren a, um d'Forſcherblick paſſed hinder Rauchwulche z'verſchleiere.

„Händer Fitrabig gmacht?" fraget der Unggle.

„Ja, mer ſind fertig worde", ſeit d'Wehnthaleri.

„So? — das iſcht brav. — E chli e runchi Arbet, nid wahr?"

„O, es macht ſi, wämmä's gwonnet iſcht."

„Ja ja, ſäb iſcht wahr. — Wie ſtahts im Wehnthei unne hüür?"

„Ordeli, danke dem Herre, 's git woll us."

„So? — das iſcht brav."

Pauſe.

„Ja, i wirden au müeſſe durhei", ſeit ſie endtli; „läbed Sie woll!"

„Adie, adie!" ſeit der Ungglen und lupft's Chäppli.

Wege dem Gſpräch hätti grad nid bbrucht e Sigaren az'zünde, denk i bimer ſelber, ſägen aber zum Unggle wie geſchter: „Würkli, es Staatsmeitli, gäll, Unggle?"

„D'Tracht macht au viel", seiter, aber immene Ton, wie wänn e längeri Gidankereihe vorusggange wär und er's eigetli meh zu sl selber seiti.

„I glaube nid, daß die na lang ledig bliibt", sägi.

Der Unggle git kei Antwort uf das und i finden, i well vu iez a lieber der östli Biobachter spille und nüt meh vu dem säge. — Mä mueß d'Lüüt mache la, 's ischt besser, und d'Liebi chunnt vonem selber, wänn's sy mueß. —

Wämmän aber emal uf öpper es Verdächtli ha wott, so lueget mä de Biträffed und Alles, was er thuet, uf eimal mit ganz anderen Augen a. Und so isches mer au mit dem Unggle ggange. Wär doch nett, denk i, wänn i au emal es Novelleli erläbti, würkli vor minen Auge, nid mit Buechdruckerschwärzi und uf Papiir, sunder i lustiger närrischer nächster Würklikeit. Und so hani dänn agfange, dem gueten Unggle Karli bidenkli aufz'luuren und han au würkli verdächtigi Zeien usegfunde."

„'S ischt doch au Niemert sicher vor Ihne!" seit d'Emma. „Aber was händ Sie dänn usegfunde?"

„Ja, so zum Bispiil isches mer vu iezt a nid ganz urche vorcho, daß der Unggle im Garten uf der Sitte gege de Feldweg ungwönnli viel z'päschelen und z'ördele gfunde hät; ja daß er, bsunders gege de nüüne und dänn au gege de zwölfe, sowie z'Abig det ummenand allerlei gheimnißvolli Vermessigen agstellt hät mitemen ebiglange Meßband, und daß er bi dem Gschäft so starch hät müesse nahedenke, daß er mängmal e paar Minute lang tüüfsinnig is Feld use gstuunet hät i der Richtig vu der Frau Lisebeth ihrer Pünt. Denn d'Frau Lisebeth und ihre Bsuech sind doch nanig ganz fertig gsy mit ihre Feldarbeite. — Au nid ganz normal hät's mer welle schiine, daß der Unggle, wenn er die beide gseh hät cho oder gah, statt mitene z'schwätze, allimal tüüfer in Garten inen ischt und in iäßlicher Bitrachtig vun irgedere Bluem oder Frucht ihne de Rugge kehrt hät und zwar nu

ſo lang, as bis er öppe ddenkt hät, ſie ſeigid ſcho e Strecki verbi legeb. Dänn iſchter ſtarregangs wieder gege de Hag fürren und hät wieder agfange meſſen und ſtuune. Gar verdächtig bſunders aber iſches mer gſy: woni emal elei im Gartehüüsli ſitzen und der Unggle im Huus mit Rechnige biſchäftiget gwüßt ha und i emal ganz zuefellig ſo 's Huus aluege, ſe gſehni uf eimal uſeme Guggehüürli uſen öppis glänzigs luege, das ſi öppedie es bitzeli verrodt hät.

So, ſo, das ſind die Rechnige, denkt, und i ha doch gmeint, i müeß grad luut uſelache. I gahnen uſem Gartehüüsli uſen und luege heimli, was es für en Effekt macht am Guggehüürli — und richtig, das Glänzig verſchwindt hinder de Schinnelene vum Laden und gli druf gaht de Laden uf und der Unggle erſchint underem Feiſchter miteme unghüüre Chrüüterbuch und bletteret drin us Lilbeſchreſte. — „Schlauheit, dein Name iſt Unggle Karl!“ denk i bimer ſelber und mache druf en paarſtündige Spaziergang; denn i hett biſtimmt nid anderſcht chönne, as dem Unggle grad uſen is Gſicht z'lache. Bis i wieder heicho bi, iſcht's Lache verroche gſy.“

„Glaubſcht würkli, er heb dur's Perſpäktif glueget?“ fraget d'Bertha.

„Nüt anders, i weißes ſogar.“

„Ach, das iſcht herzig“, ſeit d'Emma. „Und do, und do?“ —

„Jä, 's hät na allerlei eſo gä. So iſches mer au vorcho, as Rüchti öppenemal über's Unggle's Gſicht en eigethümli jugendliche Schii und emal, er hät grad 's Rindfleiſch verſchnitte und mer reded wu ganz trochne ſtatiſtiſche Sache, ſe faht er uf eimal a ganz kurios unzitig lächle, aber nu en Augeblick, ganz gſchwind, ganz flüchtig wie in Chindewehne; das iſchtmer au e chli ungrad vorcho. Und ſo na allerhand, was i iez nümme weiß. Jez aber chumt d'Hauptſach.

I ſitzen amene Nachmittag wieder im Gartehüttli und lieſen imene Buech, das i mitgnah ha und woni mine Zuehörerinne nachdrücklı möcht epfolle ha, ebefals z'läſe; denn 's iſcht eis vun ſinſchten und

edelſte Produkten i der neueſte Literatur. Es heißt: „Clara Vere. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Carl Meyer. 1858.“ I lieſen i dem reizede Büechli und bin ganz vertüüft dri; do ghöri der Unggle in Garte cho. I luegen uf und gſehne, daß d'Margrite vum Feld her chunnt. — „Nimmt mi iez doch Wunder, was der Unggle mache wird“, denk i, „und oder ſi nid zum Hag fürre trout, bis ſie verbi iſcht.“ I luegen alſo zwüſchet de Blettere durren und gſehne, wie der Ungglen i Gidanke zmitzet im Garte ſtaht und en Oepfel aſtunnet, won uſem Boden litt. Dänn zupfter uruehig am Chäppli, chunnt mittem Schueh a dä Oepfel anne und merkt's nid emal — öppis ganz total Unerhörts für dä zärtli Pomolog oder Oepfelbiſtiſſene uf täutſch! — Ganz unerhört das! — „'S häte, 's häte biſtimmt“, ſägi zuemer ſelber, „das iſcht jez etſchiden usgmacht.“ Die ſtattli Wehnthaler-Margrite chunnt nöcher; es hätmer vor Erwartig ſelber e chli tötterlet, i ha gfürcht, mä gſächs au mir a, daß i de Biobachter ſpilli, und obſcho vu der Laube verborge für beidi, lueg i doch iſrig is Buech inne und ſchääche nu ganz hübſcheli drüber ine. D'Margrite chunnt allimil nöcher, ſie mönet vor ſi anne und ihri prächtigen Auge lueged ruehig über de Garten ine. — Wänn i bisder die Idee mit dem Ungglen und der Margrite meh us Spaß und bihaglichem Müeſſiggang ghegt und Freud gha ha dran, ſen iſcht mer im ſäbe Momänt die Sach uf eismal recht ernſthaft in Chopf cho, won i iez; 's erſchtmal eigetlt, das Meitli recht bitrachte. Stillchreftig, ruehigumflichtig, uf ſich ſelber ſchön biruehed und chlaverſtändig i d'Wäli lueged iſcht mer die Margrite erſchinne, und au ganz ime rechten Alter für en Ma gege de Füfzge.“

„Wie alt iſchi?“ fraget d'Bertha und d'Emma glichzitig.

„'S thutmer leid, aber im Taufbuech wirds woll z'findo ſy.“

„Ach, nu ſo ungfahr?“

„So ungfähr e chli elter as ich.“

„Nu nu, dänn chases thue mit der Juged“, meint d'Bertha.

„'S iſcht's ſchönſt Alter, grad das Alter", ſeit de Karli, „wommä mit Würdi ſich als Tante binäh cha."

„Bbitti, bbitti, ich bi ſcho lang Tante", ſeit d'Emma.

„Sollenen öppen es Kumpliment mache?" fraget de Karl.

„Nenei, lön Sie's lieber ſy, 's wärene doch nid ernſt."

„Los au, Bertha", ſeit de Karli.

„Fahr iez lieber furt", meint d'Bertha.

„Wer hät mi underbroche? — Nu ſe will i. — I ſtellen alſo mini Bitrachtigen a über die Margrite, und underdeſſe gaht ſie bim Hag verbi, und was meineder? — Min Unggle chehrt ſi nid um, er gaht nid in hindere Garte; mit ungwöhnli luuter Stimm, wo ganz düütli en innerl Ufregig verrathet, rüefter: „Gott grüezi woll", und gaht mit halb gſchwinde, halb zauderede Schritte zum Hag fürre.

„Herrli Wätter", ſetter.

„Ja Gottlob", ſeit d'Margrite und ſtaht ſtill.

„Wie gfallti in euſerer Geged?"

„'S gfalltmer woll", ſeit ſie. — „Sie händ da ſchöni Zwätſchge."

„Wänder e chli?"

„Sie ſind güetig, aber i ha's nid wege dem gſeit", ſeit ſie munter.

„Das glaubi gern", ſeit der Unggle und lachet e chli. Dänn günnter e Hampfle großi welſchi ab und gitseren über de Hag. D'Margrite danket und rüehmts namal; dänn ißt ſie eini. Aber chuum hät ſie au recht dribbiſſe, ſe fahrt ſie zämme und ſpäuzt miteme liechte Schrei die ganz Gſchicht wieder uſe.

„Was iſcht, was iſcht?" fraget der Unggle. „En Wurm?"

„Nei", ſeit ſie müehſam, „i glauben es iſcht es Wäſchpi drin gſy."

„Um's Himmelswille, hätſi gheckt?"

D'Margrite ſchüttlet nu mitem Chopf und mungget öppis und iſcht füürroth.

„'S hätti gheckt, 's hätti biſtimmt gheckt, Er fägeds nu nid", rüeft der Unggle. „Bbitti, zeigedmer d'Zunge!"

D'Margrite ſchüttlet wieder mitem Chopf, leit die andere Zwätſchgen uf de Hag und wott gah.

„Karl, Karl“, rüeft der Unggle ganz troſtlos und lauft gege's Huus. I ſtürzen us der Laube und underdeſſe, bis der Unggle wieder ummechunnt, iſcht d'Margrite ſcho furt und loſet uf leis Zuckrüefe meh.

„Bbitti, laufere nahe, hol ſie zuck, ſo dörf ſie mer nid furt, i hole der Hufeland, der Oſiander, de Paulitzky — was meinſcht au, was meinſcht au — meinſcht nid, wänn ſie es Hämpfeli friſchi Erdbeeri is Muul nähm? — 's iſcht frili — gang, lauf, ſpring, renn, Karli, i bbittbdi dedoch au — o daß mer iez au das hät müeſſe bigegne ... oder nei, bliib da, i gahne ſelber, i gahne ſelber! bliib nu!“

Und ſe gſchwind aber cha wüdeleter uſem Garten und is Huus und chuum e Minute vergaht, ſen erſchiinter miteren Arſle Bücher und hüdelet demit der Margrite nahe. Die iſcht aber underdeſſe ſcho hinder de Hüüſere verſchwunde. — Chuum vergaht wieder e Minute oder anderthalbi, ſe chunnt der Unggle mit ſiner Arſle Volksarzneimittel, Makrobiotik und Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Geſundheitspflege wieder ummen und i gahnem ſo ernſthaft as müglì etgege.

„I wüßt es Mittel“, ſägi. „'S hät mi au emal bim Hungusnäh und Wabeneſſen as Imbli i d'Zunge gheckt.“

„Ach, warum häſches au nid grad gſeit, was d'weiſcht? Was iſches, was iſches?“

„Und do bini mit großem Zetter zur Mammä gloffen und do hät ſe mer gſchwind, — aber frili, ob's grad iez g'ha wär, weiß i nid . . .“

„Se ſägs doch, ſe ſägs doch! Was hät ſie der ggä?“

„Es Stuck Oepfelwähe — 's hät mer guet tha, 's hät herrli küehlet.“

„Spaſſiſcht oder iſches der Ernſt?“

„Bluetigen Ernſt.“

„Hät ächt de Beck?“ machter. „E rings Mitteli wär's.“

„E rings Mitteli — mä cha ja frage la“, ſägi und rette mi ſchlüünig uf mis Zimmer, denn lenger hett i's Lache nümme chönne verhebe. — Aber er chunnt mer nahen und bittet um tuufiggottswille, i ſöllem au rathen, i ſöllem au hälfen — und die Büecher hät er allwil na ſtarr underem linggen Arm. — „Sie werded bi der Liſebeth obe ſcho öppis wüſſe“, ſägi, — „aber chumm, zur Beruehigung wämmer en ärztlichi Conferenz ha. Nimm Platz, Unggle.“ — Der Unggien iſcht würkli ganz uſem Hüüsli gſy im ſäbe Momänt und hett tha, was i hett welle. „Mer wänd emal luege“, tröſt i, „'s wär doch kurios, wänn i dene Büechere kes Mitteli ſtiehnd.“ I ſchlanen eis uf i der Mitti: „Bätterkinden, Pfarrdorf von 97 Häuſern an der großen Straße von Bern nach Solothurn —.“

„Ach, mach iez au kei Tummheite“, rüeft der Unggien und nimmt mer's gſchwind eweg. „I mueß mi i der Ji vergriffe ha. — Da, im Oſtander wämmer luege. Wadenkrampf — Warzen — Waſſerkopf — ach bah — Weichſelzopf — Weihrauch — Wespenſtich! — Wespenſtich 548 ... da — 548, 548, 548. Gegen den Wespen- und Bienenſtich: Kaltes Waſſer — nu, das wär eifach“, ſetter.

„'S eifachſt jedefals“, ſtimm i bi. „Was hätz na?“

„Salzwaſſer?“

„Nei, das biißt.“

„Kochſalz mit Rindermark gerieben? Hät ächt de Metzger?“

„Das iſcht nüt“, ſägi.

„Weineſſig oder Citronenſaft mit Läppchen aufgelegt?“

„Gaht nid guet, es Läppli uf d'Hänge.“ — Aber weiſſt du was, Unggle, mer wänd's ſy la, Alles; ſie händ biſtimmt ſcho es Mitteli gfunde, glaub mer's nu.“

„Meinſcht gwüß?“

„Sicher. ’S wird nid ſe gföhrli ſy.“

„Jä jä jä aber . . . .“ ſeiter; „i will iez doch na öppis luege.“ Er nimmt ſini Büecher zämmen — es iſcht au en Band Verhandlige vu der ſchwizeriſche gmeinnützige Gſellſcheft i der Zi mitgfloſſe — nimmt ſini Büecher zämmen und wüdelet mit abe. Nacheme Willi gſehnene zum Huus us gah und zwar wieder miteme Buech. „Unggle“, rüef i em nahe, „häſcht au recht glueget, daß d’ nid öppen es Buech über chünſtlichi Fiſchzucht oder en Zinschnecht bi der häſcht?“ — Er ſchüttlet nu mittem Chopf und ſtrebt duruf gege’s Dörfli.

„Wänn’s dä nid hät, will i en Herdöpfel ſy“, ſägi zuemer ſelber. „Allgimeini Mänſchelieb chas nid ſy, dänn thäter nid eſo confus und faſt gar e chli eifeltig — alſo chas nüt anders ſy, as e ganz ſpeziells Gfühl für die bbleſſiert Wehnthaleri — und nach altem Bbricht weißtmä, daß es i gwüſſe Fällen ums Mitliiden en eigeni, e heiggli Sach iſcht — es ſchlat nu z’gern i Liebi um, und wänn vu Liebi ſcho es Chlimli da iſcht, ſe verwandlet ſi die Milch der „frumme Denkungsart“ um ſe gſchwinder i Schotten; i will iez d’Folge vu dem poetiſche Glichnuß nid witter usfüehre.“

„Biſcht en Pfüdi“, ſett d’Bertha.

„Und mini Birechnige hämmi dänn au nid täuſcht. — Der Unggle iſcht zwar um vieles ruehiger wieder umme cho, as er ggangen iſcht, und hät erzellt, es göng ordeli; d’Zunge ſei fritli zimmli gſchwulle worden und d’Margrite chönn nid guet reden iez — aber mä hoffi mit Eſſiggurgle werdis beſſere. — Aber i hänems woll agſeh: er iſcht doch allwil na zimmli verſtört gſy und fis ſuscht ſo ruehig heiter guetmüetig Gſicht hät biſorglichi Falten und es Chumberzügli bihalte. Sis g’ordnet, reinli Dasy hät dur dä Wäſchpiſtich en Schupf übercho und ’s iſcht Allerlei underenand cho drinn und verrütſcht und umgfalle. Er hät mi im Grund verbarmet, min gueten Unggle

Karl, i mueßes ſäge, und i ha mer alli Müeh ggäh, ſini Selbſtvorwürf z'widerlegge.

„Das mer iez au das hät müeſſe bigegne", hät er gſeit. — „Was wird ſie au vumer denke?!" —

„Lieben Unggle", ſägi, „das cha Jedem bigegnen, und im Grund iſcht d'Margrite ſelber d'Schuld, warum hät ſie die Zwätſchge grad abbiſſen und nid glueget, öb nid en Wurm oder na öppis Füüles drininne ſei. Ich thät das ämmel nie!"

„Ja, du häſcht guet ſäge", meinter. „Sie hät ebe 's Zuetroue gha, daß ere kei ſchlechti Frücht werd gä . . . früli i hett doch z'erſcht ſolle luege — i han allimal na d'Frücht gſchauet, ehni öppperem ggä ha — und iez das mal mueßis vergäſſe, mueßis ſo gſchwind ggä! — Wett biſtimmt lieber, mich hettid zwölfi Wäſchpi gheikt, tauſigmal lieber wettis! — Was mueß ſie au vumer denke!"

Und i tüüfſtem Ungluck wüdeleter alliwil um de tund Tiſch ummen und weißes nid, daß ſini ſiine, wolpflegte Härli ganz verzunslet ſind und daßems Schnupftuech zur Rocktäſchen us faſt bis uf de Bode abe lampet.

„Was mueß ſie au vumer denke? was wird ſie au vumer dheim erzelle?" fahter wieder a.

„Ach, aber i bittedi iez dänn doch, Unggle", ſägi, „ſterbe wird ſie nid dra, dafür chönnt i garantiere."

„Sterbe?" rüeft er und ſtaht ſtill. „A das hant nanigemal ddenkt. — Sterbe? — Ja los, Karl", ſeiter und ſtaht vormi anne, „iſcht nid au ſcho en Apiteegger amem Muggeſtich gſtorben uf der Lippe?"

„Muggeſtich iſcht öppis anders", ſägi, „wer weiß, was die Mugg am Rüſſel gha hät? — Erſchtes. — Dänn iſcht das Wäſchpi inere Zwätſchg inne gſy und die ſind bikanntli nid giftig. Zweites. — Dänn hät das Wäſchpi d'Margrite nid mitem Rüſſel uf d'Zunge gſtoche, ſunder mitem Stachel, und wänn alſo au der Rüſſel vum

Zwätſchgeſaft giftig gſy wär, was aber umügli iſcht, ſe hett das Wäſchpi doch kei Zwätſchgegift im Stachel chönne ha, was? — Drittes!" —

„Ja, das ſcho, aber . . ."

„Drum alſo iſches nu au en ganz gimeine Wäſchpiſtich und d'Margrite lachet villicht iez ſcho drüber. — Schla der iez die Schreckbilder uſem Chopf, Uenggi, chumm, mer mend en Lauf mache, magſcht?"

„'S wirds Gſchidſcht ſy", ſüfzgeter, und mer gönd mitenand. I ha mer alli Müeh ggä, en underwegs z'gerſtreuen und uſz'heitere; öppenemal häter wieder e chli möge lachen, aber bald iſchter wieder verſtuunet und iſcht uſem Waldſträßli emal ungfinnet ines Gümpli ine trätte, wasem ſuſcht gwüß nie paſſiert. — Z'Nacht hanene na en ebigi Lengi ghört i der Wonnſtuben umme laufen und am Morgen iſcht er ſcho bi Tagesabruch gur Hausthür us und iſcht wieder mit kathige Stifle heicho, und 's Kaſi iſcht ſchs ganz chalt gſy. — Er, dä ordeli, pünktli Maa" —

„I meine faſt gar, Sie übertribid e chli, min liebe Herr!" ſeit d'Emma.

„Nid im Mindiſte", erchlärt der Erzeller mit ernſthafter Beſtimmtheit. „Wänn i au ſcho e chli gläcberig erzellt ha mag, ſen iſcht Alles doch wörtli eſo gſy; im Gegetheil, i ha na Vieles gmilderet. — Ja, lached Sie iez nu! — Wenn Sie aber meined, i übertribi, ſe chan i d'Schlußſzene nid woll erzelle — ſuſcht meintid Sie villicht na z'letſcht, es ſei nid nu übertribe, ſunder na gar erfunde. Und ſäb verdienti dänn würkli nid", ſeit de Karl imene Ton, wommä ebeſo guet für Ernſt as für Spaß näh cha.

„Alſo d'Schlußſzene!" lenkt d'Bertha i.

„Nu, minetwege", ſeit de Karl. — „Mitem Ungglen iſchs alliwil bidenklicher worden; es händs efangen au ander Lüüt gmerkt; d'Dienſte händ gflüſtret underenand, was nu au de Herr Heb, und

emal hanis eigenöhrig ghört, daß de Chnecht zur Magd seit: „Katheri, eusi Chatz hät doch viel z'butzen a si die Tag her. — I meine fast, 's gäb en Bsuech." — „Wer?" fraget d'Katheri. — „Frag nu bi 's Fischers obe." — D'Katheri ischt keini vun gmerkigsten und hät de Felix nid verstande; ich aber ha woll gwüßt, was er säge will. — Nu guet. Jez emal ame Morge sitzedmer bim Kasi mit Umständen und i merke dem Ungglen alliwil meh a, daß er öppis usem Herze hät. — Endtli denk i, i wellem helfen und säge: „D'Margrite ischt also wieder ganz gsund?" —

„Ja, gottlob", seiter. „De fahscht grad recht devu a, i ha der scho lang öppis welle säge, Karl!"

„Jez gaht de Schutz los!" denki.

„I bin iez würkli dopplet froh, Karl, daß d' grad bimer bischt, daß grad du bimer bischt, Karl. De häscht mer da vor einiger Ziit gseit, es fehli miner Existenz na 's Tüpfli uf's i — und i ha der dozmal bikännt, Karl, de hebischt recht. Es hät si sider allerhand veränderet ..." seiter und bstäckt.

„Ha, glaubi, e chli öppis gmerkt", sägi hülfriich. „I chönnt mi aber au täuscht ha."

„Meinst sit der Wäschpigschicht? — Nu, de häscht recht, ebe das isches. — I mueßes der iez ufrichtig gstah, Karl, die Sach hätmi meh plaget, as d' glaubscht, und i fürche nu, es werd nüt drus."

„Warum?" fragi.

Der Unggle macht e lengeri Pausen und fahrt mit der Messerspitzen im Hung ummenand. Entli seiter: „'S ischt iez würkli schad, daß di Bertha nid da ischt."

„Säb wär friili nett", sägi. „Aber warum?"

„Lueg", seiter, „i hett es Plänli. Dobe bi's Fischers chann i nid mit der Margrite rede und ere säge, was i möcht und wensche — und zu mir ilade chann i sie au nid woll, das fiel uf. Jez han i

ebe ddenkt, Karl, wenn nu di Bertha da wär, die chönnt ſie lade, ſie well ihres Portrett zeichne . . ."

„Aha!" ſägi.

„Gäll, das wär nid ſen übel?" frageter.

„Gar nid übel", ſägi, „wänn d' mer e guets Wort giſcht, ſe zeichni das Portrett ſelber."

„Jä — chaſcht du dänu zeichne?"

„Das iſcht gar nid nöthig", ſägi.

„Jä aber . . ."

„Lami nu machen, Unggle", ſägi. „Wänn ſoll i ſie portrettiere?"

„Jä aber los doch . . ."

„Säg nu wänn? Hütt? Jez? Z'Mittag? Z'Abig?"

„Am liebſte gli", ſetter, „aber . . ."

„Guet, Unggle", ſägi, „'s ſoll gelte."

Stahnen uf und gahne zur Margriten uſe.

„Tag", ſägi, „wie gahts?"

„O ganz guet wieder", ſeit ſie.

„I hett e Bitt ani", ſägi. „I han e Bruut diheim und die iſcht e bſunderi Fründin vu Portrette und Trachtebildere. — Möchteren es Freudeli mache. — Wettider nid iez villicht ſe guet ſy und öppe morn gſchwind für es Viertelſtündli zu mim Ungglen abe cho, daß i chönnt es Portrettli vuni mache? 'S gaht nid lang, wie gſeit, und Er thättdmer würkli en große Gfallen und miechid miner Bruut e großi Freud."

„Ja, was fallt au dem Herren i?" ſeit ſie, „i glaube, Sie gſpaſſed?"

„Spaſſe nie zur Unzitt", ſägi. „Chönnederi etſchlüüße?"

„Ja", ſeit ſie z'letſcht, „i verreiſe mornemorge bi Zlite."

„Se hettider villicht hütt na es vorigs Viertelſtündli? — Wie gſeit, 's iſcht gli richtig. Wänder ſe guet ſy?"

„'S hät na allerhand Redes bbrucht, bis ſie endtli ja gſeit hät.

— Nu, churz und guet, nach zwo Stunden chunnt ſie. Ich han underdeſſen i der Viſitenſtuben oben en alte Thek und Papiir z'wäg gmacht und Bleiſtift gſpitzt, links Brot parat gleit und der Unggle hät ſi im Näbetzimmer in Sunntiggſtaat gworfe. Ihn häts faſt verſprängt vor Angſt und mich faſt vor Lache.

D'Margrite chunnt alſo, und wo ſie ſo ebefals im ſchönſte Gſtaat i d'Stube tritt, han i gar nid bbrucht en Maler z'ſy, um z'gſeh, daß ſie dem Huus und dere Stube ganz prächtig aſtiend.

„Aha", ſägi, „das iſcht brav. — Wänder ebe ſe guet ſy? — I bin I zum Vorus dankbar. — Wettider villicht da vorne Platz näh?"

Sie nimmt ruehig Platz und thuet überhaupt, wie wänn's ere nüt Neus wär, inere Viſiteſtube z'ſitze. Ich poſtieremi mit mim Thek an es Tiſchli vorere zue, bitte ſie, de Chopf na e chli meh gegem Ofe durre z'ha, und won Alles i der Ordnig iſcht, fahni a dergliche thue und machen en erſtuunli gnothgluegerigs Malergſicht a ſie anne. „Ach, iez hani na öppis vergeſſe", ſägi nach e paar Minute, ſtahnen uf und gahnen i's Näbetzimmer.

„So, Unggle", ſägi, „'s Papiir litt parat."

Er hät würkli allerliebſt usgſeh, der Unggle, i ſim ſinſte Gwändli; aber d'Händſchen und de Huet hantem wieder abgnah; das ſei nid nöthig im eigne Huus. Dänn hanem na alles Herrgottsglück gweuſcht und ha welle gah.

„Nei, bbitti, blib au im Näbetzimmer", ſeiter.

„Wie d' witt", ſägi; er drucktmer d'Hand und gaht i d'Viſiteſtube. Chuum iſcht d'Thür zue, ſe ſtrichimi d'Stägen ab, gahnen i Stahl, lane ſattlen und rite furt, aber nid vor de Feiſchtere verbi, ſuſcht hetſ's en uſem Concept bbracht, dä guet Unggle. Nu, 's Concept iſcht glückli fertig worden und d'Reinſchrift ſtaht da uſem Verlobigsschärtli."

„Aber wie iſches au ggangen eigetli, e chli Röchers möcht i wüſſe“, ſeit d'Emma.

„Ja, das hani nid gfraget. Fraged Sie nen emal ſelber; er chunnt in é paar Wuche zuenis. — Glückli iſchter, ſäb weiß i — und zwar us Herzesgrund. — Nu, ſind Sie iez z'friede mit dere „biggante“ Gſchicht? — Wer chunnt da eſo z'galopiere?“

„Herrjeſes“, rüeft d'Emma und ſchüüßt i d'Höchi.

D'Bertha lachet.

PT 3866 .P7 S3 1880 C.1
Schweizerische Erzählungen /
Stanford University Libraries
3 6105 040 115 649

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004